

B O H E M I A

J A H R B U C H
des
C O L L E G I U M C A R O L I N U M

BAND 16

FESTSCHRIFT
ZUM 80. GEBURTSTAG VON PROF. DR. ERNST SCHWARZ



R. OLDENBOURG VERLAG MÜNCHEN WIEN 1975

© 1975 Collegium Carolinum, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrages, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf photomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung, Verwendung und Auswertung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Werden einzelne Vervielfältigungsstücke für gewerbliche Zwecke hergestellt, ist an das Collegium Carolinum die nach § 54 Abs. 2 UG zu zahlende Vergütung zu entrichten, über deren Höhe das Collegium Carolinum Auskunft gibt.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Herausgegeben im Auftrag des Collegium Carolinum von
Univ.-Prof. Dr. Karl Bosl, München

Schriftleitung: Dr. Gerhard Hanke, 8 München 22, Thierschstraße 11—17/III

Satz, Druck und Einband:

Verlagsdruckerei Michael Laßleben, 8411 Kallmünz

ISBN 3-486-44411-5

INHALT

ABHANDLUNGEN

| | |
|--|-----|
| Bosl, Karl: Ernst Schwarz zum 80. Geburtstag | 9 |
| Bosl, Karl: Die adelige Unfreiheit. Zur Erneuerung der politischen Führungsschichten im Mittelalter | 11 |
| Kostrba-Skalický, Oswald: Vom Sinn der böhmischen Geschichte | 24 |
| Seibt, Ferdinand: Das Toleranzproblem im alten böhmischen Staat | 39 |
| Prinz, Friedrich: Zur französischen Nationswerdung | 51 |
| Preidel, Helmut: Traditionen in der gegenwärtigen Vor- und Frühgeschichtsforschung | 69 |
| Marek, Jiří: Zu der Entwicklung der Physik im postrudolphinischen Prag | 98 |
| Hemmerle, Josef: Hormayr und Böhmen. Aus seinen Briefen an Palacký | 110 |
| Slapnicka, Helmut: Die Amts- und Unterrichtssprache in der Slowakei und die österreichische Regierung | 139 |
| Bachmann, Harald: Joseph M. Baernreither als Sozialpolitiker im alten Österreich. Versuch einer gesellschaftsgeschichtlichen Würdigung | 161 |
| Firt, Julius: Erinnerungen an die Arbeit der tschechoslowakischen Exilregierung in London | 212 |
| Kühnel, Horst: Sprache und Besiedlung der Neuhauser Sprachzunge in Südböhmen | 268 |
| Wolf-Beranek, Hertha: Rings um den Korb im Sudetenland. Eine kultur-, wirtschafts- und sprachgeschichtliche Untersuchung | 278 |
| Meissner, Erhard: Die Benediktinerabtei Sankt Wenzel und das Vikariat Braunau (1938—1948) | 313 |

MISZELLE

| | |
|---|-----|
| Wlaschek, Rudolf M.: Königinhof an der Elbe in Urkunden und urkundlichen Berichten aus dem XIV. Jahrhundert | 357 |
|---|-----|

BERICHT

| | |
|--|-----|
| Tätigkeitsbericht des Collegium Carolinum für 1974 | 365 |
|--|-----|

BUCHBESPRECHUNGEN

| | |
|---|-----|
| Dona Ethnologica. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Leopold Kretzenbacher zum 60. Geburtstag (Hermann Hörger) | 374 |
| Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung. Festschrift für Gerhard Heilfurth zum 60. Geburtstag (Georg R. Schroubek) | 376 |
| Bausteine zur Geschichte Österreichs. Heinrich Benedikt zum 80. Geburtstag (Ferdinand Seibt) | 378 |
| A. Kubinyi: Die Anfänge Ofens (Wilhelm Störmer) | 380 |

| | |
|--|-----|
| Stadt und Stadtherr im 14. Jahrhundert (Hubert Freilinger) | 381 |
| A. Patschovsky: Die Anfänge einer ständigen Inquisition in Böhmen (Hermann Hörger) | 384 |
| E. Franzel: Die Habsburger — Gestalt und Schicksal eines Geschlechts (Harald Bachmann) | 386 |
| A. Lhotsky: Das Zeitalter des Hauses Österreich. Die ersten Jahre der Regierung Ferdinands I. in Österreich (Franz Machilek) | 386 |
| A. Skarka: Fridrich Bridel. Nový a neznámý (Friedrich Prinz) | 388 |
| H. Sundhausen: Der Einfluß der Herderschen Ideen auf die Nationsbildung bei den Völkern der Habsburger Monarchie (Horst Glassl) | 389 |
| C. Göllner: Die siebenbürgische Militärgrenze (Horst Glassl) | 391 |
| Die Habsburgermonarchie 1848—1918. Bd. 1: Die wirtschaftliche Entwicklung (Friedrich Prinz) | 392 |
| L. v. Gogolák: Beiträge zur Geschichte des slowakischen Volkes. Bd. 3: Zwischen den Revolutionen (Harald Bachmann) | 395 |
| A. Toth: Parteien und Reichstagswahlen in Ungarn 1848 bis 1892 (Harald Bachmann) | 397 |
| D. Harrington-Müller: Der Fortschrittsklub im Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrats 1873—1910 (Friedrich Prinz) | 398 |
| K. Möckl: Die Prinzregentenzeit. Gesellschaft und Politik während der Ära des Prinzregenten Luitpold in Bayern (Hermann Rumschöttel) | 399 |
| Brünn, Olmütz, Preßburg — drei Universitätsjubiläen (Helmut Slapnicka) | 403 |
| R. Urban: Die Tschechoslowakische Hussitische Kirche (Hans-Joachim Härtel) | 406 |
| Master of Spies. The Memoirs of General Frantisek Moravec (Toni Herget) | 411 |
| Stosunki Polsko-Niemieckie w historiografii. Teil 1 (Jörg K. Hoensch) | 414 |
| A. Müller / B. Utitz: Deutschland und die Tschechoslowakei (Fritz Peter Habel) | 417 |
| V. Horský: Prag 1968. Systemveränderung und Systemverteidigung (Friedrich Prinz) | 420 |
| ZUSAMMENFASSUNGEN DER ABHANDLUNGEN IN ENGLISCHER SPRACHE | 421 |
| ZUSAMMENFASSUNGEN DER ABHANDLUNGEN IN FRANZÖSISCHER SPRACHE | 428 |
| ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS | 436 |
| PERSONENREGISTER | 437 |

MITARBEITER DES JAHRBUCHES

- Bachmann, Harald, Dr. phil., Fürth/Bay.
Bosl, Karl, Dr. phil., o. Prof. a. d. Univ. München.
Firt, Julius, Dir. i. R., München.
Freilinger, Hubert, Dr. phil., Oberstudiendirektor, Grünwald.
Glassl, Horst, Dr. phil., Univ. Doz. a. d. Univ. München.
Habel, Fritz Peter, Dr. phil., Grafing.
Härtel, Hans-Joachim, Dr. phil., München.
Hemmerle, Josef, Dr. phil., Direktor des Hauptstaatsarchivs, München.
Herget, Toni, Lektor a. J. G. Herder-Institut, Marburg.
Hoensch, Jörg K., Dr. phil., o. Prof. a. d. Univ. Saarbrücken.
Hörger, Helmut, Dr. phil., Wiss. Ass. a. d. Univ. München.
Kostrba-Skalicky, Oswald, Wien.
Kühnel, Horst, Dr. phil., Mitleiter des Sudetendeutschen Wörterbuches Gießen.
Machilek, Franz, Dr. phil., Oberarchivrat im Staatsarchiv Nürnberg.
Marek, Jiří, Dr. phil., Musberg.
Meissner, Erhard, Dr. phil., Gymnasialprof., Bischberg.
Preidel, Helmut, Dr. phil., Prof., Planegg.
Prinz, Friedrich, Dr. phil., o. Prof. a. d. Univ. Saarbrücken.
Rumschöttel, Hermann, Dr. phil., Archivrat i. Staatsarchiv München.
Schroubek, Georg R., Dr. phil., Seminar f. dt. u. vergl. Volkskunde a. d. Univ. München.
Seibt, Ferdinand, Dr. phil., o. Prof. a. d. Univ. Bochum.
Slapnicka, Helmut, Dr. jur., Univ. Doz. a. d. Univ. Graz.
Störmer, Wilhelm, Dr. phil., Univ. Doz. a. d. Univ. München.
Wlaschek, Rudolf M., Dr. phil., Mönchengladbach.
Wolf-Beranek, Hertha, Dr. phil., Leiterin d. Sudetendeutschen Wörterbuches Gießen.

ERNST SCHWARZ ZUM 80. GEBURTSTAG

Im Band 6 des Bohemia Jahrbuches hatten das Collegium Carolinum und der Herausgeber bereits 1965 die Freude, Persönlichkeit und Werk des großen Germanisten und Slawisten Ernst Schwarz aus Anlaß seines 70. Geburtstages ausführlich zu würdigen. Sie sprechen hiemit zum 80. Geburtstag ihre herzlichen Glückwünsche aus und überreichen nun als Festgabe nach dem seinerzeitigen Schriftenverzeichnis eine Festschrift, die den hohen wissenschaftlichen Rang des Jubilars, seine große Bedeutung für die Erforschung und Bewahrung deutschen Kulturgutes in den ehemals böhmischen Ländern, den Dank unseres Forschungsinstitutes herausheben und sichtbar machen soll. In seinen Standardwerken „Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle“, „Sudetendeutsche Sprachräume“, in seiner „Volkstumsgeschichte“ und in den beiden Bänden der „Sudetendeutschen Familiennamen“ hat sich Ernst Schwarz selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt, das auch die Sudetendeutsche Volksgemeinschaft überdauern, ihr Wesen und ihre geistige Leistung bewußt erhalten wird. Sein außerordentlich reiches Schaffen hat sich daneben in einer großen Zahl von Einzelstudien und Aufsätzen, vor allem in zahlreichen Rezensionen niedergeschlagen. Es macht den besonderen Charakter seiner Forschungsarbeit aus, daß er germanische und slawische Sprachwissenschaft verband und dadurch zu vielen Einsichten gelangte, die dem Einweg-Spezialisten auf diesem Felde versperrt sind, auch darum ein echter Sohn der böhmischen Länder, ihrer zweisprachigen Gesellschaft und Kultur. Es kennzeichnet diesen Gelehrten besonders, daß er Sprachgeschichte niemals aus ihrem historischen Kontext löste und daß er versuchte, der Sprachgeschichte deshalb auch chronologische Aussagen abzurufen. Von diesem Geist sind auch seine zahlreichen Studien zur germanischen Stammesgeschichte geprägt. Wissenschaftliche Leistung und Forschung sind ein Dokument auch der Persönlichkeit des großen Germanisten und Slawisten. Sie sind geprägt durch die an Sache und Wort ohne Romantik, Sentiment und Ästhetik geübte Objektivität und Unbestechlichkeit, durch ein kontinuierliches, auf dem klaren Detail begründetes Streben zum Ganzen, durch eine große Universalität des Wissens und der Forschungsziele. Dem großen Germanisten und Slawisten der alten deutschen Universität zu Prag, dem Vorstandsmitglied des Forschungsinstitutes Collegium Carolinum seit Anfängen, dem Wahrer von Kulturgut und geschichtlicher Tradition ist diese Festschrift gewidmet. Sie soll die Verehrung und den Dank ausdrücken, die wir Ernst Schwarz schulden.

München

Karl Bosl

DIE ADELIGE UNFREIHEIT

Zur Erneuerung der politischen Führungsschichten im Mittelalter*

Von Karl Bosl

Das Gros der mittelalterlichen Bevölkerung in Europa, nicht nur in Deutschland, d. h. in der archaischen Epoche mehr als 90—95 Prozent, bestand aus Unfreien = Leibeigenen, deren Leistung und Arbeit es der hauchdünnen aristokratischen Oberschicht und dem Herrenstand, der auch die Kirche, ihr Land und ihre Leute, beherrschte, ermöglichte, ihr Herrenleben zu führen und ihre Herrschaft in Freiheit und legitimer Willkür auszuüben. Diese Leibeigenenschicht oder -klasse war aber beileibe keine amorphe, undifferenzierte Masse, sie hatte auch kein gemeinsames Massenbewußtsein. Das letztere wurde nicht nur verhindert durch den Mangel an Kommunikation, durch das Fehlen wirtschaftlicher Abhängigkeiten innerhalb der Gesellschaft, sondern durch handfeste, sachliche Unterscheidungskriterien. Die Unfreienschichten waren einmal gegliedert durch ihre Zugehörigkeit zu einer herrschaftsbezogenen familia, einem von einem Herrn = König, Adel, Bischof, Abt abhängigen Personalverband. Die Trennwände zwischen diesen familiae = den eigentlichen Grundformen mittelalterlicher Gesellschaftsstruktur waren dicht und hoch, sie haben sich erst seit dem großen Aufbruch der europäischen Gesellschaft im 11. Jahrhundert aufzulösen begonnen, erst von da ab werden Heiraten und Wechsel zwischen den familiae häufiger und leichter. Implizit war damit aber noch ein zweites Kriterium der Differenzierung gegeben, nämlich die Verschiedenartigkeit des Einsatzes der Leistung, der Funktion im Rahmen der jeweiligen Herrschaft. Konkret gesagt, ein König mußte an seiner Pfalz und in seiner Politik, Regierung und Verwaltung für eine Vielzahl von Tätigkeiten und Funktionen eine größere und qualifiziertere Zahl von abhängigen „Dienstleuten“ im allgemeinen Sinne zur Verfügung haben als ein Adelige in seinem Haus und in seiner Herrschaft oder ein (Reichs-)abt. Ähnliche Chancen und Funktionen hatten in fränkischer Zeit nur die Reichsaristokratie der Merowinger und Karolinger oder die Reichskirche seit den Ottonen und Frühsaliern. Unfreiheit ist also verschieden und differenziert nach Macht und Größe der Herrschaft, deren familia sie zugehört; sie ist auch variiert nach Funktion und Leistung, kurz nach den Chancen und Rechten, die die jeweilige Herrschaft zu bieten vermochte. Das allen Unfreien gemeinsame Grundelement ist die Verfügungsge-

* Dieser gesellschaftsstrukturgeschichtliche Beitrag will einen großen Germanisten und Slavisten ehren, der von seiner Sprachwissenschaft immer zu einer Verbindung von Literatur- und Gesellschaftsgeschichte vorgestoßen ist.

walt des Herrn über das Land = die gewere und über die Leute = die munt, d. h. vor allem die Verfügungsgewalt über Arbeitskraft und Arbeitsertrag der Leibeigenen. Das war nur möglich in einer agrarischen Wirtschaft, in einer extrem feudalen Gesellschaftsstruktur und bei einer archaischen, d. h. totalen Mentalität. Mit dem Wandel der Wirtschaftsstruktur, der Differenzierung der feudalen Gesellschaft und des Feudalrechtes, mit dem Einsetzen des ersten rationalen Trends in der Gesellschaft und der ersten Aufklärung in der scholastischen Philosophie und Theologie setzte auch eine mächtige gesellschaftliche Mobilität, horizontal und vertikal, ein; sie veränderte Gesellschafts- und Kulturspiegel und Niveau derart, machte auch das Herrschaftsgefüge und die Starrheit des Denkens und der Lebensformen so flexibel und elastisch, besser durchlässig, daß die Trennwände zwischen den familiae aufweichten und fielen und sich die relative Homogenität der Unfreiheit in neue Stände und Klassen ausdifferenzieren, besser aufzulösen begann.

Unfreiheit ist kaum ein Rechts- und Sozialsystem, sondern eine Folge archaischer Verhältnisse und primitiver Strukturen, ein Ergebnis der archaischen Herrschaftsform. Man kann sie mit Sklaverei nicht vergleichen. Das ist wesentlich durch das Christentum bewirkt worden. Die Kirche verfügte selber über viel Land und über zahlreiche Unfreie und dies seitdem das Christentum römische Reichsreligion, die Kirche Staatskirche und vor allem die Bischöfe Herrschaftsträger zunächst in den Städten und Inhaber ausgedehnter Grundherrschaften geworden waren. Das widersprach aber der christlichen Lehre von der Gleichheit aller Menschen vor Gott. Die reiche und mächtige Herrschaftskirche behalf sich in diesem Dilemma damit, daß sie die Realität der Ungleichheit der Menschen in dieser Welt anerkannte und damit auch die Unfreiheit als gegeben hinnahm, daß sie aber die Auflösung der Ungleichheit und den Triumph der Gleichheit auf den Jüngsten Tag und das Jüngste Gericht verschob. Dadurch daß sie selbst als erste Schutzbefohlene unter den Schutz des Königs und der Mächtigen gestellt war, daß sie pax und iustitia als das gesellschaftliche Programm jeder Herrschaft für alle forderte, schließlich daß sie ihre zahlreichen Leibeigenen human behandeln mußte und damit ein Modell gab, daß sie selber archaische Herrschaft humanisierte, indem sie diese als Amt von Gott und als göttliches Gnadengeschenk stilisierte, hat sie die Stellung der Leibeigenen gehoben und aus extremster Willkür befreit, ihnen ein menschenwürdiges Dasein verschafft, das freilich von moderner Auffassung vom Menschsein und modernem Lebensstandard himmelweit entfernt war. Daß aber Sklavenhandel bis in das höchste Mittelalter getrieben und besonders in slavischen Gebieten auch Sklavenjagden abgehalten wurden, daß Verdun und Venedig, aber auch Regensburg große Umschlagplätze Europas für den Sklavenhandel nach dem maurischen Spanien, nach der Levante und auch nach Europa waren, sollte man nicht vergessen, zudem es genug Belege dafür gibt, z. B. für den bayerisch-österreichischen Donauraum die Raffelstetter Zollordnung zwischen 903 und 906, die deutlich zeigt, daß nicht die Juden die Träger dieses Handels waren. Damit ist die theoretisch-ideologisch-religiöse Auffassung und Wertung der Leibeigenschaft kurz skizziert, doch ist dem noch hinzuzufügen, daß Arbeit an sich

deklassierend wirkte und daß im Verständnis der archaisch-feudalen Gesellschaft allein der Leibeigene sie ausführen könnte. Darum setzte die gesellschaftliche Emanzipation damit ein, daß man den servus vom opus servile = Knechtsarbeit befreite oder daß er sich davon loskaufte; das bedeutete noch nicht persönliche Freiheit, sondern Freiheit von der Verfügungsgewalt des Leihherrn über Arbeitskraft und Arbeitsertrag und damit die Chance für freies Unternehmertum, sparsame Kapitalanhäufung und ein freieres Arbeitsethos, eine Hebung des gesellschaftlichen Prestiges der Arbeit. Weil die Befreiung vom opus servile, die durch Ergebung an den Heiligen einer Kirche und durch Zahlung eines gestaffelten Jahreszinses an diesen neuen fiktiven Leihherrn und seine Institution gewonnen wurde, noch nicht die Aufhebung der Leibeigenschaft, d. h. den Gewinn der persönlichen Freiheit bedeutete, darum nennen süddeutsche Urkunden diesen neuen Status servitus et libertas, also freie Unfreiheit, wenn man Unfreiheit als die Grundstruktur und Befreiung vom opus servile als ersten Aufstieg auffaßt und darum „freie Unfreiheit“ als ersten Emanzipationsvorgang vor allem der Städter, aber, wie viele Quellen zeigen, auch der Landbevölkerung bezeichnet. Von dieser *belegten* Tatsache und Begrifflichkeit ausgehend, ist nur ein kurzer Schritt zur „*adeligen Unfreiheit*“, die ebenso belegt ist, wie sich gleich zeigen wird, sowie zur untersten Klasse der „unfreien Unfreien“, die aber wie die adelige Unfreiheit der Ministerialen und die freie Unfreiheit der urbani, später cives genannten Bürger, ebenfalls eine gesellschaftliche Emanzipation und einen Aufstieg erlebte, der in die Lokalleibeigenschaft der Armen heute einmündete. Für die Einzelheiten dieses ganzen Gesellschaftsprozesses verweise ich auf mein zusammenfassendes Buch „Die Grundlagen der modernen Gesellschaft im Mittelalter“. Eine deutsche Gesellschaftsgeschichte des Mittelalters (Hiersemann, Stuttgart); ich verweise auch auf meine ausführlichen Beiträge zu Aubin/Zorn, Handbuch der deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1. Bd. und zu Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte 1. Bd. In Arbeit ist eine Social history of medieval Europe (bei Thames & Hudson in London).

Die „*adelige Unfreiheit*“, über die ich einführend in eine Strukturanalyse der Gesellschaft sprechen will, ist also nur zu verstehen als Teil, vermutlich als frühester Teil eines erstaunlich tiefgreifenden gesellschaftlichen Emanzipationsprozesses, der der Aufbruchsepoche des Mittelalters von 1050 bis 1300/1350 ihren besonderen Charakter und ihre Basisfunktion bis in das 20. Jahrhundert gibt. Seit dem 10./11. Jahrhundert tritt eine gehobene Schicht im abhängigen Personalverband der familia vorab von König und Reichsbischöfen immer deutlicher in Erscheinung; es ist die im 11. Jahrhundert in Bamberg sogenannte honestior familia. Ihr Weg aus der Leibeigenschaft zur Ministerialität und dann zum niederen Adel ist im wesentlichen auf Deutschland beschränkt gewesen; dieser Prozeß erfolgte im ganzen evolutionär und war nur in bestimmten Phasen von revolutionären Erhebungen begleitet oder angetrieben, er erstreckte sich über mehrere Jahrhunderte. Je größer Wirkungsfeld und Funktion dieser durch Leistung aufsteigenden Gruppe wurden, je mehr die Politik und deren Wandel ihr in die Hände arbeiteten, je stärker sich die Zusammensetzung der

alten Führungsgruppen änderte und diese sich biologisch verbrauchten, diese also bei Intensivierung der Herrschaft ersetzt und ergänzt werden mußten, umso mehr wuchs die innere Dynamik dieses Emanzipationsprozesses. Der gesellschaftliche und politische Aufstieg der Dienstmannen ist ohne allen Zweifel spektakulär, wenn man auch diesen Vorgang nicht losgelöst aus der Struktur sehen darf. Außerdem ist dieser Prozeß in einen großen Zusammenhang eingeeffnet, der damit einsetzt, daß sich aus dem fränkischen Erobereradel heraus ein besonderer Hof-, Pfalz- und Dienstadel entwickelte. Die fränkische Reichs- aristokratie ist ein potenziertes Fall in der Ausbildung höchster Führungsschichten in einem Großreich der Eroberung. Die Sonderentwicklung von Vasallität und Lehenswesen in Deutschland, die straffe Königsherrschaft der Ottonen und frühen Salier, die Verlagerung der Königsherrschaft vom Adel auf die Reichskirche und allmählich auf die Dienstmannen, die durch den Investiturstreit in Deutschland geschaffene Situation, die durch die antikönigliche Adelsfronde erzwungene weitgehende Übertragung großer politischer und administrativer Aufgaben an die Königs- und Reichsministerialen durch Spätsalier und Staufer und in Zusammenhang damit die steigende Dynamik innerhalb der familia imperii, deren Spitzengruppe die Königs- und Reichsministerialen waren, sind als Voraussetzungen und Antriebe für die Erneuerung der Führungsschicht in Deutschland und den Aufstieg nicht nur der Königsministerialität zu benennen. König und Reichskirche schufen hier nur das Modell. Das Aussterben großer mächtiger Dynastengeschlechter im 11. wie im 13. Jahrhundert schuf Lücken und damit Möglichkeiten für neue Schichten, die durch Intensivierung von Herrschaft und Wirtschaft neue Chancen und neue Positionen gewannen. Nachdem die jüngeren und schwächeren Schichten des alten Herrenstandes zu Landesherren oder sonstigen Hoheitsträgern geworden waren, blieb als eigentliche breite Führungsschicht weitgehend der aus der Ministerialität kommende Niederadel, vielfach fälschlich Uradel genannt, übrig; dieser entwickelte auch Herrschaften, vor allem durch Rodung, wie wir das bei den Bolandern und anderen in der Pfalz oder bei den Reichsministerialen im Egerland, Vogtland, Pleißenland oder in der Mark Meißen (Schieckel) deutlich sehen. Vornehmlich aber besetzten sie wichtigste Posten. Sie waren vor allem — und das scheint mir besonders betonenswert — das dynamische Element der Ständebewegung in den Ländern und hier die erste ständische Korporation. Auf Reichsebene gelang ihnen zwar der korporative Zusammenschluß zur Reichsritterschaft mit Reichsunmittelbarkeit und kleinen Herrschaften, aber nicht der Aufstieg zum Reichsstand. Dies war eine Gegenbewegung des Niederadels gegen den sich trotz Verpfändungen stetig intensivierenden Landesstaat. Diese Reichsritterschaft hat in den Reichsbistümern und Hochstiften in der frühen Neuzeit die hohen Stellen der Reichskirche, Bischofsstühle und Domherrenstellen, weitgehend besetzt und beherrscht; sie war der Hauptverfechter des Reichsepiskopalismus im 18. Jahrhundert gegen das römische Papsttum, der Hauptträger einer nationalen Hochkirche in Deutschland. Dieselbe Reichsritterschaft besetzte vielfach auch die hohen Stellen am Kaiserhof.

Natürlich ist die stete Erneuerung der adeligen Führungsschichten und die

Neubildung politischer Eliten nicht nur auf das mittelalterlich-frühneuzeitliche Deutsche Reich beschränkt gewesen. Doch gewann dieser Prozeß seit dem 11./12. Jahrhundert durch den Aufstieg der Ministerialität, auch durch das älteste städtische Verwaltungspatriziat hier eine neue Grundlage. Gesellschaftlicher Aufstieg ist entweder das Ergebnis eines revolutionären Aufbruchs, der alte Führungsschichten beseitigt und Platz für neue schafft, wie in Frankreich nach 1789 oder in Rußland nach 1917, oder die Folge eines langen, akzentuierten Entwicklungsprozesses, der sich meist in aller Stille vollzieht, dessen Phasen, Wirkkräfte und Ausstöße sich nur einer differenzierten Quelleninterpretation unter sachgerechten Perspektiven erschließen.

Die der königlichen familia entstammende Königs- und Reichsministerialität bot Modell, Paradefall, Leitbild, sowie das Königtum in einer späten Phase der Aus- und Entleerung der libertas des römischen Bürgertums, der civitas = Bürgerrecht, auch eine Voraussetzung und ein Modell für die archaische Neubildung dieser libertas zur Königsfreiheit im 8./9. Jahrhundert schuf. Beleg ist der urkundlich festgelegte engste Zusammenhang zwischen Nürnberger Reichs- und Bamberger Hochstiftsministerialität im 12. Jahrhundert, was ich in meinem Beitrag zum Nürnberg-Buch gezeigt habe, das G. Pfeiffer herausgegeben hat. In Kaiserslautern aber muß man auf den Musterfall der Verwendung hoch- und reichskirchlicher Ministerialität von Speyer, Worms, Mainz und Straßburg vorab im italienischen Reichsdienst der Staufer verweisen. Zahlreicher und profiliert treten erstmals servientes (= Diener) genannte Königsdienstmannen unter den Frühsaliern Konrad II. und Heinrich III. auf, die schon prosopographisch so klar zu greifen waren, daß man an sie Ministerialengeschlechter des 12. Jahrhunderts besitzgeschichtlich-genealogisch anschließen kann. In das 11. Jh. fallen auch schon Dienstmannenrechte, eine Parallelerscheinung zu den Hofrechten, z. B. dem Hofrecht des Bischofs Burkard von Worms. Es bedeutete einen großen Fortschritt, daß die servientes jetzt aus der hofrechtlichen Enge und Nivellierung heraustraten, daß sie Dienstgut in der Normalgröße von 3 Hufen erhielten und daß dessen Rechtsqualität zwischen echtem Lehen und unfreiem Leihegut lag; sie wurden jetzt politisch-administrative Organe der Gesellschaft, Wirtschaft und Recht noch weitgehend bestimmenden Königsherrschaft; sie erlangten in den Königsdiplomen zunehmend Publizität und Öffentlichkeitscharakter und traten funktionell den adeligen, aber nicht mehr vollfunktionierenden Amtsträgern ebenbürtig zur Seite. Bald bildeten sich je nach Amt, Funktion und Position auch innerhalb der Königsdienstmannschaft selber Gradunterschiede heraus. Gerade weil sie aus der familia regis kam, wirkte die Königsministerialität wie ein geschlossener Körper. Doch setzt das auch voraus, daß die ministerialische Unfreiheit und Leibeigenschaft eine *qualifizierte Unfreiheit* war. Der Begriff „adelige Unfreiheit“ bietet sich für den Sozial- und Rechtsstand dieser Gruppe darum an, weil die Ministerialen in Ämter, Funktionen und Positionen einrückten, die 100 und 150 Jahre vorher „Hochadelige“ und Reicharistokraten innehatten, die in Königsurkunden des 9./10. Jahrhunderts den Titel „ministeriales“ führten. Das Wort und der Begriff stammen übrigens wie so viele andere, etwa civis, liber, comes, dux, civitas usw., aus

dem spätantiken römischen Staat. Im 12. Jahrhundert nannte man die qualifizierten „Königsdienner“, die nun Ratgeber und Politiker in der nächsten Umgebung des Königs waren, wie jener Henricus cognomento Caput = Heinrich Haupt, Stammvater der RM von Pappenheim, der bei der Aussprache Kaiser Heinrichs V. mit dem Papst im Lateran zugegen war und in hartem Disput auf den Papst mit dem Schwert eindrang. Die gesellschaftliche Bezeichnung „adelige Unfreiheit“ rechtfertigt sich auch deshalb, weil die bedeutenden Ministerialen des Ostarichi schon im 12. Jahrhundert die für den freigeborenen Adel reservierten Titel comes, liber, nobilis, dominus urkundlich führten. Außerdem rangierten in den Stauferurkunden Reichsitaliens die Reichsministerialen als comites, marchiones, duces und als Reichsverweser, wie Markward von Annweiler, der größte unter ihnen, in den Zeugenreihen immer vor dem hohen deutschen Geburtsadel. Die Ministerialität war eben der Träger der salisch-staufischen Reichslandpolitik und Staatspolitik im Inland und Ausland.

Die „Aristokratisierung“ des Hofdienstes, der hohen Politik und Verwaltung im spätkarolingischen Ostfranken und im ottonischen Deutschland läßt vermuten, daß die Frühsalier mit dem in Urkunden benannten, also öffentlichen Einsatz von *servientes* den Versuch machten, den Lehensdienst von der neu konzipierten Konzentration der königlichen Machtmittel auszuschalten; gerade das zeigen die Worte *serviens*, *cliens*, *minister* für diese neuen Leute; diese Worte betonen sachlich den Dienst- und Amtscharakter und die stärkere persönliche Abhängigkeit. Es bahnt sich damit ein neuer Gesellschaftsprozess mit starken Aufstiegstendenzen und großer vertikaler Mobilität an. Nur das Wormser Hofrecht spricht weiter von *ministeriales* neben *servitores* und *ministri*.

Wollte die Reichskirche die große Last von Hoffahrt, Heerfahrt, Beherbergung und Kanzleidienst für das Reich einigermaßen tragen, dann mußte sie ihr reiches Gut und Recht effektiv bewirtschaften und verwalten. Gerade hier bot sie einer Vielzahl von bewährten Menschen aus der Spitzengruppe ihrer zahlreichen *familiae* gute Chancen zur Leistung und zum Aufstieg. Bei Kirchenministerialen des 10. Jahrhunderts kann man außerdem noch mit besonderem Recht von „adeliger Unfreiheit“ sprechen, weil manche von ihnen durch ihre Mütter auch adeliges Blut hatten. Eine Edle Guntpiric schloß zwischen 972 und 976 mit Bischof Abraham von Freising wegen ihrer Kinder aus der Ehe mit einem leibeigenen *famulus* = Hofdiener des Bischofs einen Vertrag, der diesen einen besseren, nämlich dienstmännischen Stand als Inhaber gehobener Hofämter garantieren sollte; die Söhne sollten deshalb ein Dienstlehen erhalten. Leibeigen blieben die Kinder, aber sie wurden in die Spitzengruppe der bischöflichen *familia* wirtschaftlich und gesellschaftlich eingeordnet.

Die Worte *serviens*, *servitor*, *famulus*, *cliens*, *servus* und *minister* rücken ihre Träger, die niedere Hofdiener, Hofamtsverwalter, Verwaltungs- und Gerichtsbeamte waren, in die Nähe der Menschen, die *opus servile* = Knechtsfronarbeit, Hand- und Spanndienste leisteten, Tätigkeiten, die alle durch *servire* ausgedrückt wurden. Aber bei der herausgehobenen Gruppe der *servi fiscali* oder *fiscales*, die auf Königsgut saßen und königliche Leibeigene waren, die auch an die Reichskirche verschenkt wurden, hatte das seine gehobene Be-

deutung; denn aus ihren Reihen wurden die Beamten des Königs genommen. In Worms brauchten *fiscales homines* und *fiscalini*, die an die Bischofskirche tradiert wurden, nur dann dem Bischof *servitium* = Dienst zu leisten, wenn sie in Hofämtern oder als *ministeriales* eingesetzt wurden. Solche *servitores* gab es schon in alten Königs- und Bischofsstädten (*civitates*), wo Bischof und König je eine eigene oder beide zusammen eine gemeinsame Pfalz hatten. Dort bildeten sie eine eigene Gruppe, aus der dann seit der Aufbruchsepoche das älteste städtische Patriziat oder Verwaltungspatriziat hervorging. In einer Urkunde Kaiser Arnulfs von 897 für Bischof und Kloster in der *civitas publica* = Fiskal-Königsstadt Worms wurden *servitores* nämlich *fideles* genannt; sie hatten also einen Treueid geschworen, besaßen *praedia*, Häuser, Äcker, Weinberge in der Bannmeile der Stadt, sie nutzten Stücke des Königsgutes auf Lebenszeit. In einer 2. Urkunde vom gleichen Tag wurden die *servitores* wie *servi fiscalini* behandelt, d. h. verschenkt; letztere waren in einer hofrechtlichen *societas parafridovum* zur Durchführung des Reit- und Kurierdienstes der Wormser Königspfalz genossenschaftlich organisiert. Die *servitores* und die genannte *societas* waren Bestandteile der Königsverwaltung und Hofhaltung in Worms, das ein Zentrum des karolingischen Königsgutes in Ostfranken war. Die obengenannte Verwendung von Reichskirchenministerialen von Speyer, Worms, Mainz, Straßburg, Würzburg zum Reichsdienst, vor allem in Italien, aber nicht nur dort, hat also eine lange Tradition. Die *servitores* der Karolingerpfalz Worms füllten nach ihrem Übergang an den Bischof dessen reichskirchliche Dienstmansschaft, deren Nachfahren im 12. Jahrhundert wieder in die Reichsministerialität zurücktraten. Am Ende des 10. Jahrhunderts hatten diese Leute, wie Ekkehard von St. Gallen schildert, bereits Allüren, Mentalité und Tätigkeit adeliger Herren; sie gingen zur Jagd, traten mit Schilden und Zierwaffen auf, hatten Dienstlehen und überließen die Verwaltungsarbeit den *celleracii*, niederen Gutsbeamten. Daß es sich bei diesen Leuten um *Parvenus* und sehr handfeste, ehrgeizige Typen handelte, verrät uns der Fluch der Bamberger Domherrn über den *orcus ille Otnandus* = den Höllenschlund, der sehr energisch die alten Schenkungen Kaiser Heinrichs II. für Bamberg wieder zum Reich zurücknahm. Die engen Bindungen der unfreien schwertragenden und verwaltenden „Diener“ an Hof und Pfalz und Königsgut gaben einen gehobenen gesellschaftlichen Standard über die ganze *familia regis* und *episcopi* und innerhalb der ganzen Gesellschaft. Der gemeinsame Schwert- und Hofdienst, den der freigeborene Edeling und der leibeigene Königsdienstler gemeinsam ausübten, nivellierte und hob dabei Stellung und Prestige, wenn auch noch nicht den Personalstand des leibeigenen Dieners. Das war die Voraussetzung für den Einsatz dieser Ministerialen in der salisch-staufischen Königs- und Reichslandpolitik (*terrae imperii*) um Kaiserpfalzen, Reichsburgern und in Königsstädten.

Damals hatten diese Leute schon ein eigenes Selbstbewußtsein und gewannen einen eigenen Mythos und ihre eigene Ideologie, besonders dann, wenn der Prozeß in ziemlicher Freiheit und ohne Druck vor sich ging. Daß bei Reichs- und Reichskirchenministerialität schon seit der Wende vom 11. zum 12. Jahrhundert ein starkes kollektives Gruppenbewußtsein und auch genossenschaftliche Orga-

nisation, ein Distanzbewußtsein und ein revolutionäres Aufbegehren gegen die Herren, vorab den Adel, bei den adeligen Dienstmannschaften sich quellenmäßig feststellen läßt, beweist die innere und autonome Dynamik des Prozesses, in dem sich die „adelige“ Oberschicht der „Unfreienklasse“ aus der familia regis, episcopi, abbatis, ducis, comitis, nobilis viri löste und durch Leistung wie Zusammenschluß bewußt neben die alte Herrenschaft trat, so daß sich diese genötigt sah, diese einflußreichen und schon mit ihren Töchtern verheirateten Parvenus in ihren eigenen Gesellschaftskreis, die höfisch-ritterliche Gesellschaft, aufzunehmen, im Ritterstand einen menschlich-gesellschaftlichen Ausgleich durchzuführen. Der große Einbruch, der nach der Mitte des 12. Jahrhunderts der Reichs- und Reichskirchenministerialität und ihrem progressiven Geist in die starren Ordnungen der archaischen Feudalgemeinschaft gelungen war, ist die Folge eines sehr harten Druckes, der auch Mord nicht ausschloß, auf die alten Führungsschichten; der Eintritt in den adelig-höfischen Gesellschaftskreis, in die feudale Ritter- und Lehensgesellschaft wurde immer härter gefordert. Reichsministerialen wie Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach u. a. wurden zu literarischen und politischen Kündern des adelig-höfisch-ritterlichen Gesellschaftsideals und Leitbildes, sie machten die Mentalität dieser nun erweiterten Oberschicht einer neugierigen, erregten und aufgeschlossenen Öffentlichkeit bewußt und transparent. Ihre politische Position und ihr gesellschaftliches Prestige waren bereits so gefestigt, daß sie selber und die adelig-geistliche Elite ihren Aufstieg auch mythologisch-ideologisch-historisch zu verbrämen und zu legitimieren suchten, um ihre Herkunft aus der Leibeigenschaft und Unfreiheit vergessen zu lassen. Das beste Zeugnis dafür bietet die Chronik von Ebersheimmünster, der elsässischen Etichonenstiftung, aus dem Jahre 1163, die in der Kernlandschaft des Staufferreiches, der Oberrheinischen Tiefebene, entstand, wo die vis maxima regni war. Hier wird die mythische Entstehung der Ministerialität so vorgetragen: Nachdem der Römer Julius Caesar die Germanen gewonnen, die Gallier unterworfen, die principes = Herrenstand zu (römischen) senatores, die minores milites = Ministerialen zu Römern = römischen Bürgern gemacht hatte, empfahl er auf einem Hoftag den principes die milites, trug den ersteren auf, die letzteren nicht als servi und famuli = Leibeigene, Diener, Arbeiter zu behandeln, sondern sich als ihre Dienst-, Lehens- und Schutzherrn zu zeigen und sie in den gehobenen ministeria = Dienststellungen = Ämtern zu verwenden. Ich lese hinter diesem Mythos Gesellschaftskritik, die von der Annahme ausgeht, daß die minores milites das eigentliche politisch tragende Element im Staufferreich dargestellt haben wie die römischen Bürger, die cives Romani, d. h. das berechnete und verpflichtete Volk in Waffen. Principes und minores milites sind in Deutschland wie der senatus populusque Romanus der populus = das politisch entscheidende Volk, aus dem die Führungsschicht der principes herausragt. Die Adressaten dieses Appells sind die Herren und Fürsten, von denen eine Quelle aus der Zeit Kaiser Heinrichs V. sagt, daß sie die capita imperii seien. Den Geist, die Mentalität dieser aufsteigenden Führungsschicht der minores milites kennzeichnet der Chronist mit den Worten *nobilis* und *bellicosus*, schreibt ihnen also ein adeliges Prestige und Ab-

stammungsbewußtsein und kriegerischen Kampfgeist zu; diese Ritter schlugen ja die Schlachten und führten die Fehden von König, Bischof, Adel. Der Chronist zeichnet also eine Vasallenschicht, die so gut wie (edel-)frei und schon in die Traditionen und Funktionen der alten Herrschicht hineingewachsen war. Hier haben wir von der Mentalität und dem gesellschaftlichen Bewußtsein her den letzten und schlagendsten Beleg für meine Nomenklatur „*adelige Unfreiheit*“, die damit genau so *quellenmäßig* ist wie die andere gesellschaftliche Kategorie „freie Unfreiheit“. Das allen gemeinsame Substrat ist ja die Unfreiheit und deshalb bleibt als 3. Kategorie eben zur Charakterisierung die unfreie Unfreiheit. Jedenfalls ist es unverkennbar, daß das neuentdeckte römische Staatsrecht und die staufische Wendung zum Sacrum Imperium Romanum dem weltlich-unkirchlichen Reich der Römer die Begriffe und die vergleichenden Denkinhalte für diesen Gesellschaftsmythos geliefert haben.

Handfeste Auftritte gegen den Dynastennadel und die eigenen Dienstherrn mit Mord und Totschlag zeigen die gesellschaftlichen Zündstoffe in diesem Aufstiegsprozeß an. Ich nenne die Grafen Sighard von Burghausen, Ludwig von Mömpelgard und Konrad von Beichlingen, die 1102—1104 von ihren Ministerialen ermordet wurden. Die Pöhlde Reichsannalen nennen es 1146 eine unerhörte Sensation, daß Reichsministerialen und Dienstmannen anderer Herren sich zu Standestagen (colloquia) ohne Aufgebot ihrer Herren zusammenfanden und Schiedsgericht untereinander hielten, also ein starkes genossenschaftliches Bewußtsein entwickelten. Gerade darum war der König gegen solche korporative Aktionen der Ministerialität in Sachsen machtlos. Diese Nachricht beweist, daß über alle Trennwände der familiae von König, Kirche, Adel hinweg die Ministerialität aller Dienstherrn sich als geschlossene Körperschaft verstand und in der Form einer Einung auftrat. Satirisch aber prangerte wieder ein Halbjahrhundert später Reimar von Zweter aus der Schule des Reichsministerialen Walther von der Vogelweide die im Ritterideal längst harmonisierten Geburts- und Gesellschaftsunterschiede an; er war 1220—1245 am Přemyslidenhof in Prag. Bei ihm wurde ein ausgereifter Gesellschaftsprozeß bereits kritisch reflektiert und dem reinen Familien-, Geblüt- und Abstammungsdenken der archaischen Adelsgesellschaft ein geistig-seelisches Gegenbild des Seelennadels entgegengehalten. Das aber zeigt, daß ethische Tat und schöpferische Leistung sich neben gesellschaftlichem Prestige und archaischem Herrtentum durchgesetzt, ja letzteres bereits in der öffentlichen, allgemeinen Meinung überspielt hatten.

Nichts drückt den fortschreitenden Prozeß stärker aus als die Feststellung, daß miles im 11. Jahrhundert noch den freien Vasallen, im 12. Jahrhundert den Ritter ausmachte. Barbarossa vor allem hob die Ministerialität in die höfische Gesellschaft hinein, wenn sie auch noch lange deren untere Ränge bildete. Ein anderes Indiz dafür war es, daß Heiraten zwischen Ministerialen und Edelfräuleins zunächst heimlich, im 11. Jahrhundert oft erzwungen und mit Ausstoßung bestraft, als mesalliance gebrandmarkt, schließlich ungerne geduldet und endlich gebilligt und zugelassen werden mußten, wenn auch die rechtlichen Folgen einer solchen mesalliance dann durch Freilassung bzw. Nobilitierung des ministerialischen Teiles repariert werden mußten. Das aber geschah vor allem, wenn ein

Edelfreier eine reiche und mächtige Ministerialentochter heiratete, aber das Gut über die ministerialischen Kinder nicht an deren Dienst- und Leibherrn, so etwa König und Reich, verlieren wollte. Aber es ist doch bemerkenswert, daß selbst bei den mächtigsten und bedeutendsten RM-Familien wie den Bolandern aus der Pfalz, den Hagen-Münzenberg-Falkensteinern aus Dreieich und Wetterau die Unfreiheit der Geburt noch am Ende des 13. Jahrhunderts rechtlich galt, nicht nur bewußt war. Ich habe zeigen können, daß sich die bayerischen Herzogsministerialen 1293 aus der familia ducis durch Einung mit ihrem Dienstherrn emanzipierten und dadurch frei für die ritterlich-adelige Korporation der landständischen Bewegung wurden. Ich verweise für Einzelheiten auf mein jüngst erschienenenes Buch „Geschichte der Repräsentation in Bayern. Landständische Bewegung, landständische Verfassung, Landesauschuß und altständische Verfassung in Bayern“. Keine noch so große Leistung hat die unfreie Geburt vor dem 14. Jahrhundert beseitigt. Freilassungen kamen vor und waren Lediglassungen aus dem Verband der familia, besonders der familia imperii; Gründe dafür waren Besitzrecht oder Übertritt in fremde familia und Ministerialität. Die Freilassung Markwards von Annweiler, der nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. die Statthalterschaft im regnum utriusque Siciliae für den unmündigen Friedrich II. wahrnahm, möchte ich als Nobilitierung ansprechen, weil er in dieser Gesellschaftsposition seine großen Aufgaben erfüllen konnte. Andererseits darf man aber auch nicht übersehen, daß zwei Jahrzehnte vorher Herzog Welf VI., Oheim Heinrichs des Löwen, seinen Besitz mitsamt den Ministerialen, darunter die seit dem 13. Jahrhundert bedeutenden Waldburg-Zeil in Oberschwaben, an Barbarossa verkaufte, die also RM wurden, die später wie manche andere, Reuß, Schönburg, Pappenheim usw. — zum Reichsfürstenstand aufstiegen.

Der ministerialische Aufstieg aus der gehobenen = adeligen Unfreiheit zum Niederadel vollzog sich allgemein in traditionellen Formen, übernahm alte Normen und erfüllte sie mit neuem Inhalt. Dienst- und Ministerialenrecht ist aus älterem Niedervasallenrecht, strengerer Gehorsams- und Dienstpflicht sowie der Hörigkeit des gehobenen Hofrechts erwachsen; es stand zwischen Hof- und Vasallenrecht, hob den Ministerialen deutlich vom Gesinde ab, das das opus servile verrichtete. Das Gesinde leistete Gehorsam, weil Knechte keine oder nur eine beschränkte Freiheit haben. Die Gefolgschaft war in Treue einst verankert, nicht im Eid, der als Masseneid wohl christlichen Ursprungs war, auch nicht in Stammeseigenschaft. Auch die frühe Vasallität hatte quasierservilen Charakter; das bezeugen noch auf der Stufe ihrer Aristokratisierung Zeremonie und symbolischer Akt des Handgangs sowie die commendatio, die ein Zeichen körperlicher Unterwerfung oder deditio = Waffenstreckung war. Sie war längst Leerform geworden. Die commendatio wurde auch zur Begründung niederer Leihe-, Vasallitäts- und Dienstverhältnisse verwendet. Der Ministeriale leistete kein hominium = Mannschaft, sondern nur fidelitas = Diensteid. Mannschaft leistete er darum nicht, weil er sich als Leibeigener ohnedies in der potestas, Munt, Verfügungsgewalt seines Dienst- und Leibherrn befand; hominium, homagium aber war schon so sehr ein Teil der Begründung des Vasallenverhält-

nisses, also Teil und Symbol des echten Lehensbandes geworden, daß die Anwendung der Mannschaft bei der Sanktion des Ministerialenverhältnisses den ritterlich lebenden Dienstmann, vor allem seine reichen und mächtigen Spitzenvertreter, von selber in den Rechts- und Gesellschaftsstand des freien Vasallen gehoben, ihm ein Präjudiz der Edelfreiheit gegeben hätte. Rechtsformen werden in der Länge der Zeit zu Leerformen eines ganz gegensätzlichen Begriffsinhaltes und Sinns; sie sind häufig inkrustierte Relikte, was Verfassungs- und Rechtsgeschichte so schwierig macht. Formen leben oft viel länger als Inhalte und überdauern Phasen des Prozesses und Wirklichkeiten; sie werden oft zu geheiligten Rechts- und Symbolzeichen.

Dienstrecht und Dienstlehen charakterisieren die Ministerialität und ihre Rechtsform. An sich kann der Dienstmann nur von seinem Dienstherrn, der auch sein Leihherr ist, ein Dienstlehen empfangen. Nimmt er Lehen von fremden Herren, muß er Mannschaft leisten. Die Möglichkeit, zweierlei Arten von Lehen zu tragen, wurde seit dem 12. Jahrhundert anerkannt. Schließlich gab auch der Dienstherr seinem Dienstmann echte Lehen = *beneficia* und empfing dafür *hominium*, *homagium* = Huldigung. Dieser Prozeß verwischte die lehenrechtlichen Grenzen zwischen Dienstlehen und echtem Lehen sowie auch die gesellschaftlichen Schranken zwischen Herrenstand und Dienstmannen in der höfischen Gesellschaft; das echte Lehen wurde für beide Gruppen das gemeinsame rechtlich-gesellschaftliche Substrat, auf dem die Verschmelzung mit den freien Vasallen zum Ritterstand und der Aufstieg zum Niederadel erfolgte. Beide Gruppen begründeten fortan in denselben vasallischen Formen von *fidelitas* und *hominium* ein Lehensverhältnis; dieses aber war ein Verhältnis auf Gegenseitigkeit, garantierte Mitsprache, Widerstandsrecht, Sicherung von Person und Eigen, Freiheit der Herrenwahl, wie uns die englische *Magna Charta Libertatum* von 1215 exemplarisch zeigt. Der Schritt des Ministerialen vom Hofrecht der *familia* zum Lehenrecht des adeligen Vasallen ist spektakulär. Ministerialität war in einem Zwischen- und Hauptstadium gehobenes Hofrecht, das auf einer Garantie beruhte und von einer Genossenschaft repräsentiert war; es war aber auch halbes Lehenrecht, insofern es durch *fidelitas* = Dienstleid, aber nicht durch Mannschaft begründet wurde; an sich ein Paradoxon, daß Mannschaft (*deditio*) Zeichen edelfreier Vasallität wurde. Der adelige Unfreie zahlte die Abgaben des freien Unfreien und der späteren Lokalleibengenschaft, nämlich Kopfzins, Heiratssteuer und Todfallabgabe nicht. Er unterstand auch nicht dem Vogtgericht, sondern war direkt dem Gericht des Herrn unterstellt. Die Begründung eines Ministerialenverhältnisses erfolgte in Städten wie Regensburg, Augsburg, Nürnberg u. anderswo durch freiwillige Übergabe an den Heiligen einer Kirche als fiktiven Leihherrn und durch Loskauf vom alten, realen Leihherrn; dadurch wurde man in die Reihen der *legitimi servientes* und in ihre *lex* aufgenommen, wie 1020 in Aachen vorkam. Dieser Weg ist sicher weitgehend für die Entstehung eines ministerialischen Verwaltungspatriziats, des ältesten Patriziats, entscheidend geworden, wie ich für die genannten drei süddeutschen großen Reichsstädte dargetan habe. Die Väter der Ministerialen waren ihrem Rechts- und Sozialstand, ihren Lebens- und Arbeitsformen

nach proprii = Eigenleute am Herrenhof, die freizügig und frei verfügbar waren, da an keine Scholle und keine Hufe gebunden, allein an den Herrenhof. Sie konnten Vermögen, Liegenschaften, Unfreie, Geld besitzen. Sie waren integrierender Bestandteil des Herrenhauses. Auch diese Klassifizierung ist wichtig für das Verständnis der ministerialischen Struktur und dieses partiellen Gesellschaftsprozesses. So verschieden die einzelnen Ministerialitäten waren, das gesellschaftlich hebende opus speciale für den Herrn war ein allen gemeinsames Grundsubstrat; besonders einheitlich waren RM und Reichskirchenministerialen, da sie gemeinsam aus den fiscales regis herstammten, mit denen sie die Ebersheimer Chronik gleichsetzte. Allen gemeinsam waren die Unfreiheitsmerkmale: Veräußerlichkeit, Ehekonsens, anfängliche Eigentumsunfähigkeit wenigstens zu „Auswärtseigen“, für die ganze Habe aber die Beschränkung zu „Inwärtseigen“, das nur innerhalb der familia und dem Dienstmännchenkreis des einen Herrn verkauft, vertauscht, verliehen werden durfte, schließlich Dienstlehen, das kein echtes Lehen war und eine Normalgröße von 3 Hufen hatte, als besonderes Vorrecht der Gerichtsstand vor dem Herrn, der auch in dessen Interesse lag. Die Ministerialen ließen das Hofrecht hinter sich, als sie aktive und passive Lehensfähigkeit gewannen, als sie begannen große Herrschaften aufzubauen und sie sich als freie Ritterkorporationen in der ständischen Gesellschaft durchsetzten. Das deutsche Lehenrecht war durch Dienstrecht nicht zu verbessern oder zu stützen; deshalb entwickelten die Landesherrn das Amtsrecht, das auf Delegation und Besoldung beruhte. Durch den Erwerb der echten Lehensfähigkeit wurde die Ministerialität zu einem echten Geburtsstand; sie gewann damit Zeugenfähigkeit und Zulassung zum Reinigungseid.

Ritterschaft, Vasallität, Niederadel der Ministerialen waren das Ergebnis eines langen Gesellschaftsprozesses und politischer Entwicklung, auch herrschaftlicher Initiativen, individueller Leistung und korporativen Wollens. Die Hirsauer Mönche, deren Klöster meist die adelige Kastvogtei der Stifter hatten, lehnten die Ministerialität wegen ihrer Weltlichkeit und unentwickelten Humanität ab; das asketisch-reformerische Mönchtum war dem neuen weltlichen Laientum, dem Draufgängertum, Geltungstrieb und der sozialen Unabhängigkeit der Dienstmännchen abgeneigt. Sie witterten wohl zurecht die in diesen Menschen sich regende eigengeprägte, vermutlich sogar unkirchliche oder kirchenfeindliche Religiosität, Selbstgerechtigkeit und ihr autonomes Gewissen. Die Hirsauer entwickelten dafür das Konversen-Laienbrüderinstitut. Die Augustinerchorherren und Zisterzienser hatten kein Verhältnis mehr zu den Ministerialen, die immer mehr zu Repräsentanten der ritterlich-höfischen Kultur und eines neuen Laientums wurden. Die asketische Mönchkirche, die die Seelsorge trug und das religiöse Lebensideal und Leitbild setzte, sagte der archaisch-feudalen Welt und Gesellschaftsordnung den Kampf an; sie blickte dabei auf die emporkommenden Unterschichten, kaum mehr auf die adelige Unfreiheit. Vorkämpfer dieser sehr bewußten und harten antifeudalen Gesellschaftskritik war der Augustiner Chorherr Gerhoh von Reichersberg, über dessen Kritik Anna Lazzarino del Grosso eine ausgezeichnete Studie geschrieben hat. Der Aufstieg der Ministerialität ist Zeichen der Auflösung oder Verwandlung des archaischen Feudalismus.

Als große Figur ragt aus dem gesellschaftlichen Aufstieg Markward von Annweiler, wohl Straßburger Reichskirchenministerialer, als Reichsstatthalter der Staufer in den beiden Sizilien heraus. Neben und nach ihm wären noch Werner von Bolanden und Wölfelin von Hagenau besonders zu nennen. In Markwards hoher politischer Stellung wurde sichtbar, daß die Ministerialen auf dem Wege zum Adel waren. Zur Verstärkung ihres Adelsbewußtseins hat im 13. Jahrhundert am meisten die Entpersönlichung = Verdinglichung des Dienstrechtes und Dienstgutes beigetragen. Die Mitglieder der landständischen Adelskorporationen wurden seit der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert auch persönlich frei; deshalb bezeichnen sie die Quellen dann als liber, vr̄ und vr̄geboren. Im 12./13. Jahrhundert nahmen die Edelfreien noch in den Zeugenreihen der Urkunden und in der Literatur die Bezeichnung liberi für sich allein in Anspruch. Letztlich gewann die Ministerialengruppe ihre führende Stellung vor allem dadurch, daß sie auch geistig-kulturell-schöpferisch war. Trotz mancher geistlichen Anregung ist die Entfaltung und erste Blüte der volkssprachigen Poesie in Deutschland fast ausschließlich von Ministerialen getragen: das Heldenepos, das höfische Epos, die Lyrik des Minnesangs. Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, zwei Reichsministerialen, sprachen aus, was Geist, Bewußtsein, Sprache, Form und Mode der neuen mündigen Laienwelt war. Albertus Magnus, Deutschlands größter Philosoph, Theologe, Naturwissenschaftler im 13. Jh., aus dem RM Geschlecht derer von Bollstädt bei Lauingen, reiht sich ihnen an. Im Gesellschaftsprozeß der Ministerialität zeigt sich modellhaft die strukturelle Verflechtung von Zwängen, Initiativen, innerer Dynamik, Chancen, Leistungen und geistiger Schöpferkraft, die über den Staat zu kultureller Aktion führten.

VOM SINN DER BÖHMISCHEN GESCHICHTE*

Von *Oswald Kostrba-Skalicky*

Aufgefordert worden zu sein, die erste öffentliche Veranstaltung der Gesellschaft zur Förderung der Forschung über die Tschechoslowakei in München zu bestreiten — gerade in München, dieser Stadt, deren Name die Belastung der neugeschichtlichen Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern so unheilvoll symbolisiert —, bedeutet für den Vortragenden zweierlei: eine Ehre, die sich aus der Möglichkeit ergibt, zu Bemühungen, die zum Erlangen wesentlicher Einsichten führen sollen, beizutragen, und auch eine Verpflichtung, einen solchen Beitrag zu leisten, der, ohne Anspruch auf verbindlich-programmatischen Charakter zu erheben, doch einem Abstecken von Teilzielen gleichkommen sollte, das für den Forschungserfolg fördernd wäre. Und für beides, das heißt für die zu gewinnenden Einsichten ebenso wie für den Weg, der zu solchen führen soll, gilt, daß sie für zwei unmittelbar Beteiligte von Nutzen sein sollten, nämlich für das Land, dessen Problematik es zu erforschen heißt, sowie für das Land, in welchem sich aus mancherlei Gründen der Sitz unserer Gesellschaft befindet.

Dies sind äußerst anspruchsvolle Ziele, deren restlose Erfüllung den Rahmen eines Vortrages notgedrungen überschreiten und sprengen muß. Deshalb gebietet ein sachliches Einschätzen der Möglichkeiten von einem Versuch in dieser Richtung, von Anregungen für eine detaillierte Forschung zu sprechen, die die Voraussetzungen für zusammenfassende Einsichten schaffen soll.

Nicht nur das gegebene Thema sondern sein Titel allein illustriert schon am besten das Komplexe der Fragestellung: es soll vom Sinn der „böhmischen“ Geschichte die Rede sein und doch heißt das Territorium, um welches es geht, „Tschechoslowakei“, wobei Böhmen nur eines der Länder, eine der Regionen jenes Staates ist, der während der vergangenen fünfzig Jahre so entscheidend das Schicksal Europas beeinflusste. Und weiter: was ist in der wahrsten Bedeutung des Wortes der „Sinn“ der Geschichte eines Landes oder der Sinn der Geschichte überhaupt? Gibt es oder gab es einen solchen? Kann überhaupt ein solcher zusammenfassend, erklärend, bestätigend und offenbarend wirken?

Diesbezüglich gibt es einige Schulen des Denkens, aus denen ich nur jene Formulierungen herausgreifen möchte, die von der „Bedeutung des geschichtlichen Ablaufs im ganzen“ sprechen, und von der Bemühung und Notwendigkeit, „dem anscheinend Sinnlosen Sinn zu verleihen“.

* Vortrag, der anlässlich der ersten öffentlichen Veranstaltung der Gesellschaft zur Förderung der Forschung über die Tschechoslowakei in der Siemens-Stiftung zu München am 8. Januar 1974 gehalten wurde. Er ist eine individuelle Interpretation des Verfassers, für die er selbst die Verantwortung trägt (Karl Bosl).

Es ist ein beachtliches Phänomen, daß, wenn immer in Böhmen von der „Philosophie“ der böhmischen Geschichte gesprochen wurde und wird, es sich um andere Kategorien handelte und handelt, als es zum Beispiel bei Spengler oder Toynbee der Fall ist. Man sagte und sagt „Philosophie“ und man meint schlicht und einfach eine Antwort auf die Frage nach dem „Sinn des Geschehens“. In dieser Beziehung ist es nicht uninteressant festzustellen, daß eine solche Suche nach dem „Sinn“ des Geschehens im eigenen Lande weder in der französischen, noch russischen, englischen, bulgarischen oder italienischen Geschichte mit so einer Intensität, ich möchte sogar sagen mit so einer andächtigen Besessenheit stattgefunden hat. Es scheint nicht nur die jeweilige Problematik und ihr folgenschwerer und nur allzu häufig enttäuschender Verlauf gewesen zu sein, der diese ungewöhnliche böhmische Hingabe an die Suche nach dem Sinn des Geschehens erklärt, sondern auch die Tatsache, daß man immer wieder den Versuch unternahm, wissenschaftliche Erkenntnis mit einer Aktualisierung der vergangenen, der bereits Geschichte gewordenen Fakten zu verbinden, um so ein politisches Programm zu schaffen oder zu rechtfertigen, das fähig wäre, das Tragische, anscheinend Sinnlose und Vergebliche — also alles das, was als Symptom und Folgeerscheinung von Niederlage und Mißerfolg nach einer annehmbaren und lindernden Erklärung sucht — so zu beantworten, daß noch Raum und Begründung für lebensnotwendige Hoffnung bliebe. Dieser Drang ist recht alt, hat in Böhmen seine Tradition, hat auch klassische Werke hinterlassen, Hypothesen aufgestellt, Lösungen und Verklärungen angeboten. Es sei gleich gesagt, daß alle bisherigen Versuche, eine alles erklärende Generallinie zu finden, Produkte der jeweiligen spezifisch nationalen, politischen, religiösen und sozialen Auseinandersetzungen waren. Alle blieben durch das aktuelle Engagement ihrer Epoche gezeichnet; mancher Versuch einer klärenden Zusammenfassung scheiterte am Mangel oder am Nichtvorhandensein detaillierter Forschungsergebnisse; andere ignorierten die Untersuchung wesentlicher Motive und ihrer objektiven und psychologischen Folgen. Eines war aber allen gemeinsam: der dargebotene „Sinn“ des Geschehens verlor an der nächsten Wende des böhmischen Schicksals seine Gültigkeit, als ob der Blick zurück — von der eben überstandenen Peripetie oder Katastrophe aus — die rückschauende Perspektive verändert hätte.

Diese böhmische Bemühung um das Ausfindigmachen des zusammenfassenden Sinns der eigenen Geschichte geht auf Palacký und seine metaphysisch begründete Ansicht zurück, daß ein objektiv verständlicher Sinn der Geschichte auf philosophisch spekulativem Wege entdeckt werden könne. Auch Herder und der Einfluß seiner romantischen Philosophie sei erwähnt, die den Völkern spezifische geschichtliche Sendungen zuschrieb, so z. B. die Slawen als Träger des humanitären Gedankens sah — etwas was man nach der Erfahrung der letzten Jahrzehnte, die gezeigt haben, daß es keine gültige Prädestination zum Guten oder Bösen unter den Völkern gibt, besser vergißt. Kollár, Palacký, Bolzano und Masaryk übernahmen dieses Schema und es müssen Pekař, Svátek und Nejedlý erwähnt werden, wenn es darum geht aufzuzeigen, wie stark der böhmische Drang, einen zusammenfassenden Sinn der Geschichte zu finden,

war und wie bestimmend — politisch und ideologisch — diese Art von Interpretation in das Leben des böhmischen Raumes eingegriffen hat. Es gab einige — beinahe axiomatische — Behauptungen, z. B. daß der Sinn der tschechischen Geschichte „im ewigen Kampf gegen das Deutschtum“ läge, oder „in der Verkörperung des demokratischen Denkens“, „in der humanitären Mission“, „in der Rolle einer Barriere gegen den deutschen Drang nach Osten“, „in der traditionell fortschrittlichen Sendung der Arbeiterklasse“. Aus diesen Richtungen und mit solchen Rechtfertigungen kamen dann die jeweiligen Interpretationen des aktuellen Geschehens als Waffe in der aktuellen, zeitlich begrenzten Problematik und der Konfrontation mit den Gegnern. Von hier kamen aber auch Legenden und Mythen, Idealisierung und Glorifikation. Und da ohne Ausnahme alle diese Versuche einer Sinnggebung versagen mußten, wenn es um die Zusammenfassung jener Vielfalt der Phänomene ging, die das Geschehen in Mitteleuropa während der vergangenen Jahrhunderte bestimmten, stellte sich immer wieder das Gefühl des Unbehagens ein. Es zeigte sich z. B. vor einem Jahr, im Januar 1973 — und dies sei als ein hoffnungsvolles Kuriosum erwähnt —, bei der gemeinsamen Sitzung der Kollegien für Geschichte der tschechischen und slowakischen Akademien der Wissenschaften in Liblice bei Prag, daß hinter der Bemühung, die Geschichtsschreibung in den Dienst der „Normalisierung“ zu pressen und wieder einmal ein „marxistisches Konzept der nationalen Geschichte“ zu finden, sich unter anderem auch das beunruhigende Gefühl verbarg, daß es bis jetzt auch der marxistischen Historiographie nicht gelungen ist, zusammenfassend und erklärend jene Fragen zu beantworten, die immer wieder gestellt werden und zwar ohne Rücksicht darauf, wer in Böhmen herrscht.

Fragen haben meistens einen Grund. Das trifft auch für die so ungemein hartnäckige Frage nach dem Sinn der eigenen Geschichte zu, die in Böhmen gestellt wird und von der man nicht einmal sagen kann, sie hätte einen tragischen Unterton, denn sie selbst ist Tragik und seit jeher Ausdruck von Verzweiflung. Das war nicht immer so und es genügt, daran zu denken, daß z. B. einst das hussitische Böhmen, anscheinend, für sich den Sinn — programmatisch und mit jenen Einschränkungen, die man sehen muß, wenn man an die Opponenten innerhalb des Landes denkt — als Postulat aufstellte und das nicht gerade kleinlich: die Grenzen waren, wenn dieser Vergleich gestattet ist, die Grenzen des Reiches Gottes. Der Sinn jedenfalls wurde positiv gefaßt oder deklariert und ohne Frage. Die Fragen kamen später mit den Mißerfolgen, mit der scheinbaren Unvereinbarkeit von Absicht und Resultat, mit dem Verschwimmen der sichtbaren Konturen, die die Lebensbereiche einer Gemeinschaft abstecken sollen, mit dem Vergleich des eigenen nationalen und staatlichen Schicksals mit jenem der überschaubaren Umwelt. Die Fragen kamen, als sich die tragischen Folgen der verschiedenen Auf- und Umbrüche in Böhmen zu häufen begannen. Sie kamen mit dem ewigen Anfang, der nirgendshin zu führen scheint als nur in die nächste Enttäuschung, zu neuen Opfern und Katastrophen. Und die Fragen nach dem Sinn des Geschehens scheinen noch eindringlicher geworden zu sein, seitdem die moderne Geschichte der Territorien,

die heute die Tschechoslowakei bilden, ein halbes Jahrhundert (1918—1968) des Geschehens vorweisen kann, das auch dem größten Optimisten die Fähigkeit nehmen müßte, im Bösen das Gute zu sehen.

Ganz kurz gefaßt: außer der erfolgreichen Staatsgründung im Jahre 1918 gab es — vom Gesichtspunkt des Staates und seiner Völker — nur Katastrophen. Ich wage zu behaupten, daß in diesem Raum jeder, der aus jenem Land kommt, als Opfer dieser Katastrophen einzustufen ist, sei es als Opfer der Kapitulation von 1938, der Besetzung von 1939—1945, der Vertreibung von 1945, der Machtübernahme von 1948, der Jahre nachher, oder als Opfer des Jahres 1968. Diese Jahreszahlen sind schon längst zu Chiffren geworden, hinter denen sich wie selbstverständlich Hunderttausende vernichteter Existenzen und Hunderttausende von Toten verbergen und die Frage nach dem „Sinn“ verständlich erscheinen lassen. Einfacher könnte man sagen: da stimmt doch etwas nicht, denn die Vorzeichen zu den Opfergängen und Hinschlachtungen wechselten zu schnell, die Motive wirkten verwirrend und es scheint keine Mechanik zu geben, die eine Fortsetzung verhindern könnte. Man müßte vielleicht das Ziel durch die Fragestellung erreichbarer gestalten: anstatt nach dem Sinn zu fragen, müßte man vielleicht zuerst die Frage stellen, warum es so gekommen ist und ob es so kommen mußte?

Dieser Tage sind es bereits sechs Jahre her, seit jene Entwicklung, die zum „Prager Frühling 1968“ führte, in auch vom Ausland sichtbare Bereiche getreten ist. Vielleicht ist es der allgemeinen Beschleunigung des Geschehens zuzuschreiben, daß die Ereignisse des Jahres 1968 heute in der ČSR bereits unwiderbringlich in der paralysierenden Lethargie — jener Lethargie, die traditionell tschechoslowakischen Niederlagen folgt — untergegangen sind, ebenso untergegangen wie im Bewußtsein des Westens.

Der Verlauf des Jahres 1968 in der Tschechoslowakei — eine Bildergalerie, die alles beinhaltet: guten Willen und minderen Opportunismus, Opferbereitschaft und Verrat, idealistische Begeisterung und schändlichste Spekulation, romantischen Enthusiasmus und niedrigsten Realismus, Patriotismus und Berechnung, soziales Experiment und weltfremden Messianismus, machtpolitische Torheit und gedanklichen Höhenflug, unerträgliche Überheblichkeit und evangelische Demut und schließlich als Krönung, wie immer während der letzten 50 Jahre, totale, widerstandslose, ja schändlich-beschämende Niederlage mit tragischen Folgen für das Land selbst wie auch für Europa. Kurzum, dieses Jahr 1968 war bis heute zwar die letzte, aber bei weitem nicht die erste Rechtfertigung, nach dem „Warum“ des Mißerfolges zu fragen. Ein Vorgang — einzig und allein aus dem Wachsen und Werden seiner Voraussetzungen verständlich — bedeutete für das Land selbst einen ungeheuerlichen Rückschlag bezüglich aller Bemühungen, die auf eine graduelle Wandlung jenes Systems abzielen, das sich noch nie durch Feingefühl und Rücksicht auszeichnete. Und für Europa hinterließ der „Prager Frühling“ die verstärkte Präsenz der sowjetischen Militärmacht und ihr weiteres Vordringen in westlicher Richtung.

Aber gehen wir weiter zurück: 1956, als die ungarische Revolution, ebenso wie der erfolgreiche „Polnische Herbst“ und das bis zum Siedepunkt gestei-

gerte politische Klima der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands — und als Folge die im Westen vollkommen mißverstandene Deklaration einer in sich uneinigen sowjetischen Führung vom 30. Oktober — Voraussetzungen für eine Wende des europäischen Schicksals geschaffen hatten, war Prag zum entscheidenden Element in der weiteren Auseinandersetzung zwischen zwei Welten geworden, die durch die fernen Kapitalen Moskau und Washington nur unvollkommen symbolisiert sind. Die lethargische Haltung der Bevölkerung, die Festigkeit des Prager kommunistischen Regimes, die Unüberwindlichkeit der tschechoslowakischen Grenzen für die Ideen einer Revolte gegen Moskau — so wie auch die westliche Unentschlossenheit — ließen das deklarierte Moskauer Zögern ungenützt vergehen, Ungarn zu einem lokalen und lokalisierbaren Phänomen werden und öffneten so den Weg für die sowjetischen Panzer und zur Niederlage der ungarischen Freiheitskämpfer. Eine entscheidende Schlacht, die das europäische Schicksal für weitere Jahrzehnte entschieden zu haben scheint, wurde aus Gründen verloren, die ihre Erklärung in der böhmischen Geschichte, in der nationalen und sozialen Entwicklung des Landes haben.

Zwanzig Jahre vor dem Prager Frühling und mit gänzlich anders verteilten Rollen der Akteure als 1968 verschwand 1948 die kränkelnde tschechoslowakische Demokratie hinter dem, was man damals „Eiserner Vorhang“ nannte. Die kommunistische Machtübernahme bedeutete nur für eine Minorität einen Sieg, falls es ein Sieg ist, wenn die eigene Kraft hauptsächlich in der Schwäche und Unfähigkeit des Gegners besteht. Als Folge: die Gründung der Nordatlantischen Verteidigungsgemeinschaft, die Petrifikation der Fronten des Kalten Krieges, die einige jener Voraussetzungen schufen, die zu den Persekutionen und Hinschlachtungen der fünfziger Jahre in Osteuropa und zu besonders widerwärtigen Erscheinungen in der ČSSR führten.

Zehn Jahre vorher, 1938, die „Sudetendeutsche Krise“, Prags kampflose Kapitulation, die Preisgabe eines Staates und einer Idee mit allen ihren Folgen. Von außen gesehen nur eine Etappe der sich anbahnenden großen Konfrontation, aber von innen gesehen die bis zur Unlösbarkeit zugespitzte nationale Auseinandersetzung innerhalb des Landes, teils Erbe ungelöster Problematik der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, jedenfalls aber ein Versagen der praktischen Applikation des 1918 aufgestellten Konzeptes für die neugegründete Republik.

Solange ein friedlicher Ablauf der Geschichte garantiert zu sein scheint, muß man sich um sie nicht kümmern. Dies ist eine bequeme Philosophie für idyllische Zeiten. Aber auch wenn der Glaube des Optimisten von Kleinigkeiten genährt wird, dürfte es kaum einer realistischen Einstellung entsprechen, würde man die letzten fünfzig Jahre der böhmischen oder tschechoslowakischen Geschichte als eine Idylle bezeichnen und besonders ihren Einfluß auf das europäische Schicksal bagatellisieren.

Die Reichweite eines jeden Bebens, das Böhmen erschütterte, ist nicht zu unterschätzen und auch durch die bis jetzt getroffene Aufzählung nicht vollkommen erfaßbar. Ein Beispiel: die tschechische, auf die Wiedererlangung der Selbständigkeit abzielende Auslandsaktion 1914—1918 trug durch ihr erfolgreiches

Verlangen nach einer Einbeziehung der Zerstörung Österreich-Ungarns in die Kriegsziele der Entente zur schicksalhaften Neugestaltung Mittel-, Ost- und Südosteuropas ebenso bei, wie das Versagen der tschechoslowakischen militärischen Aktion in Rußland 1918—1919 zu der entscheidenden Festigung der Macht der Sowjets beigetragen hat. Prinzipiell ähnlich Bedeutendes wiederholte sich — wenn auch mit andersartig gesetzten politischen und sozialen Zielen — bei der tschechoslowakischen Auslandsaktion 1939—1945 und durch das Konzipieren und die Durchführung des unmenschlichen Aktes der Vertreibung der böhmischen, mährischen und schlesischen Deutschen 1945—1946.

Es sei hier nur gestreift, daß hundert Jahre bevor Luther vor dem Reichstag in Worms stand, in Böhmen die Einheit der Römischen Kirche für immer gesprengt wurde und Böhmen vor Luther und Calvin den Protestantismus, und vor der Heiligen Johanna den modernen Nationalismus aus der Wiege hob. Es war die hussitische Bewegung, die als erste zu der Zerstörung der mittelalterlichen sozialen Struktur beigetragen hat und in mehr als einer Richtung zur Vorgängerin der französischen und der amerikanischen Revolution geworden ist. Und dies alles — ebenso wie z. B. das Jahr 1968 — bedingt durch spezifisch böhmische Gegebenheiten. In der gleichen vereinfachenden Art — denn es geht ja an erster Stelle um Einsichten in die moderne böhmische Geschichte — sei hier gestreift, daß am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts die Konfrontation zwischen ständischer Regierungsform und dem zentralistisch-absolutistischen Staat von Böhmen ihren Ausgang nahm — ausgelöst durch lokale Problematik —, um Europa in den alles verwandelnden Dreißigjährigen Konflikt zu stürzen.

Aber kehren wir zu der ursprünglichen Fragestellung, zu der Frage nach den Ursachen der Katastrophen in der modernen Geschichte Böhmens zurück. Die entscheidenden Wendepunkte zeigen gemeinsame Züge, doch die vereinfachende, meistens engagierte, sehr häufig rührend-naive Interpretation des Geschehens, sonderbare Irrtümer im Urteilsvermögen der Verantwortlichen, die rasche Folge von Katastrophen und endlich die Willkür jener, die weisungsgebunden den Böhmen ihre eigene Geschichte verdolmetschen, verhinderte erfolgreich die Erkenntnis, daß sich in der modernen böhmischen Geschichte eine klassische Formel wiederholt:

1. das Konzipieren eines „großen Gedankens“,
2. der inkonsequente Versuch seiner Verwirklichung,
3. Konfrontation mit dem Gegner,
4. Kapitulation,
5. Katastrophe,
6. ein neuer Anfang unter schlechteren Voraussetzungen,
7. siehe oben unter 1.

Als 1918 ein böhmischer Staat — in veränderter Form — wieder auf den Landkarten erschien, wurden einige Theorien für seine Wiedergeburt und zukünftige Entwicklung aufgestellt, nur eine nicht, nämlich die, die von der einzigen unbestrittenen Gegebenheit ausgegangen wäre — von einer Gegebenheit,

die vielleicht die einzige war, die das Gestern mit dem damaligen Heute und dem zukünftigen Morgen lückenlos und überzeugend verband —, daß nach drei Jahrhunderten wieder ein selbständiger böhmischer Staat die Herrschaft in jenem carefour de l'Europe übernommen hatte, in dem sich die klassischen strategischen Verbindungen zwischen Nord und Süd, Ost und West in Mitteleuropa kreuzen. Vielleicht müßte noch heute und gerade hier — wo die notwendige Freiheit dafür garantiert ist — das gefragt und beantwortet werden, was einst verabsäumt wurde, nämlich ob die Voraussetzungen für die Erfüllung einer traditionellen Funktion in Mitteleuropa überhaupt noch gegeben waren und ob diese Aufgabe nicht von einem — wie versprochen — föderalisierten Staat besser hätte erfüllt werden können. Eine solche Untersuchung müßte außerhalb der politischen Lyrik und Belletristik vor sich gehen, denn es scheint, daß diese Fragen 1918 und auch nachher nicht gestellt und nicht diskutiert wurden, obwohl man bei T. G. Masaryk Andeutungen findet, die darauf schließen lassen, daß es eben diese Fragen gewesen sein mußten, die zeitweise den ruhigen Schlaf dieses außerordentlichen und wahrscheinlich auch einsamen Mannes störten: Nach dem Zerfall Österreich-Ungarns nämlich, das nicht überlebte, da es nicht fähig war, einen Kompromiß zwischen seinen zehn Nationen, dem wachsenden Nationalismus und einem Staatsgedanken zu finden, sollte die Tschechoslowakei Heimat für sieben Nationen werden, obwohl der Nationalismus aus dem Krieg gestärkt hervorgegangen war.

Es gibt viele Fragen, auf die eine Antwort aus der Erfahrung und nicht aus Büchern kommen muß, und so scheint es nachholungswürdig und wichtig festzustellen, ob nach einer tausendjährigen Trennung der Tschechen und Slowaken das Experiment mit dem gemeinsamen Staat und der „tschechoslowakischen“ Nation zu verantworten war. Weiter dann, ob die territoriale Expansion des neuen Staates bis in die Karpaten und an die Ufer der Donau, und dadurch praktisch bis in die Problematik des Balkans und der Adria, dem historischen Erbe entsprach und nicht nur eine zusätzliche Belastung in einer Situation bedeuten mußte, in der die Minderheitenfrage — vor dem Hintergrund des Nachkriegseuropa — schon mehr als genug Probleme schuf. Und weiter dann die Frage, ob diese neue und für einen böhmischen Staat ahistorische territoriale Problematik nicht ein solideres, realeres und geschichtsnäheres Konzept verlangte als das recht allgemeine Credo der „humanitären Demokratie“, die zwar einem politischen und sozialen Programm Inhalt verleihen kann, aber kaum eine wesentliche Beziehung zu einer Gemeinschaft von Menschen herstellt, die durch realere, gewichtigere und ältere Kriterien definiert bleibt.

Die damals nicht gestellten und sicher nicht ohne Absicht verabsäumten Fragen haben kaum an Aktualität verloren, denn es ist überraschend, wie wenig bis heute geschah, um die tschechoslowakische Version des böhmischen Staates in die klassische nationale und soziale Problematik seiner Länder, Mitteleuropas und schließlich in die machtpolitische Problematik des Kontinents einzufügen. Sieht man von der kommunistischen Partei ab, die das Heil in der Funktion eines Hebels der sowjetischen Machtpolitik sah und sieht, bleibt nur das ausschließlich taktische Konzept des französischen und später sowjetischen Bünd-

nisses d. h. eines Bündnisses mit außermittleuropäischen Mächten, sowie die Zugehörigkeit zum Paktsystem der Kleinen Entente, deren beide andere Mitglieder nicht nur an einer spezifischen innerpolitischen und militärischen Schwäche litten, sondern einen traditionell mitteleuropäischen Staat auch noch zusätzlich mit Konfliktbereichen konfrontierten — Balkan, Adria und Mittelmeer —, die weit außerhalb der Grenzen seiner historischen und auch natürlichen Interessen lagen. Es dürfte schwer fallen, eine überzeugendere Illustration für die Trennung eines Staates von seiner ursprünglichen und geographisch definierten Funktion zu finden. Aber warum und weshalb erreichte die Kritik der damaligen offiziellen Außen- und Innenpolitik nicht mehr, als daß man sie leicht als ketzerische und verdächtige Gedankengänge abtun konnte?

Leichtfertigkeit, Schwäche und Inkonsequenz bestimmten auch die Handhabung der Krise, die sich in den späten dreißiger Jahren zu entwickeln begann und zur Auflösung des sonst so hoffnungsvollen Staates führte. Es ist viel zu einfach und entspricht keineswegs den Tatsachen, die tschechoslowakischen Schwierigkeiten mit den Slowaken und Deutschen, und auch die damalige außenpolitische Konfliktsituation mit dem praktischen und bequemen Hinweis auf den aggressiven Nationalsozialismus Adolf Hitlers abzutun. Es wurde schon behandelt, aber es müßte noch weiter untersucht werden, inwiefern das unentschlossene Schwanken zwischen einer „tschechoslowakischen“ und „tschechisch-slowakischen“ Lösung sowie die unzulängliche Prager Politik gegenüber der Slowakei den Staat tragisch schwächten. Es fehlen auch noch manche Untersuchungen über die Motive und Entwicklung dessen, was als „sudetendeutsches Problem“ einen unheilvollen Klang bekam, obwohl die tschechische Forschung die damaligen komplexen Verhältnisse innerhalb des deutschen Lagers in Böhmen auch weiterhin unbeachtet läßt und nicht zur Kenntnis nehmen will, daß es bis zum letzten Augenblick auch auf dem rechten Flügel der sudetendeutschen Politik „böhmische“ Tendenzen gab, die von Prag ungenützt blieben, und daß die Wähler der aktivistischen Parteien Prag erst dann den Rücken kehrten, als die Regierungspolitik begann, sich mit der Wirtschaftskrise in einer provinziellen Art und Weise zu beschäftigen, die bewies, inwiefern jene traditionelle Funktion des böhmischen Staates unverstanden geblieben war, die da besagte, daß Verantwortung für beide Völker Vorrang hat vor kleinbürgerlichem Kampf um den Arbeitsplatz. Den tschechisch-deutschen Antagonismus ausschließlich vom Gesichtspunkt des Vorabends der Sudetenkrise 1938 oder der Besatzungszeit 1939—1945 zu sehen, entspricht ebensowenig dem geschichtlichen Kontext wie die Rechtfertigung der Kapitulation im September 1938 durch den Hinweis auf den Vertragsbruch Frankreichs und die angebliche Aussichtslosigkeit eines militärischen Widerstandes. Verfügbares Material, das noch detaillierter ausgewertet und ausgearbeitet werden müßte, gibt die Möglichkeit, das politisch aufgebaute „deutsche Gespenst“ ebenso aus dem tschechischen Bewußtsein endgültig zu verdrängen, wie die lähmende Überzeugung, der eigene Staat sei nur ein Spielball der Mächtigen und eigenes Bemühen deshalb sinnlos.

Falls das tschechoslowakische Konzept des Jahres 1918 ein unvollkommen

verwirklichtes Konzept gewesen war, kann etwas Ähnliches von der totgeborenen tschechoslowakischen Demokratie 1945 nicht behauptet werden. Die Regierung, die auf verschlungenen Umwegen aus dem Ausland kam, und die Kräfte, die im Lande selbst sich um die Befreiung bemühten, waren mit der Problematik der Machtübernahme und Machtaufteilung sowie mit der in der Welt sich vollziehenden Polarisierung zwischen Ost und West beschäftigt und so gab es Rache anstatt Gerechtigkeit, Persekution als Mittel zum Aufbau von Machtpositionen und schließlich die unmenschliche Austreibung der Deutschen als Werkzeug einer politischen Strategie, die ebenso gegen die psychologische Basis der tschechoslowakischen Unabhängigkeit gerichtet war wie auch gegen die soziale Befriedung des besiegten und besetzten Deutschlands. Anscheinend gab es keine Zeit, sich mit Konzepten abzugeben, die dem Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Zukunft entsprochen hätten. Die Frage nach Konzepten der damaligen nichtkommunistischen Politik löste höchstens zynische Heiterkeit aus. Es muß festgehalten werden, daß klareres Wissen um die Ziele das Leben kleinerer Staaten und Völker erleichterte. Finnland, im Kriege besiegt, den Sowjets auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, auf Jahrzehnte durch unerträgliche Reparationen und territoriale Verluste geschwächt, schaffte es im Jahr der kommunistischen Machtübernahme in Prag, sogar den allmächtigen Stalin zu überzeugen, daß es besser sei, von einer gewalttätigen Änderung des finnischen Regimes und einer Verletzung der finnischen Grenzen Abstand zu nehmen. Zwei Jahre später, am Tage des kommunistischen Versuches, die Macht in Wien zu übernehmen, trat der sozialdemokratische Präsident Österreichs in der von der Roten Armee besetzten Hauptstadt seines Landes vors Mikrofon und während sowjetische Militärlastkraftwagen kommunistische Kampfgruppen durch die Straßen transportierten, forderte er die Bevölkerung auf, „die Freiheit in ihren Häusern, Fabriken und auf den Straßen zu verteidigen“.

Warum ist so etwas anderswo und nicht in Böhmen möglich gewesen? Wie ist es möglich, daß seit dem Jahr 1956 das ungarische und auch das polnische kommunistische Regime mit dem Bewußtsein leben muß, daß man ein Volk nicht unverantwortlich reizen darf, welches sich erhebt und Widerstand leistet, falls es über die Grenzen des Erträglichen hinaus gepeinigt wird? Rücksichten auf Parteilose, Intellektuelle oder Gläubige führten bis jetzt in diesen zwei Ländern immer zu einer Vermenschlichung und Liberalisierung eines sonst recht unempfindlichen Systems. Aber ist es je geschehen, daß ein totalitäres, seiner Macht sich bewußtes Regime auf seine tschechoslowakische Kolonie Rücksicht genommen hätte?

Das Jahr 1968 brachte Europa eine heute bereits vergessene Ahnung, daß man in der Tschechoslowakei eine neue Variante des Kommunismus erfunden hatte, aber für die Tschechen und Slowaken endete alles genauso wie immer: durch das Erwachen in einer neuen und noch unangenehmeren Unfreiheit und einen Sturz in tiefe und lähmende Lethargie. Warum proklamierte die tschechische Arbeiterklasse 1968 zum Protest gegen den sowjetischen Einmarsch einen einmaligen Generalstreik in der Mittagspause? Und warum scheint die Meinung polnischer Arbeiterinnen in den Webereien an der Ostseeküste mehr

politisches Gewicht zu besitzen als die der Arbeiter der gesamten tschechoslowakischen Schwerindustrie unter Husák?

Die Krisen der Jahre 1938 und 1968 könnte man zur Aufstellung eines Denkmodells des klassischen Versagens herbeiziehen: ein im spirituellen Bereich großzügig konzipierter „großer Wurf“, dessen unvollkommenes Umsetzen in die Wirklichkeit von einem überdimensionierten Glauben an die Macht des Wortes, mangelnder Erfahrung mit adäquater politischer und besonders machtpolitischer Praxis gekennzeichnet ist und dadurch bei der Konfrontation mit vom Gegner angewandten klassischen Mitteln zur Wahrung seiner Machtinteressen sofort in sich zusammenfällt, ohne von den eigenen und zur Verfügung stehenden Machtmitteln Gebrauch zu machen. Auffallend die Diskrepanz zwischen Lippenbekenntnis und adäquatem Einsatz sowie das permanente Taktieren auf Kosten der Prinzipien, wobei die taktischen Mittel provinziellen Charakter haben und der Größe der Auseinandersetzung nicht angemessen sind. In der letzten Phase schließlich ein dem Aufbruch unangemessener, oft grotesker Abgang, gefolgt vom Versuch, Kompromisse mit nicht Kompromißbereiten zu schließen, wodurch ein irreführendes Verwischen der Grenzen zwischen dem Zulässigen und Unzulässigen erfolgt. Es bleibt nicht einmal ein Beispiel, sondern nur Verwirrung, gefolgt von Resignation; diesbezüglich nur das Beispiel der Rechtslage, die durch die Zustimmung aller in der Prager Regierung vertretenen Parteien zum Münchner Abkommen und die willige Zusammenarbeit tschechoslowakischer Kommissionen mit reichsdeutschen Stellen an der Parzelenation des eigenen Staates im Herbst 1938 entstand. Auch die Frage der Kontinuität „Beneš-Hácha“, wie sie sich nach Beneš' diesbezüglicher Erklärung im Oktober 1938 ergab, sowie die Groteske der von den Sowjets 1968 im eigenen Gebäude ausgehobenen Parteiführung und die Unterschriften Dubčeks und Černíks unter ein Gesetz, das lange nach der Besetzung die Persekution ihrer Anhänger ermöglichte, nicht zu sprechen von der in beiden Fällen verabsäumten Möglichkeit, die Entschlossenheit zum militärischen — also klassischen — Widerstand glaubhaft zu demonstrieren oder zu nützen. Hier scheint die Forschung eine aufklärende Aufgabe vorzufinden, denn es scheint lebenswichtig, den Blick auf das Wesentliche zu lenken.

Auch nach 1968 wiederholt sich ein Schauspiel, das seit jeher die Epochen nach den Niederlagen in der modernen böhmischen und tschechoslowakischen Geschichte charakterisierte: anstatt einer kritischen Analyse und eines Versuchs, durch kritischen Blick die Zusammenhänge und Ursachen zu erkennen, wird die Zeit damit vertan, daß man sich publizistisch beklagt, wieder einmal hätte ein unbarmherziges Schicksal die Erlösung der Welt „made in Czechoslovakia“ verhindert. Jeder, dem es aber an der Fähigkeit mangelt, sich an so ausschließlich spirituellen Genüssen zu ergötzen, sowie alle, die in den verkohlten Trümmern des jeweiligen gescheiterten Versuches leben müssen, stehen ratlos, wenn nicht verzweifelt vor solchen Erwägungen und auch vor dem tschechischen Hang zum analytischen Detail, der sich in Abhandlungen darüber äußert, inwiefern das Modell „Prag 1968 westliche Strukturen reformieren könnte“, oder was wohl geschehen wäre, falls der Parteitag vor dem 21. August statt-

gefunden hätte oder die Arbeiterräte mächtiger gewesen wären. Der in dieser Art manifestierte Scharfsinn endet dann unweigerlich in einer Rhetorik, die nur jene geschichtsfremde Ebene der Illusionen petrifiziert, auf der sich das böhmische politische Leben schon viel zu lange und mit viel zu katastrophalen Folgen bewegt, als daß es widerspruchslos hingenommen werden sollte.

Der Widerspruch enthält zwei Forderungen: den Ursprung und die Rolle jenes skeptischen Realismus zu finden, der die fragwürdigen Haltungen an den verhängnisvollen Wendepunkten tarnt, und zweitens das spirituelle Klima zu ändern, in dem sich das politische Denken und Handeln vollzieht. Bisher brachte die Suche nach zusammenfassenden und erklärenden Motiven allzu häufig engagierte Generalisationen und die wenigen Versuche, das Streben nach klärender Einsicht anders anzulegen, trafen nicht nur auf den Widerstand des Politikers im nationalen oder sozialen Kampf — der nach einer geistig und wissenschaftlich verbrämten Waffe suchte —, sondern auch manchmal auf die Kritik des Fachmanns, der detaillierte Erkenntnis in Teilbereichen und lückenlose Reihung von Daten außerhalb des großen Zusammenhanges vorzieht. Und doch scheint — meiner Meinung nach — nur in einer Synthese, d. h. im Sinn nach dem Ganzen, das sich aber auf einwandfreie Forschungsergebnisse stützen muß, der Weg zur Erkenntnis zu liegen. Da gäbe es einige anregende Fragen: inwiefern ist die tschechische Skepsis auf die vielleicht biologische Erfahrung zurückzuführen, die sich aus dem nicht eindeutigen Ausgang — und natürlich auch aus seiner oft larmoyanten populären Interpretation — des hussitischen Aufbruchs ergibt? Inwiefern gibt es vielleicht Parallelen mit ähnlichen Aderlassen — aber anders gearteten Interpretationen — bei anderen Völkern (Napoleonische Kriege)? Und inwiefern ist die traditionelle Provinzialität der tschechischen politischen Praxis auf die Folgen des Erdrutsches des 17. Jahrhunderts zurückzuführen?

Über dreihundert Jahre dauern das Tauziehen der geistigen Nachfolger jener Opponenten, die sich im 17. Jahrhundert in Böhmen gegenüber standen, und die aktualisierenden Interpretationen des einstigen Kampfes zwischen der ständischen Regierungsform und dem zentralistischen und absolutistischen Staat. Die Auswirkung der kosmopolitischen Barockkultur der Gegenreformation sowie ihre sozialen Aspekte dienten ebenso als Rechtfertigung einer Staatsgründung wie zur Erklärung von untilgbaren und tragischen Animositäten zu Völkern, Institutionen und sozialen Klassen. Aber es fehlt immer noch die objektive und auch die psychoanalytische und detaillierte Auswertung dessen, was damals geschah und inwiefern es den weiteren Ablauf der böhmischen Geschichte bis heute beeinflusst. Die traditionelle Art, d. h. auf der einen Seite eine bis zum genußvollen Masochismus gesteigerte und dabei ebenso unpräzise wie unwürdige Hervorhebung der Märtyrerrolle und auf der anderen Seite die kaum zu rechtfertigende Glorifikation, führte nirgendwohin. Und doch bleibt es eine der wichtigsten Forderungen an die Forschung, sich mit den Folgen der Tatsache zu befassen, daß in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts für Böhmen die aktive Rolle in der Staatsführung verloren ging und der Eintritt in eine passive Phase erfolgte — wenn wir an die praktische Ausübung der Macht,

die Verantwortung für staatliche Angelegenheiten und in Kategorien der Machtpolitik denken. Die Frage blieb bis heute unbeantwortet, was die damalige Änderung der sozialen und politischen Strukturen im habsburgischen Böhmen für die Entwicklung und Qualität der Führungseliten der Zukunft bedeutete. Die Glorifizierung der Kleinarbeit und der „Erwecker“ war vielleicht die einzige tolerierte Art, um sich mit einem Phänomen auseinanderzusetzen, das praktisch — meiner Meinung nach und symbolisch ausgedrückt — auch noch für das Debakel von 1968 verantwortlich zeichnet, während es einem Sakrileg gleichkam, den Beweis führen zu wollen, daß das Vegetieren in teilweise unvorstellbaren Niederungen nicht ohne Folgen bleiben konnte. Der mühsame Weg Böhmens in das 20. Jahrhundert mit Meilensteinen langsam und beschwerlich wachsender Institutionen, die für die Nachbarvölker eine Selbstverständlichkeit waren, mußte sich doch auswirken.

Es war ein Pole, Mickiewicz, der es recht präzise erfaßte, als er sein eigenes Volk betrachtete und dann von den Tschechen sagte, sie seien ein „sonderbares Volk von Forschern und Philologen“, ein Volk ohne eigenen Kommerz, Industrie und Armee, ein Volk ohne Staatsmänner. Warum will man sich nicht ehrlich und ohne Scham mit der Tatsache auseinandersetzen, daß in einer Zeit, als die Mitglieder der Prager Akademie der Wissenschaften miteinander ausschließlich deutsch sprachen — denn das Tschechische reichte nicht einmal für die Bezeichnung der Werkzeuge eines Arbeiters —, Händels Oper „Almera“ ihre Premiere hatte, Leibniz seine Schriften veröffentlichte, Bach seine Brandenburgischen Konzerte komponierte, in England die Encyclopedia Britannica erschien und Rousseau seinen „Brief an d'Alambert“ schrieb? Einerseits scheint es mir notwendig, mit dem traditionellen böhmischen Flagellantentum und der vereinfachenden Legende vom „dreihundertjährigen Leiden in den Fängen der schwarz-gelben Hydra“ Schluß zu machen, andererseits sollte aber die Forschung nicht übersehen, daß eben jene dreihundert Jahre eine politische Praxis und psychologische und objektive Haltung hervorbrachten, die auch aus der modernen Geschichte Böhmens nicht verschwinden will. Es ist eben Aufgabe der Forschung, gegen Legenden und kompensierende Stilisationen Stellung zu beziehen, die es — mit tatkräftiger Hilfe jener, die eine engagierte Forschung zur Rechtfertigung ihrer politischen Ziele brauchten — immer wieder erfolgreich verhinderten, logische Schlüsse zu ziehen und den Weg aufzuzeigen, der zur endgültigen und befreienden Trennung von jener politischen Provinzialität führt, in der Böhmen vom 17. bis zum 19. Jahrhundert lebte.

Es gibt eine aufschlußreiche neue Arbeit eines jüngeren amerikanisch-deutschen Historikers, der sich die Mühe nahm, den sozialen Background von 97 Angehörigen der politischen Führungselite der tschechoslowakischen Republik zwischen 1918—1938 zu untersuchen. Die geographische und soziale Herkunft zeigt eine Linie auf, die eine direkte Verbindung zwischen dem Staat des 20. Jahrhunderts und jenen tschechischen Verhältnissen von einst darstellt, die sich — wie ich es einst definierte — „durch Bescheidenheit, Sorge und oft auch Not auszeichneten, durch geduldige Hoffnung, hoffnungslose oft demütigende Armut, dumpfe Bedürftigkeit, überbelegte und unbeheizte Studentenbuden, Al-

mosen als Entgelt, mildtätig gewährten Freitisch . . .“. Dort liegen wahrscheinlich die Wurzeln des tschechischen, jedem Wagnis abholden politischen Realismus, der sich beinahe jeder Schändlichkeit anzupassen weiß, dieses Phänomens, das noch auf seine Analyse ebenso wartet, wie das Phänomen der tschechischen politischen Praxis unter Österreich-Ungarn. Es müßte auf der Suche nicht nach dem „Sinn“ sondern nach der Ursache der tragischen Ereignisse untersucht werden, was diese Praxis eigentlich gewesen war und wie sich das, was sie bestimmte, auf die weitere Entwicklung bis zur heutigen Zeit auswirkt: die damalige totale Reduktion der Aktivitäten auf ausschließlich interne Angelegenheiten, Isolierung von der Außenpolitik und den Maßstäben und Anforderungen des internationalen Lebens, die trügerische Sicherheit im Windschatten des Schutzes, den Wien gegen die Außenwelt gewährte, Vereinsmeierei, Politik innerhalb der politisch beinahe impotenten Parteien, deren Führung absolut loyal gegen den „Erbfeind“ war, mit dem „verhaßten“ Herrscherhaus feierte und trauerte, die lehrte, das Ziel mit Intrige, List, kleinem Betrug, vorgetäuschter Loyalität und mit jenem, das Rückgrat brechenden offiziellen „Ja“ und privatem „Nein“ zu erschleichen. Durch Jahrzehnte wurden damals unverbindlich Fähnlein geschwenkt, Parolen gerufen, die eigene politische Hilf- und Machtlosigkeit mit den Nationalfarben verbrämt. Der kleine persönliche Erfolg, die Suche nach mächtigen Verbündeten, die Unmöglichkeit einer offenen Auseinandersetzung bestimmten das politische Leben. Es fehlte direkte Erfahrung mit dem Apparat und der Technik der Macht, es gab keine Praxis mit der Verantwortung für das eigene Land, kein Denken in den Dimensionen eines Staates und internationaler Konflikte, keine Verantwortung für ein Heer, keine Erfahrung mit der ausgleichenden Gerechtigkeit der Schlachtfelder und ihrem Zusammenhang mit dem Preis der Freiheit, keine langfristigen Konzepte. Die eigene Geschichte wurde damals zu einer leblosen aber umso heroischeren Legende von der hussitischen Größe und dem „Leiden der böhmischen Herren“, die man einst am Altstädter Ring hinrichtete. Das alles zusammen vernebelte endgültig das klare Wissen um die bi-nationale Struktur und politische Funktion des ursprünglichen böhmischen Staates. Außerhalb des geschichtlichen Zusammenhangs wuchs eine defätistische und pazifistische Moral, die sich von der unsachlichen und engagierten Interpretation der vergangenen Mißerfolge nährte und sich notgedrungen angewöhnen mußte, auf wunderbare fremde Hilfe zu warten, die aus dem Gefühl der verzweifelten Machtlosigkeit hinausführen würde. Von da kommen — so meine ich — die psychologischen Voraussetzungen für die spätere so tragische Kleinlichkeit und Naivität, die Irrealität des theoretischen Konzeptes, das Versagen bei der Konfrontation mit der Realität, die Suche nach mächtigen, den Erfolg garantierenden Allianzen — von Riegers Reise nach Paris 1849 bis zu den verschiedenen Pilgerfahrten nach dem weißen und roten Moskau, von den französischen und sowjetischen Allianzen bis zu dem heutigen Hoffen der Hoffnungslosen auf „China, das schon mit den sowjetischen Besatzern aufräumen wird“.

Unter solchen Umständen scheint die Forderung angebracht zu sein, jene Art des Denkens zu verlassen, die zu oft versagte. Erst dann kann es klar wer-

den, daß auch 1968 — wie immer, wenn die politischen Überbauten historischer Staaten einstürzen oder sich ändern, wenn auch nur für kurz aber doch — die unveränderlichen Prinzipien und Gesetze ihrer überzeitlichen und vielleicht transzendentalen Existenz in den Vordergrund treten. Es ist kein Zufall, daß das Wesentliche des Geschehens auch 1968 in direkter Beziehung zu dem ursprünglichen Staat, zu seinen historischen Ländern und seiner grundsätzlichen Problematik stand. Die Aufzählung ist kurz und umfaßt vier Punkte:

1. Das Jahr 1968 brachte das endgültige Ende des traditionellen tschechischen allslawischen Taumels, jener Verzückung, mit der man — trotz prominenter Kritik aus eigenen Reihen — zum weißen oder roten Mütterchen Moskau, zum Thron der Romanoffs oder zum Kreml blickte. Das ist gleichbedeutend mit dem Abwerfen jenes Ballastes, der die neugeschichtlichen Beziehungen Böhmens zu allen anderen Nachbarn unheilvoll belastete. Man wird die Vergangenheit, aber auch die diesbezüglichen Möglichkeiten für die Zukunft untersuchen müssen.

2. Das Jahr 1968 belastete kritisch die Beziehung zwischen den Tschechen und den Slowaken. Es gab zwar schon lange das tschechische Trauma, das durch die slowakische Haltung 1938, den Abfall der Slowakei im Jahr 1939 und die Konflikte zwischen 1945 und 1967 ausgelöst wurde. Aber bis 1968 waren es die Tschechen, die nach Preßburg mit dem Gefühl eines verschmähten Liebhabers blickten. Die Ereignisse 1968 bereicherten den tschechisch-slowakischen Antagonismus um eine Reihe neuer Aspekte, von denen manche in die Bereiche der Geschichte und Politik, andere dann in die Psychologie gehören. Der tschechische Vorwurf, während der kritischen Zeit sei es „in der Slowakei mehr um die Föderalisierung als um die Liberalisierung gegangen“, petrifizierte sich ebenso durch die Ereignisse wie durch die personelle Symbolik und das legale Sprengen der staatlichen Einheit. Zum traditionellen Angewidertsein der Slowaken durch Prag gesellte sich zum erstenmal das symmetrische Gegenstück tschechischer Antipathien für Preßburg; als ob eine schon lange Zeit kränkelnde Beziehung abgestorben wäre. Das Klima hat sich eben in jenen Bereichen bis zur Unkenntlichkeit verändert, die über den Willen zum Zusammenleben entscheiden. Nach fünfzig Jahren hörte der gemeinsame Staat auf, eine axiomatische Voraussetzung für die Selbständigkeit beider Völker zu sein.

3. Das Jahr 1968 brachte die in bezug auf den vorhergehenden Punkt bedeutsame Rückkehr des Landes Mähren in das Spiel der politischen Kräfte. Obwohl auch vom Dubček-Regime aus mancherlei Gründen — besonders wegen slowakischer Proteste — nicht offiziell toleriert, zeigte die Intensität, mit welcher sich der mährische Landespatriotismus auf allen Ebenen durchzusetzen begann, daß sich auch im Unterbewußtsein eines Volkes eine recht genaue Erinnerung an ursprüngliche und natürliche Konzepte erhalten haben muß. Die tschechisch-slowakische Krise und die Renaissance eines mährischen politischen Bewußtseins bereicherten das Spektrum der Realitäten um einen überraschend vitalen Trend zum echten Föderalismus, sei es innerhalb der Grenzen der histo-

rischen Länder der Tschechoslowakei oder aber in einem übernationalen mitteleuropäischen Konzept.

4. 1968 änderte sich die Beziehung zum Deutschtum. Der deutsche Nachbar und der vertriebene Landsmann — nicht durch die DDR, sondern durch die Bundesrepublik repräsentiert — verlor seine negative Funktion in der komplizierten politischen Psychologie der böhmischen Länder gerade bei jener Generation, die über die Zukunft entscheiden wird, falls sie nicht in der Hoffnungslosigkeit der Gegenwart erstickt. Das 1938 geborene deutsche Trauma, dieses liebste Kind der kommunistischen und sowjetischen Politik, ist tot.

Meiner Meinung nach sind dies die wenigen wirklich entscheidenden Folgen des Jahres 1968 und es müßte nachdenklich stimmen, daß sie so eng die Grundzüge des ursprünglichen Staates berühren. Die Grenzen und die Regime mögen sich ändern, doch die Konstanten — so oft und mit so tragischen Folgen mißachtet — bleiben: die geographische Lage der historischen Länder, dieses traditionellen *carefour de l'Europe Central*, durch dessen Territorium die strategisch wichtigen inneren Verbindungen zwischen seinen Nachbarn verlaufen, und ihre Lage und Aufgabe an der Grenze zwischen Slawentum und Deutschtum, zwischen Ost und West.

Ich meine, daß nach den tragischen Irrungen, die nach einer Verankerung dieses Raumes außerhalb Mitteleuropas suchten, Bemühungen einsetzen müßten, um die Rückkehr Böhmens nach Böhmen zu ermöglichen. Diesbezüglich könnte die Forschung helfen, denn das, was Realität werden soll, muß erst in geistigen Bereichen erfaßt und vollzogen werden und Gestalt gewinnen.

DAS TOLERANZPROBLEM IM ALTEN BÖHMISCHEN STAAT

Von Ferdinand Seibt

I

Dies ist noch immer ein Problem für die Erforschung der böhmischen Geschichte, so wie es einst ein Problem dieser Geschichte selber war: Toleranz. Außerhalb der Bohemistik, zum nützlichen, oft erhellenden Vergleich besonders mit den Themen des deutschen Konfessionalismus im 16. Jahrhundert, sind die böhmischen Entwicklungen auch hier wieder einmal augenscheinlich noch kaum beobachtet worden. Das zeigen nicht nur die beiden großen deutschen kirchenhistorischen Nachschlagewerke oder die Forschungsübersicht zur Religionsfreiheit und Toleranz, die Heinrich Lutz kürzlich in Aussicht stellte¹; das belegt auch die umfangreiche Darstellung von J. Lecler aus dem Jahr 1955². Selbst eine deutsche Untersuchung zum josephinischen Toleranzpatent von Reinhold Joseph Wolny übersieht in einer einleitenden Zusammenstellung der Vorgeschichte die böhmische Entwicklung, und sogar Eduard Winter, der 1938 in seinem weitgespannten „Geisteskampf im Sudetenraum“ ganz konzise Aussagen zur Hussitengeschichte bringt, läßt außer acht, daß mit der Geburt des Konfessionalismus in der lateinischen Christenheit durch die hussitische Revolution auch das Toleranzproblem zur Welt gekommen war, vielleicht deshalb, weil der Grundtenor seines Buches dem „religiösen Ringen“ galt³. So ist es kein Wunder, daß die tschechische Geschichtsforschung in den sechziger Jahren, während sie bei interessanten Versuchen zur Neuorientierung an der eigenen Vergangenheit die Hussitenzeit nicht nur als die bislang inaugurierte Revolutionsepöche, sondern auch als Beispiel für Toleranz und Koexistenz zu erfassen suchte, in der Freude über eine solche Entdeckung durch einen ihrer füh-

¹ Die instruktiven Ausführungen zum Stichwort „Toleranz“ sowohl im „Lexikon für Theologie und Kirche“ als auch im evangelischen Parallelunternehmen „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ lassen die böhmischen Entwicklungen außer acht. Auch eine Zusammenstellung wesentlicher Forschungsbeiträge, demnächst von H. Lutz bei der Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft herausgegeben, wird sie nach dem vorliegenden Inhaltsverzeichnis nicht berücksichtigen.

² Die wichtige Darstellung von Lecler, J.: *Histoire de la tolérance au siècle de la Réforme*. 2 Bde. Paris 1955, übergeht die böhmische Problematik vollständig.

³ Wolny, R. J.: *Die josephinische Toleranz unter besonderer Berücksichtigung ihres geistlichen Wegbereiters Johann Leopold Hay*. München 1973, S. 15–18.
Winter, E.: *Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum*. Salzburg 1938, S. 119–131; Winter verwies lediglich S. 143 auf die „religiöse Verträglichkeit“ des Wyseshrader Propstes Johann von Rabstein.

renden Vertreter zu der Formulierung fand, „daß die religiöse Toleranz in Europa erstmals gerade in Böhmen durchgesetzt wurde“⁴.

II

Diese Ansicht, von Robert Kalivoda an der Evangelischen Akademie in Loccum vorgetragen, erfordert wohl vor der historischen zunächst eine begriffliche Klärung. Toleranz läßt sich im gegebenen Zusammenhang zunächst einmal am besten als religiöse Duldsamkeit auffassen, durchaus im Bewußtsein einer tiefen Kluft zwischen diesen und jenen Auffassungen und doch bereit, selbst unüberbrückbare Gegensätze nicht gewaltsam aufzuheben. Eine solche Toleranz begleitet alle ideologischen Dissonanzen als eine über allen möglichen gerade in der historischen Ursachenforschung so gründlich betrachteten Gewaltmaßnahmen oft unbeobachtete Reaktion, als eine der Antworten auf die epochemachenden gedanklichen Frontbildungen. Eugen Lemberg erinnerte kürzlich auf seine anschauliche Weise daran, daß ideologische Systeme wesenhaft auf Polarität und Antagonismus angelegt sind — tertium non datur⁵. Und doch münden ideologische Konflikte in der historischen Realität immer wieder auch in Kompromiß und Toleranz, wie sie das persönliche Temperament oder die politische Lage oder wirtschaftliche Notwendigkeiten oder ideologisch immanente Gesichtspunkte nahelegen. Der Blick der Historiker war aber vielfach zu sehr darauf gerichtet, den Gang der großen Auseinandersetzungen, der lauten Gefechte und der generationenlangen Zwistigkeiten zu verfolgen. Der Entschluß, solchen Konfrontationen auszuweichen, führte demgegenüber nicht selten in den Windschatten der Ereignisse. Auch ließ sich das Zusammenspiel von Ursache und Wirkung auf diesem Feld nicht so leicht erkennen. Und schließlich macht es einen großen Unterschied, wieweit in diesem Zusammenhang eine etablierte Gesellschaftsordnung Toleranz gegen irgendwelche Substrukturen übt, indem sie darauf verzichtet, Konformismus mit Gewalt zu erzwingen, oder wieweit sich andererseits eine solche Substruktur tolerant der gedanklichen oder auch politischen Übermacht einfügt, anstatt sich zum äußersten Widerstand zu entschließen. Die Toleranz der mittelalterlichen Kirche gegenüber den jüdischen Gemeinden im westlichen und mittleren Europa beispielsweise ist eine andere Sache als etwa die Toleranz dieser selben Kirche gegenüber dem Judentum in ihrer Frühzeit im Untergrund des römischen Weltreichs. Jede entspringt anderen Möglichkeiten und Erwägungen. Die Toleranz der Übermacht gegenüber der Minderheit mag viel naheliegender erscheinen, und ist doch sicher schwerer zu üben; die Toleranz der Sekten gegenüber der Allgemeinheit empfiehlt sich zunächst zweifellos aus Selbsterhaltung, aber angesichts der nötigen gedanklichen Selbstabgrenzung ist sie durchaus nicht leicht zu begründen.

Weder die eine noch die andere Toleranz ist „echt“. Das hat das Sprachdenken längst erfaßt, weil es dem alltäglichen Gebrauch für gewöhnlich noch ein

⁴ So Robert Kalivoda, hier zitiert nach Eberhard, W.: Ständepolitik und Konfession. In: Bohemia Sacra. Düsseldorf 1974, S. 222—235, hier S. 230.

⁵ Lemberg, E.: Ideologie und Gesellschaft. Stuttgart 1972, bes. S. 167 ff.

Attribut empfiehlt, das den Opportunismus — und Opportunismus aller Art begleitet die Duldsamkeit nun einmal — auszuschließen beabsichtigt. Man spricht also von „echter“, von „wahrer“ oder „wirklicher“ Toleranz, und das macht wohl Reserven gegenüber dem Begriffsgebrauch an sich schon deutlich genug. Eine solche echte Toleranz sieht bei näherer Betrachtung dann auch tatsächlich aus wie die Quadratur des Kreises. Man kann sie jedenfalls nicht all denen zubilligen, die anderes Denken nicht deshalb duldeten, weil sie politische Gemeinsamkeiten höher stellen mußten, oder weil sie der wirtschaftliche Nutzen dazu anregte, oder weil sie sonst Repressalien fürchten mußten, oder weil ihnen die umstrittenen Gegenpositionen nicht als der Weisheit letzter Schluß erschienen, so wie manche Nachfahren der Stoiker im europäischen Humanismus sich gegenüber der Reformation verhielten, oder wie die Theisten der Aufklärungszeit den religiösen Pluralismus betrachteten, etwa nach Lessings berühmter Fabel von den Drei Ringen. „Echte“ Toleranz nährt sich dagegen vom immanenten Prinzip der Gewaltlosigkeit, im christlichen Bereich immer wieder dort vertreten, wo man versuchte, das Paradoxon der Welt aufzuheben, in der Weltferne der Klöster, kleiner Gemeinden oder großer spekulativer Entwürfe. Weil aber auch da noch endlich ein Gericht verheißen ist über Gut und Böse, ist sie selbst im gedanklichen Bereich eher Absicht und Anstrengung und wohl kaum je ein unbeirrter Vorsatz.

Dementsprechend ist Toleranz aller möglichen ideellen Dissonanzen in Europa natürlich nicht erst im hussitischen Böhmen durchgesetzt worden. Die frühe christliche Kirche lebte selbst davon und hielt sich im allgemeinen daran, während sie ihre eigenen Lehrstreitigkeiten ausdiskutierte, auch noch geraume Zeit später. Der große Augustinus formulierte dann um 400 das Prinzip von der Freiwilligkeit der Bekehrung, aber vom Zwang gegen Apostaten, wie es das Mittelalter übernahm und offensichtlich in Karls Sachsenpolitik oder in der sogenannten Slawenmission auch zur Rechtfertigung umfangreicher Gewaltmaßnahmen benützte⁶. In diesem Sinn fragte Thomas von Aquin, *utrum ritus infidelium sint tolerandi*⁷, und demselben Prinzip entsprach auch die begrenzte Toleranz der Zeit gegen Juden, Moriskaner oder Levantiner. Bekannt sind Toleranzeffekte aus der Begegnung des Abendlandes mit der islamischen Kultur, wie sie paradoxerweise nicht selten die Kreuzzugsbewegung vermittelte. Sie fanden Niederschlag in der französischen und in der deutschen Ritterspekulativ oder etwa in der lateinischen Unterhaltungsliteratur des 12. Jahrhunderts, wovon Walter Map eine gute Anschauung vermittelt⁸.

Weniger bekannt sind Konsequenzen aus solchen Eindrücken von der mensch-

⁶ K a h l, H. D.: *Compelle intrare. Die Wendenpolitik Brunns von Querfurt im Lichte hochmittelalterlichen Missions- und Völkerrechts.* ZfO 4 (1955) 161—401.

⁷ Vgl. T h o m a s v. A q u i n : *Summa theologiae* 2 II q 10 a 11.

⁸ Offensichtlich war die Meinung von einer zwanglosen menschlichen Toleranz gegenüber der islamischen Welt weit verbreitet. Im englischen wie im französischen Hofleben beispielsweise belegt sie neben anderen Autoren besonders die zwanglose Anekdotensammlung des Walter Map; dazu meine Münchner Dissertation 1952.

lichen Gleichwertigkeit im Bereich des, wenn man so sagen darf, zeitgenössischen Völkerrechts. Die Geschichte der abendländischen Kriegsraison ist noch nicht geschrieben. Sie müßte sich unter anderem auch damit beschäftigen, wie das Abendland seine außenpolitischen Unternehmungen im Laufe der Zeiten rechtfertigte, und natürlich bildete der Heidenkrieg dabei ein wichtiges Kapitel, dessen Herleitung Erdmann, Kahl und andere in Einzelheiten gezeigt haben, dessen generelle Begründung in der abendländischen Selbstgerechtigkeit aber jedenfalls nicht unbestritten blieb. So wendet sich Wilhelm von Tyrus, Erzbischof von Jerusalem, im 12. Jahrhundert gegen die Kreuzzugsideologie, nebenbei mit der Anerkennung religiöser Gemeinsamkeiten zwischen Christentum und Islam, weil er ihr einseitige Rechtsvorstellungen zuspricht. Er begreift die islamische Abwehr als eine gleichberechtigte Verteidigung und stellt sich damit gegen die herkömmliche Auffassung, daß es ein *bellum iustum ex utraque parte* nicht geben könne⁹. Weiter noch reichte die Verteidigung außerchristlicher Souveränitätsbegriffe und damit die völkerrechtliche Grundlage für Toleranz in der internationalen Politik zwei Jahrhunderte später bei den Angriffen des Paulus Wladimiri gegen den Deutschen Ritterorden. Wenn sich auch diese Auseinandersetzung mit dem polnisch-preußischen Gegensatz verknüpfte und also von innerabendländischen Interessen genährt wurde, vorgetragen auf demselben Konzil von Konstanz, das sich unnachgiebig gegenüber Hussens Gehorsamsverweigerung verhielt, so war sie doch nicht bloß ein nationaler Reflex¹⁰. Vielmehr entsprangen ihr bereits Dissonanzen zwischen Papst und Ritterorden im späteren 14. Jahrhundert in der Litauerfrage, wo die Kurie ebenfalls sehr duldsame Wege zwischen Mission, Orthodoxie und Heidentum gesucht hatte.

Das alles mag doch wenigstens beispielhaft verdeutlichen, daß dem christlichen Abendland auch vor den Auseinandersetzungen mit dem Hussitismus religiöse Duldsamkeit nicht geradewegs unbekannt war, wenn sich auch im Zug der stärkeren organisatorischen wie gedanklichen Profilierung und Verdichtung der Kirche seit dem 13. Jahrhundert, etwa seit dem Pontifikat des großen Innozenz III., die Reaktion der abendländischen Gesellschaft gegenüber Nonkonformisten im Inneren verfestigt und mit geistlicher und weltlicher Ketzerverfolgung verhärtet hatte. Das Neue am Hussitismus in der Geschichte der lateinischen Christenheit war dagegen der erfolgreiche Widerstand einer nonkonformistischen Gruppe in aller Öffentlichkeit. Das bestimmt den neuen Impuls der Toleranz, außerhalb wie innerhalb des revoltierten Landes.

⁹ Über Wilhelm von Tyrus zuletzt Schwinges, R. C.: Kreuzzugsideologie und Toleranz im Denken Wilhelms von Tyrus. *Saeculum* 25 (1974) 367—385.

¹⁰ Kahl, H. D.: Die völkerrechtliche Lösung der „Heidenfrage“ bei Paulus Wladimiri von Krakau († 1435) und ihre problemgeschichtliche Einordnung. *ZfO* 7 (1958) 161—209. Belch, St.: Paulus Wladimiri and his doctrine concerning international law and politics. 2 Bde. London 1965 mit d. älteren Literatur. — Dazu noch Górski, K.: *Historiczny kontekst myśli Włodkowicza* [Der historische Kontext des Denkens Włodkowicz]. *Znak* (1964) 911—918.

Toleranz, Duldsamkeit abweichender Interpretationen des religiösen Neuaufbruchs, hatten die Reformer selber in ihren eigenen Reihen nötig, kaum daß sie durch Aufruhr im Sommer 1419 zum politischen Faktor geworden waren, der in der Folgezeit im Ablauf der revolutionären Ereignisse in unterschiedlichen Gruppierungen zur beherrschenden Kraft im Lande wurde. Die radikalen Prediger mit ihrem chiliastisch erregten ländlichen Anhang gerieten bekanntlich sehr bald in Gegensätze zu den Prager Reformern, die untereinander wieder ein Meinungsspektrum bildeten vom radikalen Jakobellus von Mies bis zum beinahe katholischen Jan Přeboram. In die Diskussion um den gerechten Krieg zur Verteidigung der Revolution mischte sich gleichzeitig auch die Abwehr von Chiliasmus und allgemeinem Widerstandrecht, und die berühmten vier Prager Artikel von 1420 sind bekanntlich ein Kompromißprodukt, das sich zudem unter den innerhussitischen Spannungen im Laufe der Zeit beträchtlich wandelte¹¹. Von da läßt sich die Reihe der Konfrontationen und Vermittlungen weiterführen, die immer wieder in Situationen geriet, in der die eine Seite die andere duldete, obwohl sie sich nur selbst im Besitz der Heilswahrheit glaubte. Demgegenüber stehen bedrohliche Augenblicke der inneren Auseinandersetzung, bis endlich tatsächlich bei Lipan die Kraft der radikalen Hussiten durch die Gemäßigten gebrochen wurde, aber nicht zugleich ihre religiöse Existenz. Tabor schloß bekanntlich einen Sonderfrieden mit Sigmund und berief sich später auf seine eigenen Kompaktaten, die Diskussion aber führte es fort, in entscheidenden Jahren zwischen 1441 und 1444 noch einmal vor dem Auditorium des Landtags, der erklären sollte, welche Richtung, die Taboriten oder die Gemäßigten unter der Führung Rokycanas, „dem Herrn Jesus Christus näher nachfolgt“¹². Die Taboriten beklagten sich hier, zehn Jahre nach Lipan, daß ihr Widersacher, der vom Landtag gewählte Erzbischof, die weltliche Gewalt gegen sie aufbringe, in Form eines Kleinkrieges gegen sie vorginge, nicht etwa, bei den bekannten Gegensätzen, „modo fraterno et caritativo“¹³. Die Taboriten bedauerten also die mangelnde Toleranz im hussitischen Lager. Einige Jahre später wurden sie tatsächlich gewaltsam vom künftigen „Hussitenkönig“ ausgeschaltet. Aber die innere Dissonanz wurde nun von anderen Kräften getragen, der Utraquismus spaltete sich in links und rechts, die Böhmisches Brüder standen dazu auf als neue Kraft, drei Generationen später überdies noch das Luthertum, und das alles mußte auf der Grundlage der Landeseinheit miteinander leben¹⁴.

¹¹ Nejedlý, Zd.: Prameny k synodám strany pražské a tábořské v letech 1441—1444 [Quellen zu den Synoden der Prager und der Taboriten in den Jahren 1441—1444]. Prag 1900, S. 9 ff. — Neuerdings dazu Lancinger, L.: Čtyři články pražské a podíl universitních mistrů na jejich vývoji [Die vier Prager Artikel und der Anteil der Universitätsmagister an ihrer Entwicklung]. AUC HUCP III/2 (1962) 3—61.

¹² Nejedlý: Prameny 95.

¹³ Ebenda 104.

¹⁴ Diese Entwicklung zeigt Eberhard: Ständepolitik.

Die Basler Kompaktaten erinnerten in einer Formulierung von 1433, noch geraume Zeit vor der Niederlage der Radikalen bei Lipan, an die Toleranzpflicht der Altkirchlichen und der Kelchgläubigen zueinander, auf der Grundlage der gemeinsamen Mutter Kirche¹⁵. Die Kompaktaten brachten im entscheidenden Verhandlungspunkt auch eine interessante Kompromißformel: die Kommunion unter einerlei Gestalt, so wird ausgeführt, sei eigentlich auch als eine Kommunion unter beiderlei zu betrachten, so wie im ganzen Christus Leib und Blut vereinigt sei. Kalivoda weist auf diese Formulierung als Kern der hussitischen Toleranz. Dem hält Eberhard aber treffend entgegen, daß eine solche Formulierung „für eine hussitische Sicht ein reiner Sophismus ist“¹⁶. Augenscheinlich handelt es sich auch um eine genuin katholische Argumentation, denn auf solche Weise hatte schon zweihundert Jahre früher Thomas von Aquin die Abkehr von der Kelchkommunion begründet¹⁷. In diesem Sinn gilt auch der Traktat Rokycanas De corpore Christi von 1436 gar nicht mehr dem Problem des Utraquismus, sondern richtet sich gegen die Taboriten und ihre Negation der Realpräsenz.

Das sind die gedanklichen Voraussetzungen für jene Basler Bestimmung, daß die böhmischen Priester im Sinn der Kompaktaten den Kelchgläubigen auch den Kelch, den Altgläubigen nur das Brot reichen sollten, so daß tatsächlich diese und jene Form der Kommunion aus der Hand desselben Priesters die Gläubigen am Altar hätte versöhnen können. „Quod si non fecerint, non sunt tolerandi . . .“¹⁸.

Von da führt die Auseinandersetzung zwischen Kelchnern und Katholiken in Böhmen immer wieder in Phasen der Duldsamkeit und gegenseitigen Anerkennung, wonach sich die Prager Universität etwa 1434, noch vor der Schlacht bei Lipan, freilich nur mit dem Rudiment von sechs Magistern der konservativen Gruppe, aber im Namen der Gesamtheit, unter Rektor Christian von Prachatitz mit der Kirche versöhnte und dafür die kaiserliche, später 1447 auch durch Nikolaus V. wieder die päpstliche Bestätigung ihrer Privilegien erreichte.

¹⁵ AČ III, S. 399: „... eos tamquam videlicet matris ecclesiae filios reverentes et oboedientes habeant, et fraterna dilectione contractarent.“

Der 1. Artikel der hier zitierten Kompaktaten erläutert: Wer una specie kommuniziere, tue das eigentlich auch sub utraque, den „sub qualibet specie est integer totus Christus“. Das ist, wie Kalivoda richtig erkannte, eine merklliche Veränderung der ursprünglichen hussitischen Forderung, etwa in dem Landtagsbeschuß vom 22. 12. 1433: „... aby přijímaní božího těla a krve jeho swaté užitečné a spasitedlné pod obojí zpuosobú, totiž chleba a wína, všem wuobec křestanuom w Králowství Českého a Markrabství Morawském a na místech těch lidí ktož se nás w té při pridrží, přebywajícím, od kněží řádných swododně bylo podáwáno . . .“

Diese Formulierung richtet sich auf die Kelchkommunion „für alle Christen im Königreich Böhmen und der Markgrafschaft Mähren und an den Orten jener Leute, die sich in diesem Streit auf unserer Seite hielten, wohnend . . .“, das heißt, sie beabsichtigt eine räumliche Trennung der beiden Konfessionen. Die Regelung der Kompaktaten hingegen, die danach formuliert wurde, erlaubt ein ungetrenntes Nebeneinander beider Kommuniionsformen im ganzen Land.

¹⁶ Eberhard: Ständepolitik 230.

¹⁷ Nejedlý: Prameny 10.

¹⁸ AČ III, 430.

Für kurze Zeit wurde sie danach auch wieder von deutschen Katholiken besucht. Aber nicht nur am „rechten“, sondern auch am „linken“ Flügel des Utraquismus gab es entsprechende Toleranzpolitik, so vornehmlich den Beschluß des Kuttenberger Landtags von 1485, bei dem sich Hussiten und Katholiken auf den gegenseitigen Respekt der Kommunionsriten einigten, mit ausdrücklicher Anerkennung der Rechte jedes einzelnen Gläubigen in jeder Pfarrei unter Wahrung der Gewissensfreiheit, podle duověření svého a svědomí¹⁹. Bis zu jenem Höhepunkt gegenseitiger Duldung, auf dem die volle religiöse Gleichberechtigung katholischer und utraquistischer Landeseinwohner unbeschadet ihrer Rechtsstellung, also ausdrücklich und wörtlich auch jedes Grunduntertanen, durch Ständebeschluß garantiert wurde, führte der Weg aber immer wieder einmal durch äußerste Spannungen, ja durch Bürgerkrieg, so daß die tolerante Atmosphäre in kurzer Zeit ebenso wieder umschlagen konnte, so wie der Kuttenberger Landtagsbeschluß 1485 seinerseits die Brüderunion ausdrücklich ausschloß. Das heißt: Grundlage der Toleranz von 1485 bildete die allseitige Anerkennung der Realpräsenz Christi in der Eucharistie, welche gerade die Brüdergemeinde, in dieser Hinsicht Erbe der Taboriten, durch eine nur virtuelle Präsenz ersetzt hatte²⁰. Und den Toleranzakten stehen Gewaltakte gegenüber, mit denen die religiöse und natürlich auch die politische Situation verändert werden sollte, die sich darum entwickelte, so etwa der Handstreich Georgs von Podiebrad auf Prag 1448 oder der sogenannte zweite Prager Fenstersturz von 1483, mit dem sich die Prager „Linkstraquisten“²¹ gegen die Rekatholisierungstendenzen des ersten Jagellonenkönigs auf dem böhmischen Thron zur Wehr setzten und der auch zwei Jahre danach zum Anlaß für die Kuttenberger Toleranzbestimmungen wurde.

Man sieht also die böhmischen Verhältnisse insgesamt in einem Auf und Ab konfessioneller Duldung wie konfessioneller Spaltung, das in mancher Hinsicht sozusagen strukturell das Zeitalter des europäischen Konfessionalismus um hundert Jahre vorwegnahm, als Deutschland wie Frankreich um die Meisterung ähnlicher Fragen rangen, Toleranz manifestierten und wieder aufkündigten, wobei sich geradeso deutlich zeigte, daß Toleranz an sich ideell nicht leicht zu formulieren und historisch kaum zu verwirklichen ist. Andere Motive rückten in den Vordergrund, politische bekanntermaßen wie wirtschaftliche²², ehe in Böhmen wie in Europa die ganze Problematik zugleich mit der ständischen Libertät hinter dem Staatswillen des absoluten Fürstentums zurücktreten mußte.

Insofern erweist sich also der Hinweis des tschechischen Hussitologen Kalivo-

¹⁹ Dazu Eberhard: Ständepolitik 232 mit dem Urteil Kalivodas.

²⁰ Peschke, E.: Die Theologie der böhmischen Brüder in ihrer Frühzeit. Bd. I/1. Stuttgart 1935.

²¹ Diesen Ausdruck empfiehlt aufgrund seiner umfassenden Beobachtungen Eberhard: Ständepolitik 222 f.; vgl. dazu seine Bochumer Dissertation über Stände und Konfession. Ms. Diss. 1974, die demnächst in der Schriftenreihe des Coll. Car. veröffentlicht werden soll.

²² Darüber zuletzt instruktiv Hassinger, E.: Wirtschaftliche Motive und Argumente für religiöse Duldsamkeit im 16. und 17. Jahrhundert. In: Gegenreformation. Darmstadt 1973, S. 332—356.

da auf die böhmische Toleranz als recht fruchtbar für das Studium des Modellcharakters der böhmischen Konfessionskämpfe überhaupt, so wie sich die husitische Revolution ihrerseits, nicht in plumpen Analogien, sondern in umsichtigem, die einzelnen Elemente wägenden Vergleich, mit großem Nutzen in die europäische Revolutionsgeschichte einführen läßt. Der böhmische Weg führte auf Landtagsebene zu den sogenannten Lichtmeß-Artikeln von 1524, mit denen sich der Utraquismus als religiös formierte Ständegemeinde vornehmlich um die Aufhebung seiner inneren Dissonanzen bemühte, und dabei zugleich, wie Eberhard hervorhebt, in rationalem Optimismus „auf die schließliche Durchsetzung der besseren Einsicht ebenso vertraut wie auf das rationale Mittel der Schriftlesung, ein Kennzeichen von ‚Aufklärung‘²³“: „... et se invicem tolerant, donec etiam debiliores ad perfectiorem agnitionem pertinent“²⁴.“ Die *Confessio Bohemica* von 1575 einigte danach alle böhmischen Nichtkatholiken, auch die Brüder mit ihren inzwischen stark calvinistischen Tendenzen, auf ein kaiserlich toleriertes Glaubensbekenntnis, aber die Praxis jener Zeit zeigt in den Augen eines Zeitgenossen eine solche Toleranz doch ein deutliches Stück zurückgefallen gegen jene Bestimmungen, die der Kuttenberger Beschluß von 1485 hundert Jahre zuvor zumindest auf der legislatorischen Ebene sanktioniert hatte. In Religionsdingen, meinte nämlich ein Beobachter aus dieser Zeit, habe ein jeder Herr auf seinem Grund und Boden die Verfügungsfreiheit. Zdeněk Kalista deutete das wohl treffend als die böhmische Variante des „*cuius regio, eius religio*“ im benachbarten Deutschland²⁵. Diese Praxis schränkt doch ein, was sich in der Theorie beobachten läßt und von Kalivoda als der Höhepunkt der böhmischen Toleranzentwicklung bezeichnet wurde²⁶; die Aufnahme auch der dritten europäischen konfessionellen Richtung des Reformationszeitalters, des Calvinismus nämlich, in seiner Gesinnungsgemeinschaft mit dem Brüdertum. Das brachte neben den schon früher tolerierten utraquistischen und lutherischen Konfessionen beim Fortbestand der katholischen Kirche im Land jene vielfältige böhmische Toleranz, welche die Stände garantierten und das katholische Königshaus respektierte. Der Majestätsbrief Kaiser Rudolfs von 1609 bedeutete demgegenüber nichts grundsätzlich Neues, sondern allenfalls verfassungsrechtlich Solideres.

IV

Für gewöhnlich erscheint diese böhmische Toleranz als ein Entgegenkommen der nichtkatholischen Stände gegenüber der katholischen Minderheit im eigenen Land, unter mehr oder minder deutlichem Druck der katholischen Majorität außerhalb Böhmens bis ins 16. Jahrhundert oder der katholischen Dyna-

²³ Eberhard: Ständepolitik 233.

²⁴ FRB VI S. 21 ff.; Art. 9 der sog. Lichtmeß-Artikel vom 29. 1. 1524. Den Hinweis auf diese Stelle verdanke ich Herrn Eberhard.

²⁵ Kalista, Zd.: Die katholische Reform von Hilarius bis zum Weißen Berg. In: *Bohemia Sacra*. Düsseldorf 1974, S. 110—144, hier S. 141.

²⁶ Die Zitate bei Eberhard: Ständepolitik 235.

stien seit 1471. Wichtig ist die Erkenntnis, daß es ebenso eine katholische Toleranzbereitschaft im Lande gegeben hat. Den Anfang machten katholische Barone in der Umgebung König Sigmunds bei der ersten Belagerung Prags im Sommer 1420, die sich um Vermittlung bemühten, *ne tota terra annulletur*, und tatsächlich waren danach auch die Belagerten bereit, einige Magister zur Diskussion um die Vier Artikel zu entsenden, man war, jedenfalls im Kreis der gemäßigten Prager, damals schon zum erstenmal ganz nahe an den Kompaktaten²⁷. Ein halbes Jahrhundert später wandte sich der Propst vom ehrwürdigen Wyschehrad, Prokop von Rabstein, ein kirchentreuer Humanist aus dem Bekanntenkreis des gerade regierenden Papstes Anea Sylvio Piccolomini, und über seinen Bruder — den ebenfalls katholischen Johann von Rabstein, Kanzler des „Hussitenkönigs“ Podiebrad — wohl gut mit den Bahnen der hohen Politik vertraut, gegen die Intentionen eines Bürgerkrieges der katholischen Herrenfronde. Er lehnte sie ab, auch wenn man nach Kirchenrecht den König zwingen könne, die Ketzler zu vertreiben, wie er sagte, wobei er eine Formulierung wählte, bei der das kirchenrechtliche „*compelle intrare*“ mit einem „*expellere*“ korrespondiert. Aber: „*nec scio qua auctoritate id fieri potest . . .*“²⁸. Man muß die moraltheologische und von den Hussitenmagistern ein halbes Jahrhundert früher so gründlich diskutierte Definition des *bellum iustum* kennen, um diesen Satz recht zu verstehen. Danach ist nämlich zum gerechten Krieg die *auctoritas principis* unentbehrlich. Die aber sieht Prokop augenscheinlich beim kirchlich gekrönten Georg von Podiebrad, und Georgs Toleranzpolitik gegenüber Ketzern, wie sie Prokop nennt, scheint ihm ganz verständlich und kein Grund, die Legalität König Georgs zu bezweifeln.

Ein besonderes Kapitel in dem ganzen Zusammenhang verdient die mährische Toleranz, seit 1525 deutschen Täufern verschiedener Schattierungen erwiesen, aus unterschiedlichen Motiven, selbstverständlich besonders auch aus wirtschaftlichen, weil man in dem durch manche Kriegszüge entvölkerten Land Bauern und Handwerker brauchte. Selbst Kardinal Dietrichstein von Olmütz, nach 1620 Wortführer der gewaltsamen Gegenreformation, duldet zuvor Täufer auf seinen Gütern und hatte sogar einen huterischen Leibarzt. Aber mitunter tauchte auch das religiöse Motiv auf in den Stellungnahmen dieser mährischen Toleranz, die Jaroslav von Pernstein 1535 schon ganz allgemein dem König empfohlen hatte, und die 1557 Katharina Zell mit den Worten beschwor: „Die armen Täufer, da Ihr so grimmig zornig über sie seid und die Obrigkeit allenthalben über sie hetzet, wie ein Jäger die Hunde auf ein Wildschwein und Hasen. Sie bekennen doch auch Christum mit uns. Da man sich in einigen Dingen nicht vergleichen können, soll man sie deswegen verfolgen und Christum in ihnen, den sie doch mit Eifer bekennen“²⁹?

²⁷ FRB V, S. 390 nach dem Bericht des Lorenz von Březova. Zum Gang der Ereignisse vgl. demnächst meinen Aufsatz: Vom Vítkov bis zum Vyšehrad, im Historischen Jahrbuch (im Druck).

²⁸ Johann von Rabstein: *Dialogus* (1469), hier zitiert nach Kalista: *Die katholische Reform* 118.

²⁹ Loserth, J.: *Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer*. AÖG 81 (1894), hier S. 71.

Der Universalismus des Jan Amos Comenius fand dann zu einer neuen Grundlage der Toleranz, aber nicht mehr in Böhmen, sondern im Kreis der böhmischen Exulanten. Diese Toleranz führte über das hinaus, was die ungelehrte Katharina Zell mit gütigen Worten beschrieben hatte, nämlich den „Vergleich“ auf der Grundlage des gemeinsamen christlichen Bekenntnisses. Comenius hatte die Arme viel weiter geöffnet, um alle Religiosität zu erfassen, soweit sie nur gottgläubig war. Das war mehr als jene Konkordanzversuche der christlichen Gemeinsamkeiten, wie sie im Jahrhundert der deutschen Reformation von Georg Witzel oder hundert Jahre danach von Georg Calixt betrieben wurden, mit dem Comenius bei den Thorner Religionsgesprächen 1645 wirkte³⁰. Interessanter als die Brücke zwischen dem mährischen Pädagogen und dem Helmstädter Professor ist aber die Verbindung des Comenius mit dem Kapuzinerpater Valerian Magni in derselben Sache, genährt von Magnis Ablehnung jeder Gewaltmission und begleitet von seiner ausgedehnten diplomatischen Tätigkeit während und nach dem Dreißigjährigen Krieg im östlichen Mitteleuropa³¹. Sie ist noch wenig erforscht. Damit ist zudem die Toleranz im böhmischen Barock trotz Dragonaden und Exulanten nicht erschöpft, auch wenn man davon absieht, aus jenem Jahrhundert an der habsburgischen „legenda nera“ zu spinnen, das doch in Frankreich die Aufhebung des Ediktes von Nantes erlebte, in der Oberpfalz eine ähnliche Unterdrückung der Ständeopposition wie in Böhmen, das achthundert protestantische Familien aus der Steiermark ins Exil trieb, ebenso wie nun endgültig die mährischen Täufer, aber gleichzeitig im Prager Frieden 1635 eine bemerkenswerte konfessionelle Toleranz im böhmischen Kronland Schlesien stabilisierte. Toleranz in Böhmen im sogenannten dunklen Zeitalter des Barock ist in vieler Hinsicht noch ein Forschungsproblem. Sie bemühte sich nicht nur in der großen und bekannten Auseinandersetzung auf diplomatischem Parkett um eine milde Form der Rekatholisierung, sondern sie hinterließ auch ihre Zeugnisse und Aktionen auf Kanzeln, auf Schlössern und in Amtsstuben, deren Ertrag erst noch gesichtet und gesammelt werden will.

V

Immerhin blieb in Böhmen und Mähren offensichtlich die Mehrkonfessionalität erhalten, im Untergrund zumindest und in fadenscheinigen Traditionen, ehe sie im 18. Jahrhundert durch die Pietisten-Literatur aus Deutschland und durch die Protestantenmission aus Ungarn wiederbelebt wurde. Auch das berühmte josephinische Toleranzpatent von 1781 entspringt teils der Einsicht in

³⁰ Blekastad, M.: Comenius. Oslo 1969, S. 404 ff. — Zur neuesten Kenntnis über den katholischen Toleranztheologen Witzel vgl. die soeben begonnene Schriftenreihe zur Förderung der Georg-Witzel-Forschung Bd. 1 (1975) und Trusen, W. in: Fuldaer Geschichtsblätter 50 (1974) 50—65.

³¹ Eine weitgreifende Übersicht dieser Entwicklung bei Blekastad; eine knappe Skizze über Comenius habe ich in Kindlers Lexikon: Die Großen der Weltgeschichte. Bd. 5. Zürich 1974, S. 695—707, versucht.

Notwendigkeiten, die man für übergeordnet ansah, und teils dem unmittelbaren Druck eines drohenden Aufstands. Von den Ursachen dieses Aufstands in der mährischen Walachei hatte F. Bednář schon vor fünfzig Jahren berichtet. Drei katholische Missionare, Angehörige des aufgehobenen Jesuitenordens, hatten auf ihren Reisen 1777 die Existenz eines Toleranzpatentes behauptet, um die versteckten Anhänger des Protestantismus fassen zu können. Über die Folgen erschrakten Sie selbst³². Sechzig Gemeinden Ostmährens bekannten sich nun offen zum Protestantismus, die Bewegung drohte nach Westen überzugreifen, eine letzte katholische Gegenaktion im toleranten Sinn des aufgeklärten Katholizismus vermochte sie nur einzudämmen. Soweit der Druck von unten³³; gleichzeitig aber waren auch die Voraussetzungen am kaiserlichen Hof entsprechend gereift. Längst war nicht der Christ dieser oder jener Konfession, sondern ganz entschieden der Staatsbürger in den Mittelpunkt der Staatsfürsorge gerückt. Diesem Staatsbürger wollte man nicht nur Dienst aufbürden, sondern auch den Weg zur persönlichen Entfaltung weisen, und bei diesem Unternehmen verbot sich schließlich eine gewaltsame Entkonfessionalisierung von selbst. Karl Heinrich Seibt dozierte 1771, „daß kein Staat einer dauerhaften und auf alle Classen der Bürger ausgebreiteten Glückseligkeit genießen könne, dessen Bürger nicht zu demjenigen Grade der moralischen Vollkommenheit, dessen sie fähig sind, ausgebildet werden“³⁴. So kam es 1777 zu den Richtlinien einer stillen Duldung, 1781 zu dem berühmten Patent, das die Erwartungen vieler aufgeklärter Geister in ganz Europa erfüllte und einmal mehr, wie schon seit einer Generation unter der bedächtigeren, aber nicht minder zielbewußten Politik der großen Kaiserin, das Haus Österreich vor den Augen der Welt als den Träger des Fortschritts erscheinen ließ³⁵.

Das Zeitalter des Konfessionalismus war damit in Böhmen zu Ende gegangen, auch wenn die katholische Religion noch weiterhin den Staat trug, die Con-

³² R. J. Wolny, der 1973 diese Entwicklung umfassend darstellte, stützt sich bei der Schilderung dieser Zusammenhänge auf eine Quellenpublikation von F. Bednář 1931. Übrigens hatte Bednář bereits 1931 in der Prager Rundschau S. 385—404 selbst einen Abriss der Ereignisse nach seiner Quellenedition gegeben und dabei, wie der Vergleich mit Wolny zeigt, die Abläufe im wesentlichen dargestellt.

³³ Zum Verständnis aller möglichen Strömungen, wie sie in Ostmähren 1777 zum Aufstand führten, dient wohl auch eine anonyme Flugschrift, fiktiv aus dem 30jährigen Krieg, augenscheinlich auf die Mitte des 18. Jahrhunderts zu beziehen, auf die mich Herr Dr. G. Baumann nach einem Fund in der Bamberger Bibliothek hinwies. Hier wird in traditioneller apokalyptischer Weise ein Blutgericht über Kirche und Staat vorhergesagt, mit sehr bezeichnenden Anklängen an den hussitischen Chiasmus und dessen Welterneuerungswünschen aus dem Blut der vielen Entarteten.

³⁴ K. H. Seibt, ausdrücklich um „Ehrerbietung für die geheiligte Religion“ bemüht, bereitet doch jenem distanzierten Respekt vor dem Individuum den Weg, aus dessen Geist die josephinische Toleranzpolitik schon lange vor 1781 gefördert wurde. Hier zitiere ich aus seiner Rede: Von dem Einflusse der Erziehung auf die Glückseligkeit des Staates. Hrsg. von K. Wotke. Wien-Leipzig 1907 (Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte 9).

³⁵ Zum Begriff vgl. auch Weinzierl, E. / Fischer: Der Toleranzbegriff in der österreichischen Kirchenpolitik. Berichte des XII. Internationalen Historikerkongresses. Wien 1965, Bd. 1, S. 144.

fessio Bohemica von 1575 von der Toleranz ausgeschlossen war und die lutherische Kirche ihre Anhänger still versammeln sollte, mit Kirchen nur in Seitengassen und ohne Türme. Das war aber nicht entscheidend. Entscheidend blieb, daß fortan in wachsendem Maß die konfessionellen Auseinandersetzungen aus den Köpfen der Menschen zurücktraten, und damit auch das Problem der Toleranz.

Die Wahrheit ist eins und unteilbar. Religiöse Toleranz, in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses getreten, bringt jede orthodoxe Gedankenführung ins Dilemma und läßt sich, als Programm, nur aus sekundären Notwendigkeiten herleiten. Deshalb bleibt es uns aufgetragen, die Toleranz wie die Intoleranz aus der Wurzel des reformatorischen Anliegens zu begreifen. Das neue Toleranzproblem, das die böhmische Geschichte nach einer eigentlich glücklichen Phase zwischen Napoleon und dem Vormärz zu bewältigen hatte, in der sich zunächst nichts anderes als ständischer Patriotismus mit werbender Kraft im Bürgertum zu entfalten schien, dieses neue Toleranzproblem also, in nationalen Fragen, wog weit schwerer: es war nicht eine Frage des Bekenntnisses, sondern der Herkunft, wenn nicht gar der Wesenheit, der Kollektivseele im Sinn romantischer Definitionen. Deshalb war jede Bekehrungshoffnung ausgeschlossen. Deshalb führte es auch am Ende in die böhmische Katastrophe.

ZUR FRANZÖSISCHEN NATIONSWERDUNG

Von Friedrich Prinz

Einem international anerkannten Gelehrten wie dem Jubilar Ernst Schwarz, der sich zeitlebens mit den Problemen von Sprache, Volk und Nation im germanisch-slawischen Grenzraum beschäftigt hat, mag es vielleicht nicht unwillkommen sein, in seiner Festschrift einen Beitrag über die Voraussetzungen der französischen Nationsbildung zu finden. Zwar geht es hier vor allem um die historisch-politischen Prämissen dieses für ganz Europa entscheidenden Vorganges, aber die Wechselwirkung zwischen politischer Struktur und sprachlicher Entwicklung ist ja gerade eines jener Probleme, um die sich eine historische Sprachwissenschaft immer wieder bemüht hat und auch weiterhin bemühen muß.

Mein Thema ist schon oft und unter verschiedenartigen Gesichtspunkten betrachtet worden, weshalb es sich hier nicht darum handeln kann, Bekanntes zu wiederholen oder Einzelprobleme sozusagen an Ort und Stelle zu lösen. Vielmehr geht es mir darum, in bestimmten thematischen Bereichen gleichsam auf „Startbahnen“ hinzuweisen, von denen aus mit einiger Aussicht auf Erfolg ein allgemeines Problem, die Nationswerdung im mittelalterlichen Europa — zu dessen Lösung im böhmischen Raum Ernst Schwarz so viel beigetragen hat —, für Frankreich angegangen werden kann. Hieraus erklärt sich die vage Formulierung des Themas ebenso wie die Notwendigkeit, Schwerpunkte zu setzen, denn mit einem reinen Forschungsbericht über einen großen Zeitraum wäre der Sache wohl ebensowenig gedient wie mit dem anderen Extrem, nämlich der Konzentration auf eine, wenn auch noch so wichtige Detailfrage.

Mit anderen Worten: es soll im folgenden versucht werden, generelle und spezielle Probleme am Thema des Überganges von der spätkarolingischen zur kapetingischen Herrschaft zu beleuchten, wobei gleich vorweg zu sagen ist, daß sich im allgemeinen die französische Forschung, fasziniert von dem Epochenjahr 987, dem Herrschaftsantritt Hugo Capets, relativ wenig mit der vorausgegangenen Übergangszeit beschäftigt hat, anders als die deutsche Forschung, die von einem gesamtkarolingischen Ausgangspunkt her in einigen Teilbereichen gewichtige Beiträge gerade zu dieser Epoche geleistet hat, es sei nur an die Arbeiten von P. E. Schramm zur ideologischen Kontinuität zwischen Karolingern und Kapetingern erinnert.

Das Thema bedarf insofern einer weiteren Einschränkung, als auch und gerade für die Anfänge des französischen Königsstaates der Satz gilt, daß Staat und Nation nicht identisch, ja nicht einmal wirklich komparabel sind, vor allem wenn man davon ausgeht, daß nicht nur ethnische oder sprachliche Momente für die Konstituierung einer Nation wesentlich sind.

Walter Schlesinger hat in seinem gedankenreichen Einleitungsvortrag zur ersten „Nationen-Tagung“ der DFG in Marburg die griffige Formel geprägt, die Nation sei kein Zustand, sondern ein Prozeß, womit auf sehr prägnante Weise die Variabilität der Faktoren angesprochen wird, die jeweils zur Entstehung einer Nation beigetragen haben¹. An diesen Punkt möchte ich methodisch anknüpfen und meinen, daß es für einen forschungsmäßigen Einstieg vielleicht ratsam wäre, den unbestimmteren, verschwommeneren, schwierigeren und äußerst wandlungsfähigen Begriff der Nation nur im genetischen Zusammenhang zu untersuchen, d. h. in unserem Falle nach einer Klärung des Begriffs der frühkapetingischen Herrschaft und „Staatlichkeit“ und deren Grundlagen. Erst wenn man dieses relativ feste und quellenmäßig einigermaßen abzusichernde Koordinationssystem frühkapetingischer Staatlichkeit hat, erst dann läßt sich m. E. sinnvoll fragen, wann und durch welche Faktoren dieses anfangs recht schütterere „Kapillarsystem“ kapetingischer Herrschaft durch das bewußtseinsmäßige Element der „natio“ — um es möglichst vorsichtig auszudrücken — angereichert und stabilisiert worden ist. In Parenthese sei hier gleich hinzugefügt, daß das Bewußtsein, einer „natio“ anzugehören, aber durchaus nicht automatisch zur Festigung der staatlichen Verfaßtheit eines Gebietes beitragen muß, sondern daß es ebensogut auch zu deren Gefährdung beitragen kann, wie ein Blick auf das spätmittelalterliche Böhmen zu zeigen vermag.

Fragt man zuerst nach der mittelalterlichen Staatlichkeit und dann erst nach den Faktoren, die aus einer Herrschaftsbildung eine Nation gemacht haben, dann kann man vielleicht eher der Gefahr entgehen, die oft kurzschlüssige Lösung des ethnischen und sprachlichen Arguments oder das kulturelle Bewußtsein und Überlegenheitsgefühl (Kirn, Hugelmann) zu früh ins Spiel zu bringen, wodurch oft wenig Bekanntes durch noch Unbekannteres, Ungreifbareres erklärt wird. So scheint es mir eine wenig förderliche Kontamination von objektiver Staatlichkeit und einem angenommenen kollektiven Bewußtsein zu sein, wenn etwa Fritz Schalk die Beziehung zwischen französischem Königtum und Nationalgefühl in der Weise beschreibt, daß auch in Zeiten, in denen die staatliche Bindung locker war, das Königtum „dem Nationalgefühl eine lebendige Macht, in deren Verehrung alle Gegensätze schwanden“, geblieben sei². Selbst auf die Gefahr hin, mit einem inzwischen schon abgegriffenen Terminus den Unwillen der Spezialisten zu erregen, möchte ich das methodische Problem noch einmal so formulieren: Erst wenn wir über ein einigermaßen klares Bild dieser frühkapetingischen Herrschaftsstruktur verfügen, können wir die Faktoren ermitteln und kritisch eliminieren, die aus einem Befehls- und Ordnungssystem politischer Herrschaft eine Nation gemacht haben. Damit soll keineswegs gesagt werden, daß ethnische oder sprachliche Faktoren keine wesentliche Rolle gespielt haben, aber diese Elemente sind jeweils nur abhebbar

¹ Schlesinger, W.: Die Entstehung der europäischen Nationen. In: Protokoll d. 1. Rundgesprächs über: Die Entstehung der europäischen Nationen im Mittelalter. Marburg, 8.—11. Nov. 1972, S. 5—24, hier S. 5.

² Schalk, F.: Die Entstehung der französischen Nation. In: Mayer, Th. (Hrsg.): Der Vertrag von Verdun. Leipzig 1943, S. 136—149, hier S. 148.

und definierbar gegen den relativ festen Hintergrund der staatlichen Organisation.

Auf mein spezielles Thema angewendet, kann dies nur heißen, daß vor dem Problem der Nationsbildung methodisch die Analyse der kapetingischen Königsherrschaft, ihrer möglichen spätkarolingischen Determinanten und das Verhältnis zu den großen Fürstentümern zu stehen hat. Von „Nation“ wird in diesem Zusammenhang, so fürchte ich, nur in beschränktem Maße die Rede sein, obwohl die Nationsbildung nach wie vor das Zentrum der Thematik bleibt und bleiben muß. Ich betone aber noch einmal: Eine terminologische und methodische Trennung zwischen mittelalterlicher Staatlichkeit (die wir heute im Sinne der neueren Verfassungsgeschichte gern in relativierende Anführungszeichen setzen) und Nation bedeutet auf keinen Fall, daß die ethnischen und die von diesen wiederum verschiedenen sprachlichen Faktoren keine wichtige Rolle gespielt hätten. Worauf es hier ankommt, ist allein die Tatsache, daß mittelalterliche Staatlichkeit diese Komponenten nicht als notwendige Ingredienzen des Beginns haben muß. Schon die bekannte Erscheinung, daß nicht alle sozialen Schichten eines Landes Träger eines wie immer gearteten Nationsbewußtseins gewesen sind — man denke an das Phänomen der „Adelsnation“ — dürfte davor warnen, staatliche Verfaßtheit und Nation allzu hurtig in kausale Beziehung zu setzen. Eine letzte, methodologische Vorbemerkung sei in diesem Zusammenhang erlaubt, ohne daß im weiteren Verlauf des Referates daraus Folgerungen gezogen werden könnten: Wenn die von Karl Deutsch in Harvard entwickelte Kommunikationswissenschaft beispielsweise mit Erfolg von Miroslav Hroch³ zur Erforschung der Trägerschichten des ostmitteleuropäischen Frühnationalismus am Beginn des 19. Jahrhunderts verwendet wurde, wäre es m. E. auch erfolgversprechend, dieses methodische pattern auch auf die Frage anzuwenden, ob und auf welche Weise das „Kapillarsystem“ mittelalterlicher Herrschaftsorganisation oder der Kirche zugleich Kommunikationsweg der nationalen Bewußtseinsbildung gewesen ist, zumindest für einen „monarchischen Nationalismus“ von oben⁴. Ich möchte am Schluß dieser Einleitung noch einmal Walter Schlesingers Begriff: „Nation als Prozeß“ aufnehmen und hinzufügen, daß die mittelalterliche Staatlichkeit jeweils die „Bühne“ abgab, auf der sich dieser Prozeß entweder affirmativ oder antithetisch abspielen konnte. Anders ausgedrückt: die Staatlichkeit der „Großgruppe“ geht der Nationswerdung im allgemeinen voran. Dies sei am Beispiel Frankreichs in einigen Zügen, die wesentlich erscheinen, aufgezeigt.

Die lange währende Fixierung des Großteils der französischen Forschung auf das gleichsam magische Datum 987, als sich nach allgemeiner Auffassung der

³ Deutsch, K.: Nationalism and social communication. Cambridge/Mass. 1953. — Hroch, M.: Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas. Prag 1968.

⁴ Mit dieser Feststellung möchte ich mir aber keineswegs die Gegenüberstellung von monarchischem und demokratischem Nationalismus zu eigen machen, wie sie m. E. unzulässig, Richter, M.: Mittelalterlicher Nationalismus am Beispiel von Wales. In: Protokoll Marburg, S. 197, vertritt.

kapetingische Königsstaat den Wirren der spätkarolingischen Adelsanarchie zu entringen begann, — diese Fixierung hat lange Zeit den Blick auf die im Grunde zentrale Frage verstellt, ob die Kapetinger eine gute Startposition für ihre Aufgabe hatten. Gerade das scheint aber nach dem Stande der Forschung nicht ohne weiteres der Fall gewesen zu sein, ja es lassen sich einige negative Faktoren und Handikaps aufzeigen, die den Weg der Kapetinger gegenüber ihren Konkurrenten eher erschwert haben dürften.

Beginnen wir mit der Feststellung von Max Pfister, daß die Ile de France vor dem 12. Jahrhundert kein sprachliches Innovationszentrum gewesen sei, sondern daß nach dem 10. und bis zur ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein „sprachliches Gefälle“ von NO^o nach SW bestand, ausgehend von einer aktiven Ausstrahlungszone Flandern-Picardie⁵. Franzien trat also nur als Durchgangsland anderweitig ausgelöster sprachlicher Innovationen in Erscheinung. Soweit der negative Befund, der jedoch durch einen weiteren älteren Tatbestand ergänzt werden muß, denn im 9. Jahrhundert gehört die Ile de France zu einem zentralfranzösischen sprachlichen Innovationsraum, der relativ einheitlich gewesen zu sein scheint und sich deutlich gegen die Randgebiete abhebt. Für den Historiker stellt sich hier die Frage, ob die lange und in ihrer Bedeutung vielfach unterschätzte Königsherrschaft Karls des Kahlen das konkrete Medium solcher Neuerungen abgegeben haben könnte. Mehr als eine Frage kann es nicht sein, doch wird im Zusammenhang mit dem Vertrag von Coulaines noch darauf zurückzukommen sein. Das negative Ergebnis von seiten der Sprachwissenschaft hinsichtlich der Bedeutung Franzien zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert korrespondiert mit anderen Befunden, womit ein zweiter negativer Faktor in der Bewertung der kapetingischen Königsmacht angesprochen ist. Denn auch wirtschaftlich gesehen ist das Pariser Becken offenbar nicht an der Spitze der Entwicklung gestanden, zumindest nicht bis zum 12. Jahrhundert, wie bereits die Untersuchungen von Olschki und Roblin gezeigt haben. Im Vergleich mit den berühmten Champagne-Messen war dieser Raum eher zurückgeblieben, auch wenn es in ihm überregional wichtige Messeplätze und Markorte wie denjenigen bei St. Denis gab⁶. Allerdings ist hier gleich auf ein Problem hinzuweisen, denn Georges Duby⁷ hat in seiner Kritik an Jean-François Lemarigniers⁸ Analyse der frühkapetingischen Herrschaft dessen negatives Ergebnis hinsichtlich der Effizienz dieser Herrschaft gerade durch Hinweise auf den intensivierten Acker- und Weinbau in der Ile de France in Frage gestellt.

⁵ Pfister, M.: Die sprachliche Bedeutung von Paris und der Ile-de-France vor dem 13. Jahrhundert. *Vox Romanica* 32 (1973) 217—253, bes. 250 ff.

⁶ Olschki, L.: Der ideale Mittelpunkt Frankreichs im Mittelalter. In: *Wirklichkeit und Dichtung*. Heidelberg 1913. — Roblin, M.: *Le Terroir de Paris aux époques gallo-romaine et franque*. Paris 1952, 1971.

⁷ Duby, G.: *L'Europe aux IX^e—XI^e siècles. Aux origines des Etats nationaux. Actes du Colloque international sur les Origines des Etats européens aux IX^e—XI^e siècles, tenu à Varsovie et Poznań du 7 au 13 septembre 1965*. Publiés sous la direction de T. Manteuffel et A. Gieysztor. Warschau 1968, S. 73 f.

⁸ Lemarignier, J.F.: *Le gouvernement royal aux premiers temps capétiens (987—1108)*. Paris 1965.

Sollte sich bei einer nochmaligen Analyse der Quellen bestätigen, daß das Pariser Becken vom 9.—11. Jahrhundert in der Landesentwicklung nicht oder noch nicht an der Spitze stand — ich selbst neige zu dieser Auffassung —, dann wäre dies eine nützliche Warnung, den Einfluß sozioökonomischer Faktoren auf die Ausbildung politischer Machtzentren nicht zu überschätzen. (Man denke an den Aufstieg Brandenburg-Preußens, der eher gegen als mit ökonomischen Innovationszentren erfolgte.)

Aber damit nicht genug, auch im Aufbau ihrer Herrschaftsorganisation scheinen die Kapetingen durchaus keinen Vorsprung gegenüber manchen großen Kronvasallen besessen zu haben, denn es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß Flandern, die Normandie und das Anjou politisch früher und effektiver organisiert waren als Franzien. Seit z. B. Jan Dhondt und Karl Ferdinand Werner die positiven Seiten des frühen französischen Fürstentums, seine karolingischen Ursprünge und ebenso gewisse moderne Züge seines staatlichen Aufbaus überzeugend dargelegt haben, war auch der Weg frei für eine sachlichere Betrachtung dieser entscheidenden Umgliederung des westfränkischen Reiches; vor allem der Vorwurf der „Usurpation“ von Königsrechten erwies sich jetzt als fragwürdig und als ein gleichsam anachronistischer Rückblick aus der Sicht des kapetingischen Einheitsstaates⁹. Die strukturanalytische große Untersuchung von Olivier Guillot¹⁰ über die Grafen von Anjou im 11. Jahrhundert (1972), eine Arbeit aus der Schule Lemaigniers, macht den politischen Vorsprung dieses „Adelsterritoriums“ gegenüber Franzien ebenso klar wie das Gewicht des karolingischen Ausgangspunktes, denn die Grafen von Anjou haben ihre älteren karolingischen Prärogativen besser ausgebaut als die zeitgenössischen Kapetingen. Daß Guillots Arbeit methodisch richtungweisend für eine neue Analyse der frühkapetingischen Königsherrschaft ist, wird noch in anderem Zusammenhang zu erörtern sein.

Versuchen wir eine „Zwischenbilanz“: Franzien, die Ile de France, das Stamm-land der Robertiner-Kapetingen, war offenbar weder hinsichtlich der politisch-herrschaftlichen Organisationsformen, noch sozial- und wirtschaftlich an der Spitze der westfränkischen Entwicklung, und auch ein sprachliches Innovationszentrum scheint es bis 1200 nicht gewesen zu sein, wenn man sprachliche Vereinheitlichung als Indikator eines französisch-kapetingischen frühen Nationsbewußtseins auffassen will.

Ist also der Aufstieg des französischen Königsstaates eine ahistorische ex-post-Konstruktion, die den stolpernden Irrgang des kapetingischen Königtums, der durch eine Reihe glücklicher Zufälle — etwa durch lange Sequenzen männlicher Erbfolge und durch das Aussterben konkurrierender Kronvasallen —

⁹ Vercauteren, F.: La formation des principautés de Liège, Flandre, Brabant et Hainaut. In: *L'Europe aux IX^e—XI^e siècles* 31 ff. — Dhondt, J.: *Etudes sur la naissance des principautés territoriales en France (9^e—10^e siècles)*. Bruges 1948. — Ders.: *Les origines de la Flandre et de l'Artois*. Arras 1944. — Werner, K. F.: Untersuchungen zur Frühzeit des französischen Fürstentums (9.—10. Jahrhundert). In: *WaG* 18 (1958) 256—289; *WaG* 19 (1959) 146—193; *WaG* 20 (1960) 87—119.

¹⁰ Guillot, O.: *Le Comte d'Anjou et son entourage au XI. siècle*. 2 Bde. Paris 1972.

dennoch zum festen Königsstaat führte, im Rückblick als planmäßigen, geordneten Aufstieg umdeutete? Wurde die Grundlage zu dieser positiven nachträglichen Interpretation seit dem 13. Jahrhundert schon durch legistische und kirchliche Federn in Königsnähe gelegt und ist sie haltbar? Fragen über Fragen, deren Gewicht besonders vor dem bisherigen negativen Befund wohl deutlich geworden sein dürfte.

Befragt man nun — was hier wiederum nur andeutungsweise geschehen kann — in chronologischer Folge die Antworten, welche die bisherige Forschung für das Phänomen des kapetingischen Aufstiegs gegeben hat, dann wird das Bild einerseits noch verwirrender, andererseits lassen sich aber dennoch gute Ansatzpunkte und Wege ermitteln, von denen aus die zentrale Frage nach der Entstehung des französischen Königsstaates und seiner Bedeutung für die Nationswerdung forschungsmäßig weiter angegangen werden kann.

Daß die französische Nationsbildung dem zähen, expansiven Ringen der Kapetinger zu verdanken ist, kann man seit den großen Untersuchungen von Jacques Flach¹¹, Achille Luchaire¹² und Auguste Longnon¹³ als Gemeingut der französischen Forschung betrachten und auch Robert Holtzmann¹⁴ hat diesen Aspekt übernommen, wenn auch gerade er es gewesen ist, der schon 1910 das Gewicht des französischen Lehnsfürstentums stark betont und auch bereits einige positive Seiten desselben herausgestellt hatte. Noch das letzte Standardwerk zu unserem Thema, die „Histoire des institutions françaises au Moyen Age“¹⁵ von F. Lot und R. Fawtier, hält trotz stärkerer Betonung des Beitrags der Territorialgewalten zur Entstehung des französischen Königsstaates an dem Axiom fest, daß der König die einzige staatliche „Institution“ und der alleinige Inhaber der Hoheitsrechte war, die in der „Feudalanarchie“ des 10./11. Jahrhunderts von den „proceres regni“, den Kronvasallen, „usurpiert“ wurden. Es bleibe hier die Frage ausgeklammert, ob der plakative Begriff der „Feudalanarchie“ nicht die eigentlichen Probleme eher verdeckt als kennzeichnet und ob nicht der Eindruck der „Feudalanarchie“ wenigstens teilweise auf der simplen Tatsache beruht, daß seit dem 9. Jahrhundert die regionalen kirchlichen Quellen (Abtei- und Bistumsgeschichten) stark zunehmen und damit auch das konkrete Material über Ausbeutung, Unterdrückung und Willkürherrschaft des Adels. Als Tatbestände tauchen dieselben Erscheinungen aber auch schon regelmäßig in den Kapitularien Karls des Großen auf, also in zentralen Quellen. Jetzt, im Zeitalter der Kloster- und Kirchenreform, also im Blickwinkel eines christlich-kirchlich geschärften Bewußtseins, wird der alte Tatbestand der Adels-

¹¹ Flach, J.: Les origines de l'ancienne France. X^e et XI^e siècles. 4 Bde. Paris 1886/1917.

¹² Luchaire, A.: Histoire des institutions monarchiques de la France sous les premiers Capétiens (987—1180). Paris 1891.

¹³ Longnon, A.: La formation de l'unité française. Publ. par H. Fr. Delaborde. Paris 1922.

¹⁴ Holtzmann, R.: Französische Verfassungsgeschichte von der Mitte des neunten Jahrhunderts bis zur Revolution. München 1910 (ND 1965), S. 63—137.

¹⁵ 2 Bde. Paris 1957/58.

herrschaft problematisiert und kriminalisiert, d. h. aus einem Tatbestand wird ein Mißstand, der durch die konkreten Details der neuen zahlreichen regionalen Quellen noch schärfer als bisher ins Auge fällt. Aus ähnlichen Gründen scheint mir der Begriff der „Usurpation“ von Königsrechten durch die Kronvasallen ebenso plakativ wie fragwürdig zu sein, wenn es auch richtig ist, daß die Wurzeln der Usurpationstheorie schon in den Traktaten der Legisten und Kronjuristen des 13./14. Jahrhunderts zu suchen sind, die ex post und von der römischen Staatsauffassung her diese Rechte als schon immer dem König gehörend definierten¹⁶. Wurden sie in den vorausgehenden Jahrhunderten nicht wahrgenommen, dann waren sie eben vom Adel usurpiert worden. Es liegt auf der Hand, daß eine solche legistische Konstruktion aus Gegenwartsbedürfnissen der Vergangenheit eben so viel oder so wenig aussagen kann, wie der Versuch Barbarossas am Reichstag auf den Roncalischen Feldern, mit Hilfe römisch-rechtlich gebildeter Juristen seine Rechte über Italien mit antik-römischen Staatsvorstellungen zu legitimieren; eine objektive Beschreibung des Verhältnisses zwischen fränkisch-deutschem Kaiser und Reichsitalien seit Karl dem Großen war mit diesem staatsrechtlichen Rückgriff weder intendiert noch realiter gegeben. Immerhin, wenn man sich H. G. Gadamers hermeneutischen Ansatz zu eigen macht und als wesentliches Element eines historischen Faktums dessen Wirkungsgeschichte ansieht, wird man die Usurpationsthese schon wegen ihrer alten historischen Wurzel nicht einfach völlig beiseiteschieben können¹⁷. Man wird dies umso weniger tun dürfen, als es zahlreiche Belege für Verlust und Wiedergewinnung von Regalien durch den König seit dem Beginn des 11. Jahrhunderts gibt, die in der älteren Literatur sorgfältig gesammelt und gesichtet worden sind¹⁸. Auch die große Untersuchung von Charles Petit-Dutaillis¹⁹ über die Feudalmonarchie in Frankreich und England, komparatistisch im Ansatz, hält sich im wesentlichen an das vorgegebene Muster. Das „événement“ von 987 bleibt der entscheidende Ausgangspunkt der Entwicklung, wenn auch nebenbei erwogen wird, das Jahr 888, d. h. die Wahl Odos zum König, oder 1060, die Königsherrschaft Philipps I., als andere mögliche Fixpunkte anzunehmen. Was 1060 anbetrifft, so glaubt Petit-Dutaillis die ersten „schwachen“ Kapetinger vor Philipp vernachlässigen zu können, weil sich deren Politik kaum von der Schwäche der letzten Karolinger unterschieden habe, eine Auffassung, die nach Lemaigniers grundlegendem Werk über das „Gouvernement Royal“ dieser Kapetinger nicht mehr zu halten ist. Petit-Dutaillis schränkt

¹⁶ Histoire des institutions françaises au moyen âge. Publiée sous la direction de F. Lot et R. Fawtier, II Institutions royales (Les droits du Roi exercés par le Roi) par F. Lot et R. Fawtier. Paris 1958, S. 42 f.

¹⁷ G a d a m e r, H. G.: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen ¹1965; dazu F a b e r, K. G.: Theorie der Geschichtswissenschaft. München ²1972, S. 109 ff.

¹⁸ Letzte Zusammenstellung der Lit. bei K i e n a s t, W.: Deutschland und Frankreich in der Kaiserzeit (900—1270). Weltkaiser und Einzelkönige. 3 Bde. Stuttgart 1975, hier I, 31 f. mit Anm. 66.

¹⁹ P e t i t - D u t a i l l i s, Ch.: La monarchie féodale en France et en Angleterre (Xe—XIIIe siècles). Paris ¹1933, ²1971.

aber das bisher allgemein akzeptierte Bild eines unaufhaltsamen Aufstiegs der Kapetinger insofern ein, als er die Fortschritte der Königsmacht seit 987 als spät, wenig auffällig und langsam kennzeichnet²⁰.

Auf den ersten Blick scheint dies auch das Ergebnis des methodisch bahnbrechenden Werkes von J. F. Lemarignier²¹ zu sein, der den kapetingischen Anfängen durch minutiöse Auswertung der Urkundenüberlieferung der ersten vier Könige nachgegangen ist, vor allem der „entourage“ der Herrscher. Aus seinem Material und seinen Untersuchungsmethoden ergibt sich, daß die ersten Kapetinger auf ihrer, durch den Wegfall des Midi, der Bretagne und der Normandie verkleinerten Basis an den überkommenen spätkarolingischen Herrschaftsformen festgehalten haben, nämlich am Zusammenwirken von Königtum und hohem Adel einschließlich des Episkopats. (Es wird weiter unten darzulegen sein, daß man vielleicht diesem von L. negativ bewerteten Aspekt auch positive Seiten abgewinnen kann.) Lemarignier zeigt weiter, daß der politische Aktionsradius bis Heinrich I. (1031—1060) immer enger geworden ist, sowohl was die geographische Reichweite als auch das soziale Niveau der Umgebung des Herrschers anbetrifft. Aus dieser Konzentration auf die Basis eines Territorialfürstentums der Ile de France bahnte sich mit Philipp I. und Ludwig VI. ein neuer Aufstieg an und dieses „redressement“ seit 1077 ist gekennzeichnet durch die Tatsache, daß die „grand officiers“ des Königs, die Inhaber der Hofämter aus dem mittleren und niederen Adel der Ile de France, in den Vordergrund treten und erste Ansätze einer stetigen und effektiven Verwaltung sichtbar werden; seit 1108 greift das Königtum wieder ins Bourbonnais und in die Auvergne aus. Der Tiefpunkt der Königsherrschaft unter Heinrich I. ist u. a. schon rein kartographisch ablesbar, denn die Karte der Empfänger königlicher Urkunden ist nahezu identisch mit dem Bereich der Krondomäne²². An Lemarigniers Bild von „déclin“ und „redressement“ der Königsmacht, wie sie sich im sozialen Status der Zeugen und der schrumpfenden geographischen Reichweite der Königsurkunden zeigt, hat Georges Duby²³ Kritik geübt und zwar weniger hinsichtlich der ermittelten Tatbestände selbst, als was deren Bewertung betrifft. Er fragt mit Recht, ob die Macht Philipps I., der an der Spitze seines mittleren Kastellanei-Adels sein Territorium fest in der Hand hatte und sich auf Landesausbau, Intensivierung der Wirtschaft und Effektivität der Verwaltung der Krondomäne konzentrierte, de facto kleiner war als die seines in karolingischem „Großmachtdenken“ befangenen Vorfahren Robert II. Danach spiegelt sich im Wandel der Zeugenunterschriften eher ein Wandel der Herrschaftsstruktur und weniger eine Kurve: Machtverfall und anschließendes Wiedererstarken des Königtums. Die Parallele mit den Verhältnissen im Mâconnais, die Duby vertraut sind²⁴, zeigt hier deutlich, daß die Ile de France, wenn

²⁰ E b e n d a 357 ff.

²¹ L e m a r i g n i e r, J. F.: *Gouvernement royal aux premiers temps capétiens (987—1108)*. Paris 1965.

²² E b e n d a, Karte IV—V n, S. 84—86.

²³ D u b y, G. in: *Le Moyen Age* 72 (1966) 531—544, bes. 541.

²⁴ D u b y, G.: *La société aux XI^e et XII^e siècles dans la région mâconnaise*. Paris 1953.

auch mit einer zeitlichen Verzögerung, denselben Wandlungen unterworfen war, wie die anderen „principautés“. Mit anderen Worten: die alleinige Blickrichtung auf den personellen und geographischen Aktionsbereich königlicher Handlungen — für den Midi sei auf die Untersuchung von Walther Kienast²⁵ hingewiesen — kann nur ein Teilaspekt sein, der in Relation zu setzen ist zu jenem eben erwähnten territorialen Konzentrationsprozeß im Bereich der Kron-domäne, den auch andere principautés mit wechselnder Dauer und Intensität erfahren haben; Olivier Guillots Studie für Anjou wurde bereits als wegweisend genannt. Das bedeutet für die Ile de France, daß der Bestand an Königsurkunden und an regionalem Urkundenmaterial nicht nur hinsichtlich der „entourage royal“ zu analysieren wäre, sondern vor allem auch nach allen Rechtsmaterien. Man wird mir vielleicht entgegenhalten, dies sei zumindest teilweise durch William M. Newmans²⁶ Untersuchung der Kron-domäne unter den ersten Kapetingern geschehen, aber die notwendige thematische Begrenzung auf den Bereich kapetingischer Kompetenzen läßt noch viele Fragen und Materien offen, wie an einem speziellen Fall noch zu zeigen sein wird.

Es ist nun in der Tat so, daß das machtmäßige Sprungbrett kapetingischen Königtums, die intensiv beherrschten, verwalteten und finanziell genutzten Gebiete der Ile de France, relativ bescheiden war. Unter den ersten Kapetingern konzentrierte sich bekanntlich die sog. „Kron-domäne“ auf drei Landschaften²⁷: 1. Das Gebiet nördlich der Loire mit Orléans als Mittelpunkt und mit den Grafschaften Orléans und Etampes. 2. An der Seine die Landschaften um Dreux, Poissy, Argenteuil, S. Denis, Paris und die Grafschaft Senlis an der Oise, wobei aber hinzuzufügen ist, daß die Comitatus Paris und Melun von Hugo Capet noch vor seinem Regierungsantritt verliehen waren und erst unter seinem Sohn an die Krone zurückfielen. Ob Paris schon so etwas wie eine „Hauptstadt“ war, ist für die Zeit vor Philipp August umstritten²⁸. Zentralbehörden finden sich in Paris erst seit dem 13. Jahrhundert, doch ist seit Olschki immer wieder mit Recht darauf verwiesen worden, daß schon früh, und zwar wohl nicht erst seit Abt Suger, nahe S. Denis ein sakraler Mittelpunkt der Königsherrschaft gewesen ist. Das 3. Zentrum der Kron-domäne bestand aus den Relikten alter karolingischer fiscii von Compiègne bis Laon und Attigny, doch geht der Besitz östlich Laon schon unter Ludwig VI. und Ludwig VII. der Krone verloren. Als Außenbastionen sind schließlich am linken Canche-Ufer Montreuil-sur-Mer als königlicher Hafentort und Bastais (Arr. Baugé) als westlichster Punkt

²⁵ Kienast, W.: Der Wirkungsbereich des französischen Königtums von Odo bis Ludwig VI. (888—1137) in Südfrankreich. HZ 209 (1969) 529—565.

²⁶ Newman, W.M.: Le domaine royal sous les premiers Capétiens (987—1180). Paris 1937.

²⁷ Longnon: Formation 35 ff. — Newman: Domaine royale 91 ff.

²⁸ Brühl, C.: Fodrum, Gistum, Servitium regis. Studien zu den wirtschaftlichen Grundlagen des Königtums im Frankenreich und in den fränkischen Nachfolgestaaten Deutschland, Frankreich und Italien vom 6. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Köln-Graz 1968, I, S. 252 ff. (Kölner Histor. Abh. 14) sieht Paris schon unter Heinrich I. als bevorzugten Aufenthaltsort des Königs und damit als eine Art Hauptstadt an.

zu nennen. Die geistliche Krondomäne, d. h. jene Bistümer und Abteien, in denen der Kapetinger die Vorsteher einsetzte und bestätigte und das Regalien- wie das Spolienrecht ausübte, sei für den Moment noch zurückgestellt, da wir damit einen neuen Fragenkomplex anschneiden.

Bleiben wir daher vorerst bei der weltlichen Krondomäne und fragen wir nach dem Verhältnis dieses festen Kerns kapetingischer Herrschaft zu den Territorien der Kronvasallen. Dabei geht es hier weniger um das von J. Flach und F. Lot heftig diskutierte Problem, ob alle Großen Frankreichs echte Vasallen des Königs waren — so F. Lot — oder nur seine „Getreuen“, wie J. Flach annahm²⁹, sondern um die m. E. noch wesentlichere Frage des Unterschiedes der materialen Rechtsbeziehungen des Königs zu den Gebieten außerhalb der Krondomäne. Da es im Grunde bis zu Philipp II. August den Kapetingern kaum oder nur vorübergehend gelang, den Bereich ihrer Krondomäne wesentlich zu erweitern, gewinnt diese Frage zusätzlich an Gewicht. Die Itinerarforschung und die schon mehrmals zitierte Arbeit von Lemarignier haben große Fortschritte bei der Konkretisierung des kapetingischen Machtbereichs gezeitigt und damit zugleich methodisch die Richtung gewiesen, in der weiterzugehen wäre. Einen wichtigen, für weitere Forschungen maßgeblichen Schritt stellen in diesem Zusammenhang die Forschungen Carlrichard Brühls³⁰ über *gistum* und *hospitium* des französischen Königs dar. Brühl konnte zeigen, daß hinsichtlich der materiellen Leistungen ein entscheidender gradueller Unterschied zwischen weltlicher und geistlicher Krondomäne besteht, letztere zahlte — sieht man von der Krönungsstadt Reims ab — meist nur einen Bruchteil dessen, was die königlichen *villae* zu erbringen hatten. Mit anderen Worten: die Krondomäne war in sich sehr differenziert. Es dürfte sich auch hier bei einer weiteren materialen Analyse der Urkunden und der fiskalischen Quellen nicht nur zeigen lassen, daß der Unterschied zwischen weltlicher und geistlicher Krondomäne beträchtlich war, sondern daß die geistliche in mannigfacher Hinsicht einen graduellen Übergang zu dem System von Rechtsbeziehungen darstellt, das den König mit den Lehnfürstentümern verband. Die zahlreichen Einzeldiskussionen in der Forschung, welche Gebiete zur Krondomäne im engeren Sinne gehören — ich nenne hier nur die Namen A. Longnon, P. Viollet, G. Fourquin, Lot-Fawtier, W. Newman, M. Pacaut, W. Kienast, J. F. Lemarignier —, sind m. E. symptomatisch für den eher gleitenden Übergang zwischen Krondomäne und Lehnfürstentümern. Gerade im kirchlichen Bereich sind die Grenzen sehr fließend, so daß die scharfe Gegenüberstellung von „*dominium*“ und „*feodum*“ den wirklichen Zustand oft eher verdeckt als erhellt, dies um so mehr, wenn man sich vor Augen hält, daß dem König ja auch aus den Lehen Einkünfte zuflossen, z. B. die Lehnware (*relevium*) bei Mannfall, oder bei bestimmten Gelegenheiten die sogenannte Drei- oder Vierfallbede (*aide aux trois* <*quatre*>

²⁹ Vgl. darüber zuletzt Lemarignier, J. F.: *Les Fidèles du roi de France (936—987)*. In: *Recueil de travaux offert à M. Clovis Brunel II*. Paris 1955, S. 138—162. — Brühl: *Fodrum* 228 f.

³⁰ Brühl: *Fodrum* 220 ff.

cas)³¹. Dieses Faktum der weitgefächerten, quantitativ wie qualitativ sehr unterschiedlich gestaffelten Beziehungen des Königs ist deshalb so wichtig, weil diese rechtlichen und materiellen Bindungen einerseits ein Handikap für eine Konsolidierung des königlichen „Territoriums“ darstellten — hier hatten einige Fürstentümer (z. B. Vermandois, Champagne, Flandern, Normandie, Anjou etc.) sicher einen strukturellen Vorsprung —, andererseits bildeten sie ein festes Netz, eine Art „Auslegersystem“, das dem König kontinuierlich (worauf es ankommt!) ein Minimum allgemeiner Anerkennung sicherte.

Damit sind wir bei einem weiteren zentralen Problem kapetingischer Königsherrschaft, nämlich bei der Rolle der Kirche. Von der geistlichen Krondomäne war schon kurz die Rede. Zu den wichtigsten königlichen Bistümern gehörten Reims, Sens, Beauvais, Paris, Laon, Noyon, Orléans, Langres und Le Puy — unter Hugo Capet waren es etwa 14, ihre Zahl vermehrte sich bis zum Tode Ludwigs VII. 1180 auf etwa 25, dies bei einer Gesamtzahl von 77 französischen Bistümern. Dazu kam eine etwa gleich große Zahl von königlichen Abteien, u. a. S. Benoît-sur-Loire, S. Valéry-sur-Somme und S. Régnier³². Walther Kienast hat diese Bistümer und Klöster des Königs mit „Inseln vor der Küste der weltlichen Domäne“ verglichen, „weit draußen im feindlichen feudalen Meer“ liegend und von großem Wert als „Vorposten und Stützpunkte der Krone“. Selbst wenn man sich der antifeudalen Metaphorik dieses Bildes verschließt, wird man die Richtigkeit des Sachverhaltes nicht bezweifeln können, denn allein schon die militärischen Aufgebote dieser geistlichen Herrschaften waren beträchtlicher als die Fußtruppen der vom König privilegierten und ihm Kriegsdienst schuldenden sog. Freistädte. Anlässlich einer Reimser Synode von 1049 werden die Bischöfe und Äbte des Königs als „maxima pars facultatum regni“ bezeichnet³³. Der Unterschied zur Ottonenzeit, als zeitweise zwei Drittel des Reichsheeres aus Kontingenten der Prälaten bestanden³⁴, ist zwar graduell vorhanden und läßt überdies bedeutende geographische Einschränkungen erkennen, ist jedoch wohl kaum grundsätzlicher Natur (womit davor gewarnt sei, die Entwicklung in Frankreich und Deutschland allzusehr in brillante antithetische, im Grunde nichtssagende Formeln zu fassen³⁵).

War der kapetingische König im Vergleich zur Karolingerzeit im weltlichen Bereich weitgehend auf die Krondomäne zurückgeworfen, eine Krondomäne,

³¹ Kienast: Deutschland und Frankreich I, 28; vgl. daselbst (S. 27 ff. Anm. 60—63 a) die interessanten Hinweise auf die Diskussion um Reichweite und Qualität der Krondomäne.

³² Vgl. Lemarignier, J. F.: *Le Gouvernement royal aux premiers temps capétiens* (987—1108). Paris 1965, S. 177 ff. — Kienast: Deutschland und Frankreich I, 35 f.

³³ Anselmi: *Historia dedicationis ecclesiae. S. Remigii apud Remos. Migne PL* 142, Sp. 1423 a, zit. nach Kienast: Deutschland und Frankreich I, 36.

³⁴ Werner, K. F.: Heeresorganisation und Kriegsführung im deutschen Königreich des 10. und 11. Jahrhunderts. In: *Settimane di studio del centro italiano di studi sull'alto medioevo* 15. Spoleto 1968, S. 791—843. — Auer, L.: Der Kriegsdienst des Klerus unter den sächsischen Kaisern. *MIÖG* 79 (1971) 316—407 u. 80 (1972) 48—70.

³⁵ Gegen H. Heimpel mit Recht Kienast: Deutschland und Frankreich I, 40 Anm. 88 unter Bezug auf den aphoristisch zugespitzten Gegensatz von „Staat und Staatlichkeit“ in Deutschland und Frankreich.

die aber noch sehr stark von allenthalben eingesprengten Sonderbezirken unterbrochen war, weshalb bei Lot-Fawtier im Anschluß an Newman der Begriff Domäne nur sehr vorsichtig und allgemein als „agglutination d'une multitude de droits“ definiert wird³⁶, so blieb er hinsichtlich der Kirchenherrschaft in einer weitaus besseren Position. Zwar lagen die Kirchen der Normandie, der Bretagne, des größten Teils von Aquitanien, der Gascogne und der Grafschaft Toulouse außerhalb der kapetingischen Einflußnahme, aber es war immerhin etwa ein Drittel der ehemaligen Reichskirche, das in kapetingischer Hand vereinigt war, d. h. der König besaß hier stärkere Positionen als jeder große Kronvasall für sich. Was dieser eminente Vorsprung des Königs in Wirklichkeit für den Aufbau des kapetingischen Staates bedeutete, läßt sich gleichsam ex negativo durch einen Vergleich mit Lothringen seit der Ottonenzeit klar machen. Wenn es in Lothringen seit Eb. Brun gelungen ist, durch eine planmäßige Besetzung der kirchlichen Spitzenpositionen mit Parteigängern des Königs gewissermaßen eine Spaltung des Landes in kirchliche und weltliche Herrschaftsbereiche herbeizuführen, wodurch wiederum äußerst wirksam die territoriale Vereinheitlichung Lothringens verhindert wurde, so erklärt gerade die Erbitterung, mit der um die Bistümer gekämpft wurde, deren Bedeutung für den Aufbau territorialer Macht. Der Streit mit den Reginaren um Lüttich, mit Graf Isaac um das Bistum Cambrai oder das Ringen der Grafen von Vermandois um den Reimser Erzstuhl zeigen dies zur Genüge³⁷. Dadurch, daß der Kapetinger wenigstens im kirchlichen Bereich in der Lage war, zu einem Drittel das karolingische Verbundsystem zwischen weltlicher und kirchlicher Herrschaft aufrechtzuerhalten, besaß er nicht nur einen faktischen Vorsprung gegenüber den mächtigen Kronvasallen durch kirchliche Vorposten in deren Bereich, sondern diese „Inseln im feudalen Meer“, um noch einmal Walther Kienast zu zitieren, verhinderten wenigstens teilweise das Zusammenwachsen Frankreichs außerhalb der Krondomäne zu einer nicht-kapetingischen weltlich-kirchlichen Vollherrschaft. Diese „Vorposten“ der königlichen Kirche waren gleichsam Störfaktoren zugunsten des Königs, oder, positiv gewendet, künftige Kondensationskerne königlicher Macht in jenem „Auslegersystem“, von dem oben gesprochen wurde. Dies wäre von Fall zu Fall in Regionalstudien zu untersuchen.

Hier, im Zentrum unseres Themas, sollen nun schlagwortartig weitere Arbeitsansätze angedeutet werden. Es geht 1. um die Herausarbeitung der spezifisch territorialfürstlichen Komponenten königlicher Macht über J. F. Lemari-gniers formalen Ansatz hinaus. Er selbst hatte ja ausdrücklich auf eine Analyse des Gesamtphänomens Königtum verzichtet, so daß wichtige Manifestationen der Verwaltung noch genauer zu untersuchen wären. Damit in Zusammenhang steht die weitere Aufgabe, jene Elemente kapetingischer Herrschaft zu analysieren, die über deren engen territorialen Rahmen (Krondomäne) hin-

³⁶ Lot/Fawtier: *Institutions* II, 99 ff.

³⁷ Sproemberg, H.: *Die lothringische Politik Ottos des Großen*. In: Ders.: *Beiträge zur belgisch-niederländischen Geschichte*. Berlin 1959, S. 111—223. — Zuletzt Prinz, F.: *Klerus und Krieg im früheren Mittelalter*. Stuttgart 1971, S. 175 ff.

ausgehen. Das bezieht sich, wie schon gesagt, vor allem auf die Herrschaft über Kirchen, Bistümer und Klöster als Bindeglieder zwischen Krondomäne und Lehensstaat, Bindeglieder in jenem erwähnten intrikaten Sinne, der dem Königtum einen qualitativen Vorsprung gegenüber den mächtigen Kronvasallen sicherte und gleichzeitig den territorialen Aufbau der Konkurrenten des Königtums störte. Daraus ergibt sich der dritte Ansatzpunkt, nämlich jene ideologischen Momente zu untersuchen, welche die Kapetingerherrschaft ungeachtet aller Machtdefizite über die Ebene der Fürstentümer hinausgehoben haben.

Hierher gehört u. a. die Frage nach einer spezifisch kapetingischen Herrschaftsideologie und die affirmative Rolle der Kirche in diesem Zusammenhang. Es ist mit Recht immer wieder die Frage gestellt worden, inwiefern der hierarchische Aufbau der Kirche ein Modell für den Königsstaat sein konnte. Die Rolle des Abtes Suger als Politiker des Königs und die Bedeutung von S. Denis als eines frühen geistlich-politischen Mittelpunktes der Kapetingerherrschaft ist immer wieder hervorgehoben worden, zuletzt von Georges Duby³⁸. Ebenso wenig dürfte es ein Zufall sein, daß Abt Suger von S. Denis erstmals 1124 die Beziehung König Ludwigs VI. zur Kirche des hl. Dionysius definiert. Als Graf im Vexin wäre der König Vasall von S. Denis, „si non rex esset“³⁹. Die Vasallität Ludwigs wird hier zwar theoretisch konstruiert, als König ist er aber von der Lehenspflicht befreit, allerdings wurde die Verweigerung des „hominium“ erst unter Philipp II. August zur „doctrine royale“ ausgebildet, worauf C. Brühl mit Recht hingewiesen hat⁴⁰. Von recht unterschiedlichen Ausgangspunkten her haben sowohl G. Duby wie Joachim Wollasch in ihren Stellungnahmen zu Lemaigniers Ansatz die Frage gestellt (und damit einen weiteren Forschungsansatz formuliert!), ob die von Lemaignier aufgedeckten vielfältigen Verbindungen der Kapetinger und ihrer Königsgefolgschaft zur kirchlichen Reformbewegung nicht positive Rückwirkungen auf die Ideologie des Königtums haben mußten. Das Modell eines Königtums an der Spitze der Lehenspyramide, wie es bei Suger von S. Denis erstmals auftaucht, scheint als hierarchisch gegliedertes System der cluniazensischen Klosterverfassung nachgebildet zu sein. Vielleicht würde es sich lohnen, diesen Anregungen nun detaillierter nachzugehen⁴¹.

Es würde zu weit führen, nun zu untersuchen, warum die Kapetinger allein das Erbe der ideologischen Herrschaftsbegründung der Karolinger für sich okkupieren konnten und welche entscheidende Rolle dabei der Kirche zukam. Percy Ernst Schramm hat ja meisterhaft das Fortwirken der karolingischen Staatssymbolik unter den Kapetingern dargestellt und gezeigt, wie sich dieses fortbestehende Gefäß einer sakralen Staatsideologie wieder mit realem Gehalt füllte⁴². Der König war eben in dieser Beziehung immer mehr als nur ein Ter-

³⁸ Duby: L'Europe aux IX^e—XI^e siècles 74 und in: Le Moyen Age 72 (1966) 531.

³⁹ Suger: Liber de rebus in administratione sua gestis c. 4. Ed. Lecoy de la Marche. Paris 1867, S. 161 f. — Dazu Halphen, L.: La place de la royauté dans le système féodal. RH 172 (1933) 249—256, bes. 250 f. — Barroux, R.: L'abbé Suger et la vassalité du Vexin en 1124. Le Moyen Age 64 (1958) 11 f.

⁴⁰ Brühl: Fodrum 294.

⁴¹ Duby: L'Europe aux IX^e—XI^e siècles 74. — Wollasch, J. in: DA 22 (1966) 668.

⁴² Schramm, P. E.: Der König von Frankreich. 2 Bde. Darmstadt 1960.

ritorialherr, ein Gesichtspunkt, den von französischer Seite besonders auch Marc Bloch hervorgehoben hat⁴³. Hierher gehört der thaumaturgische Charakter des Königs ebenso wie die legitimierende Legendenbildung aus kirchlichen Kreisen, wonach König Ludwig V., der letzte Karolinger, Reich, Gattin und Tochter Hugo Capet übergeben habe, ferner die Legenden vom Himmelsöl. Hierher gehören die übernatürlichen Heilkräfte König Roberts II. und König Heinrichs I., und, besonders seit König Ludwig dem Heiligen, die Ausformung eines Sakralkönigtums, einer „*religion royale*“, deren Konzeption eng mit der Krönungsmetropole Reims verbunden ist und mit der Erhöhung des Königs als des „*Gesalbten des Herrn*“ in gewissen Elementen bis auf Hinkmar zurückgeführt werden kann⁴⁴. Ohne die hartnäckige Rückbindung an die karolingische Staatstradition, wie sie vor allem unter Hinkmar von Reims ausgebildet wurde, wäre dieser kapetingische Königskult wohl kaum lebensfähig gewesen.

Damit stellt sich abschließend die Frage nach dem objektiven Gehalt dieser Rückbindung an die Karolingerzeit, und zwar sowohl hinsichtlich des realen Substrates wie auch der ideologischen Kontinuität, d. h. man kommt nicht daran vorbei, die Epoche Karls d. Kahlen von Grund auf neu zu bearbeiten, eine Epoche, die von der französischen wie der deutschen Forschung trotz günstiger Quellenlage oft recht stiefmütterlich behandelt worden ist. Gerade unter Karl d. Kahlen entstand ja jenes Verbundsystem zwischen weltlicher und kirchlicher Herrschaft, aus dessen beträchtlichen Fragmenten — ich erinnere an die Bistümer in kapetingischer Hand! (14 z. Zt. Hugo Capets, ca. 25 zwei Jahrhunderte später) — sich das französische Königtum schließlich doch über die wohlorganisierten Lehnsfürstentümer erheben konnte. (In Parenthese sei hinzugefügt: Heinrich Mitteis sah m. E. die Dinge doch etwas zu einfach, wenn er meinte, die Lehnsfürstentümer hätten dem Königtum „vorgearbeitet“; „dieses brauchte bloß zu erstarken und an die Spitze der Lehnspyramide zu treten, um die Erbschaft dieser vorgetanen Arbeit antreten und auf dem Wege der ‚konzentrischen Konzentration‘ ganz Frankreich zentralisieren zu können“⁴⁵.) Ganz abgesehen davon, daß der einprägsame Begriff der „konzentrischen Konzentration“ eine Gesetzmäßigkeit suggeriert, die es nie gegeben hat, bleibt das eigentliche Problem mit der Wendung auf der Strecke, das Königtum „brauchte bloß zu erstarken“, denn eben das wäre ja der zu erklärende Tatbestand!

Doch zurück zum karolingischen Substrat kapetingischer Königsherrschaft. Vermutlich hat vor allem die französische Forschung das hier anstehende „Kontinuitätsproblem“ deshalb nicht besonders stark in den Vordergrund gerückt und in Angriff genommen, weil mit der dunklen Folie der „*Feudalanarchie*“ des 9./10. Jahrhunderts gewissermaßen ein Abgrund aufgerissen war, vor dem sich der Aufstieg der Kapetingen umso eklatanter und singulärer abhob. Nachdem durch die Arbeiten von Vercauteren, Dhondt, Halphen, Guillot, Werner,

⁴³ Bloch, M.: *La société féodale* II. Paris 1949, S. 149 ff. — Ders.: *Les Rois thaumaturges. Étude sur le caractère surnaturel attribué à la puissance royale particulièrement en France et en Angleterre*. Paris ²1961.

⁴⁴ Lot/Fawtier: *Institutions* II, 44.

⁴⁵ Mitteis, H.: *Der Staat des hohen Mittelalters*. Darmstadt (Nd.) 1974, S. 136.

Brunner⁴⁶ u. a. der Begriff Feudalanarchie obsolet und das französische Fürstentum gewissermaßen rehabilitiert und gleichzeitig durch Newman, Lemari-gnier und Duby die territorial-fürstliche Grundlage kapetingischer Herrschaft klargestellt worden ist, diese also in wesentlichen Bereichen der Herrschaft der Kronvasallen strukturell gleichgeordnet erscheint, dürfte es um so notwendiger sein, die darüber hinausgehenden Elemente des Königtums schärfer ins Auge zu fassen. Die überragende Rolle der auf karolingischen Grundlagen beruhenden Kirchenherrschaft wurde schon genannt, die sakrale Legitimation des Königtums nach karolingischem Vorbild zumindest kurz angedeutet (P. E. Schramm und M. Bloch).

Man kann aber noch einen wichtigen Schritt weitergehen und die Frage nach der objektiven Fortdauer des karolingischen Verbundsystems weltlicher und kirchlicher Herrschaft stellen. Ansatzpunkt hierzu ist der Aufsatz von Peter Classen über die Verträge von Verdun und Coulaines (843)⁴⁷, vor allem hinsichtlich der Bedeutung von Coulaines für die Konsolidierung des westfränkischen Reiches. Fernand Lot hat den Vertrag die erste „Charte“ der französischen Geschichte genannt⁴⁸, jedoch erst Classen erwies seine positiven Aspekte für die weitere Entwicklung. König, Geistlichkeit und Laienadel werden hier in eine feste rechtliche Wechselbeziehung gesetzt, wobei die geeinten fideles als Personenverband von Klerus und Adel dem König gegenüberreten, der ihre Genossenschaft anerkennt und seinerseits diesem „foedus concordiae salubris“ beitrifft. Das Gewicht des weltlichen und geistlichen Adels erhellt u. a. aus der Tatsache, daß der „honor“ des Königs hier auf die fideles zurückgeführt wird, nicht mehr auf Gott allein, und daß daraus die Verpflichtung des Herrschers resultiert, jedem fidelis seine „lex competens“ zu garantieren und niemandem ohne Gericht seinen „honor“, also Lehen und Ämter, zu entziehen⁴⁹. Während Lot in den Vereinbarungen von Coulaines vor allem einen Abstieg für die Monarchie sah („Le roi est descendu de son trône“), verweist Classen mit Recht darauf, daß fortan das Westfrankenreich „nicht allein auf dem Königtum Karls, sondern daneben auf der Gesamtheit seiner Fideles, die ihm als Partner gegenüberstehen“, beruhte. Mit anderen Worten: in Coulaines entstand ein Verbundsystem des Westreiches. Wenn es auch wegen der gegensätzlichen Interessen von König und Adel gewissermaßen nur auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner aufgebaut war, erwies es sich in der Folgezeit als zwar dünnes, aber elastisches Netz, das durch den sakralen Charakter des kapetingischen Königtums und durch dessen kirchliche Außenposten im Reich zusammengehalten wurde. So jedenfalls könnte man das karolingisch-kapetingische Kontinuitäts-

⁴⁶ Der fränkische Fürstentitel im neunten und zehnten Jahrhundert. In: *Intitulatio II.* Hrsg. von H. Wolfram. *MIOG-Erg.* Bd. 24. Wien-Köln-Graz 1973, S. 181 ff.

⁴⁷ Die Verträge von Verdun und Coulaines 843 als politische Grundlagen des westfränkischen Reiches. *HZ* 196 (1963) 1—35.

⁴⁸ Lot, F. / Halphen, L.: *Le règne de Charles le Chauve. 1^{ère} partie (840—853).* Paris 1910, S. 96.

⁴⁹ Classen, P.: Die Verträge von Verdun und Coulaines 843 als politische Grundlagen des westfränkischen Reiches. *HZ* 196 (1963) 23 ff.

problem sehen. Wenn in Kürze die 1 600-seitige Thèse von J. Devise über Hinkmar von Reims und Staat und Gesellschaft seiner Zeit im Druck vorliegt, wird sich ferner zeigen, ob es bereits möglich ist, eine Geschichte der Staatsidee von Hinkmar bis Suger von S. Denis zu schreiben, ein Thema, das um so wichtiger ist, als man ja neben Guibert von Nogent Suger immer wieder wegen seiner Aversion gegen das Reich mit der Frühgeschichte des französischen Nationalbewußtseins in Verbindung gebracht hat⁵⁰. Der Vertrag von Coulaines hat auf jeden Fall dem westfränkischen Reich über Karl den Kahlen hinaus Dauer verliehen; schon allein die oft registrierte Tatsache, daß der Großteil der Kapitularien und verwandter öffentlicher Akten nach Ludwig dem Frommen vornehmlich aus dem Westreich stammt, verdient in diesem Zusammenhang Beachtung, und die eingangs erwähnte Feststellung der Sprachwissenschaft, daß die Ile de France im 9. Jahrhundert zu einem zentral französischen Innovationsraum gehörte, könnte vielleicht mit der Staatsschöpfung Karls des Kahlen in Verbindung gebracht werden. Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, worauf P. Classen ebenfalls schon hingewiesen hat, daß Coulaines keineswegs das Herauswachsen einer Gruppe königsnaher Magnaten, etwa der Adalharde, Welfen, Bosoniden u. a. aus dem Verband und Verbund der fideles verhindert hat, womit dem Aufstieg der späteren Kronvasallen der Weg geebnet war⁵¹. Etwas anderes, Wichtiges wird bei dem Vertrag von Coulaines sichtbar: die führende Rolle der Geistlichkeit. Sie zeigt sich nicht nur in der rasch fortschreitenden Verchristlichung der Herrschaftssymbolik seit 848, worauf P. E. Schramm aufmerksam gemacht hat, sondern auch im korporativen Handeln der Prälaten in extremen Situationen. Als 858 Ludwig der Deutsche ins Westfrankenreich einfiel, stellte sich die westfränkische Kirche auf einer Synode in Quierzy geschlossen hinter den vertriebenen Karl den Kahlen, ausgenommen Erzbischof Wenilo von Sens. In einem berühmten Schreiben der Synode an Ludwig den Deutschen betonte Hinkmar die Treue des Klerus gegenüber Karl und stellte fest, daß es den Prälaten nicht freigestellt sei, wie Vasallen (homines) einen neuen Herrn zu suchen, sondern daß sie an Karl als dem „Gesalbten des Herrn“ (!) festhalten wollten. Man meint hier eine Resonanz des Vertrages von Coulaines herauszuhören! Ebenso aufschlußreich ist jedoch in diesem Zusammenhang, daß Karl der Kahle nach seiner Rückkehr, trotz des Verrats Wenilos und der schweren Vorwürfe, die der König gegen ihn erhob, dem abtrünnigen Erzbischof goldene Brücken zur Versöhnung baute: offensichtlich nahm hier der Herrscher auf den hohen Klerus als Korporation Rücksicht. Beides, die Haltung der Prälaten 858 und die Aussöhnung mit Wenilo, zeigt eindrucksvoll die geschlossene Macht der westfränkischen Kirche unter Hinkmar von Reims⁵².

⁵⁰ Nach P. Kirn, E. Rosenstock-Huessy u. a. zuletzt Boehm, L.: Gedanken zum Frankreichbewußtsein im frühen 12. Jahrhundert. HJb 74 (1955) 681—687. — Glaser, H.: Sugers Vorstellung von der geordneten Welt. Ebenda 80 (1961) 93—125 u. bes. Werner, K. F.: Les nations et le sentiment national dans l'Europe médiévale. RH 244 (1970) 284—304.

⁵¹ Classen, P.: Die Verträge von Verdun und Coulaines 843 als politische Grundlagen des westfränkischen Reiches 32: „Schon 843 war die Gleichheit der Fideles nicht Tatsache, sondern Ziel — erreicht wurde es nie.“

Wenn ich am Schluß noch einmal zum Ausgangspunkt dieser Überlegungen zurückkehren und die Frage stellen möchte, inwiefern der kapetingische Königsstaat zugleich nationsbildend war, dann soll hier beileibe kein neues Thema angeschnitten, sondern nur eine Art „Marschrichtung“ angedeutet werden. Wenn es nämlich richtig ist, daß im Mittelalter jede Nationsbildung, welche Triebkräfte und Treibsätze sie auch immer bewirkt haben mögen, niemals gegen die Kirche — und sei es auch ein häretischer Teil derselben —, sondern stets unter ihrer maßgeblichen Mitwirkung oder ihrem Gewähren erfolgte, dann wird, glaube ich, verständlich, daß in Frankreich ein mit der Kirche eng verbundenes Königtum der wichtigste Kondensationskern nationalen Bewußtseins werden konnte. Es gehört m. E. nur scheinbar zu den Paradoxien der Geschichte, daß, wie G. Post⁵³ gezeigt hat, gerade die Kirche als übernationale Kraft und universale Institution sehr viel zur Stabilisierung des jeweiligen Staatsbewußtseins beigetragen hat. Das durch die Kirche sakralisierte kapetingische Königtum besaß deshalb nicht nur einen entscheidenden ideologischen Vorsprung gegenüber den *proceres regni* — es kam zu keiner gleichermaßen intensiven Sakralisierung der Fürstentümer —, sondern mit kirchlicher Hilfe scheint sich das kapetingische „Staatsbewußtsein von oben“ zum Nationsbewußtsein stabilisiert und erweitert zu haben. Diesen Prozeß zwischen Hinkmar von Reims und Suger von S. Denis aufzuzeigen, wäre, wie bereits angedeutet, eine wichtige Aufgabe. Daß wir nach Guibert von Nogents „*Gesta Dei per Francos*“ (II, 5) vor allem in Sugers Schriften unverkennbar Äußerungen eines geradezu elitären Bewußtseins der französischen Nation haben, ist seit Paul Kirn und Karl Gottfried Hugelmann auch Gemeingut der deutschen Forschung⁵⁴, trotz der Abstriche, die man bei beiden hinsichtlich der Überschätzung des nationalen Gehaltes solcher Texte wohl heute wird machen müssen. Nimmt man das greifbarste Symbol der Einheit des kapetingischen Königsstaates hinzu: die Oriflamme, das rote französisch-„karolingische“ Königsbanner auf dem Altar von S. Denis, dann fassen wir wiederum etwas von der bewußtseinsbildenden Kraft eines alten merowingisch-karolingischen Heiligtums in kapetingischer Zeit, — bewußtseinsbildend auch für die Nation, wenn man an Suger von S. Denis denkt. P. E. Schramm hat im Zusammenhang mit der Oriflamme, die schon sehr früh als Fahne Karls des Großen interpretiert worden ist (nachweisbar allerdings erst 1184), von einer „*Renovatio imperii Karoli Magni*“ gesprochen und auf die Rolle hingewiesen, die Suger bei der Kreierung des Kultes der Oriflamme spielte. Die Art, wie er in seiner Vita König Ludwigs VI. den Vorgang dieser Symbolschöpfung darstellt, läßt erkennen, was die Kirche als die geistige Großmacht des Mittelalters auch für die „nationale“

⁵² D ü m m l e r : Geschichte d. ostfränk. Reiches I, 434 ff. — P r i n z : Klerus und Krieg 122 f.

⁵³ P o s t , G. : Two Notes on Nationalism in the Middle Ages. *Traditio* 9 (1953) 281—320.

⁵⁴ K i r n , P. : Aus der Frühzeit des Nationalgefühls. Leipzig 1943, S. 87 ff. — H u g e l m a n n , K. G. : Stämme, Nation und Nationalstaat im deutschen Mittelalter. Stuttgart 1955, S. 330 ff., bes. S. 339 ff.

Bewußtseinsbildung zu leisten vermochte⁵⁵. Versucht man nun zusammenfassend den Aufstieg des kapetingischen Königtums als *conditio sine qua non* einer Nationsbildung in eine notwendigerweise grobschlächtige Formel zu fassen, dann könnte man etwa folgendermaßen sagen:

Der französische Königsstaat war ebensowenig das Produkt einer Reihe glücklicher Zufälle wie etwa das zwangsläufige Ergebnis einer „konzentrischen Konzentration“, bei der die Kapetinger als lachende Erben die jahrhundertlange politische Organisationsarbeit anderer einstrichen. Man könnte eher — vielleicht etwas zu pompös und generalstabsmäßig — von einer „kapetingischen Doppelstrategie“ sprechen, insofern die Könige sowohl eine relativ erfolgreiche Machtkonzentration als Territorialfürsten der Ile de France betrieben, als auch gleichzeitig das übergreifende System der Kirche, d. h. die beträchtlichen Reste eines spätkarolingischen Verbundsystems und dessen ideologische Kraft, für sich zu nützen wußten. Man könnte es auch skeptischer formulieren und sagen, daß sich zwei relativ erfolgreiche Halbheiten — die Territorialbildung und die Bewahrung eines Teils der Kirchenherrschaft über das „kapetingische Territorium“ hinaus — zu einem dauerhaften Erfolg summierten. Auch in diesem Fall wäre das Ganze mehr als die Summe der Teile. Damit möchte ich aber nun auf keinen Fall einer aphoristischen Antithetik das Wort reden, womit verschiedentlich die Entwicklung in Frankreich und Deutschland schematisierend auseinanderdividiert worden ist. Walther Kienast hat mit Recht immer wieder darauf hingewiesen, daß die Gemeinsamkeiten der deutschen und französischen Entwicklung wesentlich größer sind als gemeinhin angenommen wird. Was für die weitere Forschung m. E. hier von Nutzen wäre, ist eine Art verbindlicher Katalog gemeinsamer Grundbegriffe und Aspekte, ohne den komparatistische Untersuchungen nicht möglich sind. Über W. Kienast hinausgehend könnte man untersuchen, ob nicht die französischen *principautés* vor allem deshalb haltbare Aufbausteine des nationalen Königsstaates geworden sind, weil sie von vornherein „moderner“ organisiert waren, während sich umgekehrt die archaischeren deutschen Stämme gegenüber einem durch seine Kirchenherrschaft „modernerem“ ottonischen „Zentralstaat“ auf die Dauer nicht behaupten konnten. Wenn in den vorausgegangenen Darlegungen viele Einzelmomente der frühkapetingischen Entwicklung, die an und für sich von hoher Wichtigkeit sind, außer Betracht geblieben sind (wie z. B. die Funktion der königlichen Städte, der königlichen Beamten, *bailli*, *sénéchal* etc., die Rolle der Gottesfrieden für die Stabilisierung der Königsmacht, die Auswirkung der cluniazensischen Reform auf die Modifikationen der kapetingischen Kirchenherrschaft), dann geschah dies in der Absicht, am Königtum im engeren Sinne paradigmatisch zu zeigen, welche methodischen Ansätze wichtig erscheinen und welche Möglichkeiten der Strukturvergleich innerhalb und außerhalb der kapetingischen Monarchie hier zu bieten vermag und zwar für das Phänomen der europäischen Nationsbildung insgesamt; womit wiederum Böhmen als klassisches Land nationaler Bewußtseinsbildung in Mitteleuropa als Forschungsaufgabe angesprochen ist.

⁵⁵ Schramm: Der König von Frankreich 138 ff.

TRADITIONEN IN DER GEGENWÄRTIGEN VOR- UND FRÜHGESCHICHTSFORSCHUNG

Von Helmut Preidel

Die Gepflogenheit, heutige Begriffe und Denkformen selbst in eine um Jahrtausende zurückliegende Vergangenheit zu übertragen, sowie das Verfahren, soziale Einrichtungen und Verhaltensweisen der historischen Gegenwart, wenn auch recht vereinfacht, auch in vor- und frühgeschichtlicher Zeit vorzusetzen, prägten ein Geschichtsbild, das noch von vielen romantischen Vorstellungen und gefühlsbetonten Leitgedanken durchsetzt ist. Auf diese Weise entstand eine Reihe von Klischeevorstellungen, die, von Generation zu Generation übernommen und damit gleichsam von der Überlieferung beglaubigt, axiomatische Bedeutung erlangten. Wenn man diese vermeintlich keines Beweises bedürftigen Voraussetzungen jedoch einer unvoreingenommenen Prüfung unterzieht, dann stellt sich regelmäßig heraus, daß es sich lediglich um Annahmen handelt, die durch ständige Wiederholung keineswegs an Wahrheitsgehalt gewinnen.

Die allgemeinen Leitvorstellungen, auf denen die von uns in Zweifel gezogenen Traditionen beruhen, in einem kurzen Aufsatz zu erörtern, ist unzulässig, weil dieses Vorhaben viel zu komplex wäre. Wir können hier nur einige Voraussetzungen behandeln, die sich besonders verhängnisvoll ausgewirkt haben, die historische Wirklichkeit zu erkennen.

An erster Stelle nennen wir die meist unrichtige Auslegung des Begriffes „Volk“, der entgegen der landläufigen Meinung weder nach Inhalt noch nach Umfang genauer festgelegt werden kann. Beide sind durchaus wandelbar, auch gibt es keine kennzeichnenden Merkmale, die den Begriff „Volk“ eindeutig bestimmten. „Volk“ ist eine in jeder Hinsicht veränderliche Größe, woraus folgt, daß vor- und frühgeschichtliche Völker nicht ohne weiteres mit Völkern der historischen Gegenwart gleichgesetzt werden können. Dies tut man jedoch in der Regel, weil man zu übersehen pflegt, daß die Kodifizierung des Rechts, verschiedene Formen des Ständekampfes, wirtschaftliche und politische Veränderungen und andere Umstürze, z. B. die große Französische Revolution und die späteren Verfassungskämpfe, entscheidenden Einfluß auf das Gefüge und die Zusammensetzung des Volkskörpers hatten, während noch im frühen Mittelalter nur die politisch aktiven Kreise das Volk darstellten; die die gleiche Landschaft bewohnenden und überwiegend landwirtschaftlich tätigen unteren Bevölkerungsschichten standen außerhalb der Volksgemeinschaft, denn sie hatten keinerlei politische Rechte.

Inhalt und Umfang des Begriffes „Volk“ hatten sich also im Laufe der Zeit mehrfach gewandelt und erweitert, jedenfalls umfaßte er in vor- und frühge-

schichtlicher Zeit nur einige Tausende, ausnahmsweise höchstens wenige Zehntausende. Dies beweisen z. B. die *concordia civitatis*, die sog. Volksversammlungen, wie sie Tacitus (55 — ca. 120) in seiner *Germania* (Kap. 11 und 12) hinreichend schildert. Sie werden, so führt er aus, in bestimmten Fristen bei Neu- oder Vollmond abgehalten. Über geringfügige Angelegenheiten beschließen die *principes*, Fürsten oder Häuptlinge, über wichtigere *omnes*, also alle, die an der Versammlung teilnehmen. Das Fehlen einer festeren politischen Ordnung, erklärt er dann, bringe es mit sich, daß nicht alle gleichzeitig zusammenkämen; durch Zögern verschwendeten sie öfter zwei oder drei Tage. Wie es der Menge beliebt, ließen sie sich bewaffnet nieder. Sodann höre man den König oder die *principes* an, je nach dem Alter des Redners, nach seiner edlen Herkunft, nach seinem Kriegeruhm, nach seiner Beredsamkeit, mehr aber ob seines Ansehens im Rate als ob seiner Befehlsgewalt. Lärm bedeute Ablehnung, das Zusammen schlagen der Lanzen dagegen Beifall und Zustimmung.

Aus Tacitus' Darstellung geht klar hervor, daß es sich um Versammlungen handelte, die mehrere Tage dauerten, und daß die Teilnehmer nicht ausschließlich aus der näheren Umgebung des Versammlungsortes stammten. Daß die Versammlung in dieser Form überhaupt abgehalten werden konnte, beweist ebenso klar, daß das Volk (*populus, plebs*), das hier zusammenkam, höchstens einige tausend Menschen umfaßte; um ein Vielfaches größere Versammlungen hätten ihren Zweck nicht erfüllen können, die Redner wären nicht gehört worden und das *Votum* wäre strittig gewesen¹.

Diese Sachlage ist bisher kaum beachtet worden, denn man gab den auf bloßen Schätzungen und auf Übertreibungen beruhenden Zahlenangaben antiker Schriftsteller den Vorzug oder aber Berechnungen, die von unzulänglichen Unterlagen ausgingen. Die Folgen dieses mangelhaften Wirklichkeitssinnes waren Irrtümer, die nur schwer zu beseitigen sind; sie sind deshalb so fest verwurzelt, weil dabei auch Wunschdenken eine wesentliche Rolle spielt.

Julius Caesar (100—44 v. Chr.), dessen Angaben vielfach für zuverlässig gehalten werden, erzählt in seinen Berichten über den gallischen Krieg (B. G. I 5 ff.), daß im Jahre 58 v. Chr. 368 000 Helvetier ihre damaligen Heimstätten in der Schweiz aufgegeben hätten, um sich im benachbarten Gallien niederzulassen. Diese Zahl klingt glaubhaft, ist aber maßlos übertrieben; beim damaligen Stand der Landwirtschaft hätte die Schweiz nämlich niemals eine derartige Menschenmenge ernähren können, bestenfalls ein Drittel oder ein Viertel. Caesar will die eben genannte Zahl einem fingierten Schriftstück entnommen haben, das ihm überbracht wurde², auf jeden Fall konnten die westlichen Nach-

¹ Delbrück, Hans: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. Bd. 2. 4. Aufl. Berlin 1966, 508 S., hier S. 3, schätzt die Zahl der Teilnehmer auf 6000 bis 10 000 Männer. — Verhältnismäßige Vertretungen, an die man denken könnte, sind erst in der historischen Gegenwart üblich.

² Julius Caesar: *Commentarii de bello Gallico* (B. G.) I 29, gibt zwar an, im Lager der Helvetier seien in griechischer Sprache abgefaßte Verzeichnisse aufgefunden worden, nach denen 263 000 Helvetier, 36 000 Tulinger, 14 000 Latobiker, 23 000 Rauraker und 32 000 Bojer ausgewandert wären, davon etwa 92 000 Waffenfähige, die nament-

barn der Helvetier, die diesen auf Befehl Caesars Getreide liefern mußten (B. G. I 28), nur einige Tausend ernähren, unter keinen Umständen jedoch Hunderttausend und mehr.

Auf andere Unterlagen stützt sich Ludwig Schmidt. „Für das Einzelvolk der Bataver am Unterrhein“, so sagt er³, „liegt uns aus der Zeit um 70 n. Chr. die Angabe vor, daß es zehn Kohorten und eine Ala zu je 500 Mann, also 5 500 Mann zum römischen Heere stellte; dazu kam das nationale Aufgebot, so daß wir mit dem Bestand an waffenfähigen Männern auf etwa 10 000 Mann, das Gesamtvolk auf 50 000 Köpfe zu schätzen haben werden.“ Die Voraussetzungen dieser Berechnung sind freilich wieder nichts als bloße Annahmen. Die Sollstärke der genannten Truppeneinheiten betrug zwar ca. 500 oder etwa 1 000 Mann, aber es steht absolut nicht fest, daß die *cohortes Batavorum*⁴ ausschließlich aus Batavern bestanden; die Überlieferung ist da mehr als dürftig, so daß man aus diesen Unterlagen keine greifbaren Schlüsse ziehen kann. Und „das nationale Aufgebot“ der Bataver selbst ist eine Unterstellung; sie entspringt alten romantischen Vorstellungen und ist in keiner Weise erweisbar.

Den umgekehrten Weg schlägt Karl Völkl⁵ ein. Nach dem von Velleius Paterculus (19 v. — ca. 35 n. Chr.) mitgeteilten Umfang des angeblichen Heeres des Markomannenkönigs Marbod, 70 000 Krieger zu Fuß und 4 000 Reiter (II 109), versucht er die waffenfähige Mannschaft der Markomannen und Quaden auf etwa 150 000 zu beziffern, die Gesamtbevölkerung auf etwa 750 000 Menschen. „Diese so gewonnene Zahl“, fährt K. Völkl fort, „erfährt insofern eine gewisse Bestätigung, als Rom ja im Kampf gegen Marbod seinerseits 12 Legionen aufbot⁶, also mit den Hilfstruppen annähernd ebensoviele Soldaten⁷, als Marbod günstigenfalls aus seinem engeren Herrschaftsraum heraus unter die Waffen zu rufen in der Lage war.“ Diese und andere etwas abgewandelte Auslegungen der nur von Velleius Paterculus mitgeteilten Darstellung übergehen die wirtschaftlichen Voraussetzungen, die in der Regel alle kühnen Gedankenflüge zu hemmen pflegen und daher außer acht gelassen werden. Das stehende Heer Marbods hätte in der angegebenen Stärke zur ausreichenden Ernährung täglich mindestens 75 Tonnen Getreide gebraucht, jährlich etwa 30 000 Tonnen, eine Getreidemenge, die die damalige Nährfläche Böhmens und Mährens, zusammen etwa 850 000 ha, nicht hätte aufbringen können für Nurkonsumenten,

lich angeführt seien, aber diese Ausführungen sind ebenso ungläubhaft wie die von Caesar angeordnete Zählung derer, die wieder in ihre Heimat zurückkehrten, nämlich 110 000.

³ Schmidt, Ludwig: Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung I. Die Ostgermanen. München 1934, 647 S., hier S. 48 f.

⁴ Vgl. Tacitus: Historien I 59.

⁵ Völkl, Karl: Zur Bevölkerungsdichte im alten Germanien. In: Amann-Festgabe II, Heft 4. Innsbruck 1954, S. 157—199, hier S. 184 ff.

⁶ Völkl Anm. 79: Tacitus II 46.

⁷ Völkl Anm. 80. — Vgl. Kromayer, J. / Veith, G.: Heerwesen und Kriegführung der Griechen und Römer. HdA IV 3, 2 (1928), S. 476—478. — Pastenaci, K.: Die Kriegskunst der Germanen (1942). S. 152 f., der allerdings die Hilfstruppen zu wenig berücksichtigt.

die zusätzlich ausgehalten werden mußten. Einige Historiker vermuten zwar, das stehende Heer Marbods stamme aus allen Teilen seines vermeintlichen Reiches, aber auch diese Annahme vereinfacht die gegebenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten nur unwesentlich, die ein solcher einseitiger Verbrauch mit sich gebracht hätte. Die geläufige Auslegung, die Römer hätten mit ihren 12 Legionen und Hilfstruppen rund 100 000 Mann gegen den Markomannenkönig in Bewegung gesetzt, mißachtet die Unmöglichkeit, solche Truppenmassen ausreichend zu verpflegen, selbst wenn sie von der mittleren Donau und dem Mittelrhein in zwei Heereszügen vorrückten. Sie benötigten am Tage zusammen 50—60 Tonnen Getreide, die unterwegs nicht zu beschaffen waren, weil menschenleere oder menschenarme Gebiete durchzogen werden mußten; selbst in gut bevölkerten Landschaften waren solche Getreidemengen nicht aufzubringen, weil die Vorräte vielfach nur in wenigen Zentnern gelagert waren⁸. Aus diesen Gründen dürften wohl nur Teile dieser Legionen an dem Feldzug beteiligt gewesen sein, aber auch für viele tausend Mann war das Unternehmen ein schwierig zu bewältigendes Unterfangen, das irgendwie zu rechtfertigen war⁹.

Die Mitteilungen des Velleius Paterculus, der Markomannenkönig Marbod habe alle seine Nachbarn durch Kriege und Verträge sich untertan gemacht und ein riesiges, nach römischer Art geschultes Heer unterhalten, wird von Strabo (63 v. — 20 n. Chr.) nur insofern unterstützt (VII 3), als er einige größtenteils verderbte Namen der Marbod unterworfenen Völker anführt, so die in Schlesien ansässigen Lugier und die in der Mark Brandenburg wohnenden Semnonen, während die wirklichen Nachbarn, die Hermunduren und die Quaden, fehlen. Der Umfang des vermeintlichen Reiches König Marbods dürfte also den Römern nur gerüchtweise bekannt gewesen sein, jedenfalls wurde der lange Zeit vorbereitete und dann unternommene Feldzug gegen den „Völkerbund“ Marbods¹⁰, der von der mittleren Donau und dem Mittelrhein mit starken Kräften vorgetragen wurde, plötzlich abgebrochen. Den Vorwand bot der Ausbruch des pannonischen Aufstandes, „denn es schien bedenklich, im Binnenland das Heer zu verbergen und Italien einem so nahen Feind schutzlos preiszugeben“¹¹.

Daß Aufstände in den Provinzen, selbst wenn sie größere Ausmaße angenommen hatten, den Bestand des Imperiums so bedrohten, daß wichtige kriegerische Unternehmen aufgegeben werden mußten, ist ebenso unwahrscheinlich wie die öfter vorgebrachte Vermutung, Marbod habe mit den Aufständischen Verbindung gehabt und die Erhebung ausgelöst, gleichzeitig ein weiteres Beispiel, wie

⁸ Vgl. Tacitus: Germania cap. 16, wo von unterirdischen Speichern die Rede ist, von denen der Feind nichts wisse oder die er übersehe, weil er sie erst suchen müsse, wozu nicht immer Zeit sei. Bodenfunde bestätigen unterirdische Speicher.

⁹ Tacitus: Historien II 32 berichtet, Oberitalien sei nach Durchzug eines Heeres so verwüstet, daß ein anderes Heer nirgends Getreide finden könne; es sei unmöglich, ohne Vorräte ein Heer beisammen zu halten.

¹⁰ Tacitus: Annalen II 63: Pyrrhus und Antonius seien den Römern nicht so gefährlich gewesen wie der Markomannenkönig, der mit der Wildheit der ihm untertanen Völker aus so großer Nähe Italien bedrohe, erklärte Kaiser Tiberius im Senat.

¹¹ Velleius Paterculus II 110.

gegenwärtige Verhaltensweisen in eine so ferne Vergangenheit hineinprojiziert werden. Der Doppelangriff gegen König Marbod wurde also abgebrochen, weil das ganze großangelegte Unternehmen ins Leere zu stoßen drohte und Ansehen und Geltung der römischen Staatsmacht in Frage gestellt schienen. Dies läßt sich hier in der gebotenen Kürze nicht plausibel genug machen¹², aber an der Fehlleistung selbst besteht kein Zweifel, wenn man die Gesamtsituation berücksichtigt und das Versagen des römischen Nachrichtendienstes nach Aussagen verschiedener Vertrauensleute.

Völlig unwirkliche Zahlen geben die antiken Schriftsteller an, wenn sie auf die Wanderung von Völkern zu sprechen kommen. Poseidonios von Apamaea (ca. 135—51 v. Chr.) berichtet z. B. — augenscheinlich unter dem Eindruck des Kimbernschreckens —, daß 300 000 streitbare Männer in Waffen mit noch viel mehr Frauen und Kindern aus Hunger nach Land, das eine so riesige Masse ernähren sollte, und nach Städten, in denen sie sich niederlassen und leben könnten, auf der Wanderung waren, nämlich Kimbern und Teutonen, die von 113—101 v. Chr. die Grenzen des römischen Reiches bedrohten, bis sie 102 und 101 in zwei blutigen Schlachten vernichtet wurden. Nach dem Geschichtsschreiber Livius (59 v. — 17 n. Chr.) sollen 102 v. Chr. 200 000 Feinde gefallen und 90 000 gefangen worden und 101 nochmals 140 000 getötet und 60 000 in Gefangenschaft geraten sein, phantastische Zahlen, die auch andere Autoren unbesehen übernahmen, so Plutarch von Chaironea (ca. 46—120) in seiner Lebensbeschreibung des Kimbernsiegers Marius, die er Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. abfaßte. „Die Zahlenangaben über die Wanderscharen“, erklärt G. Mildemberger¹³, „sind sicher übertrieben, mitunter nennen die römischen Schriftsteller Hunderttausende. Die Größe eines solchen Wandertrupps ergibt sich aber aus der Stärke der gegen sie aufgestellten Heere. So hat Marius in Aquae Sextiae etwa 35 000 Mann gegen die Teutonen und ihre Verbündeten zur Verfügung gehabt. Das Heer der letzteren dürfte etwa gleich stark gewesen sein. Da die Germanen Frauen, Kinder und Alte, vielleicht auch Unfreie, mitführten, muß die gesamte Wandergruppe zwischen 100 000 und 150 000 umfaßt haben. Eine ähnliche Zahl,“ setzt er hinzu, „läßt sich für die Kimbern berechnen, denen Marius in Vercellae 52 000 Mann entgegenstellte, womit er freilich beträchtlich stärker als die Germanen war.“ Aber auch die so ermittelten Zahlen sind noch um ein Vielfaches überhöht. 100 000 bis 150 000 Menschen hätten pro Tag die Ernte von 2—3 km² fruchtbareren Ackerlandes verbraucht, eine Getreidemenge, die zu keiner Zeit hätte aufgebracht werden können, selbst wenn man ein Gutteil durch Fleisch ersetzt hätte. Auch die Stärke der marianischen Truppen ist übertrieben angegeben; die damalige Landwirtschaft war nämlich nicht imstande, die erforderliche Verproviantierung aufzubringen, zudem fehlte es an den erforderlichen Transportmitteln.

¹² Preidel, Helmut: Böhmen und Mähren in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten. *BohJb* 12 (1971) 8—33, hier 15 f. — Ders.: Das Markomannenreich König Marbods als Personalverband. *CMorM* 57 (1972) 115—122.

¹³ Mildemberger, Gerhard: Sozial- und Kulturgeschichte der Germanen. Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1972, 147 S., hier S. 107.

Die meisten heutigen Forscher, deren Schlüsse auf den Angaben antiker Schriftsteller beruhen, pflegen zu übersehen, daß den griechischen und römischen Autoren jeder Sinn für die wahren Größenverhältnisse abging¹⁴. Ein krasses Beispiel bietet Eutropius (ca. 320—377), der in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts schrieb, aber viele ältere Quellen benützte; er stellte den 140 000 bei Vercellae gefallenen Germanen nur 300 getötete Römer gegenüber.

Etwas wirklichkeitsnäher war sein jüngerer Zeitgenosse Ammianus Marcellinus (ca. 330—395), dem wir eine eingehende Schilderung der Alamannenschlacht bei Straßburg (357) verdanken. Nach seiner Darstellung standen dem nachmaligen Kaiser Julian dem Abtrünnigen (355—363) 13 000 Bewaffnete zur Verfügung, denen die Alamannen 35 000 Mann entgegengestellt haben sollen. Auch das ist noch ein auffallendes Mißverhältnis. Die Glaubwürdigkeit des Autors erschüttert weiter, daß die Römer nur 2 % Verluste erlitten, die Alamannen allein auf dem Schlachtfeld 17 %. Ob antike Autoren die Tendenz verfolgten¹⁵, „einen Sieg über die Germanen durch deren angebliche Überlegenheit größer erscheinen zu lassen oder eine erlittene Niederlage mit der Überzahl der Gegner entschuldigen“, muß dahingestellt bleiben. „Solche übertriebene Schätzungen,“ fährt L. Schmidt dann fort, „finden wir auch bei sonst als zuverlässig bekannten Schriftstellern wie Polybios (ca. 205—123 v. Chr.) und Caesar; sie sind bei den späteren Schriftstellern, besonders natürlich bei den Panegyrikern, ins Groteske gesteigert. Wenn glaubwürdige Angaben von größeren Zahlen vorliegen, so beziehen sie sich in der Regel nicht auf Einzelvölker, sondern auf Vereinigungen mehrerer Völkerschaften.“

Wie immer man diese unsachlichen und übertriebenen Zahlen begründen mag, beim Zurückführen dieser Angaben auf Größen, die der Wirklichkeit nahekommen dürften, spielen Umstände eine maßgebende Rolle, über die es heute noch keine einheitliche Auffassung gibt, z. B. die Zusammensetzung germanischer Heere. Um da zu einem besseren Verständnis zu kommen, muß man zunächst eine Vorstellung beseitigen, die in keiner Quelle bezeugt ist, nämlich die sog. Wehrpflicht aller Freien, d. h. das allgemeine Aufgebot¹⁶; selbst Andeutungen fehlen. In seiner *Germania* (Kap. 7) erklärt Tacitus, daß nicht der Zufall und die gegebene Situation Reitertrupps und keilförmige Schlachtordnung zustandebringen, sondern *familiae et propinquitates*, also Geschlechter und

¹⁴ Daß auch manche heutige Geschichtsforscher wenig Sinn für einstige Größenverhältnisse zeigen, beweisen die von Jan Filip (Keltové v střední Evropě [Die Kelten in Mitteleuropa]. Prag 1956, 552 S., hier S. 13) genannten Schätzungen der Bewohner des antiken Gallien, die zwischen 5 und 20 Millionen schwanken. Zur Zeit der größten Verbreitung der Kelten in ganz Europa sollen sie nach Filip mehrere Millionen umfaßt haben. Diese Zahlen lassen klar erkennen, daß diesen Schätzungen stets die Lebensverhältnisse der historischen Gegenwart zugrunde liegen.

¹⁵ Schmidt 48.

¹⁶ Verweise auf Verhältnisse im karolingischen Reich, soweit sie in den Kapitularien niedergelegt sind, sind fehl am Platz, denn damals herrschten andere Voraussetzungen und Größenverhältnisse. Vgl. Dopsch, Alfons: Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit vornehmlich in Deutschland. Bd. 2. 3. Aufl. Köln-Graz 1962, 451 S., hier S. 358 ff.

Sippen, die unter Bildnissen und Feldzeichen kämpften. Beispiele liefern seine anderen historischen Schriften¹⁷. Spätere griechische und römische Autoren¹⁸ bestätigen und bekräftigen dies durch Einzelheiten, aus denen klar hervorgeht, daß es sich nicht so sehr um Geschlechter und Sippen handelte, sondern um Gefolgschaftsverbände, die sich um Fürsten und Adelige verschiedenen Ranges scharten, als *reges, regales, subreguli, proceres, optimates, iudices* bezeichnet. Wenn also Ammianus Marcellinus¹⁹ das bei Straßburg kämpfende alamannische Heer aus Söldnern und Freiwilligen aus verschiedenen Völkerschaften bestehen läßt, so ist das wohl nur eine Verlegenheitsbezeichnung. Offensichtlich handelte es sich um verschiedene Gefolgschaftsverbände, von denen z. B. der des Alamannenkönigs Chnodomar von den Römern gefangen genommen wurde. Die antiken Autoren vermochten eben nicht den wahren Sachverhalt zu erkennen, denn sie urteilten allenthalben nach den ihnen geläufigen Kategorien: die als eigene Einheiten (*per cuneos*) kämpfenden Gefolgschaften waren in ihren Augen organisierte Heeresabteilungen, die ethnische oder politische Verbände repräsentierten, die sie nach der Herkunft der Anführer oder nach dem Kern dieser Elitetruppen bestimmten.

Man hat diese Besonderheiten der antiken Geschichtsschreibung nicht oder nur ungenügend berücksichtigt. Die meisten Angaben wurden wörtlich genommen und kaum ernstlich in Zweifel gezogen, weil man der Ansicht war, die antiken Autoren hätten den Ereignissen näher gestanden als heutige Kritiker. Erst in letzter Zeit begann man, die Mitteilungen griechischer und römischer Schriftsteller nüchterner und ohne Voreingenommenheit zu beurteilen.

Wie schon gesagt, die antiken Autoren sahen in den einzelnen germanischen Völkern organisierte politische Einheiten (*civitates*) mit eigenen Heeren. Und weil sich diese Auffassung mit Vorstellungen der historischen Gegenwart weitgehend deckte, so hielt man alle germanischen Kampfverbände für Volksheere, die als „Volk in Waffen“²⁰ aufgeboden waren. Daß dem nicht so war, zeigt der von Tacitus²¹ berichtete Kampf zwischen dem Markomannenkönig Marbod und dem Cheruskerfürsten Arminius. „Aber an Marbod,“ erzählt er, „haftete der Königsname, verhaßt bei seinen Landsleuten, an Arminius, dem Kämpfer für die Freiheit, die Gunst. Also entschlossen sich nicht nur die Cherusker und ihre Bundesgenossen, des Arminius alte Kämpfer, zum Kriege, sondern auch aus Marbods Königreich fielen suebische Völker (*gentes*), die Semnonen und die Langobarden, zu ihm ab. Durch diese Übertritte hätte er das Übergewicht gehabt“, heißt es weiter, „wenn nicht Inguiomer mit seiner Gefolgschaft (*cum manu clientium*) zu Marbod übergetreten wäre.“ Der Sachverhalt ist einfach genug. Hätte es sich wirklich um die Aufgebote zweier germanischer Völker gehandelt, dann wäre es nicht möglich gewesen, durch den Übertritt einer ein-

¹⁷ Tacitus: Annalen I 51, II 83, XVI 27. Historien II 42, IV 16, 20, 23, V 16, 18.

¹⁸ Cassius Dio LXXI 11, Ammianus Marcellinus XVII 12, Zosimos I 37, Eunapios fragm. 52, 55.

¹⁹ Ammianus Marcellinus XVII 12.

²⁰ Schmidt 60.

²¹ Tacitus: Annalen II 44, 45.

zigen cheruskischen Gefolgschaft das Gleichgewicht der beiden gegnerischen Heere herbeizuführen²².

Diesem Gefolgschaftswesen widmet Tacitus breiten Raum in seiner *Germania* (Kap. 13—15). *Principes*, so sagt er, sammelten um sich ein Gefolge aus kriegserfahrenen Jungmännern. Dadurch gewannen sie Ansehen und Einfluß beim eigenen Volk und bei Nachbarn, so daß diese Gefolgsherren nicht nur durch Gesandtschaften umworben und durch Geschenke ausgezeichnet würden; oft genüge auch das Gerücht eines bevorstehenden Eingreifens, um Kriege niederzuschlagen. Ein großes Gefolge könne freilich nur durch Gewalttat und Krieg unterhalten werden, denn den Gefolgschaftsmitgliedern stünden eine reichliche Ausrüstung und Gastmähler zu. „Die Mittel für diese Freigebigkeit liefern Kriege und Raubzüge“ (*per bella et raptus*), setzt Tacitus hinzu.

Vom Volksheer ist indessen kaum die Rede. Einige Andeutungen sind im 6. und 7. Kapitel der *Germania* enthalten. Heerführer (*duces*), heißt es da, suchten sie nach persönlicher Tapferkeit aus²³, doch leiteten sie weniger durch Befehle als durch ihr Vorbild. Zwielfichtig ist der in diesen Abschnitten gebrauchte Ausdruck *acies*, der Schlachtreihe, aber auch Heer und Truppen bedeuten kann. Der kurze Satz: *acies per cuneos componitur* kann daher nur bedeuten, die Schlachtreihe oder aber das Heer besteht aus keilförmigen Abteilungen, was wieder auf Gefolgschaften bezogen werden kann. Im allgemeinen, führt Tacitus weiter aus, bestehe die germanische Kampfkraft aus dem Fußvolk, und deshalb kämpften sie gemischt, indem zum Reiterkampf die Behendigkeit des Fußvolkes passe und stimme, das, aus der gesamten Jugend ausgewählt, sich vor die Schlachtreihe stelle, doch sei ihre Anzahl begrenzt.

Die Aussagen, die sich auf das Bestehen von Volksheeren beziehen lassen, sind nicht nur bei Tacitus, sondern auch bei anderen antiken Geschichtsschreibern so dürftig, daß sie verschiedene Auslegungen ermöglichen, die einander gewöhnlich widersprechen. Trotz allem muß es Volksheere gegeben haben, denn bei Einfällen in Landschaftsverbände (*civitates*) werden nicht nur Gefolgschaften Widerstand geleistet haben. Über die Zusammensetzung und die Organisation dieser unter Leitung eines *dux* stehenden Kampfverbände ist allerdings so gut wie nichts bekannt geworden, so daß alle konkreten Angaben in modernen historischen Darstellungen romantischem Gedankengut und gefühlsbetonten Leitbildern entstammen, in den Quellen selbst jedoch nicht begründet werden können.

Aufbau und Organisation der Landschaftsverbände (*civitates*) sind gleichfalls wenig bekannt, doch bezeichnet sie Tacitus auch als Stämme oder Völker (*gentes, populi, nationes*). An ihrer Spitze steht entweder ein König (*rex*) oder ein Fürst (*princeps civitatis*). Das Gemeinwesen selbst gliederte sich nach Tacitus

²² Preidel: Böhmen und Mähren 17.

²³ Bosl, Karl: Frühformen der Gesellschaft im mittelalterlichen Europa. München-Wien 1964, 520 S., hier S. 67 f. Der in diesem Beitrag vertretenen Interpretation, die zwischen einem „sakralen Krieg, den Volk und Stamm beschließen“, und einem „Gesellschaftskrieg, der weitgehend auf Eroberung und Beute ausgerichtet war“, unterscheidet, vermag ich mich nicht anzuschließen, denn sie beruht lediglich auf Annahmen.

in Bezirke oder Gaue (*pagi*), denen gleichfalls *principes* vorstünden, die Recht sprächen und in Volksversammlungen gewisse Vorrechte hätten. Das alles ist nicht viel, doch bildeten diese knappen Angaben die Grundlage für viele romantische Konstruktionen, die lange für bare Münze genommen wurden. Ganz dasselbe gilt von der sozialen Gliederung innerhalb der Landschaftsverbände, die sicherlich nicht überall gleiches Gefüge aufwiesen²⁴. Diese ganz komplizierte Frage verdunkelte geraume Zeit der falsche Volksbegriff, von dem bereits die Rede war.

„Die Germanen kannten drei Stände: Freie, Halbfreie und Knechte“, erklärt Ludwig Schmidt²⁵. „Die Gemeinfreien (*liberi, ingenui*, auch *nobiles*, Frilinge, Karle) bildeten die Hauptmasse des Volkes; sie füllten das Heer, auf ihnen ruhte in erster Linie Recht und Gesetz, indem sich aus ihnen die die höchste Regierungsgewalt ausübende Landesgemeinde zusammensetzte.“ Nach Auslassungen über den Adel führt er weiter aus: „Die Entstehung der Knechtschaft ist in der Hauptsache auf Kriegsgefangenschaft zurückzuführen. Der Knecht (*servus, puer*, Schalk) gilt nicht als Person, sondern als Sache; der Herr konnte nach Belieben über ihn verfügen, ihn strafen, ja töten. Eine größere Zahl von unfreien Arbeitskräften besaßen nur die Adeligen, die ihre Güter nicht selbst bewirtschafteten. Jene waren hier nach Art der römischen Kolonen gegen Zins und Dienst angesiedelt, während sie sonst über die Ertragnisse ihrer Arbeit frei verfügen konnten; oder sie waren im Hause des Herrn in verschiedenen Funktionen beschäftigt.“ „Die Bildung des Standes der Halbfreien oder Hörigen (*Liten, Aldien*)“, fährt er schließlich fort, „geht teils auf freiwilligen Übertritt von Freien, teils auf private Freilassung von Knechten, teils auf kriegerische Unterwerfung zurück. Ein besiegtes Volk“, fügt er hinzu, „wurde in verschiedener Weise behandelt: es wurde vernichtet oder in Knechtschaft versetzt, zur Zahlung eines Tributes, zur Leistung von Kriegshilfe verpflichtet oder in Hörigkeit herabgedrückt. Der Grund und Boden ging im letzteren Falle ganz in den Besitz des siegreichen Staates über.“

Diese Jahrzehnte zurückliegenden Ausführungen sind selbst heute noch nicht ganz überholt, denn sie finden sich in verschiedenen Abwandlungen bei neueren Autoren. Die herrschende Lehre geht von der Überzeugung aus, alle mitteleuropäischen germanischen Völker seien Ackerbauer gewesen, etwa „wehrhafte Bauern“, eine Wortkonstruktion, die den vielfältigen Zeugnissen germanischer Kriegstüchtigkeit gerecht werden soll. Nun läßt sich die bäuerliche Lebenshaltung der Germanen weder in den geschriebenen noch in den archäologischen Quellen eindeutig belegen, denn die erhaltenen Texte sind so allgemein gehalten, daß sie nichts Bestimmtes aussagen²⁶. Dasselbe gilt von den archäo-

²⁴ B o s l, Karl: Das Bayerische Stammesherzogtum. In: Zur Geschichte der Bayern. Hrsg. von Karl B o s l. Darmstadt 1965, 664 S., hier S. 1 f., dürfte diese Verbände am zutreffendsten kennzeichnen.

²⁵ S c h m i d t 67 ff.

²⁶ Selbst der Hinweis in den Annalen des T a c i t u s (XIII 54) kann nicht so ausgelegt werden, als seien die Friesen damals Bauern gewesen. Vgl. P l i n i u s XVIII 149. — Hierher gehören auch die Begründungen für die Wanderungen germanischer Völker, sie suchten Ackerland, um sich dort niederzulassen.

logischen Funden, denn wir wissen nicht, wer die jeweiligen landwirtschaftlichen Geräte, die Gliederung der Äcker, die Speicher und sonstigen Hinweise benützte und die vorhandenen Feldfrüchte erntete. Wer das bestreitet, macht sich den falschen Volksbegriff zu eigen, von dem eingangs die Rede war.

Was Tacitus in seiner *Germania* (Kap. 26) über die Landwirtschaft aussagt, läßt verschiedene Deutungen zu, zusammen mit dem vorhergehenden Kapitel ist jedoch die Aussage recht klar. „Das bebaubare Land“, erklärt er, „wird gemäß der Anzahl der Betreuer (*cultores*) von allen zusammen in der Absicht auf Wechsel in Besitz genommen, und dann teilen sie es unter sich nach dem persönlichen Ansehen; die Leichtigkeit des Teilens wird durch die Ausdehnung des Ackerlandes ermöglicht. Das Pflugland wechseln sie Jahr für Jahr, und Ackerland ist im Überfluß vorhanden.“ Nach dieser Darstellung wären also die Germanen nur Nutznießer von Grund und Boden gewesen, der den Geschlechtern und Sippen (*familiae et propinquitates*) gehörte, die nicht nur in Gehöften und Bezirken (*vici et pagi*) beisammen lebten, sondern auch besondere Kampfeinheiten mit eigenen Feldzeichen stellten. Über den Betrieb der Landwirtschaft selbst ist nichts ausgesagt.

Aufschlußreicher ist Kapitel 25 der *Germania*. Dort spricht Tacitus von den germanischen Knechten (*servi*), die nicht nach römischer Gewohnheit als Hausklaven verwendet würden. „Jeder einzelne“, sagt er von ihnen eindeutig und unmißverständlich, „verwaltet eigenen Grund und eigenes Hauswesen. Der Herr (*dominus*) legt ihm eine bestimmte Menge Getreide, Kleinvieh und Gewebe auf wie einem Pächter (*ut colono*), und nur insofern ist der Knecht sachfällig; die übrigen Pflichten des Hausstandes besorgen die Gattin und die Kinder.“ Ähnlich spricht sich Tacitus im 15. Kapitel der *Germania* aus, wo es heißt: „Der tapfere Krieger tut gar nichts, denn die Sorge für Haus, Hof und Felder, aber auch die Verwaltung und Aufsicht“ — alles das kann der Ausdruck *cura* bedeuten — „überlassen sie den Frauen, den Greisen und den Schwächsten des Hausstandes“, also den kriegsuntüchtigen Angehörigen, die allerdings auch die schwere Landarbeit nicht zu verrichten imstande sind. Es ist jedoch nirgends gesagt, daß nur die Adeligen (*nobiles*) ihre Güter nicht selbst bewirtschafteten, sondern durch Pächter bearbeiten ließen, während der freie Germane selbst Hand anlegte.

Um die Jahrhundertwende wurde die Auffassung vertreten, die Germanen seien bis zu einem gewissen Grade Wanderhirten gewesen, wobei sich die Anhänger dieser Lehre auf Bemerkungen Caesars²⁷ und Strabos²⁸ stützten, aber

²⁷ C a e s a r : B. G. VI 22: *Agriculturae non student, maiorque pars eorum victus in lacte, caseo, carne constitit.* Bezeichnend sind verschiedene Übersetzungen. Die einen verstehen: mit Ackerbau befassen sie sich nicht, die anderen: Auf Ackerbau legen sie keinen Wert, um Ackerbau kümmern sie sich nicht, sie nähren sich hauptsächlich von Milch, Käse und Fleisch.

²⁸ S t r a b o VII 1, 3: „Gemeinsam ist jedoch allen dort [jenseits der Elbe] wohnenden Völkern ihre innere Bereitschaft zum Wechseln ihrer Wohnsitze. Der Grund dafür liegt in der Einfachheit ihrer Lebensführung und darin, daß sie keinen Ackerbau treiben oder Schätze aufspeichern, sondern in Hütten wohnen und Vorräte nur von einem Tag auf den anderen haben. Ihren Lebensunterhalt haben sie größtenteils von ihren Herden

diese allgemeinen Fassungen und Vergleiche reichen in keiner Weise aus, diese sog. Nomadentheorie zu begründen²⁹.

Um der wirklichen Wesensart germanischer Völker näherzukommen, müssen wir uns die Hauptmerkmale ihrer Lebensgewohnheiten ansehen. Und da fällt vor allem auf: Kampfbereitschaft und Kriege bestimmten ihr Dasein. „Wenn sie keine Kriege führen“, schreibt Tacitus im 15. Kapitel seiner *Germania*, „verbringen sie eine gewisse Zeit auf der Jagd, mehr jedoch mit Nichtstun: sie essen und schlafen.“ Ihre Kampfeinheiten waren Geschlechter und Sippen, die unter besonderen Abzeichen standen, und weiter Gefolgschaften, die sich um Fürsten und Häuptlinge scharten: die ersteren kämpften um den Sieg, die Gefolgsleute jedoch für ihren Gefolgsherrn, der Kriege und Raubzüge unternahm, um seine Gefolgschaft standesgemäß versorgen zu können. Das alles entspricht der Lebensweise, die von ausgesprochenen Nomaden überliefert ist, wozu auch die Umwandlung der Blutrache in Blut- oder Wergeld gehört. Daß nach Tacitus die Hauptkampfkraft der Germanen auf dem Fußvolk beruhte, befremdet etwas, selbst wenn dabei Reitertrupps eine wesentliche Rolle spielten. Besonders auffallend sind jedoch die von Tacitus klar gezeichneten Gutsherrschaften³⁰, die freilich auch einige Fragen aufwerfen, die noch zu lösen wären. Das Entstehen ähnlicher Güter, die gegen Zins von Knechten bewirtschaftet wurden, beobachten wir überall dort, wo Wanderhirten sesshaft wurden, z. B. die Madjaren in den Ungarischen Tiefebene.

So gesehen, scheint es also ungemein plausibel, daß die in Mitteleuropa ansäßig gewordenen germanischen Völker einst Wanderhirten waren, deren ursprünglich wohl größere Verbände sich aufgelöst hatten, begünstigt durch die Landesnatur der neuen Heimat mit ihren unzusammenhängenden Wohn- und Weideflächen. Nur Wanderhirten waren in der Lage, sich die ansässigen Feldbauern so untertan zu machen, daß sie sie ernährten und mit allem versorgten, was sie zum Lebensunterhalt brauchten, und wie es eben Tacitus in seiner *Germania* (Kap. 25) beschrieben hat.

Daß die ursprüngliche Schichtung der Gesamtbevölkerung einer Landschaft in Herren und Knechte nur längere oder kürzere Zeit bestehen bleiben konnte, deutete Tacitus im gleichen Abschnitt der *Germania* bereits an, als er auf die Völker zu sprechen kam, die von Königen beherrscht wurden. Dort steigen die Freigelassenen, so sagt er, die sonst nicht viel über den Knechten stehen, sowohl über die Freigeborenen als auch über die Adligen empor, weil sie der König begünstige. Dadurch, daß sich der König auf Gefolgsleute stützte, die ihren Rang und ihre Stellung nicht vornehmer Abkunft, sondern ausschließlich ihrem Verhältnis zum König verdankten, schuf sich dieser ein Machtinstrument,

wie die Nomaden, so daß sie in Nachahmung dieser ihr Hab und Gut auf ihre Wagen laden und mit ihren Weidetieren dorthin ziehen, wohin sie wollen.“

²⁹ Wittich, Werner: *Die Grundherrschaft in Nordwestdeutschland*. Leipzig 1896, 364 S. — Vgl. ders.: *Epochen der deutschen Agrargeschichte*. Tübingen 1922 (*Grundriß der Sozialökonomie* 7).

³⁰ Wittich: *Grundherrschaft* 109 ff. — Ders.: *Zur Frage der Freibauern*. ZSRG-germ 22 (1901) 252—346.

auf das er sich unbedingt verlassen konnte. So entstand etwas ganz Neues, ein Dienstadel, der dem auf Abstammung beruhenden Geburtsadel biologisch überlegen war, weil er sich stets erweitern und ergänzen konnte, was dem sich durch Kriege und Lebensführung ständig abnützenden Geburtsadel nicht möglich war. Auf diese Weise ergaben sich bereits frühzeitig im Sozialgefüge einzelner germanischer Völker (*civitates*) Abwandlungen. In manchen wechselten nämlich Monarchie und Oligarchie, auch hatten hier und dort Umstürze verschiedene Auswirkungen, so daß schon bald gewisse Unterschiede auftraten, was nicht übersehen werden sollte.

Gewaltige Veränderungen in der Lebensführung und Lebenshaltung brachten jedoch Wanderungen mit sich, namentlich in der sog. Völkerwanderungszeit. Solange man den Wanderungen den falschen Volksbegriff zugrunde legte, solange konnte man zu keinem klaren Verständnis gelangen. Man hegte utopische Vorstellungen, folgte gläubig den unwirklichen Zahlenangaben antiker Autoren und huldigte überhaupt allen möglichen Illusionen einer Scheinwelt, die nur in gelehrten Köpfen, keineswegs aber in der rauhen Wirklichkeit bestehen konnte. Die damalige Naturlandschaft Mitteleuropas, die Otto Schlüter³¹ nachzuzeichnen versuchte, stand nämlich Wanderungen größeren Ausmaßes entschieden entgegen. Riesige Urwälder, verschiedene mächtige Wasserläufe und weite Sumpf- und Moorflächen trennten die unzusammenhängenden größeren und kleineren Siedlungsflächen. Dieses Gelände war nur in regenarmen Monaten begehbar oder zur Winterzeit, wenn Frost den Boden härtete. Besondere Hindernisse waren Gebirge, deren Wälder, Wildbäche und Hochmoore kaum zu überwinden waren, und auch dann nur in den Sommer- und Herbstmonaten. Gewiß führten durch diese von Menschenhand kaum veränderte Urlandschaft Wege, doch handelte es sich fast ausschließlich um Saumpfade, die sich stellenweise so verengten, daß jede größere Wanderkolonne zu einer bedenklichen Länge auseinandergezogen wurde, sich nur schwerfällig bewegen konnte und so eine lange und dünne Angriffsfläche darbot, die nur unzureichend zu schützen war. Schon aus diesen Gründen dürften die Wandernden höchstens einige Tausend, keineswegs aber Zehntausende umfaßt haben.

Triftiger für die Minderung von Wanderzügen war das Problem der Ernährung. Um leistungsfähig zu bleiben, braucht der Mensch pro Tag durchschnittlich 500 g Kohlehydrate, also etwa 1 kg Getreide, und gegen 100 g Eiweiß oder Fette, also etwa 1 Liter Milch oder rund 200 g Fleisch. Die zusätzliche Eiweißnahrung war auf Wanderungen verhältnismäßig leicht zu beschaffen, aber die nötige Menge Kohlehydrate war nicht immer aufzutreiben. Man mußte sie mitführen oder sie durch erhöhte Fett- oder Eiweißkost ersetzen, freilich nur für eine gewisse Zeit. Das Mitführen von Vieh und einem Mindestvorrat an Getreide sicherte zwar die Lebensfähigkeit der Wandernden, gleichzeitig aber machten Saumtiere und Lastwagen den Wanderzug schwerfällig und verletzlicher, weil damit die Kolonne noch mehr auseinandergezogen wurde. Das alles

³¹ Schlüter, Otto: Die Siedlungsräume Mitteleuropas in frühgeschichtlicher Zeit. Regensburg 1952, 48 S., mit einer bunten Faltkarte.

sind Überlegungen spekulativer Art, die aber ganz oder teilweise zum Tragen gekommen sein konnten.

Die Züge der Kimbern und Teutonen gegen Ende des 2. vorchristlichen Jahrhunderts sind die ältesten Wanderungen germanischer Völker, von denen wir eingehender erfahren. Die uns erhaltenen Berichte darüber sind freilich erst Jahrhunderte später aufgezeichnet worden, wenn auch unter Benützung zeitgenössischer Nachrichten, weshalb sie unanschaulich und gekünstelt wirken. Von den übertriebenen Zahlenangaben war schon die Rede. An den Wanderungen nahmen einige Könige und Fürsten (*βασιλεῖς*, *reges*, *reguli*) teil, genannt werden größere Reitertrupps, doch überwiegen ansonsten Fußkämpfer. Erwähnt werden weiters von Rindern gezogene Wagen (*ἄμαξαι*), die gegebenenfalls zu Wagenburgen zusammengeschoben wurden. Alle diese überlieferten Einzelheiten bieten freilich kein geschlossenes Bild, das sich hier irgendwie auswerten ließe.

Etwa ein halbes Jahrhundert später erfahren wir von der Wanderung swebischer Volksteile über den Oberrhein nach dem Elsaß und der Franche Condé, worüber vor allem Julius Caesar in seinem „Gallischen Krieg“ berichtet. Diese germanischen Scharen wurden um das Jahr 70 v. Chr. von einem um die Vorherrschaft im Lande ringenden gallischen Volk als Söldner herbeigerufen, zunächst 15 000. Bald jedoch seien mehr über den Rhein gekommen und nach einem Jahrzehnt seien es schon 120 000 gewesen. Ariovist, König der Germanen (*rex Germanorum*), habe sich dann festgesetzt und ein Drittel des Gebiets der Sequaner in Besitz genommen, die ihn ins Land gerufen hatten. Weil schließlich 24 000 Haruder zu ihm gestoßen seien, verlangte Ariovist dann das zweite Drittel. Damit die Germanen nicht in noch größeren Mengen den Rhein überschritten, baten vornehme Gallier Caesar um ein Eingreifen. Das geschah denn auch und nach längerem Hin und Her kam es zur Entscheidungsschlacht, in der Ariovist seine Truppen nach Stämmen (*generatim*) geordnet in gleichen Abständen aufstellte, nämlich Haruder, Markomannen, Triboker, Vangionen, Nemeter, Eudusier und Sweben. Caesar war Ariovist weit überlegen und die Germanen erlitten eine entscheidende Niederlage³². Trotz dieser Niederlage blieben Vangionen, Triboker und Nemeter auch weiterhin am linken Rheinufer ansässig³³.

Die von Caesar genannten Zahlen sind maßlos übertrieben, wenn nicht ganz aus der Luft gegriffen. 15 000 zusätzliche Esser, die jährlich nahezu 6 000 Tonnen Getreide verbrauchten — bei einem durchschnittlichen Hektarertrag von 6 Doppelzentnern erforderte das fast 100 km² guten Ackerlandes —, hätten nicht ohne weiteres miternährt werden können, zumal dazu noch einige tausend Rinder aufzubringen gewesen wären, was das Gleichgewicht noch mehr gestört hätte. Und 120 000 Menschen hätten niemals mit einem Drittel des verfügba-

³² Caesar: B. G. I 31—54.

³³ Caesar: B. G. IV 10, VI 25. Tacitus: Germania cap 28. Vgl. Behrens, Gustav: Denkmäler des Wangionengebietes. Frankfurt a. M. 1923, 64 S., hier 1 f. (Germanische Denkmäler der Frühzeit 1).

ren Freilandes ernährt werden können. Wenn man das erforderliche Brach- und Weideland dazurechnet, wäre das nahezu die gesamte Fläche des Elsaß.

Die Ariovist unterstehenden Kampfverbände bestanden nicht ausschließlich aus Sweben; zu ihnen gehörten auch Haruder und Eudusier, deren Heimat auf der Halbinsel Jütland lag, also nicht einmal im Grenzgebiet der Sweben. Markomannen und Sweben wohnten im 1. vorchristlichen Jahrhundert zu beiden Seiten des Mains, Triboker, Vangionen und Nemeter am rechten Rheinufer. Ariovist selbst scheint Fürst der Triboker gewesen zu sein und in dieser Stellung wird er wohl der Einladung gefolgt sein, gegen Sold (*merces*) in den Streit der Parteien in Gallien einzugreifen. Seiner Gefolgschaft dürften, wie es Caesar auch andeutet, bald weitere Personalverbände gefolgt sein, wie es die Ausdrücke vermuten lassen: eine neue Schar Sweben (*nova manus Sueborum*), ein Teil der Germanen (*pars Germanorum*). Um ganze Stämme oder Völker (*civitates*) wird es sich kaum gehandelt haben, abgesehen von den Nemetern, Tribokern und Vangionen, die dann am linken Rheinufer des Elsaß auch festen Fuß faßten. Wahrscheinlich waren die einzelnen Einheiten Gefolgschaften, die sich Ariovist anschlossen und unterstellten, also Personalverbände, die sich öfter zu größeren Unternehmen zusammenzutun pflegten. Daß auch Frauen (*mulieres, matres familiae*) daran beteiligt waren, spricht nicht gegen diese Auffassung, denn diese Frauen gehörten zum Troß wie die beiden Gattinnen Ariovists selbst.

Die begründete Vermutung, daß das von Caesar nicht sachlich genug überlieferte Vorhaben „König“ Ariovists keine Wanderung von Völkern (*civitates*) darstellte, sondern großangelegte Gefolgschaftsunternehmen, löst verschiedene, sonst kaum plausibel lösbare Fragen, z. B. das Verbleiben der Nemeter, Triboker und Vangionen auf dem linken Rheinufer und ihre spätere Einbeziehung in den römischen Heeresdienst, die Umkehr der Sweben, der Brüder Cimberius und Masua³⁴, die sich an der Ausbeutung der Gallier beteiligen wollten.

An anderer Stelle seines „Gallischen Kriege“ berichtet Caesar³⁵ von Ereignissen, die gleichfalls hierher gehören. 55 v. Chr. überschritten die germanischen Usipiter und Tenkterer, angeblich 430 000 (B. G. IV 15), den Rhein unweit seiner Mündung ins Meer, um damit der Bedrückung durch die Sweben zu entgehen. Nachdem sie drei Jahre lang in verschiedenen Räumen Germaniens herumgewandert waren, baten sie Caesar um Landzuteilung links des Rheins. Caesar brach jedoch seine Zusage, griff sie an und rief sie auf. „Die übrige Menge dagegen“, heißt es dann wörtlich, „Frauen und Kinder (*multitudo puerorum mulierumque*) — sie waren nämlich mit all den ihren von zuhause ausgewandert und über den Rhein gegangen —, begann allenthalben zu fliehen. Ihnen nachzujagen, schickte Caesar Reiterei aus.“ Wer entinnen konnte, floh über den Rhein zu den Sugambnern, wohin sich auch jener Teil der Reiterei (*ille pars equitatum*) der Usipiter und Tenkterer begab, der nicht am Kampf teilgenommen hatte, weil er die Maas überschritten hatte, um zu plündern und Getreide zu holen (*praedandi frumentandique causa Mosam transisse*).

³⁴ Caesar: B. G. I 37.

³⁵ Caesar: B. G. IX 1, 4—15.

Nach Caesars Darstellung wollten sich also die Usipiter und die Tenkterer am Niederrhein niederlassen. Er hielt sie jedoch hin und ließ sie dann überfallen, so daß nur wenige entkommen konnten. Intakt blieb vor allem die „Reiterei“, die dem Blutbad deswegen entging, weil sie gerade einen Raubzug unternahm. Dies weist diese „Reiterei“ als Gefolgschaftsverband aus; weil auch alle Fürsten und Stammesältesten (*omnes principes maioresque natu*) zur selben Zeit im römischen Feldlager festgehalten wurden, hatten die Römer beim Niedermetzeln der Usipiter und der Tenkterer leichtes Spiel. Trotzdem scheint ein größerer Teil der Stämme zu den Sugambrenn am rechten Rheinufer entkommen zu sein, denn noch in nachchristlicher Zeit werden sowohl Usipiter als auch Tenkterer öfter in Verbindung mit Sugambrenn als selbständige Völker genannt³⁶. Einzelne ihrer Gefolgschaften verheerten und plünderten schon wenige Jahre nach ihrer Begegnung mit Caesar linksrheinisches Gebiet³⁷. Die beehrteste Beute war Vieh (B. G. VI 35).

Die Verlagerung des Wohnbereichs der Markomannen, die im letzten Jahrhundert v. Chr. südlich des Mains lebten, in das benachbarte Böhmen stellt eine weitere Wanderung dar. Wir haben davon zwar keine unmittelbaren Zeugnisse, antike Schriftsteller³⁸ berichten aber, Drusus, der Stiefsohn des römischen Kaisers, habe etwa 10 v. Chr. die Markomannen schwer bedrängt, „binahe bis zur Vernichtung“ (*paene ad interneccionem*), heißt es wörtlich. Unter Führung des Edelmannes Marbod seien sie „ins Landesinnere“, in vom herzynischen Wald umgebene Gefilde, nach Böhmen geflüchtet³⁹. Weitere Angaben fehlen.

Der neue Siedlungsraum der Markomannen läßt nun die Möglichkeit zu, die Zahl der Bewohner einschließlich der germanischen Oberschicht annähernd zu berechnen. In Böhmen betrug nämlich die Nährfläche abgerundet etwa 6 000 km². Bei einem durchschnittlichen Hektarertrag von 5—6 Doppelzentnern konnten daher 400 000 bis 450 000 Menschen — einschließlich der Oberschicht von 22 000 bis 28 000 Seelen, die von diesem Ernteertrag miternährt werden mußten — darauf leben. Obwohl es sich bei diesen Zahlen lediglich um Annäherungsversuche handeln kann, vermitteln sie doch anschaulich Größenverhältnisse, die im schroffen Gegensatz zu den phantastischen Zahlen stehen, die die meisten antiken Autoren angeben; sie sind gewiß nur aus der Luft gegriffen, weil sie das Vorstellungsvermögen übersteigen.

Daraus folgt: die aus dem Maingebiet abwandernden Markomannen werden also nicht mehr als 22 000 bis 28 000 Köpfe gezählt haben, eher weniger. Wir können daher nur mit 4 000 bis 5 000 Kriegern rechnen. Auch diese Zahlen stellen nur Richtzahlen dar, die sicherlich nach oben oder nach unten abgerundet werden können, doch bedeuten sie gegenüber den maßlos übertriebenen Angaben über die germanisch-römischen Grenzkämpfe auf alle Fälle eine starke Ernüchterung, die auch das Übertragen moderner Verhaltensweisen sinnlos erscheinen läßt. Das gilt z. B. von den bereits erwähnten Angaben des Zeitge-

³⁶ Tacitus: *Germania* cap. 32.

³⁷ Caesar: B. G. VI 35. — Cassius Dio LIV 20, 4—6.

³⁸ Florus II 30, 22—23. — Orosius VI 21, 14.

³⁹ Velleius Paterculus II 108. — Strabo VII 1, 3.

nossen Velleius Paterculus vom stehenden Heer des Markomannenkönigs Marbod, gegen das 12 Legionen in Bewegung gesetzt wurden. Daß die Dinge ganz anders lagen, wurde bereits an anderer Stelle begründet⁴⁰. Auch der sog. Markomannenkrieg von 166—180 erscheint in einem anderen Licht und alle gelehrten Deutungen entbehren sachlichen Grundlagen⁴¹; es handelte sich um keinen regelrechten Volkskrieg, sondern um eine Kette verschiedener Gefolgschaftsunternehmen, die die Schwäche der damaligen römischen Grenzverteidigung ausnützten, um in den römischen Donauprovinzen reiche Beute zu machen.

Eine ganz ähnliche Situation ergab sich um die Mitte des 4. Jahrhunderts an der Rheingrenze. Während der Rivalitätskämpfe zwischen Kaiser Constantius II. (337—361) und seinem Gegenspieler Magnentius (350—353) wurden hier Truppen abgezogen, so daß nur geringe Streitkräfte Gallien verteidigen konnten. Alamannische und fränkische Gefolgschaften überquerten daher wiederholt den Rhein, drangen öfter 100—150 km tief in Gallien ein, verheerten weite Gebiete und führten bei diesen Streifzügen viele Gefangene fort, die dann ihre Äcker bestellen mußten⁴². In seinem Brief an die Athener geht Kaiser Julian auf diese Raubzüge ein, aber auch andere Autoren in ihren Schriften. Eingehend schildert dann Ammianus Marcellinus die langwierigen Kämpfe, die Julian und nach ihm Kaiser Valentinian I (364—375) unternahmen, um die Beutezüge der Alamannen und Franken zu unterbinden. Das bemerkenswerteste Ergebnis war 357 die Schlacht bei Straßburg, in der nicht die Volksaufgebote alamannischer Gae Julian entgegentraten, sondern die Gefolgschaften von wenigstens 7 Königen (*reges*), von 10 Fürsten (*regales*) und von einer großen Schar von Edelleuten (*optimatum series magna*); diese Kampfeinheiten waren natürlich loser zusammengefügt als wohlorganisierte Heeresteile, wie sie Ammianus Marcellinus schildert. Einer der alamannischen Kampfverbände, die Gefolgschaft König Chnodomars aus 200 *comites* und drei der engsten Freunde (*amici iunctissimi*) des Königs, wurde gefangen genommen⁴³. Die meisten Alamannen konnten jedoch fliehen, aber viele ertranken in den Fluten des Rheins⁴⁴.

Noch im selben Jahr trug Julian den Krieg in alamannisches Siedlungsgebiet. Von Mainz aus überschritt er den Rhein und stieß zuerst auf einigen Widerstand. Ohne jede Schonung plünderten dann die römischen Krieger die an Herden und Feldfrüchten reichen Landgüter, bis sich die drei trotzigsten Könige, die den bei Straßburg Besiegten Hilfstruppen (*auxilia*) geschickt hatten, unterwarfen und gelobten, Lebensmittel zur Verfügung zu stellen. Von Volksaufgeboten hören wir nichts.

Im nächsten Jahr wandte sich Julian gegen den Alamannenkönig Suomar

⁴⁰ Vgl. oben und Anm. 11.

⁴¹ Preidel: Der Markomannenkrieg in neuer Sicht. Vorzeit 16 (1967) 39—48.

⁴² Libanios: Epitaph 53 ff.

⁴³ Vgl. Dannenbauer, Heinrich: Adel, Burg und Herrschaft bei den Germanen. In: Herrschaft und Staat im Mittelalter. Darmstadt 1956, S. 66—134, hier S. 108 (Wege der Forschung 2).

⁴⁴ Ammianus Marcellinus XVI 12.

rechts des Rheins; der unterwarf sich jedoch freiwillig, lieferte sämtliche Gefangene aus und versprach, fallweise römische Heere mit Getreide zu versorgen. Sodann zog Julian gegen das Gebiet König Hortars, das er so gründlich verwüsten ließ, bis er um Frieden bat. Nur zögernd lieferte Hortar die Gefangenen aus, die bei Streifzügen eingebracht worden waren, bereitwillig dagegen lieferte er zum Wiederaufbau der von Alamannen zerstörten Städte verschiedene Behelfe. 359 ging Julian wieder über den Rhein, verheerte weite Gebiete und tötete oder verschleppte Personen. So zwang er fünf Könige, sich zu unterwerfen und die Gefangenen herauszugeben, was freilich nur zögernd vor sich ging. Die von Julian in seinem Brief an die Athener genannte Zahl von 20 000 Menschen, die er den Barbaren entrissen haben will, ist jedoch wieder stark übertrieben⁴⁵. Im Jahre 360 fielen Alamannen König Vadomars in Rätien ein und zersprengten eine gegen sie gesandte Heeresabteilung. Julian ließ Vadomar gefangennehmen. Dann überlief er die ahnungslosen Alamannen, tötete viele, führte Gefangene fort und schloß mit den übrigen Frieden⁴⁶.

Danach herrschte an den Rheingrenzen einige Jahre Ruhe. Aus Furcht vor römischen Vergeltungszügen oder ob der „Geschenke“, die die Römer an germanische Große leisteten, unterblieben Einfälle alamannischer Scharen in Gallien. Als jedoch 365 alamannische Gesandte statt der vereinbarten Gegenstände nur minderwertige Dinge bekamen, die sie verächtlich zurückwiesen, überschritten noch im Winter 366 alamannische Scharen den Rhein und stießen tief nach Gallien vor; vergebens traten ihnen die Römer entgegen. Erst der Reiterführer Jovinus war imstande, zwei der Gefolgschaftsverbände zu vernichten, worauf sich ein dritter Kampfverband nach schweren Verlusten — angeblich verloren sie 10 000 Tote und Verwundete, indessen die Römer nur gegen 1 400 Mann verloren — zurückzog; der Anführer, ein ungenannter König, wurde gefangen genommen und gekreuzigt⁴⁷.

Die Einfälle alamannischer Gefolgschaften in Gallien und römische Gegenzüge gingen noch einige Jahre weiter, doch erwähnen wir nur noch den Überfall der Gefolgschaft des *regalis* Rando, dem es gelang, außer reicher Beute Männer und Frauen aus Mainz fortzuschleppen⁴⁸.

Wir lernen also bei den Alamannen des 4. Jahrhunderts eine Vielzahl von Königen und Fürsten kennen, die bezeugen, daß das Volk (*civitas*) oder der Stamm der Alamannen unter keiner einheitlichen Führung stand, sondern unter selbständigen Gaufürsten, von denen einige eine königliche Stellung erlangt zu haben scheinen. Ihr Herrschaftsbereich heißt *pagus*, Bezirk oder Gau, *regnum*, Reich oder Gebiet, *regio* Gebiet, Bezirk. Ob dem Umfang nach Unterschiede bestanden, wie es wahrscheinlich wäre, ist nicht bekannt. Rangunterschiede scheinen jedoch gemacht worden zu sein, denn einigemal heißt es *reges et regales et reguli*, also alle Könige und Fürsten und Kleinkönige. Auch verdient Beachtung, daß um 500 der Ostgotenkönig Theoderich der Große (493—526)

⁴⁵ Ammianus Marcellinus XVII 1 und 10.

⁴⁶ Ammianus Marcellinus XXI 3 und 4.

⁴⁷ Ammianus Marcellinus XXVII 2.

⁴⁸ Ammianus Marcellinus XXVII 10.

in seinem Schreiben an den Frankenkönig von alamannischen Völkern (*Alamannici populi*) spricht, woraus hervorgeht, daß sie auch später kein einheitliches Staatswesen bildeten, wenn sich auch zeitweise einige Gaue zusammengeschlossen haben mögen.

Ähnliche Verhältnisse herrschten offenbar auch bei den swebischen Quaden. Kaiser Constantius II. rückte 358 in die Königreiche der Quaden (*ad regna Quadorum*) ein und nach Ammianus Marcellinus (XVII 12) wurden Friedensverträge mit allen quadischen Fürsten abgeschlossen, die nach ihren Bezeichnungen (*rex, regalis, regulus, subregulus, proceres, optimates, iudices*) verschiedenen Rang und verschiedene Bedeutung gehabt haben dürften. In der Regel nimmt man an, daß die ursprünglichen Stammesherrschaften (*civitates*) nach und nach aufgelassen wurden, ob es sich nun um „Monarchien“ oder um „Oligarchien“ gehandelt hat. Uns erscheint es jedoch viel glaubhafter, daß durch Ausgestaltung und Vertiefung des Gefolgschaftswesens die von Tacitus überlieferten inneren Verhältnisse allmählich verändert wurden.

Von einer besonderen Art Gefolgschaft spricht Walter Schlesinger, indem er sich an Caesars Darstellung anlehnt⁴⁹. „In der Volksversammlung erklärt ein *prinzepts*, er wolle Führer eines Beutekrieges sein, wer ihm folgen wolle, möge sich melden. Die zur Teilnahme Bereiten tun dies, und damit bereits ist eine Treueverpflichtung eingegangen, denn wer nun zurücktritt, gilt als Desserteur und Verräter. Noch die Züge der Wikinger müssen in ähnlicher Weise vorbereitet worden sein. Was aber für den Beutekrieg gilt, muß auch für den Fall gegolten haben, daß sich ein Haufe um den Führer zum Zwecke der Landgewinnung in der Fremde sammelt, zu einem Unternehmen also, das auf dauernde Niederlassung zielt, bei dem Weiber und Kinder mitziehen und die Habe mitgeführt wird. In dieser Weise wird Ariovist den ursprünglichen Kern seiner Scharen zusammengebracht haben. Bei so weitgespannten Unternehmungen erfolgte freilich der Zulauf nicht nur von einem Kleinstamme und die Werbung nicht nur auf einer Volksversammlung. Nicht nur Einzelne schlossen sich an, sondern *principes* mit ihrem gesamten Gefolge, das sich um die für den besonderen Zweck Anschlußbereiten vermehrte. Freiwillig ordneten sie sich dem Führer unter, zu dessen Heil sie Vertrauen gefaßt hatten, so wie ihr eigenes Gefolge sich ihnen untergeordnet hatte. Dem Führer kam damit die Stellung eines Heerkönigs zu. Hatte das Unternehmen Erfolg, gelang die Niederlassung, die Reichsgründung, so entsteht aus dem Heerhaufen ein neuer Stamm, aus dem Heerkönig wird der Stammeskönig. Somit wurzelt auch die königliche Gewalt in der Gefolgschaft⁵⁰.“ Dieser letzten Folgerung Schlesingers stim-

⁴⁹ Schlesinger, Walter: Herrschaft und Gefolgschaft in der germanisch-deutschen Verfassungsgeschichte. HZ 176 (1953) 225—275, hier 241 f. Vgl. auch d. ers.: Über germanisches Heerkönigtum. In: Vorträge und Forschungen III. 2. Aufl. Konstanz 1963, S. 105—141.

⁵⁰ Ein Beispiel wäre der Markomannenkönig Marbod, von dem es bei Strabo (VII 3) ausdrücklich heißt, er sei vor seiner Rückkehr aus Rom noch nicht König gewesen. Seine spätere königliche Stellung hing zweifellos mit der Wanderung der Markomannen nach Böhmen zusammen.

men wir voll und ganz zu, seine sonstigen Ausführungen jedoch müssen erst des romantischen Beiwerks entkleidet werden. Schon der Begriff des „Heerkönigs“ ist eine romantische Konstruktion⁵¹. Dem Urbild dieser Heerkönige, Ariovist, wurde der Titel „König der Germanen“ (*Ariovistus, rex Germanorum*) erst durch den römischen Senat verliehen, und zwar auf Antrag des Consuls Caesar (B. G. I 35). Es erscheint auch zweifelhaft, ob Gefolgsherren und Gefolgsleute einfacher Werbung unterlagen wie moderne Menschen, ob nicht andere Gründe sie zu größeren Gefolgschaftsverbänden zusammenführten, als Caesar es darstellt. Trotz dieser Vorbehalte hat Schlesingers Gedankenverbindung viel für sich, denn dadurch erhalten manche sonst unmotiviert erscheinenden Volksbewegungen doch einen sinnvollen Zusammenhang, auch wird die Auflösung einzelner Stammeseinheiten im Bereiche kleiner Machthaber besser verständlich.

Für Gefolgsherren bestand die zwingende Notwendigkeit, Beutezüge zu unternehmen, um den Unterhalt ihrer Gefolgschaften bestreiten zu können. Diese Raubzüge richteten sich naturgemäß dorthin, wo brauchbare Beute zu erwarten war. Eingebracht wurden wohl weniger Sachwerte als vielmehr Vieh und Menschen, die sich vielseitig verwerten ließen: sie waren unmittelbarer Reichtum und nützliche gewerbliche oder landwirtschaftliche Arbeitskräfte. Daß Kriegs- und Beutezüge, die einzelne oder zu größeren Verbänden zusammengeschlossene Gefolgschaften unternahmen, öfter dazu führten, für die Gesamtheit bessere Lebensbedingungen zu finden, ist durchaus verständlich. Solange man die germanischen Völker für wehrhafte Bauern hielt und die vorgebrachten oder ihnen unterlegten Auswanderungsgründe einseitig auslegte, solange war der Weg zu einem besseren Verständnis verlegt: Landhunger oder die Suche nach neuem Ackerland bedeutet ja nicht, daß man das Neuland selbst bearbeiten wollte; nach unserer Auffassung wollte man das Neuland vielmehr in Schutz nehmen, es vor Eingriffen von außen bewahren und dafür Abgaben einheben, von denen freilich die neuen Landesherren gut leben konnten. Ob die Angehörigen der Gefolgschaftsmitglieder mitzogen oder erst nachgeholt wurden, läßt sich nach den vorhandenen Unterlagen nicht klar entscheiden. Beide Auslegungen sind möglich, ob man nun die Darstellung Caesars über die Scharen Ariovists oder die Aussagen von Tacitus über die Gefolgschaften Marbods und Katwalds⁵² heranzieht, die zusammen den Grundstock des Vannius-Reiches (*regnum Vannianum*) in der Slowakei bildeten. Daß im Markomannenkrieg unter den Gefallenen eines Gefechtes auch Leichen gerüsteter Frauen vorgefunden wurden, und daß im Jahre 274 im Triumphzug Kaiser Aurelians (270—275) als Männer gerüstete Germaninnen mitgeführt wurden⁵³, sind keine positiven Zeugnisse.

Es führte zu weit, alle derartigen Hinweise antiker Schriftsteller zu verfol-

⁵¹ Gastroph, Günter: Herrschaft und Gesellschaft in der Lex Baiuvariorum. München 1974, 204 S., hier S. 79 f. (Miscellanea Bavarica Monacensia 53), gibt eine knappe Übersicht und nennt die wichtigste Literatur.

⁵² Tacitus: Annalen II 62 und 63.

⁵³ Cassius Dio LXXI 3. — Historia Augusta: Vita Aureliani cap. 34.

gen. Damit wäre wenig zu gewinnen. Diese Aussagen vermeiden nämlich eine eindeutige Sprache und lassen alles offen, vielfach ist auch das Zeugnis selbst anfechtbar, weil es aus zweiter oder dritter Hand stammt. Wir gewännen freilich aus einer derartigen Übersicht die Überzeugung, daß die historische Überlieferung, insbesondere die der Völkerwanderungszeit, einer gründlichen Analyse unterzogen werden müßte. Alle Darstellungen dieser Zeit entfernen sich mehr oder weniger von der historischen Wahrheit. Und weil die Fachwelt lange die einzelnen Quellenangaben gutgläubig hinzunehmen pflegte und nur die maßlosesten Übertreibungen zu korrigieren bemüht war, täuschte sie sich stets über die wahren Geschehen, weil sie ihnen unwillkürlich Begriffe und Vorstellungen unterlegte, die in der Gegenwart geläufig waren, und vielfach auch dem Zauber der großen Zahl hingegeben war. Um die Ungereimtheiten der historischen Überlieferung zu beseitigen, wäre eine eigene Arbeit erforderlich.

Der berühmte Kirchenvater Hieronymus (348—420) schrieb in einem 409 verfaßten Brief, zahllose und sehr wilde *nationes* — was Völkerschaften, aber auch nur Scharen heißen kann — hätten ganz Gallien in Besitz genommen. Wörtlich heißt es dann: „Was immer zwischen Alpen und Pyrenäen liegt, was vom Ozean und dem Rhein eingeschlossen wird, verheeren Quaden, Wandalen, Sarmaten, Alanen, Gepiden, Heruler, Sachsen, Burgunder, Alamannen und — o zu betrauernder Staat — die pannonischen Feinde“, worunter Hunnen zu verstehen sind. An zerstörten Städten zählt der Brief auf: Mainz, Worms, Reims, Amiens, Arras, Tournai, Speier, Straßburg, auch sei Aquitanien verwüstet.

Mit all diesen Angaben wäre wenig anzufangen, wenn nicht einige mehr oder weniger zeitnahe antike Autoren berichteten, daß Wandalen, Sweben, Alanen, Burgunder und viele andere den Rhein überschritten und Gallien verwüsteten. Prosper Tiro (400—455), ein romanisierter Gallier, gibt in seiner Chronik als Datum dieses Rheinübergangs den 31. Dezember 406 an. Damit ist ein fester Anhaltspunkt gewonnen. Ein zweiter ist ihre Überquerung der Pyrenäen im Herbst 409, worauf Sweben, Wandalen, Alanen und andere zwei Jahre die einst blühenden Landschaften der Pyrenäenhalbinsel plünderten, bis sie sich in den westlichen Randgebieten niederließen. Wandalen und Sweben (Quaden) erhielten Galicien, die silingischen Wandalen Andalusien und die Alanen Lusitanien und das Gebiet von Cartagena. Es handelt sich also um die Wanderung größerer Gefolgschafts- oder Personalverbände, wie sie Walter Schlesinger in den Grundzügen charakterisierte.

Die meisten der von Hieronymus und anderen Geschichtsschreibern genannten Völker lebten damals im Karpatenbecken oder in seiner unmittelbaren Nachbarschaft, wo sie übrigens, von den Wandalen abgesehen, noch zu Beginn des 6. Jahrhunderts nachweisbar sind. Dies führte in den letzten Jahrzehnten zu verschiedenen anfechtbaren Annahmen und Erwägungen, die sich freilich als unnötig erweisen, wenn es sich nicht um Volksgruppen, sondern eben um Personalverbände handelt, also um Unternehmen ähnlich dem des Ariovist vor fast einem halben Jahrtausend. Die führende Rolle bei diesem Einfall in Gallien Anfang des 5. Jahrhunderts spielten die Wandalen unter ihrem König

Godegisil, der noch vor Ende 406 im Kampf gegen die Franken fiel, angeblich 20 000 Wandalen mit ihm⁵⁴. Ihm folgte sein Sohn Gunderich (406—428), der wie seine Nachfolger *rex Wandalorum et Alanorum* genannt wurde, was sicherlich eine Sonderstellung bedeutete. Seiner Führung unterstellten sich vermutlich verschiedene Gefolgschaften, Kampfseinheiten, deren Wesensart die geistlichen Geschichtsschreiber entweder nach der Stammeszugehörigkeit des Gefolgherrn oder nach der Herkunft des Kerns der Gefolgsleute bestimmten. Und am Ende des großen Unternehmens steht die Gründung eines Reiches, wie sie dann auf der Pyrenäenhalbinsel erfolgte, d. h. die Gründung mehrerer Reiche, von denen freilich nur zwei etwas längeren Bestand hatten.

Mängel der Überlieferung machen es zuweilen unmöglich, zwischen einzelnen historischen Ereignissen sinngemäße Zusammenhänge herzustellen. So entstehen Lücken, die, durch mehr oder weniger wahrscheinliche Annahmen überbrückt, gleichwohl keine tragfähigen Grundlagen für weitere Folgerungen darstellen. Eine andere Behinderung, historische Geschehen zu erkennen und brauchbar einzuschätzen, ist das Verfahren, hinter jedem Volksnamen den ganzen Stamm oder wenigstens eine große Volksgruppe zu sehen. Im Falle der germanischen Heruler führte das z. B. dazu, Ost- und Westheruler zu unterscheiden.

Als erster nennt Heruler der Athener Staatsmann und Historiker P. Herennius Dexippos (210—273), dessen Werke freilich nicht erhalten sind, jedoch in Bearbeitungen jüngerer Autoren bruchstückweise vorliegen, wo freilich die öfter auf eigenen Erlebnissen beruhende Darstellung des Dexippos anders formuliert und ausgedrückt ist. Der Anfang des 9. Jahrhunderts verstorbene Georgios Synkellos schrieb z. B. in seiner Weltchronik, im Jahre 267 seien Heruler mit 500 Schiffen vom Asowschen Meer bis in die Ägäis gefahren, hätten Schlachten bestanden, Inseln und Küstenstriche verwüstet und mehrere Städte in Brand gesetzt, bis sie die Athener in einem Engpaß nahezu aufrieben. Weitere Heruler fielen auf dem Rückzug. „Damals ergab sich Kaiser Gallienus [253—268] Maulobatos, Fürst der Heruler⁵⁵, und wurde von ihm durch Ernennung zum Konsul geehrt“, heißt es wörtlich. In der Lebensbeschreibung dieses Kaisers im Rahmen der *Historia Augusta*, die gleichfalls aus Dexippos schöpft, werden jedoch keine Heruler, sondern Skythen-Goten genannt, die nach ihrer Seefahrt besonders die Balkanhalbinsel verheerten. Unter Führung des Dexippos wurden sie von den Athenern besiegt. Andere Autoren bringen wieder andere Versionen, so daß alles im Ungewissen bleibt. Sicher ist nur, daß die genannten Zahlen in keiner Weise mit den historischen Tatsachen übereinstimmen können⁵⁶.

⁵⁴ Gregor von Tours: *Historiarum* II 9, zitiert nach einem wohl aus der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts stammenden Autor, dessen Werk nicht erhalten ist.

⁵⁵ Im Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen von Schönfeld, 2. Aufl. Heidelberg 1965, nicht enthalten.

⁵⁶ Die Angabe der Zahl der Schiffe „für richtig vorausgesetzt“, schreibt L. Schmidt 215 Anm. 4, „wird man die Menge der Heruler doch kaum höher als 20 000 ansetzen dürfen; darunter befanden sich wahrscheinlich auch, noch Frauen und Kinder.“

Im folgenden Jahre unternahmen Heruler, Ost- und Westgoten, Peukiner und vielleicht Gepiden auf 6 000 oder bloß auf 2 000 Schiffen — beide Zahlen werden angeführt — mit 320 000 Mann einen neuerlichen Raubzug ins Ägäische Meer⁵⁷. Schon unterwegs verloren sie Schiffe und Mannschaften, aber auch in Thessalien und in Makedonien hatten sie Mißerfolge, als ihnen Kaiser Claudius II. (268—270) entgegentrat; in der Schlacht bei Naissus (Nisch) verloren sie 50 000 Mann. Andere Scharen plünderten und verschleppten Menschen, die sie auf Feldern antrafen. Auch hier wissen wir nicht, wieviel aus Dexippos' Werken übernommen ist, aber die genannten Zahlen sind in jeder Hinsicht maßlos übertrieben. Sicher ist jedenfalls, daß Kaiser Claudius II. über die vereinten oder für sich operierenden Gefolgschaftsverbände einen entscheidenden Sieg errungen hat, obwohl sie nur wenige Tausend, in keinem Fall aber Zehntausende umfaßt haben dürften. Diese Größenverhältnisse legt auch die wiederholte Erwähnung einer Wagenburg nahe, wie auch der Bericht, daß 2 000 Athener die Plünderer besiegen konnten.

Erst um die Mitte des folgenden Jahrhunderts ist wieder von am Asowschen Meer lebenden Herulern die Rede, als ihr Reich unter König Alarich vom Ostgotenkönig Hermanarich unterworfen wurde, von demselben Hermanarich, der 375 beim Einbruch der Hunnen sich das Leben nahm. Gleich den Ostgoten dürften damals auch die Heruler den Hunnen botmäßig geworden und mit ihnen nach dem Karpatenbecken gezogen sein, denn im Jahre 454 kämpften Heruler mit anderen germanischen Völkern gegen die Söhne Attilas und erstritten die Unabhängigkeit.

Nach den italischen Konsularfasten riefen im Jahre 476 herulische Gefolgsleute den Skirenfürsten Odowakar zum König der Germanen in Italien aus, 480 überfielen Heruler die provinzialrömische Stadt Joviacum (Schlügen) zwischen Passau und Linz und etwas später unterwarfen sie die Langobarden, die 489 das nördliche Niederösterreich, Rugiland geheißen, bewohnten. Um 500 suchte der Ostgotenkönig Theoderich der Große Verbindung mit dem Herulerkönig Rodulf und machte ihn zu seinem Waffensohn. Das hinderte aber die Langobarden nicht, gegen 508 das Reich der Heruler zu vernichten. Rodulf selbst kam ums Leben, aber viele Heruler fanden bei den Nachbarstämmen Zuflucht. Um 512 überschritten Gruppen von ihnen die Donau und ließen sich auf oströmischem Gebiet ansiedeln. Weil sie aber dort ihre provinzialrömischen Nachbarn „mißhandelten“, griffen die Byzantiner ein und töteten viele. Erst unter Kaiser Justinian I. (527—565) erhielten sie reiche Jahrgelder, die sie von weiteren Plünderungen und Raubzügen abhalten sollten. — Ein anderer Teil der Heruler zog 512 unter Führung von Mitgliedern der königlichen Familie nach dem Norden. Sie „gründeten am äußersten Ende der bewohnten Welt neue Wohnsitze“, also in Thule, das sie zu Schiff erreichten. — Weiterhin traten Heruler in den historischen Quellen als Reisläufer auf, aber nicht

⁵⁷ Historia Augusta: Vita Claudii cap. 6. — Aurelius Victor: Caesares 34. — Eutropius: IX 11. — Ammianus Marcellinus XXXI 5, 15—17. — Zosimus I 42—43, 46.

etwa als einzelne Söldner, wie man es vielfach darstellt, sondern als geschlossene Einheiten von einigen hundert Mann unter dem Befehl eines Fürsten oder eines Anführers⁵⁸. Das waren offenbar Gefolgschaften, die in byzantinischen, gepidischen und langobardischen Diensten für ihren Lebensunterhalt sorgten. Im 7. Jahrhundert schweigen die Quellen von Herulern.

Was die sog. Westheruler anbelangt, so pflegt man sich auf zwei Lobredner⁵⁹ zu berufen, die Heruler erwähnen. Beide preisen Kaiser Maximian (286—305), weil er im Jahre 287 in Gallien eingebrochene Chaibonen und Heruler (*Chaibones et Eruli*) mit nur wenigen Kohorten, bestenfalls also mit 2 000 Mann, so vernichtend schlug, „daß von ihrem Untergang ihren daheim gebliebenen Frauen und Müttern kein Flüchtling, der aus der Schlacht entrann, sondern nur der Ruhm deines Sieges Kunde brachte“. Das sind recht unbestimmte Angaben, um danach einen Stamm der Westheruler zu konstruieren, der am Niederrhein ansässig gewesen sein soll. Weil zwischen 360 und 368 Auxiliarkohorten der Bataver und Heruler zusammen gegen Pikten und Skoten in Britannien und gegen über den Rhein vorgedrungene Alamannen eingesetzt waren⁶⁰, sollen sie auch zusammen gewohnt haben. Dies sind jedoch keine ausreichenden Gründe, die sog. Westheruler am Niederrhein zu lokalisieren. Es reicht aus, auf eine Stimme hinzuweisen⁶¹: „Bekanntlich spiegelt im 2. und 3. Jahrhundert der ethnische Beiname dieser Hilfstruppen — und das gilt auch für ander römische Auxilien dieser Zeit — die ethnische Zusammensetzung nur im geringen Maß oder gar nicht wider.“

Mit den sog. Westherulern verbindet man bisweilen die im Ageruchias-Brief von Hieronymus genannten Heruler, die zusammen mit Gefolgschaften aus dem Karpatenbecken 409 Gallien verheerten, aber der Zusammenhang mit diesen Verbänden erscheint da weit plausibler. Heruler werden erst etwa 50 Jahre später wieder genannt. Damals unternahm eine Schar von 400 Kriegern auf sieben Schiffen einen Raubzug an die Westküste der Iberischen Halbinsel, der offenbar erfolgreich verlief, denn wenige Jahre später verheerten Heruler neuerlich diese Landschaften, wie aus den Aufzeichnungen des Bischofs Hydatius (394—471) hervorgeht. Nach den Andeutungen des Bischofs Sidonius Apollinaris (ca. 430—480) in einem seiner Briefe stammten sie „von den fernsten Küsten des Ozeans“ (*imos Oceani colens recessus*), was freilich eine recht vage Ortsbestimmung ist, doch könnte damit der skandinavische Norden gemeint sein, wie ja auch einer der oben zitierten Lobredner die 287 in Gallien eingefallenen Heruler „an Kräften die ersten, nach den Wohnsitzen die letzten der Barbaren“ (*viribus primi barbarorum, locis ultimi*) nennt.

Nun ein anderer Gedankengang. Vor einigen Jahrzehnten wies Joachim Werner in einer eindrucksvollen Studie nach, wie sehr sich in den mitteldeutschen Körpergräbern die Germaneneinfälle in die römischen Rheinprovinzen und in

⁵⁸ Vgl. die einschlägigen Stellen in den Schriften des Prokopius von Caesarea und des Agathias.

⁵⁹ XII Panegyrici Latini X 5 und XI 7, 2.

⁶⁰ Ammianus Marcellinus XX 1, 3—4, XXVII 1, 6; 8, 7.

⁶¹ Wollmann, Volker in: Germania 50 (1972) 251.

die beiden Belgica widerspiegeln⁶². In diesen Gräbern, von denen einige besonders hergerichtet waren, erscheinen außer einheimischen Altsachen zahlreiche provinziäl-römische Glas- und Metallgefäße, die ganz eindeutig als Beutestücke angesehen werden müssen. Auffallend ist zudem die Häufung von Edelmetallsachen und das Vorkommen römischer Goldmünzen in Grab- und Schatzfunden; sie sind zwischen 230 und 275 geprägt⁶³. Die meisten provinziäl-römischen Gegenstände sind, wie J. Werner überzeugend darlegte, Beutegut, das nur zum geringen Teil als Grabbeigabe verwendet wurde, ursprünglich also ein Vielfaches von dem darstellte, was jetzt erhalten ist. Auch die Zahl der Edelmetallmünzen ist heute nur gering. Wahrscheinlich wurden Goldstücke damals eingeschmolzen, um verschiedene Schmucksachen aus Edelmetall herstellen zu können.

Ähnliche, wenn auch weit weniger reich ausgestattete Körpergräber fanden sich in Norddeutschland, besonders in Mecklenburg, wo sie mit den in der Regel reich mit Beigaben versehenen Körpergräbern auf Seeland in Zusammenhang gebracht zu werden pflegen⁶⁴. Diese seeländische Gräbergruppe, die zahlreiche heimische Edelmetallsachen und oft erlesene provinziäl-römische Gegenstände enthielt, führte vor Jahrzehnten J. Werner⁶⁵ auf die Verlagerung der Bernsteinzufuhr vom Land- auf den Seeweg über Seeland zurück, um diese Mengen provinziäl-römischer „Importwaren“ ansprechend erklären zu können. Die damalige Besiedlung der Insel und die herrschenden sozialen Verhältnisse, so schrieb er⁶⁶, müßten „im ganzen denen der Wikingerzeit recht ähnlich gewesen sein. Auf engem Raum beieinander lagen die Herrensitze adeliger oder großbäuerlicher Familien, die jede für sich mit ihrem Gesinde auf eigenem Friedhof ihre Toten bestatteten. Diese Familien waren nach den Beigaben der

⁶² Werner, Joachim: Die römischen Bronzegerirrdepots des 3. Jahrhunderts und die mitteldeutsche Skelettgräbergruppe. In: Marburger Studien. Darmstadt 1938, S. 259—267.

⁶³ Schulz, Walther: Das Fürstengrab von Haßleben. Berlin-Leipzig 1933, 96 S. (Römisch-germanische Forschungen 7). — Ders.: Leuna, ein germanischer Bestattungsort der spätrömischen Kaiserzeit. Berlin 1953. 96 S. (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Schriften der Sektion für Vor- und Frühgeschichte 1). — Schmidt, Berthold: Ein reich ausgestattetes Frauengrab des frühen 4. Jahrhunderts von Nienburg, Kr. Bernburg. Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 41/42 (1958) 467—479. — Schlüter, W.: Versuch einer sozialen Differenzierung der jungkaiserzeitlichen Körpergräber von Haßleben-Leuna anhand einer Analyse der Grabfunde. Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 6 (1970) 117—145. — Laser, R.: Ein Münzhort der spätrömischen Zeit aus Holzthaleben, Kr. Sondershausen. Alt-Thüringen 12 (1972) 250—266.

⁶⁴ Schach-Dörge, Helga: Die Bodenfunde des 3. bis 6. Jahrhunderts nach Chr. zwischen unterer Elbe und Oder. Neumünster 1970, 282 S., hier S. 128 f. (Offa-Bücher 23).

⁶⁵ Werner, Joachim: Zur Herkunft und Zeitstellung der Hemmoorer Eimer und der Eimer mit gewellten Kanneluren. Bonner Jahrbücher 140/141 (1936) 395—410, hier 407. — Ders.: Die beiden Zierscheiben des Thorsberger Moorfundes. Ein Beitrag zur frühgermanischen Kunst- und Religionsgeschichte. Berlin 1941, 77 S., hier S. 54 f. (Römisch-germanische Forschungen 16).

⁶⁶ Werner: Thorsberg 55.

Gräber zu urteilen sehr begütert. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Erklärung für ihren Reichtum nur zum geringen Teil im landwirtschaftlichen Besitz und hauptsächlich in ihrer Stellung als Seefahrer und als Inhaber des bedeutendsten Umschlagplatzes für den Ostseehandel sucht.“

Bodenfunde in Pommern, in der Gegend der Weichselmündung und in Ostpreußen, dem Kernland des Rohbernsteins, unterstützen den Zusammenhang mit der Beförderung des Bernsteins zu Wasser. Manche Brand- und Körpergräber enthalten nämlich Beigaben, die sonst nur in Seeland und in Südkandinavien vorkommen. Die Fundverhältnisse an der Südküste der Ostsee und auf Seeland mit vermeintlichen Handelsbeziehungen zu erklären, beruht freilich auf Vorstellungen, die der historischen Gegenwart entnommen sind. Dies verrät vor allem der Gebrauch von Ausdrücken mit verschiedenem Inhalt: „provinzialrömische Importwaren“, „Umschlagplatz“, „Ostseehandel“, die Lebensverhältnisse vortäuschen, die es damals noch nicht gegeben haben kann. Wohlhabende Bevölkerungsgruppen vorauszusetzen, „die in der Lage waren, römische Erzeugnisse einzutauschen, Anregungen von außen für die heimische Produktion zu nutzen verstanden, indem sie Aufträge an spezialisierte Handwerker vergaben“⁶⁷, verraten allzu deutlich Gedankengänge des Historischen Materialismus, zudem auch eine völlige Verkennung der damaligen Bevölkerungsstruktur.

Die „wohlhabenden Bevölkerungsgruppen“, von denen eben die Rede war, war die politisch maßgebende Schicht, die die *nobiles* und *principes* umfaßte, Volksversammlungen besuchte und Gefolgschaften bildete, zu keiner Zeit jedoch Dinge eintauschte, die ihr als Ehrengeschenk, als Schutzgebühr oder als Wegzoll sowieso zukamen. Angehörige dieser Schicht waren Grundherren, aber weder Großbauern noch überhaupt Bauern, weil sie nicht selbst Hand anlegten. Sie lebten vielmehr von Abgaben, die ihnen eine breite Schicht von Hörigen zu leisten hatte, die ihren Grund und Boden auf verschiedene Weise bearbeiteten oder auf den einzelnen Gehöften gewerblich tätig waren. Die Hauptbeschäftigung der Oberschicht war der Umgang mit Waffen, also Jagd und Kampf in jeder Form, aber auch Raub und Plünderung. Aus diesem Grunde wurden viele provinzialrömische Güter als Beutestücke eingebracht, genauso wie manche Hörige aus den römischen Provinzen an Rhein und Donau verschleppt und auf mannigfache Weise als Arbeitskräfte beschäftigt wurden⁶⁸. Manche als germanisch ausgegebene Kunstäuserungen, die an römisches oder provinzialrömisches Kunstgewerbe anklingen, dürften von diesen verschleppten Provinzialen angefertigt worden sein, womit manche Zweifel und Bedenken, aber auch viele voreilige Behauptungen ins rechte Licht gerückt sein dürften.

Auf diesem Hintergrund muß man einen Teil der auf Seeland gefundenen Altsachen provinzialrömischer Herkunft für Beutegut halten, das bei Einfäl-

⁶⁷ Schach-Döriges 129.

⁶⁸ Cassius Dio LXXI 11, 3—12, 1; 12, 2—3, LXXII 2, 2. — Libanios: Epitaph 33 f. — Ammianus Marcellinus XVII 10, 4—8, XVIII 2, 19, XXVII 10, 1.

len in Niedergermanien und Ostgallien geraubt worden sein wird. Diese Raubzüge waren so gewissermaßen Vorläufer der späteren Wikingerzüge, die vor allem die Nordseeküste und Westeuropa heimsuchten. In diesem Zusammenhang könnten auch die Plünderungen herulischer Scharen an der Nord- und Westküste der Pyrenäenhalbinsel genannt werden. Das alles sind jedoch bloß Vermutungen, die zwar begründet erscheinen, die aber keineswegs als historische Tatsachen ausgegeben werden dürfen.

Wenn wir alles zusammenfassen, was über die Heruler bekannt und hier genannt wurde, dann erhalten wir eine Reihe wenig scharf gezeichneter Bilder, die in keiner Weise berechtigen, von festgefügtten politischen Einheiten der Heruler zu sprechen. Sofern wir die Überlieferungen richtig auffassen, handelt es sich bei diesen militärischen herulischen Verbänden nicht um Aufgebote des ganzen Stammes, also um Volksheere, sondern jedesmal um einzelne oder zu größeren Komplexen vereinigte Gefolgschaften. Das im 4. Jahrhundert kurz aufscheinende Königreich der Heruler dürfte auch unter fremder Oberhoheit weiterbestanden haben, doch löst es sich nach kurzer Unabhängigkeit schon Anfang des 6. Jahrhunderts auf. Nach den erhaltenen Berichten zerfließt es mehr und mehr und die einzelnen Reste scheinen in anderen ethnischen Verbänden aufgegangen zu sein.

Völlig anders verlief die Geschichte der Langobarden, die gleichfalls aus Skandinavien stammen dürften. Zu Beginn unserer Zeitrechnung wohnten sie beiderseits der unteren Elbe, wo die Römer sie kennenlernten, wie der Geograph Strabo und sein Zeitgenosse Velleius Paterculus berichten. Tacitus kannte sie als Nachbarn der Cherusker, der Hermunduren und der Semnonen, wohin sie auch der Geograph Ptolemaios (ca. 90—160) einreichte. Ihre geringe Zahl hob Tacitus in seiner *Germania* (Kap. 40) hervor und Velleius Paterculus nannte sie ein Volk, das noch wilder sei als die germanische Wildheit (*gens etiam Germana feritate ferocior*). Im Jahre 17 n. Chr. war eine langobardische Gefolgschaft am Entscheidungskampf zwischen dem Cheruskerfürsten Arminius und dem Markomannenkönig Marbod beteiligt⁶⁹ und 47 n. Chr. waren Streitkräfte der Langobarden an der Wiedereinsetzung des Cheruskerkönigs Italicus maßgebend beteiligt⁷⁰.

Von Langobarden ist erst wieder 166 n. Chr. die Rede. Damals sollen, wie Cassius Dio (ca. 155—235) berichtet (LXXI 3, 1 a), 6 000 Langobarden und Obier die Donau überschritten haben. Sie erlitten dann eine Niederlage, so daß ein Markomannenkönig und weitere zehn aus jedem Stamm (ἔθνος) ausgewählte Männer dem römischen Statthalter von Pannonien Frieden zu halten schwören mußten. Und weil das überlieferte Wort ἔθνος auch Schar oder Haufe bedeuten kann, so erhält der Satz von vornherein eine zwielichtige Bedeutung. Offenbar handelte es sich um einen Gefolgschaftsverband, jedoch auf keinen Fall um Volksheere, um Aufgebote verschiedener Stämme, wie man es in der Regel hinstellt.

⁶⁹ Preidel: Böhmen und Mähren 17.

⁷⁰ Tacitus: Annalen II 45, 46.

Dann schweigen die Quellen über die Langobarden volle drei Jahrhunderte, die eine unbestimmte und in verschiedenen Versionen überlieferte Volkssage nicht zu füllen vermag. Greifbare Angaben finden sich erst für das späte 5. Jahrhundert und für die Folgezeit. Nach der historischen Einleitung zum Gesetzbuch König Rotharis von 643, der *Origo gentis Langobardorum*, „zogen die Langobarden aus ihren Bereichen weg und wohnten etliche Jahre im Rugiland“, das 488 durch die Niederlage der Rugier politisch herrenlos geworden war. Wie und woher sie nach Niederösterreich nördlich der Donau gekommen sind, ist nicht festzustellen, weil die Überlieferung nicht eindeutig ist. Ob die Langobarden bereits 489 den benachbarten Herulern tributpflichtig waren, ist dem Bericht Prokops (ca. 500—565) über den Gotenkrieg (II 14) nicht zu entnehmen, doch ziehen die Langobarden dann in eine Ebene, die in barbarischer Sprache „Feld“ genannt wird, wo sie dann drei Jahre bleiben. Damit ist wohl das Marchfeld gemeint. Etwa 507 kam es zu jener blutigen Auseinandersetzung mit den Herulern, wobei deren König Rodulf umkam. „Danach hatten die Heruler kein Königreich mehr“, meldet kurz die *Origo*. Ursache und Verlauf des Kampfes erzählen Prokop (B. G. II 14) aus herulischer Sicht und Paulus Diaconus (720—797) aus langobardischer in seiner Geschichte der Langobarden (I 20). Bald darauf erfolgte ein Umsturz und König Wacho (ca. 510—540) kam zur Herrschaft, die er durch Eheschließungen mit Frauen aus Nachbarstämmen zu sichern suchte. Er heiratete zunächst eine thüringische Prinzessin, in zweiter Ehe eine gepidische Prinzessin und zuletzt eine Tochter des gefallenen Herulerkönigs Rodulf. Seine eigenen Töchter verlobte und vermählte er mit Frankenkönigen. „In der Zeit beugte Wacho die Sweben (*Suavos*) unter seine Herrschaft (*Origo* cap. 4, Paulus Diac. I 21). Wann und wo dies geschah, ist nicht auszumachen, so daß auch hier die Meinungen weit auseinandergehen. Umstritten ist weiter die Zeit, in der die Langobarden ihren Herrschaftsbereich um die ehemalige römische Provinz *Pannonia I* erweiterten. Die älteren langobardischen Quellen, die *Origo* und Paulus Diaconus' Langobardengeschichte, datieren die Einwanderung zu den Jahren 526/527, nur die vom Anfang des 9. Jahrhunderts stammende *Historia Langobardorum codicis Gothani* setzt sich für 546/547 ein. Bei beiden Zeitaltersätzen lassen sich Gründe für und wider anführen, ohne daß eine der beiden Lösungen besonders ansprüche. Am plausibelsten erscheint noch die Auffassung I. Bónas⁷¹, nach der die Langobarden schon seit Beginn des 6. Jahrhunderts in Pannonien und in die Valeria eingedrungen wären, sie aber erst 526/527 im Einvernehmen mit Kaiser Justinian I. in ihr Reich einbezogen hätten, indessen König Audoin (546—558) 547/548 als Bundesgenosse des Kaisers Südpannonien, das Flußgebiet von Drau und Save sowie Teile von Binnenorikum übernommen hätte, wie dies in Prokops Gotenkrieg (III 33) vermerkt sei. „Kaiser Justinian“, so heißt es da, „beschenkte die Langobarden mit dem Gemeinwesen der Noriker und den Kastellen bei Pannonien und vielen anderen festen Plätzen und mit großen Geldsummen.“ Die Auffassung Bónas

⁷¹ Bóna, István: Die Langobarden in Ungarn. *Acta Archaeologica Academiae Scientiarum Hungaricae* 7 (1956) 183—244, hier 233 ff.

beseitigt demnach auf recht ansprechende Weise alle Ungereimtheiten der Überlieferung, auch wenn noch einiges offenbleibt. Die von J. Werner⁷² angeführten Argumente zugunsten der 526/527 wahrscheinlichen Besetzung Pannoniens sprechen nicht gegen I. Bónas Auffassung: frühmittelalterliche Reiche — und das wird in der Regel völlig außer acht gelassen — waren keine Flächenstaaten wie heute, sie hatten fließende Grenzen, die nicht durch eine Linie, sondern durch eine Fläche dargestellt wurden. Mit dieser so verbürgten Erweiterung des Langobardenreiches stieß es unmittelbar an das Hoheitsgebiet der Gepiden, und damit begannen die kriegerischen Auseinandersetzungen, die offenbar zunächst auf der Ebene von Gefolgschaftsunternehmen erfolgten, bis sie sich derart steigerten, daß beide Parteien Bundesgenossen zu gewinnen suchten. Einzelheiten erzählt der Zeitgenosse Menander Protector (fragm. 24 und 25). Schließlich besiegten die Langobarden die Gepiden ohne awarische Hilfe, doch mußten sie trotzdem den harten Bündnisvertrag mit den Awaren erfüllen: die Auslieferung eines Zehntels ihres Viehbestandes, die Abtretung der halben gepidischen Kriegsbeute und des gesamten gepidischen Lebensraums.

Trotz ihres Sieges über die Gepiden und die Vernichtung des Gepidenreiches verließen im April des Jahres 568 die Langobarden ihre bisherigen Wohnstätten und zogen nach Italien. In welcher Weise das vor sich gegangen war, davon hatten selbst die Zeitgenossen, die darüber berichteten, keine rechte Vorstellung. Sie alle nennen das Heer, das von Frauen und Kindern begleitet wurde, sprechen also vom ganzen Volk⁷³, d. h. jeder stellt es so dar, wie er diese Nachricht auffaßte. In dieser abstrakten Form übernahm es seither die Geschichtsschreibung. Lediglich Bischof Marius von Avenches (574—594) schrieb in seiner Chronik zum Jahr 569: „Alboin, der König der Langobarden, besetzte, seine Heimat Pannonien verlassend und in Brand setzend, mit dem ganzen Heer Italien mit Frauen und dem ganzen Volk *in fara*.“ Dieser Ausdruck *in fara* hat mancherlei Überlegungen ausgelöst, worüber J. Werner⁷⁴ eine kurze Übersicht bietet. Unseres Erachtens gehen die bisherigen Deutungen am Kern der Sache vorbei. Gewiß sind damit Geschlechter- oder Sippenverbände gemeint, wie es Paulus Diaconus (II 9) versteht, aber diese Verbände müssen breiter ausgelegt werden und alles umfassen, was zum Haushalt einer Grundherrschaft gehört: Sippenverband bedeutet also soviel wie Gefolgschaftsverband, was auch als militärische Organisation aufgefaßt werden kann. Diese Deutung läßt sich zwar nicht sicher erweisen, aber sie ist sehr plausibel, wenn man den allgemeinen Zusammenhang berücksichtigt. Sie gleicht etwa den in Seeland angetroffenen Verhältnissen während des 3. und 4. Jahrhunderts, wovon oben die Rede war.

Alboin führte nicht nur Langobarden nach Italien, sondern auch Angehörige

⁷² Werner, Joachim: Die Langobarden in Pannonien. Beiträge zur Kenntnis der langobardischen Bodenfunde vor 568. München 1962, 195 S., hier S. 132 ff.

⁷³ Marius von Avenches: Chronica a. 569. — Gregor von Tours IV 41, V 15. — Prosper Tiro Aquitanus: Continuatio Havniensis (MGH AA XI <1894> S. 337). — Origo cap. 5. — Paulus Diaconus: Historia Langobardorum II 7.

⁷⁴ Werner: Langobarden. 119 f.

anderer Völker. Ob er „seine alten Freunde, die Sachsen“, um Hilfe gebeten hat, wie dies Paulus Diaconus (II 6) erzählt, muß dahingestellt bleiben, auf keinen Fall aber waren es 26 000 Sachsen, die mit nach Italien zogen, wie dies Gregor von Tours (V 15) angibt⁷⁵. Weitere Teilnehmer nennt Paulus Diaconus (II 26), „die andere Könige oder er [Alboin] aufgenommen hatten“, nämlich Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, Sueben, Noriker und andere, wie er es aus zu seiner Zeit bestehenden Geföhften erschließen zu können glaubt. Trotz dieser nicht immer eindeutigen Überlieferung scheint festzustehen, daß neben langobardischen auch sächsische Gefolgschaften vorhanden waren, wahrscheinlich auch gepidische und suebische. Daß es sich um Gefolgschaften handelte, zeigen verschiedene Unternehmen einzelner *duces* bei der Besetzung Italiens, aber auch die mehrfachen Einfälle von Langobarden und Sachsen nach Burgund. Dazu kommt, daß die Sachsen im Jahre 573 wieder in ihre alte Heimat zurückkehrten, weil sie langobardisches Recht nicht übernehmen wollten, begründet Paulus Diaconus (III 6). Diese Aussage läßt vermuten, daß andere nichtlangobardische Gefolgschaften diese Forderung erfüllten und sich den langobardischen Rechtssatzungen unterwarfen.

Es führte zu weit, weitere Einzelheiten anzuführen, die das bereits Gesagte erhärteten, ohne Neues zu bringen. Uns kommt es in erster Linie darauf an zu zeigen, daß Alboin nicht nur Langobarden nach Italien führte, sondern eben einen größeren Gefolgschaftsverband wie seinerzeit Ariovist, in dem zwar die Langobarden bei weitem überwogen, in dem aber Einheiten verschiedener ethnischer Herkunft vertreten waren. Auch innerhalb der Langobarden selbst dürfte es schon bei ihrem Aufenthalt an der mittleren Donau zu einem Strukturwandel gekommen sein, wenn nicht schon früher⁷⁶. Ebenso dürften die wiederholten Umstürze und Staatsstrieche unter den herrschenden Kreisen nicht ohne Einfluß auf das soziale Gefüge geblieben sein. Mag denn auch der Name des alten Traditionsverbandes⁷⁷ derselbe geblieben sein, Inhalt und Umfang dürften sich recht gewandelt haben, so daß man die politischen Einheiten (*civitates*) nicht ohne weiteres mit den frühmittelalterlichen Reichen identifizieren darf, selbst wenn sie den gleichen Namen tragen.

⁷⁵ Nach Paulus Diaconus (II 6) waren es 20 000 Männer, Frauen und Kinder. Vgl. Bosl, Karl: Gesellschaftsentwicklung 500—900. In: Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Bd. 1. Hrsg. von Hermann Aubin und Wolfgang Zorn. Stuttgart 1971, 713 S., hier S. 159.

⁷⁶ Paulus Diaconus I 13. — Sklaven zu vollem Recht freizulassen, um die Zahl der Krieger zu vermehren, pflegt man gern als langobardische Besonderheit hinzustellen, übersieht jedoch, daß bereits Tacitus in seiner Germania, cap. 25, anführt, daß in von Königen beherrschten Stämmen Sklaven nicht nur über Freigeborene, sondern auch über Adelige emporsteigen konnten.

⁷⁷ Über die langobardische archäologische Hinterlassenschaft vgl. Preidel: Das Ende der germanischen Völkerwanderungszeit an der mittleren Donau und die Baiwaren. BohJb 10 (1969) 81—95, hier 90 ff.

ZU DER ENTWICKLUNG DER PHYSIK IM POSTRUDOLPHINISCHEN PRAG

Von Jiří Marek

Nach dem Tode Kaiser Rudolphs II. verloren zwar die Naturwissenschaftler die Unterstützung ihres Gönners und einige von ihnen, wie Kepler, verließen Prag, die wissenschaftliche Arbeit in Prag wurde aber dadurch nicht unterbrochen: noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erzielten hier einige Wissenschaftler, die überwiegend aus den böhmischen Ländern stammten, hervorragende Erfolge.

In diesem Aufsatz soll zuerst auf die Arbeit von Christophor Scheiner eingegangen werden, der Keplers Beobachtungen mit Hilfe der Lochkammer fortsetzte. Sein Werk wurde zwar in Italien veröffentlicht, aber Scheiner führte seine Beobachtungen auch in Prag durch¹.

Scheiners Forschungen wurden unmittelbar fortgesetzt von Balthasar Conrad. Seine wichtigsten Ergebnisse sind in einer Dissertation dargelegt, die von Melchior Balthasar Hanl verteidigt wurde. Die Dissertation ist wohl Conrad zuzuschreiben, wie aus dem Kontext zu entnehmen ist; auch Marci erwähnt in seiner Kritik dieser Dissertation Conrad als ihren Autoren. Doch einen schlüssigen Beweis für die Urheberschaft dieser im 17. Jahrhundert vorgelegten Dissertation gibt es nicht; deswegen schreiben wir sie den beiden beteiligten Wissenschaftlern zu.

Zusammen mit Ioannes Marcus Marci de Kronland erzielten die genannten Wissenschaftler besonders auf dem Gebiet der physikalischen Optik solche Erfolge, daß wir über eine „Prager Schule der physikalischen Optik“ sprechen können.

Die Frage, ob sich noch mehrere Wissenschaftler in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an dieser Arbeit beteiligten, und ob sie auch noch später fortgesetzt wurde, kann leider nicht beantwortet werden, da die Archive nicht nur der damals so zahlreichen Klöster, sondern auch der Universität bisher nicht bearbeitet wurden². Um weitere Verluste zu verhindern, müßte dies bald geschehen. So ging z. B. gerade der Teil des Universitätsarchivs, der das 17. Jahrhundert betrifft, angeblich am Ende des Zweiten Weltkrieges verloren, als er nach Deutschland abtransportiert werden sollte. Andererseits wurden die Archive und Bibliotheken der seit der kommunistischen Machtergreifung aufge-

¹ Scheiner, Christophor: *Rosa Ursina sive Sol ex admirando facularum et macularum suarum phaenomeno varius* . . . Bracciano 1626—1630, S. 578.

² Persönliche Mitteilung der Mitarbeiter des Institutes für die Geschichte der Karls-Universität in Prag.

lösten Klöster in der Tschechoslowakei nicht mehr von Fachleuten betreut. Es läßt sich jedoch vermuten, daß diese Archive noch verschiedenartige Überraschungen bergen.

Christophor Scheiner

Christophor Scheiner (1575—1650) war einer der wichtigsten Nachfolger in der Entwicklung von Keplers astronomischer Optik. Er verbesserte Keplers Beobachtungsmethode³ durch die Konstruktion des Helioskops, das er hauptsächlich zur Beobachtung der Sonnenflecken verwendete. Die Sonnenflecken sowie die Rotation der Sonne hat Scheiner bald nach Galileo Galilei (1564—1642) und Johannes Fabricius (1587—1615), und zwar unabhängig von ihnen, entdeckt.

Diese Entdeckungen und Beobachtungen hat Scheiner in seinem Hauptwerk „Rosa Ursina . . .“ beschrieben⁴. Dieses Buch wurde in Italien veröffentlicht, wo Scheiner längere Zeit tätig war. Er führte aber seine Beobachtungen in verschiedenen Städten Europas durch, so auch in Prag. Scheiner war Rektor des Jesuitenkollegiums in Neiß/Schlesien, das zur Prager Ordensprovinz gehörte, weswegen Scheiner öfters in Prag zu Gast war. Seine Beziehungen zu Prag illustriert die Tatsache, daß er ein Exemplar seines Buches „Rosa Ursina“ der Bibliothek des Jesuitenklusters in Prag widmete⁵.

Scheiner wendete im Fernrohr, das erst kurze Zeit vorher zum Zwecke astronomischer Beobachtungen eingeführt worden war⁶, Linsen aus gefärbtem Glas als Filter an, was Anfang des 19. Jahrhunderts zur Entdeckung der infraroten Strahlung führte⁷.

Bei der Beschreibung verschiedener Anordnungen seines Fernrohrs erscheint auch eine, die der Fraunhofers zur Beobachtung der Interferenz des Lichtes ähnlich ist. Mit Hilfe dieser Anordnung beobachtete Scheiner auch Erscheinungen, nach deren Beschreibung wir vermuten können, daß Scheiner schon die Fraunhoferschen Linien im Sonnenspektrum beobachtet hat⁸.

Außer mit dem Fernrohr arbeitete Scheiner noch mit der Lochkammer, die er bei der Bestimmung der scheinbaren Sonnengröße anwandte. Dabei beobachtete er auch die Erscheinung der Beugung des Lichtes. Weiter studierte er den Einfluß der Größe des Spaltes und der Entfernung zwischen Spalt und Projektionsebene auf die Eigenschaften des projizierten Bildes und stellte fest, daß sich sehr große Unterschiede bei dem gemessenen Sonnendurchmesser ergaben⁹.

³ Kepler, Johannes: *Ad Vitellionem paralipomena, quibus astronomiae pars optica traditur*. Frankfurt 1604; siehe in: Kepler, Johannes: *Gesammelte Werke*. Hrsg. von Franz Hammer. Bd. 2. München 1939, S. 50, 60, 300 ff., 409.

⁴ Scheiner, Christophor: *Rosa Ursina sive Sol ex admirando facularum et macularum suarum phaenomeno varius . . .* Bracciano 1626—1630.

⁵ Universitätsbibliothek in Prag, Klementinum, Sign. 14 A 32.

⁶ Ronchi, Vasco: *Il cannocchiale di Galileo e la scienza del '600*. Torino 1958.

⁷ Krafft, Fritz / Meyer-Abich, Adolf: *Große Naturwissenschaftler*. Frankfurt 1970, S. 157 f.

⁸ Marek, Jiří: *Uspořádání Fraunhoferova pokusu před rokem 1626? Dějiny věd a techniky 2 (1969) 122—123 (Zusammenfassung in englischer Sprache)*. — Scheiner 622.

Scheiner kannte zwar Keplers Buch „Ad Vitellionem . . .“, aber er benutzte Keplers Methode nicht zur Verbesserung der gemessenen Durchmesserwerte, weswegen er später von Riccioli scharf kritisiert wurde¹⁰.

Scheiner versuchte eine mögliche Ursache der Verbreiterung des projizierten Bildes in der Lochkammer nicht nur in der Anordnung der Lochkammer selbst, sondern auch in den äußeren Faktoren zu entdecken. Dabei dachte er an die unterschiedliche Lage der Sonne zur Erde, an die unterschiedliche Höhe der Sonne über dem Horizont, an den Einfluß der verschiedenen geographischen Breitengrade. Deswegen unternahm er Beobachtungen an möglichst vielen Orten Europas.

Dabei veranstaltete er mehrere interessante Versuche mit der Beugung des Lichtes, aber keiner führte ihn zur Analyse dieser Erscheinung¹¹.

Balthasar Conrad, Melchior Balthasar Hanl

Scheiners astronomische Beobachtungen setzte sein Ordensbruder Balthasar Conrad (1599—1660) fort, der Keplers Methode zur Bestimmung des scheinbaren Durchmessers der Himmelskörper wesentlich verbesserte und dabei eine wichtige Erscheinung der physikalischen Optik beobachtete.

Conrad veröffentlichte einige Schriften, in welchen er sich mit physikalischen Fragen beschäftigte¹². Unter diesen Schriften befindet sich auch eine Dissertation „De natura iridos“, die Conrad Melchior Balthasar Hanl (1627—1689) im Jahre 1646 verteidigte¹³.

Dem Titel nach soll die Dissertation dem Problem der Beschaffenheit des Regenbogens gewidmet sein. Weil damals die Erklärung der Entstehung eines Regenbogens noch nicht allgemein bekannt war¹⁴, heißt es in der damaligen Sprechweise, daß die Dissertation sich mit den Eigenschaften des Sonnenspektrums ganz allgemein — damals „colores apparentes“, scheinbare Farben genannt — beschäftigt. Und hier liegt für uns der Wert dieser Dissertation.

Conrad schildert darin, wie er während seiner Tätigkeit in Olmütz die scheinbaren Durchmesser der Himmelskörper gemessen hat. Zu diesen Messungen benutzte er eine Lochkammer, die aber anders konstruiert war als die Keplers

⁹ Marek, Jiří: Prvé zprávy o pozorování ohybu světla na šterbině v českých zemích. Sborník pro dějiny přírodních věd a techniky 8 (1963) 5—42 (Zusammenfassung in deutscher Sprache). — Siehe Scheiner 574, 576, 581, 618, 620 ff.

¹⁰ Marek, Jiří: Zum Kepler- und Riccioli-Jubiläum 1971. Physikalische Blätter 27 (1971) 367—368.

¹¹ Scheiner 132, 573 f., 580, 582, 620, 622. — Siehe auch Marek: Prvé zprávy.

¹² Pelzel, F. M.: Böhmisches, Mährisches und Schlesisches Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten . . . Prag 1786, S. 25. — Sommervogel, C.: Bibliothèque de la Compagnie de Jésus. Bd. 2. Bruxelles 1891, S. 1371. — Ebd. IV, 66.

¹³ Conrad, Balthasar / Hanl, Melchior Balthasar: Propositiones physicomathematicae De natura iridos . . . Pragae, Anno inchoantis regni Boemici Ferdinandi IV. Universitätsbibliothek in Prag, Klementinum, Sign. Rg. 108 (49 G 8).

¹⁴ Huygens, Christian: Oeuvres complètes . . . publiées par la Société hollandaise des Sciences. Bd. 2, Brief No. 679; Bd. 1, Briefe No. 162, 167, 172, 176.

und Scheiners. Conrads Lochkammer war keine offene Zusammensetzung von Spalt und Projektionsschild mehr, sondern ein langes hohles Prisma, das gegen das Eindringen von äußerem Nebenlicht sorgfältig abgeschlossen war, so daß ein richtiger lichtdichter Tubus entstand.

Diese neue Konstruktion brachte bei der Messung des scheinbaren Durchmessers der Sonne überraschend interessante Beobachtungen: das projizierte Bild der Sonne war von mehreren konzentrischen Kreisen des „Regenbogens“ umgeben. Diese mehrfachen Erscheinungen der spektralen Farben wurden nicht nur auf dem projizierten Bild der Sonne beobachtet, sondern auch in dem Falle, wenn Conrad sein Haupt in den Tubus hineinlegte und die winzige Öffnung des Spaltes in Richtung der Sonnenstrahlen untersuchte. Auch hier entstanden mehrere konzentrische Kreise der Spektralfarben, die die Öffnung umrahmten.

Conrad versuchte, diese überraschende Erscheinung zu erklären. Er lehnte die Vermutung ab, daß die Spektralfarben an der Wand der Öffnung des Spaltes durch Reflexion des Lichtes entstünden, sondern war der Meinung, die Spektralfarben würden durch Brechung der Sonnenstrahlen in der Luft, die mit Wasserdampftröpfchen erfüllt war, entstehen, also ähnlicherweise wie die Farben des Regenbogens durch Brechung des Lichts in den Regentropfen.

Conrad fügt seiner Schilderung dieser Beobachtung noch eine für uns interessante Bemerkung an: er zeigte diese Erscheinung Scheiner, der sie angeblich bewunderte.

Conrad konnte den Unterschied zwischen den eigenen und Scheiners Ergebnissen durch die unterschiedliche Art der benützten Lochkammern erklären; danach war es Scheiner nicht möglich gewesen, die Entstehung des mehrfachen Regenbogens in seiner Lochkammer zu beobachten, weil er in einer offenen Lochkammer keine so perfekte Dunkelheit erreichen konnte, wie Conrad in seinem lichtdichten Parallelepiped.

Ioannes Marcus Marci de Kronland

Den Höhepunkt auf dem Gebiet der physikalischen Optik in der Prager Schule stellte sicher die Arbeit von Ioannes Marcus Marci de Kronland (1595—1667) dar.

Marci gehörte zu den Polyhistoren des 17. Jahrhunderts. Er war Professor der Medizin an der Prager Universität, aber er veröffentlichte nicht nur Schriften über Medizin, sondern auch über Philosophie, Astronomie, Optik, Mechanik und Mathematik. Seine Leistungen auf diesen Gebieten hatten nach dem Stand der damaligen Wissenschaft Weltniveau.

Bei den Untersuchungen in der physikalischen Optik war es damals üblich, daß die Optiker überwiegend die Sonne als Lichtquelle benutzten. Marci war wahrscheinlich der erste, der seine Versuche in einem Labor mit Hilfe einer Kerze durchführte. So hat er sich einer punktähnlichen Lichtquelle bedient und dieser Tatsache verdankt er seine Erfolge bei der Untersuchung der Eigenschaften der Spektralfarben.

Marcis Vorgänger erhielten ihre physikalischoptischen Ergebnisse durch ihre astronomischen Beobachtungen, insbesondere bei der Arbeit mit der Lochkammer. Marci aber führte selbständige Versuche mit den Eigenschaften der Spektralfarben durch.

So gelangen Marci Beobachtungen der Beugung des Lichtes an der Öffnung¹⁵, am Rand eines Ekran¹⁶ und an einem Draht¹⁷. Die Entstehung der Spektralfarben aus dem weißen Licht war damals noch nicht bekannt, aber Marci lehnte die damals herrschende Theorie der Zusammensetzung von weißer und schwarzer Farbe in verschiedenen Proportionen ab. Deswegen führte er Versuche mit verschiedenfarbigem Papier durch: er schnitt in das Papier spaltförmige Öffnungen und ließ weißes Licht hindurchdringen. Dabei entstanden immer dieselben Spektralfarben, unabhängig davon, welche Farbe das benutzte Papier hatte. Marci war überzeugt, auf diese Weise beweisen zu können, daß aus der Mischung des einfallenden weißen Lichtes und der dunklen Farbe des Papiers nicht verschiedene Farben entstehen. Bei diesen Versuchen experimentierte Marci auch mit Systemen von Spalten, die er als „Gitter“ bezeichnete¹⁸. So beobachtete er alle Arten der Beugung des Lichtes, die unsere heutigen Handbücher der physikalischen Optik kennen.

Marci veröffentlichte seine Ergebnisse in einem seiner Hauptwerke „Thaumantias, liber de arcu coelesti . . .“ im Jahre 1648. Er widmete also sein Buch wieder dem Problem des Regenbogens. Zwar hat vor ihm schon Descartes seine Theorie über die Entstehung des Regenbogens veröffentlicht¹⁹, aber Marci hat — und wie es scheint, unabhängig von Descartes — eine ähnliche richtige Theorie beschrieben, die er dann auch bei einer anderen fundamentalen Erscheinung der physikalischen Optik anwandte. (Marci kannte aber nicht das Brechungsgesetz.)

Wir finden nämlich bei Marci als dem ersten bekannten Optiker die Beschreibung der Farben dünner Schichten. So beobachtete er ihre Entstehung auf Seifenblasen und beschreibt ihre Eigenschaften mit bewunderungswürdigem Interesse. Er versuchte ihre Entstehung zu erklären, indem er seine Theorie des Regenbogens anwandte. Marci vermutete, daß jede Blase Wasserdampftropfen enthielte; diese Tropfen kondensierten an den Wänden der Blase und würden nach unten fließen; dabei entstünden in ihnen die Spektralfarben ähnlich wie die Regenbogenfarben in den Regentropfen. Durch ihr allmähliches Fließen entlang der Blasenwände gelangten nach und nach verschiedene Spektralfarben in das Auge des Beobachters.

Bei dieser Gelegenheit beobachtete Marci die Entstehung der monomolekularen dunklen Flecken, die unmittelbar vor der Auflösung der Seifenblasen entstehen²⁰.

¹⁵ Marci de Cronland, Ioannes Marcus: Thaumantias liber de arcu coelesti deque colorum apparentium natura, ortu et causis . . . Pragae 1648, S. 103, 119.

¹⁶ E b e n d a 138.

¹⁷ E b e n d a 11, 103.

¹⁸ E b e n d a 103, 138.

¹⁹ Descartes, René: Discours de la méthode. Leyden 1637.

²⁰ Marek, Jiří: Ioannes Marcus Marci de Kronland als erster Beobachter der Farben

Bei Versuchen mit Glasprismen entdeckte Marci weitere wichtige Eigenschaften der Spektralfarben. Er wußte schon, daß im Spektrum monochromatisches Licht entsteht. Er versuchte auch durch erneute Reflexion und durch weitere Brechung mit Hilfe anderer Prismen die Strahlen der Spektralfarben nochmals zu zerlegen, aber vergebens²¹. Er kannte auch den Zusammenhang zwischen der Größe des Brechungswinkels und der entstehenden Farbe: unter einem bestimmten Brechungswinkel konnte bloß eine gewisse Spektralfarbe entstehen, und umgekehrt: jede Spektralfarbe entstand nur unter einem bestimmten, ihr zugehörigen Brechungswinkel²².

Wir haben schon erwähnt, daß Balthasar Conrad im Jahre 1646 die physikalisch-optische Dissertation „De natura iridos“ unabhängig von Marci, aber unter dessen Vorwurf des Plagiats in Prag veröffentlicht hat. In dieser Dissertation beschrieb Conrad seine Beobachtungen der Interferenz des Lichtes der höheren Ordnung.

Marci erwiderte auf Conrads Thesen in einer Schrift desselben Titels, die im Jahre 1650 auch in Prag veröffentlicht wurde. Darin kritisiert Marci einen Satz von Conrad nach dem anderen und äußert auch seine Stellungnahme zu Conrads Beobachtung der Interferenz des Lichtes.

Wahrscheinlich hat Marci die Versuche Conrads wiederholt und für richtig befunden, weil er nicht die Beschreibung des Versuches selbst kritisiert, wohl aber die Erklärung der Erscheinung ablehnt. Conrad vermutete, daß die Spektralfarben in Dampftröpfchen in der Luft ähnlich wie beim Regenbogen entstehen. Diese Erklärung erscheint Marci nicht richtig, weil dann an sehr trockenen Tagen bei Dampfangel in der Luft eine solche Beobachtung nicht gemacht werden könnte. Marci selbst sucht die Erklärung in der Reflexion des Lichtes an der Wand der Öffnung, die eher die Form eines Kegels als eines Zylinders hat und so die Überlagerung der Sonnenstrahlen, die aus verschiedenen Richtungen kommen, ermöglicht. Marci ist auch bereit, eine Erklärung mit Hilfe der physiologischen Optik zu suchen, wenn er erwähnt, daß die Spektralfarben auch in der Augenflüssigkeit entstehen²³.

*

Nicht nur auf dem Gebiet der physikalischen Optik war Marci erfolgreich, auch seine Beiträge zur Medizin, Mechanik, Philosophie und Mathematik enthalten neue Gedanken.

Pagel macht aufmerksam auf Marcis neue Theorien in der Embryologie, die

der dünnen Schichten. Archives internationales d'Histoire des Sciences 13 (1960) 79—82.

— Marek, Jiří: Pozorování ohybu světla a barev tenkých vrstev u Jana Marka Marci. Sborník pro dějiny přírodních věd a techniky 7 (1962) 62—78. — Siehe Marci: Thaumantias 240 ff.

²¹ Marci: Thaumantias, Theorema XXI, S. 101.

²² E b e n d a: Theorema XVIII, S. 99.

²³ Marci: Dissertatio in Propositiones physicomathematicas De natura iridos ... Pragae 1650. — Marek, Jiří: An Observation of the Interference of Light of Higher Orders in 1646 and its Response. Nature (engl.) 201 (1964) 110.

William Harvey (1578—1657) beeinflussten²⁴. Nach Harveys Besuch in Prag im Jahre 1636 wurde Marci einer der ersten Anhänger von Harveys Entdeckung der Blutzirkulation, die Marci in einer Dissertation vom Jahre 1642 erwähnt²⁵.

Schon in seiner Dissertation vom Jahre 1625 beschäftigte sich Marci mit der Epilepsie²⁶. Servít unterstreicht den progressiven Charakter von Marcis Gedanken diese Krankheit betreffend. Servít hält auch für wichtig, daß Marci die Zusammenhänge zwischen Mechanik und Medizin studierte. In seinem Buch „De proportione motus“²⁷ beschäftigte sich Marci mit dem Einfluß vom mechanischen Trauma auf den lebenden Organismus und erklärte die Erscheinung, daß bei einem mechanischen Aufprall des Schädels dieser an der dem Schläge entgegenliegenden Stelle bricht²⁸.

In der Geschichte der Physik sind mehr Marcis Verdienste um die Entwicklung der Mechanik als seine physikalisch-optischen Entdeckungen bekannt²⁹. Marci interessierte sich besonders für den Aufprall der Körper; er konnte verschiedene Fälle des Aufpralls unterscheiden, der Einfluß der verschiedenen Eigenschaften des Materials der beteiligten Körper und die Rolle des Verhältnisses ihrer Massen waren ihm bekannt. Marci studierte vor allem den elastischen Aufprall, wobei er sich auf den zentralen Aufprall beschränkt hat. Seine Neigung zur Untersuchung von Grenzfällen zeigt seine Erforschung des Aufpralls, bei welchem die Geschwindigkeit eines Körpers gleich Null ist. Fast alle Thesen, die Marci in diesen und noch anderen Fällen aufgestellt hat, sind richtig³⁰.

Marci versuchte einige Begriffe der Mechanik zu definieren, wie z. B. den Begriff der Geschwindigkeit und des Impulses. In dieser Hinsicht können wir Marci als einen Vorgänger Newtons, was dessen Gedanken bezüglich des zweiten Bewegungsgesetzes betrifft, ansehen³¹. Marci untersuchte verschiedene Arten der Bewegung, nicht nur die geradlinige, sondern auch die Kreisbewegung

²⁴ Pagel, Walter: William Harvey's Biological Ideas. Basel, S. 287.

²⁵ Schmid, L.: E. Rozsivalová Pražské lékařské disertace. Prag 1957, S. 17, 32. — Marci / Forberger, J.: Disputatio medica de pulsu et eius usu . . . Praga 1642. — Kruta, Vladimír in: Československá fysiologie 6 (1957) 559.

²⁶ Marci: Francus Roia de Aquista, Disputatio medica De temperamento in genere et gravissimorum morborum tetrad: epilepsia, vertigine, appoplexia et paralyti . . . Praga 1625. — Marci: Liturgia mentis seu disceptatio medico-philosophica et optica De natura epilepsiae, illius ortu et causis deque symptomatis. . . Ratisbonae 1678.

²⁷ Marci: De proportione motus seu regula sphygmica ad celeritatem et traditatem pulsuum ex illius motu ponderibus geometricis liberato absque errore mentiendam. Praga 1639. — Marci: De proportione motus figurarum rectilinearum et circuli quadratura ex motu. Praga 1648.

²⁸ Servít, Zdenek: Joannes Marcus Marci a Cronland (Jan Marek 1595—1667). His contributions in the field of medicine . . . Acta historiae rerum naturalium nec non technicarum. Special Issue 3 (Prag 1967) 27—37.

²⁹ Mach, Ernst: Die Mechanik in ihrer Entwicklung historisch dargestellt. Leipzig 1883.

³⁰ Marek, Jiří: Ioannes Marcus Marci de Cronland — a Scientist of the 17th Century. Organon 8 (1971) 181—198. Siehe dort: List of Marci's Works.

³¹ Smolka, Josef: Joannes Marcus Marci — his time, life and work. Acta historiae rerum naturalium nec non technicarum. Special Issue 3 (Prag 1967) 5—25.

und die Bewegung des Pendels. Hier hat er den Isochronismus formuliert, auch kannte er die Proportionalität zwischen der Länge des Pendels und der entsprechenden Periode der Schwingung³².

Ähnlich wie Galilei, jedoch unabhängig von ihm, nutzte Marci seine Ergebnisse zur Konstruktion eines Geräts zum Messen der Frequenz des Herzschlags. Er empfahl ein solches Gerät auch für die Messung von sehr kurzen Zeitintervallen (wobei er die Genauigkeit der Messung auf $\frac{1}{3}$ Sekunde schätzte), besonders für astronomische Beobachtungen³³.

Marci untersuchte die Eigenschaften des freien Falles an Körpern verschiedener Massen. Dabei stellte er fest, daß der freie Fall von Volumen, Form und Gewicht der fallenden Körper unabhängig verläuft. Alle Körper fallen also mit derselben Geschwindigkeit; die beobachteten Unterschiede bei den durchgeführten Versuchen sind auf den Einfluß des Mediums, in dem die Bewegung verläuft, zurückzuführen³⁴.

In der Astronomie widmete sich Marci der in seiner Zeit sehr aktuellen Frage der Bestimmung der geographischen Länge. In seinem Buche vom Jahre 1650 veröffentlichte er zwei Methoden, die auf der Beobachtung der Bewegung des Mondes beruhten. Dieses Buch war dem spanischen König gewidmet³⁵.

In der Philosophie war Marci Anhänger des Platonismus, wie sich bei verschiedenen seiner naturwissenschaftlichen Überlegungen zeigte. Marcis philosophische Ansichten verhinderten leider manche physikalischen Entdeckungen, denen er schon sehr nahe war, aber andererseits beeinflussten sie mehrere Philosophen, besonders in England, wie Pagel festgestellt hat³⁶.

Eines von seinen Büchern widmete Marci der Mathematik, und zwar der oft diskutierten Frage der Quadratur des Kreises³⁷. Marci veröffentlichte zwanzig verschiedene Lösungsversuche, die seine umfangreichen Kenntnisse der Geometrie zeigen³⁸.

Widerhall der Ergebnisse der Prager Naturwissenschaftler

Der Dreißigjährige Krieg begann und endete auch in Prag, in dessen Verlauf Böhmen sehr unter den Kriegseignissen litt.

Selbstverständlich blieben auch die wissenschaftlichen Institutionen, die Arbeit der Wissenschaftler sowie ihre Kontakte mit Kollegen im Ausland nicht ver-

³² Marci: De proportione motus . . . Pragae 1639. Propositiones XXIV, XXV, XXVIII, XXXI.

³³ E b e n d a, S. Q 2: Problema. Horologium construere, quod suo motu tempus numerat divisum in partes minores, quam tertias unius secundi.

³⁴ E b e n d a, S. P. — M a r e k: Joannes Marcus Marci, Anm. 62.

³⁵ Marci: De longitudine seu differentia inter duos meridianos una cum motu vero Lunae inveniendae ad tempus datae observationis. Pragae 1650.

³⁶ P a g e l 287 ff. — M a r e k, Jiří: The Influence of the Ideas of Aristotle on Marci's Optics. Organon 4 (1966) 142—144.

³⁷ Marci: Labyrinthus, in quo via ad circuli quadraturam pluribus modis exhibetur. Pragae 1654.

³⁸ S m o l í k, Josef in: Živa 7 (1871) 1.

schont. Falls sich z. B. Marci an einer diplomatischen Mission nach Rom im Jahre 1638 oder 1639 beteiligte und dabei einen Besuch bei Galilei plante, so konnte er diesen Plan leider nicht verwirklichen, weil die Herren der Gesandtschaft wegen der Kriegereignisse in Böhmen plötzlich nach Prag zurückkehren mußten³⁹.

Trotz der Kriegszeit waren aber doch die Kontakte zwischen den Wissenschaftlern nicht ganz unterbrochen, wie auch diese Reise Marcis nach Rom zeigt, bei welcher er vor allem Athanasius Kircher (1601—1680) kennengelernt hat. Marcis Begegnung mit William Harvey in Prag im Jahre 1636 haben wir schon erwähnt.

Im Museum Kircherianum bei der Universität Gregoriana in Rom befindet sich die Korrespondenz von Kircher, die bisher nicht bearbeitet wurde. Unter anderem könnte diese Korrespondenz auch wichtige Informationen über das wissenschaftliche Leben in Prag während des 17. Jahrhunderts liefern. Mehrere Wissenschaftler schrieben während ihres Pragaufenthaltes an Kircher. Hier sind auch die Briefe aufbewahrt, die Marci und Conrad an Kircher adressierten⁴⁰.

Trotz der Wichtigkeit der von den genannten Prager Gelehrten gemachten Entdeckungen wurde diesen Entdeckungen in der Geschichte der Physik kein Interesse entgegengebracht, weil sie nicht mehr bekannt waren. So haben wir leider keine genaue Kenntnis von den Werken der Autoren des 17. Jahrhunderts sowie von ihren Verbindungen. Manche Arbeiten sind verloren gegangen. Die für die Geschichte der physikalischen Optik wichtige Dissertation, die Hanl in Prag verteidigt hatte, wurde erst vor kurzer Zeit zufälligerweise in der Universitätsbibliothek in Prag gefunden und ist bisher nur in diesem einzigen Exemplar vorhanden. In bezug auf Marci wurde seinen Leistungen auf dem Gebiet der Mechanik mehr Interesse entgegengebracht als seinen optischen Arbeiten. Eine Arbeit von Marci, die sich mit Fragen der Optik beschäftigt, wurde auch zufällig in der Bibliothek des ehemaligen Klosters Strahov in Prag entdeckt⁴¹. Ebenso war von der Existenz der Korrespondenz von Marci und Conrad mit Kircher bis vor kurzem nichts bekannt⁴². Man darf vermuten, daß Bibliotheken und Archive noch verschiedene Überraschungen für uns bereit halten.

³⁹ Pokorný, Zdeněk in: Sborník pro dějiny přírodních věd a techniky 9 (1964) 12 (Zusammenfassung in französischer Sprache).

⁴⁰ In der Zusammenarbeit mit Prof. Matthias Schramm ist die Veröffentlichung der Korrespondenz geplant. — Siehe auch: Fletscher, J. E.: Claude Fabri de Peiresc and the Other French Correspondents of Athanasius Kircher (1602—1680). Australian Journal of French Studies 9 (1972) 250—273.

⁴¹ Marci: Appendix. Es handelt sich um eine Diskussion mit Balthasar Conrad über einige optische Fragen, die wahrscheinlich in Prag nach dem Jahre 1650 veröffentlicht wurde.

⁴² Dasselbe gilt auch für die Korrespondenz betreffend die mögliche Mitgliedschaft von Marci an der Royal Society. Siehe dazu: Marek, Jiří: Jan Marcus Marci a londýnská Royal Society. Sborník pro dějiny přírodních věd a techniky 9 (1964) 81—82. — Pa-gel 289 Anm. 16 bis 20.

Bei ihren Zeitgenossen waren aber die Arbeiten der Prager Gelehrten des 17. Jahrhunderts sehr wohl bekannt und geschätzt.

Als Conrad sah, daß er mit seinem geplanten umfangreichen Buch „De telescopio“ vor seinem Tode nicht fertig würde, hat er seine Ergebnisse in einem kurzen Brief zusammengefaßt und seinen europäischen Kollegen geschickt. Dieser Brief wurde vervielfältigt⁴³ und von einem der wichtigsten Optiker des 17. Jahrhunderts, Christian Huygens, wohlwollend beantwortet⁴⁴.

Der Brief ist nicht nur wegen seines wissenschaftlichen Inhalts interessant, sondern auch wegen der Aufforderung Conrads an seine Kollegen zur Bildung eines internationalen Teams zur Verbesserung der Eigenschaften des Teleskops, also wegen der Aufforderung zu internationaler Zusammenarbeit an einem gemeinsamen Projekte.

Marcis Arbeiten waren in der Royal Society in London gut bekannt. Pagel und Rattansi fanden in dem Archiv der Gesellschaft die Korrespondenz zwischen Henry Oldenburg (1615—1677), dem damaligen Sekretär der Royal Society, und dem englischen Arzt Edward Browne (1644—1708). Browne war nach Osteuropa gereist und bei dieser Gelegenheit hatte ihn Oldenburg gebeten, Marci in Böhmen aufzusuchen und ihn zur Korrespondenz mit Oldenburg aufzufordern. Browne aber berichtete, daß Marci schon zwei Jahre tot gewesen sei, als er nach Prag kam.

Pagel ist der Meinung, daß die angebotene Korrespondenz zur Ernennung Marcis zum Mitglied der Royal Society führen sollte, wie dies bei Antony van Leeuwenhoek (1632—1723) und Marcello Malpighi (1628—1694) der Fall war⁴⁵.

Vavilov macht darauf aufmerksam, daß unter den Mitgliedern der Royal Society auch Newton und sein Lehrer Isaac Barrow mit Marcis Ergebnissen vertraut waren. Barrow hat in seinem Buch „Optical Lectures“, das von Newton rezensiert wurde⁴⁶, einige Gedanken veröffentlicht, die an Marcis Ideen erinnern; den Namen Marcis hat er aber nicht erwähnt.

Marci war in England nicht nur im Kreise der Royal Society bekannt, sondern wir finden seinen Namen auch in der Literatur der englischen Puritaner, wo er mehrmals zitiert wurde⁴⁷.

Marcis Bücher kannte auch Christian Huygens. Er wurde über Marcis Arbeiten von dem ehemaligen Erzieher am kaiserlichen Hof, Alois Gottfried Kinner von Löwenthorn, einem Freund der Familie Huygens, der später in Prag wirkte, informiert. Der Korrespondenz nach, die in Huygens gesammelten Werken veröffentlicht wurde, besaß Huygens mehrere Bücher von Marci⁴⁸.

⁴³ Schott, Casparus: *Technica curiosa sive mirabilia artis*. Herbioli 1687, S. 853.

⁴⁴ Huygens II, Briefe No. 498, 590.

⁴⁵ Pagel 289.

⁴⁶ Vavilov, S. I.: *Isaak Njuton*. Moskau 1945.

⁴⁷ Pagel 287.

⁴⁸ Huygens I, Brief vom 4. Juli 1654.

Schlußwort

Es ist bekannt, daß die Schlacht auf dem Weißen Berg bei Prag die politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung in den Ländern der böhmischen Krone tiefgreifend beeinflusste. Da man die Epoche nach der Schlacht auf dem Weißen Berg in Hinblick auf die nachfolgende Rekatholisierung überwiegend negativ beurteilte, bezeichnete man diese Periode als „temno“ (Dunkelheit).

Diese Bezeichnung entstand hauptsächlich auf Grund der literarischen Darstellung der Ereignisse jener Zeit, weniger auf Grund einer wissenschaftlichen Analyse. Es ist jedoch eine Tatsache, daß nach der für die Protestanten verlorenen Schlacht fast die ganze protestantische Intelligenz die böhmischen Länder verließ, unter anderen der „Lehrer der Nation“: Ioannes Amos Comenius.

Diese sicher schweren Verluste verursachten aber keinen Stillstand des kulturellen Lebens in den böhmischen Ländern. Literarische und musikalische Leistungen sowie Leistungen in der bildenden Kunst jener Zeit sind inzwischen objektiv anerkannt. Jedoch bisher fast unbeachtet blieb noch der Beitrag in den naturwissenschaftlichen Fächern. Wir hoffen, daß wir in diesem Aufsatz zeigen konnten, daß diese Vernachlässigung dem geschichtlichen Bilde jener Zeit nicht gerecht wird, auch wenn die Entwicklung der Naturwissenschaften, besonders der Physik, in Böhmen in jener Zeit mehrere Schwierigkeiten zu überwinden hatte, besonders folgende:

1. Die lange Zeit des Dreißigjährigen Krieges war für die Prager Universität und für die wissenschaftliche Arbeit in Böhmen nicht gerade günstig gewesen.

2. Die Konkurrenz auf dem Gebiet der Naturwissenschaften war groß. So wurden in Süd- und Westeuropa wichtige physikalische Entdeckungen gemacht, aber der Zugang zu den neuen Entdeckungen war leider schwierig.

3. Ungünstig wirkte sich in Böhmen auch die Tatsache aus, daß Prag auf Grund der neuen politischen Situation zu einer Provinzstadt herabsank.

4. Unter der Herrschaft Kaiser Rudolphs II. waren einige hervorragende Wissenschaftler nach Prag gekommen, die aber nach dem Tode des Kaisers Prag wieder verließen. So war es schwer, ohne Unterstützung des mächtigen kaiserlichen Gönners das hohe Niveau der vergangenen Periode zu halten.

Trotz dieser ungünstigen politischen und wirtschaftlichen Lage wurden die Naturwissenschaften in den böhmischen Ländern in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in einem bewundernswerten Ausmaß betrieben. Wir können Prag in dieser Zeit als ein wichtiges Zentrum der naturwissenschaftlichen Forschung bezeichnen, die gleichberechtigt neben den Zentren in Italien und in Westeuropa steht. Weiter können wir behaupten, daß für die Entwicklung der Physik in den böhmischen Ländern die Epoche nach der Schlacht auf dem Weißen Berg — wenigstens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts — ebenso wichtig war wie die Periode der Herrschaft Kaiser Rudolphs II. In den Arbeiten der Gelehrten dieser Zeit — die übrigens überwiegend aus den böhmischen Ländern stammten —, wie Scheiner, Conrad, Marci, finden wir Entdeckungen,

denen unter den fundamentalen Entdeckungen der Physik auf dem Weltniveau jener Zeit Priorität zukommt.

Den zeitgenössischen Wissenschaftlern waren diese Leistungen wohl bekannt. Wenn sie jetzt in der Geschichte der Physik nicht die Rolle spielen, die ihnen gebührt, dann liegt das an der mangelnden wissenschaftlichen Forschung auf diesem Gebiet.

Diesen Mangel beseitigen zu helfen — das war unter anderem eines der Ziele dieses Aufsatzes.

HORMAYR UND BÖHMEN

Aus seinen Briefen an Palacký

Von Josef Hemmerle

Die Wiedergeburt des tschechischen Volkes zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist durch verschiedene Faktoren gefördert worden. Der aufgeklärte Absolutismus eines Joseph II. hatte die slawischen Nationalitäten durch die dem Fortbestand Großösterreichs dienenden Verwaltungsreformen — zu nennen sind hier nur die Einführung der deutschen Sprache als Amtssprache und die Schulreform — in ihrer Existenz fast ausgelöscht. Bürgertum und Oberschichten waren dem deutschen Kulturkreis völlig integriert. Lediglich die Unterschichten in den Städten und auf dem flachen Lande bedienten sich noch ihrer tschechischen Muttersprache. Jedes Streben nach einer gefestigten Lebensexistenz und nach Höherkommen war unweigerlich mit der Übernahme der Lebensgewohnheiten, Sprache und Mentalität des deutsch-österreichischen Kulturkreises verknüpft. All diese Maßnahmen des Absolutismus waren nun keinesfalls nur als Germanisierungsbestrebungen aus rein nationalistischen Beweggründen getroffen worden. Die Reformen sollten in erster Linie Verwaltungshilfen und eine bürokratische Vereinfachung im Staatsapparat bieten und die Einheit des Reiches garantieren. Ein Einheitsstaat konnte keine Partikularinteressen dulden.

Wiewohl gerade in den böhmischen Ländern die Reformen des aufgeklärten Absolutismus die slawischen Unterschichten vor der Willkür der Dominialherren geschützt, die Robotdienste begrenzt, die Leibeigenschaft aufgehoben und durch die Grundsteuerreform auch Adel und Geistlichkeit zur Bestreitung der Staatslasten herangezogen hatten, geschah die Ethnogenese des tschechischen Volkes durch eine Allianz zweier verschiedener Welten, nämlich durch eine Verbindung des Hochadels und einer kleinen Schicht intellektueller Idealisten, die als Träger eines starken nationalen Bewußtseins später als die sogenannten „Erwecker“ in die Geschichte eingegangen sind. Durch den persönlichen Einsatz und die Munifizienz der Aristokratie — die Namen der Grafen Sternberg, der Gründer der „Gesellschaft des Nationalmuseums“, der Grafen Chotek, des Grafen Kolowrat-Libstejnsky, des Grafen Kinsky seien nur als Repräsentanten für viele andere genannt — wurde der nationalen Erweckungsbewegung und Sendungsidee erst die Lebenskraft verliehen. Das Zweckbündnis, das 1848 wieder auseinanderbrechen sollte, war aus Antagonismus und Opposition gegen den Wiener zentralistischen Staatsgedanken erwachsen. So wurde der böhmische Hochadel aus reinen Opportunitätsgründen heraus, nämlich aus dem Kampf um seine Sonderrechte, zum Wahrer der böhmischen Tradition und zum Förderer des neuen politischen und kulturellen Aufschwunges der Tschechen¹.

Unter den vornehmsten Gestalten der kleinen Intelligenzgruppe, die als die wichtigsten Anreger des tschechischen Nationalismus bezeichnet werden dürfen, befinden sich Josef Dobrovský (1753—1829), der Vater der Slawistik, und Josef Jungmann (1773—1847), ebenfalls ein hervorragender Sprachforscher, sowie František Palacký (1798—1876), der tschechische Historiker und Politiker. In Wien wirkte als Schüler Dobrovskýs Bartholomäus Kopitar (1780—1844), der Spracherneuerer des sogenannten illyrischen Raumes. Ein Verbindungsglied zwischen dem tschechischen romantischen Nationalismus und der deutschen romantischen Geschichtsschreibung war der damals noch in der österreichischen Kaiserstadt wirkende Reichshistoriograph und Publizist Josef Freiherr von Hormayr (1782—1848), einer der interessantesten, genialsten, aber auch umstrittensten Persönlichkeiten des österreichischen Vormärz.

Hormayrs große Karriere begann als kaiserlicher Hofsekretär und 1802 zuerst als provisorischer und seit 1808 als wirklicher Direktor des k. Geheimen Staats-, Hof- und Hausarchivs in Wien². Infolge seines engagierten Einsatzes als Führer des „Alpenbundes“, der die Befreiung der Alpenländer von Napoleon zum Ziele hatte, fiel er der kaiserlichen Ungnade zum Opfer. Am 7. März 1813 wurde er verhaftet. Seinen Gewahrsam auf den Festungen Munkacz und Spielberg bei Brünn konnte er dem Kaiser und Metternich niemals vergessen. Die äußerliche Rehabilitierung geschah 1816 durch Ernennung zum österreichischen Reichshistoriographen, seine Stelle als Archivdirektor durfte er nicht mehr antreten. Als Geschichtsschreiber und Literat hat er durch seine Bücher, seinen „Österreichischen Plutarch“, eine Apotheose der habsburgischen Herrscher, sein 1810 begründetes „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst“³, und sein 1811 erstmals erschienenes „Taschenbuch für vaterländische Geschichte“ einen großen Kreis der damaligen geistig regsamen Menschen angesprochen und selbst über die deutsch-österreichischen Sprachgrenzen nach Prag und Budapest gewirkt. Selbst als Hormayr, der erklärte Feind des Metternichschen Systems, 1828 als Ministerialrat in Bayerns Dienste trat, pflegte er von München und später als Gesandter von Hannover und Bremen aus noch weiterhin seine böhmischen Kontakte.

In Hormayrs literarischem Konzept nahmen die böhmischen Länder eine nicht unwichtige Rolle ein. Für jedes „Taschenbuch“ suchte er topographisch-geschichtliche, volkskundliche und genealogische Beiträge über Böhmen und

¹ Die Literatur für die Zeit des Vormärz in den böhmischen Ländern hat G. H a n k e in seinen Beiträgen in dem von K. B o s l herausgegebenen Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 2. Stuttgart 1974, S. 552 f. u. 576—578 erfaßt. — Besonders sei hier angeführt L e m b e r g, E.: Grundlagen des nationalen Erwachens in Böhmen. Reichenberg 1932. — W i n t e r, E.: Romantismus, Restauration und Frühliberalismus im österreichischen Vormärz. Wien 1968.

² Eine gute Übersicht der Literatur über Hormayr befindet sich in: Österreichisches Biographisches Lexikon 1815—1950. Hrsg. v. d. Österr. Akad. d. Wissenschaften. Bd. 2. Graz-Köln 1959, S. 419—421 und A d e l, K.: Joseph Freiherr von Hormayr und die vaterländische Romantik in Österreich. Wien 1969, S. 236—244.

³ Seit 1823: Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst.

Mähren zu erhalten. Schon frühzeitig nahm er über seinen mährischen Freundeskreis, dessen zentrale Gestalt sein Freund Altgraf Hugo Salm auf Schloß Raitz war, Verbindung zu mährischen Forschern auf⁴. Die Hormayrschen Periodika sollten dem Werden und Wachsen des gesamtösterreichischen Patriotismus dienlich sein, sie waren als Sprachrohr der deutschen, böhmischen und ungarischen Literatur und Landeskunde gedacht, ungeachtet des von Hormayr immer wieder betonten und anerkannten eigenständigen Landespatriotismus der einzelnen Reichsteile.

Eine zentrale Figur seiner Prager Beziehungen sah Hormayr in der Person des von ihm sehr verehrten Sprachforschers Josef Dobrovský, mit dem er nachweislich 1820 den Briefwechsel aufnahm und der im gleichen Jahr als Mitarbeiter in dem „Archiv“ ein Forum für seine historischen und sprachwissenschaftlichen Arbeiten fand⁵. Der Briefwechsel zwischen dem den österreichischen Vormärz repräsentierenden Freiherrn und den beiden tschechischen Gelehrten Dobrovský und Palacký ergäbe wahrscheinlich ein sehr anschauliches Bild von den wissenschaftlichen Bestrebungen der damaligen Zeit, sofern die Schreiben aller Briefpartner vorhanden wären. So aber sind nur Briefe Hormayrs an Dobrovský und Palacký im Prager Nationalmuseum erhalten geblieben⁶. Hin und wieder hat Hormayr einige interessante Passagen oder auch ganze Briefe seiner böhmischen Freunde im „Archiv“ zum Abdruck gebracht. In seiner Zeitschrift hatte er ja auch Zweck und Ziel seines literarischen Vorhabens genau umschrieben: es sollte „Mittelpunkt gemeinsamer Erkenntnis und Mitteilung zwischen Österreichs deutscher, ungarischer, slavischer und italienischer Literatur, ein Magazin für die historische Kritik und für das Quellenstudium und für solche Abhandlungen, die für sich allein schwerlich einen Verleger fänden . . ., ein Organ der Provinzialmuseen und der archivalischen Studien zu sein“⁷. Immer galt seine Devise, durch Vaterlandskunde die Vaterlandsliebe fördern. Eine spätere Kritik bestätigte das Erreichen dieser Zielsetzung: „Man kann durch nichts klarer die Wandlungen des geistigen Lebens in Österreich sich vor Augen stellen, als durch die Lektüre des Archivs . . . und Taschenbuches. Sie bilden eine Fundgrube zur Beobachtung des poetischen Schaffens, des herrschenden Geschmacks, des wissenschaftlichen Strebens; in diesen Blättern widerspie-

⁴ Vgl. dazu die von Hormayr geschriebene Biographie: Hugo Franz Altgraf zu Salm-Reifferscheid-Krautheim. Taschenbuch 29 (1840) 523—596. Dessen Beziehung zu Hormayr bes. S. 589.

⁵ Die erste Biographie Dobrovskýs verfaßte Hormayr und sie erschien in dessen „Archiv“ 15 (1824) Nr. 98/99, S. 534—537 und Nr. 100, S. 544—546. Für die Verehrung Dobrovskýs zeugt dieser Satz: „Was Dobrowsky zeitherr für die slavische Sprache und Literatur gethan . . . was er für die Prager Gesellschaft der Wissenschaften und für das dortige Museum geleistet sowie für die Belebung eines ächten Sinnes für die alte Größe und Würde Böhmens und für die allzulange vergessenen Ueberreste seiner meist weit und breit geachteten Literatur und Kunst . . . das lebt in der dankbaren Anerkennung der Zeitgenossen und wird fortleben im Andenken später Enkel.“

⁶ Neuesten sind die Nachlässe, so auch die Briefe Hormayrs an Dobrovský und Palacký im Literární archiv Památníku národního písemnictví na Strahově, Prag.

⁷ Archiv 18 (1827) Nr. 139, S. 758.

gelt sich der allmählich sich verjüngende Volksgeist, trotz allen heißen Gegenbemühungen der eifrig waltenden Censoren⁸.“ Die beiden Publikationsorgane Hormayrs waren im eigentlichen Sinne die ersten Periodika, die sich der historischen Landeskunde, besonders aber der Slawistik in Österreich annahmen.

Die Briefe Hormayrs an Dobrovský sind erst kürzlich in der Eduard Winter zum 70. Geburtstag gewidmeten Festschrift untersucht und ihrer Bedeutung nach für die Entstehung und Entwicklung des Austroslawismus gewürdigt worden⁹. Aus dem Nachlaß Palackýs sind aus Hormayrs Feder im Literaturarchiv des Prager Nationalmuseums insgesamt 43 Schreiben erhalten geblieben, die 1827 beginnen und 1848 schließen. Wir dürfen annehmen, daß die im Museum verwahrten Briefe keineswegs die gesamte Korrespondenz ausmachen. Trotz ihres fragmentarischen Erhaltungszustandes entwerfen diese Dokumente ein recht anschauliches Bild der wissenschaftlichen Bestrebungen und der aus dem Erlebnis der Romantik geborenen jungen Geschichtsschreibung der Tschechen, die wiederum für das Werden der tschechischen Nation von großer Bedeutung wurde. In allen Briefen kommt das lebhafteste Interesse Hormayrs für die Geschichte Böhmens und die Herausgabe der böhmischen Quellen zum Ausdruck, er schildert die anregenden Zusammenkünfte mit Bartholomäus Kopitar in dessen Wiener Stammlokal zum „Weißen Wolf“, wo er neben anderen auch mit Dobrovský viele Gespräche in Slavicis und über die neueste slawische Literatur führte.

Aus dem frühen Briefwechsel mit Palacký muß Hormayr erkannt haben, daß er es hier mit einem führenden Kopf in der Organisation der tschechischen Wiedererweckung zu tun hatte. Palacký, 1798 in der Nähe der mährisch-slowakischen Grenze als Sohn eines in der Böhmisches Brüdergemeinde stehenden Lehrers geboren, war auf dem Preßburger Lyzeum erstmals mit der deutschen Geschichtsphilosophie bekannt geworden¹⁰. Von wahren Patriotismus und innerer Begeisterung für die tschechische Sprache erfaßt, gelobte er schon in seinen frühen Jahren, der Geschichtsschreiber seines Volkes zu werden. Nach dem Vorbild des Freiherrn von Hormayr faßte er den Plan, einen „Plutarch Slovenský“, einen slawischen Plutarch, zu schreiben, worin er die Biographien der berühmtesten Persönlichkeiten slawischen Bluts der Neuzeit der literarischen Welt vorstellen wollte. Die Nationalstaatslehre Heinrich Ludens, die auf die slowakischen, an der Universität Jena studierenden Studenten stark eingewirkt hatte, bestimmte Palacký, vorerst die Quellen für eine nationale Geschichte zu

⁸ Boheim: *Vergangene Tage in Österreich*. Österr. ungar. Revue NF 3, S. 141.

⁹ Wolfgramm, E.: *Aufklärung — Romantismus — Frühliberalismus in Böhmen und Österreich*. In: *Ost und West in der Geschichte des Denkens und der kulturellen Beziehungen*. Festschrift für Eduard Winter. Berlin 1966, S. 549—564.

¹⁰ Plachka, R. G.: *Von Palacký bis Pekař*. *Geschichtswissenschaft und Nationalbewußtsein bei den Tschechen*. Wien 1955. — Prinz, F.: *František Palacký als Historiograph der Böhmisches Stände*. In: *Probleme der böhmischen Geschichte*. München 1964, S. 84—94 (Veröff. d. Collegium Carolinum 16). — Zacek, J. F.: *Palacký, The Historian as Scholar and Nationalist*. The Hague-Paris 1970 (Studies in European History 5).

erarbeiten¹¹. 1829 bestellten die böhmischen Stände den seit 1823 als Sekretär der Gesellschaft des Vaterländischen Museums in Prag tätigen Palacký zum Historiographen mit dem Auftrag, eine Geschichte Böhmens zu verfassen. Auf Forschungsreisen nach Leipzig, München, Berlin, Paris und Rom schärfte er seinen Blick für die großen europäischen Zusammenhänge. Mit Šafařík (1795—1861) wurde er Verteidiger der böhmischen Handschriftenfälschungen, wobei freilich betont werden muß, daß er von der Echtheit der Manuskripte persönlich überzeugt war¹². Die Arbeit seines Lebens wurde die Geschichte Böhmens, von der 1836 der erste Band in deutscher Sprache erschien¹³. Palacký hat den Sinn der tschechischen Geschichte zuerst in dem Kampf zwischen Slawentum und Germanentum gesehen, indem er darauf hinwies, daß „ihr Gesamthalt ein beständiges Ringen des deutschen und slavischen Elementes“ sei¹⁴. Seit dem Jahre 1848 erblickte Palacký seine Aufgabe in der Politik, in dem Kampf um die nationale Gleichberechtigung. In seinem berühmten Brief an das Frankfurter Parlament vertrat er zwar noch mit Emphase den Austroslawismus und die politische Existenznotwendigkeit des österreichischen Kaiserstaates. In seinen letzten Lebensjahren legte er aber selbst die Grundlagen für den Panslawismus und folglich auch für die politischen Umwälzungen, die 42 Jahre nach seinem Tode die Landkarte Mitteleuropas so gewaltig verändern sollten.

Als Palacký 1823 nach Prag kam, hatte er nicht im Sinn, seinen Aufenthalt länger als nötig auszudehnen. Doch er wurde von Dobrovský, der die wissenschaftlichen Qualitäten des jungen Mannes erkannte, zurückgehalten. M. Murko beschrieb, wie Palacký der Historiograph Böhmens wurde: „Den eigentlichen Anlaß dazu gab Hormayr mit seinem ‚Taschenbuch für vaterländische Geschichte‘, für das die Grafen Sternberg auch ihre Genealogie liefern sollten. Dobrovský schlug ihnen vor, die Arbeit Palacký anzuvertrauen, der sich seiner Aufgabe zu ihrer größten Zufriedenheit entledigte und dadurch mit diesen hochgebildeten Aristokraten in den innigsten Verkehr trat¹⁵.“ Als Sekretär der Museumsgesellschaft, die nach Josef Jungmann vorzugsweise die Pflege der tschechischen Sprache und Literatur übernehmen sollte, machte Palacký die von den Grafen Sternberg begründete Institution zur Trägerin der Nationalkultur. Seit 1825 zeichnete er auch als Redakteur der deutschen Museumszeitschrift so-

¹¹ P f i t z n e r, J.: Heinrich Luden und František Palacký. HZ 141 (1930) 73. — P e u k e r t, H.: Die Slawen der Donaumonarchie und die Universität Jena 1700—1848. Ein Beitrag zur Literatur- und Bildungsgeschichte. Berlin 1958. — F e y l, O.: Beiträge zur Geschichte der slawischen Verbindungen und internationalen Kontakte der Universität Jena. Jena 1960.

¹² H e m m e r l e, J.: Die tschechische Wiedergeburt und die Fälschungen nationaler Sprachdenkmäler. StJb 7 (1962) 51—82. — O t r u b a, M.: Rukopisy královédvorský a zelenohorský. Dnešní stav poznání [Die Königinhofer und Grünberger Handschriften. Der heutige Stand der Kenntnis]. Prag 1969 (Sborník Národního muzea v Praze C—XIII/XIV).

¹³ Die weiteren beiden Bände folgten 1839 und 1845. Die 1. tschechische Ausgabe unter dem Titel „Dějiny národu českého v Čechách a na Moravě“ in 5 Bänden erschien in Prag 1848—67.

¹⁴ P a l a c k ý, F.: Die Geschichte des Hussitentums und Prof. C. Höfler. Prag 1868, S. 75.

¹⁵ Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik. Graz 1897, S. 120.

wie der tschechischen, der Časopis společnosti vlasteneckého Musea v Čechách. Während die deutsche Monatsschrift wegen des geringen Interesses der Deutschen — nach Deutschland wurden lediglich 6 Exemplare verschickt — bald zu bestehen aufhörte, wurde die tschechische Zeitschrift in kurzer Zeit das eigentliche kulturelle Sprachorgan der tschechischen Wiedergeburt.

Schon vor dem Beginn seines Briefwechsels mit Dobrovský im Jahre 1820 hatte Hormayr in seinem „Archiv“ wiederholt böhmische Stoffe behandelt. Als z. B. Václav Hanka 1819 die zwei Jahre vorher „entdeckte“ Königinhofer Handschrift, die Lieder aus der slawischen Vorzeit im Druck erscheinen ließ, veranlaßte Hormayr den Prager Ästhetikprofessor Josef Georg Meinert, über den Fund in seiner Literaturzeitung zu berichten. Meinert glaubte über die Diktion und Intention der Lieder sagen zu müssen: „Daß sie mitunter das Andenken des durch Carl des Großen Eroberungssucht angefachten Deutschenhasses verewigen, muß nicht eben die Auswahl dieser Lieder bestimmt haben und gibt ihnen übrigens nur um so mehr geschichtliche Wahrheit, ohne Gottlob! in die Gegenwart störend einzugreifen“¹⁶.

Wiewohl Dobrovský in einem Brief vom 4. März 1825 Hormayr erstmals auf František Palacký aufmerksam gemacht hatte, setzt die Korrespondenz zwischen Palacký und Hormayr erst 1827 ein. Für eine eingehende Rezension des Raumerschen Werkes „Geschichte der Hohenstaufen“ in den Wiener Jahrbüchern erbittet Hormayr in den Schreiben vom 16. Juli und 22. August 1827 von Palacký Auskünfte über den Grabstein des Jaroslav von Sternberg und über den Mongoleneinfall in Mähren. Das Gedicht über den Helden „Jaroslav“, der sich in der Mongolenschlacht auszeichnete, gehört nämlich zu den Gesängen der Königinhofer Handschrift. Zutiefst bedauert Hormayr, daß er auf Grund seiner schulischen Ausbildung nicht die lebenden Sprachen Österreichs gelernt habe: „Stündlich büße ich diesen unverschuldeten Fehler der Sprachkunde, wenn ich mich über die böhmische und ungarische Vorzeit gründlich orientieren will.“ Für Palacký wünscht er, daß ihn baldigst die Museumsgesellschaft oder ein Mäzen zu den Schätzen der Bibliothek und des Reichsarchivs nach München schicken möge. In dem vom Schloß Raitz in Mähren abgesandten Brief vom 22. August zitiert er einen an ihn gerichteten Brief des Münchner Reichsarchivdirektors Baron Freyberg¹⁷, daß die Erstellung der von Hormayr veranlaßten Übersicht über die in München verwahrten Urkunden Karls IV., Wenzels und Sigismunds gut fortschreitet. Er ermuntert Palacký, selbst die Reise nach München zu wagen: „Ich kann aus eigener Erfahrung verbürgen, daß Sie Hin- und Herreise nach München und zweimonatliche Studien daselbst gar leicht mit 450 fl. Con. M. bestreiten und soviel sollte den böhmischen Großen Ihre Geschichte-Literatur doch wohl werth seyn? Ich muß den kommenden Winter einmal den Minister Grafen Kolowrat¹⁸ darüber sprechen, der einen edlen und großartigen Sinn für Alldergleichen hat.“

¹⁶ Über die Königinhofer Handschrift. Archiv 10 (1819) 1—4, 7—8.

¹⁷ Max Prokopp Frhr. von Freyberg-Eisenberg (1789—1851), von 1828—1847 Vorstand des Reichsarchivs München.

¹⁸ Franz Anton Graf von Kolowrat-Libstejnsky (1778—1861), ehem. Prager Oberstburg-

In dem Schreiben vom 6. September forscht Hormayr nach dem Verbleib des Nachlasses des Baron Stentzsch¹⁹, besonders nach dessen Arbeiten über Wallensteins Ermordung, deren Veröffentlichung seinerzeit nicht opportun war und deshalb vom Zensor Baron Bretfeld verboten wurde²⁰. Trotz des Verbotes sollte das Manuskript vom Nationalmuseum erworben und publiziert werden: „Ich halte es für eine böhmische Nationalangelegenheit, daß jener Schatz dem Vaterland erhalten werde und ans Licht trete, jedoch im Ausland, denn jeder Versuch im Inland würde durch sein völliges oder doch theilweises Mißlingen die Sache ganz vereiteln, die um so wichtiger ist, zusammengehalten mit den 700 Fascikeln des Münchner Staatsarchives, deren Durchsuchung und Benützung ich veranlaßte und die 11 Folianten Originalkorrespondenz von Tilly und 7 von Wallenstein enthalten²¹.“ Zugleich wehrt sich Hormayr gegen die Gerüchte, die von seiten des Baron Stentzsch aufgekommen sind, daß er seinerzeit das Verbot der Publikation veranlaßt habe: „Allerdings war ich Censor von 1806 bis 1813, in jener Epoche, der wir eigentlich den Keim zu allem verdanken, was in unserer Literatur und Kunst von bleibendem Werth ist. Weit mehr, als auf Alles, was ich je geschrieben oder entdeckt, bilde ich mir darauf ein, daß durch mich und auf meine Censurs-Vota alle bis dahin samt und sonders, entweder ganz oder bändeweise verbotenen Classiker (Johannes Müller, Schiller, Göthe, Wieland, Herder, Tieck, Gibbon, Robertson etc.) ein Gemeingut der Nation geworden sind . . . Seit 1813 war ich nicht nur ohne allen Einfluß auf die Censur, sondern vielmehr selbst die bête noire derselben²².“ Über die Bereitschaft Palackýs, ihm Berichte über Literatur und Kunst in Böhmen für das „Archiv“ zu besorgen und kritisch zu werten, ist er hoch erfreut: „Eben das muß recht herausgehoben werden, worans der böhmischen Sprache, Literatur und Kunst am meisten nothtut — und wie der Partheigeist selbst ein arges Hinderniß sei! Ruhe und Mäßigung im Vortrag ist ohnehin eine Zierde aller Ihrer Arbeit.“ Die Mitteilung, daß die in dem eben ausgedruckten „Taschenbuch“ veröffentlichte Ahnentafel des Hauses Chotek von dem Olmützer Weihbischof verfaßt worden sei, ist ein wichtiger literarischer Hinweis²³.

Im Frühjahr 1828 beschließt Hormayr, sich seinen schon längst ersehnten Wunsch zu erfüllen, nämlich das St. Johannes-Nepomuk-Fest in Prag zu er-

graf, Mitgründer des Böhmisches Landesmuseums und seit 1826 dirigierender Staats- und Konferenzminister in Wien.

¹⁹ Johann Frhr. von Stentzsch (1771—1827), Direktor des Nationaltheaters in Prag, das später in den Besitz der Böhmisches Stände übergang, durchforschte die Archive Böhmens und der Lausitz für seine Wallensteinstudien.

²⁰ Franz Josef Bretfeld-Chlumczansky, Frhr. von Cronenburg, Staatskanzleirat in Wien.

²¹ Heute im Bayerischen Hauptstaatsarchiv (= BHStA), Abt. II in München.

²² Fast den gleichen Inhalt hat ein Brief an Dobrovský vom 6. September 1827. — Hormayrs Eintreten für die Klassiker würdigt auch das Österr. Biograph. Lexikon (1815—1950) II, 420.

²³ Die Geschichte des Hauses Chotek. Taschenbuch 9 (1828) 366—402. Der Beitrag ist sonach von dem seit 1817 in Olmütz wirkenden Weihbischof Ferdinand Maria Graf von Chotek, seit 1831 Erzbischof von Olmütz, geschrieben worden. Über ihn *Hierarchia Catholica medii et recentioris aevi*. Bd. 7. Padua 1968, S. 315.

leben. Eine Voranmeldung ergeht am 3. Mai an Palacký: „Trotz unaufhörlicher Vorsätze, Prag dennoch noch nie gesehen zu haben, ist eine wahre Schmach, die ich doch endlich von mir abwälzen und daher wo möglich zum nächsten Johannesfest dahin kommen möchte, auch um Böhmens vorzüglichste Literatoren persönlich kennen zu lernen, mir von Dobrovský manches Rätsel lösen zu lassen und die Merkwürdigkeiten dieser alten, stolzen Königswitwe mit eigenen Augen zu sehen, zumal da sich in der neuesten Zeit in Sprache und Literatur dort so schöne Blüthen zeigen, trotz einiger kleinen Auswüchse, die auch in Ungarn und überhaupt nirgend in solchen Übergangsperioden fehlen.“ Um jedenfalls sich eine günstige Unterkunft zu sichern, schreibt er auch seinem Freunde, dem Hauptmann von Rittersberg²⁴. Nach seiner Rückkehr nach Wien dankt er mit Datum vom 30. Mai Palacký „für die ungemaine Liebe, Güte und Nachsicht, womit vorzüglich Euerer Wohlgeboren meinen, nur allzukurzen, aber mir unvergeßlichen Aufenthalt in Prag geschmückt und verschönert haben, und seyen Sie gütigst auch der Dolmetsch dieses Dankes bei dem lieben Ebert²⁵, bei Hanka²⁶ und Svoboda²⁷.“ Am 25. Juni 1828 erinnert sich Hormayr noch einmal mit Dank an die leider zu kurzen Tage in Prag und übersendet Palacký mit dem nach Karlsbad reisenden Archivar Baron Reinhard²⁸ einige historische Schriften, so u. a. eine über die Thronfolge und die über die Wahl Ferdinands I., die von Hormayr verfaßt waren. Da sie beide vergriffen seien, erbittet er sie wieder zurück. Ein gutes Honorar wäre ihm die Abschrift einer in Pelzels Geschichte von Böhmen genannten Flugschrift über die Belagerung von Wien durch Graf Thurn und Gabriel Bethlen wert, eine Episode, die bisher kaum bekannt sei²⁹.

Sowohl in diesem Brief als auch in einem weiteren vom 30. Juni 1828 schneidet Hormayr eine Fülle von geschichtlichen Fragen an, so über die Bevölkerung Böhmens, die Frequenz der Prager Universität, die heimliche Ehe des in Prag regierenden böhmischen Statthalters Ferdinand mit Philippine Welser. Mit Palacký könne er alle diese Fragen besprechen, denn „der Durst nach wissenschaftlichen und künstlerischen Fortschritten ist uns beyden gemeinschaftlich und unser Zusammenwirken sollte, wie ich hoffe, nicht ohne gute Früchte

²⁴ Johann Ritter von Rittersberg (1780—1841), k. k. Hauptmann und Schriftsteller, Mitarbeiter an Hormayrs „Archiv“.

²⁵ Karl Egon Ritter von Ebert (1801—1882), Dichter des Vormärz, einer der bedeutendsten Bohemisten, beschäftigte sich mit böhmisch-nationalen Stoffen. Über ihn Krause, W.: Karl Egon Ebert und das böhmische Biedermeier. Dichtung und Volkstum 36 (1935) 197—209.

²⁶ Václav Hanka (1791—1861), Bibliothekar am Nationalmuseum, Slawist, Begründer der tschedhischen Rechtschreibereform.

²⁷ Václav Alois Svoboda (1791—1849), Gymnasiallehrer, hat mit Hanka die 1. Ausgabe der Königinhofer Handschrift herausgegeben.

²⁸ Ignaz Frhr. von Reinhard zu Thurnfels (1782—1843), Archivar am Geh. Hausarchiv in Wien, plante bereits eine diplomatische Lehrkanzel für die Ausbildung des Archivpersonals in Wien; vgl. Bittner, L.: Gesamtinventar des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Bd. 1. Wien 1936, S. 108—111.

²⁹ Die Flugschrift behandelt die Bedrohung Wiens durch den böhmischen Grafen Thurn im Juni 1619.

seyn“. Im Postskriptum bemüht er Palacký um die schriftliche Fixierung einer ihm wichtig scheinenden Frage: „Sie erinnern sich doch unseres Gesprächs auf der Fahrt nach Melnik über den Verfall der böhmischen Sprache und namentlich über das entsetzliche Deutschböhmisches, das Schulmeister, Katecheten unter Jugend und Volk bringen, während die Visionäre von Nichts träumen als von der baldigen Weltherrschaft der Slaven und der slavischen Sprache.“

Für die von Palacký gelieferten Nachrichten über Philippine Welsch, die Dobrovský und andere bisher vergeblich gesucht hätten, dankt Hormayr in seinem Schreiben vom 9. Juli und 8. August. Die Ahnentafeln der Familien Lobkowitz und Waldstein habe er anlässlich seines Prager Aufenthaltes in Auftrag gegeben. Wallenstein sei die historische Persönlichkeit, die immer wieder in seinen Gedankengängen aufscheine. Unter dem Einfluß Dobrovskýs habe er seine Meinung über diesen bedeutenden böhmischen Feldherrn geändert³⁰. Bei der Ausarbeitung seiner bayerischen Geschichte stoße er ständig auf ungelöste Fragen über die Einwanderung der slawischen Stämme in Süddeutschland. Die Publikationen des Admonter Benediktiners Muchar³¹ sowie des Münchner Professors und Legationsrates Koch-Sternfeld³² seien seine hauptsächlichsten Quellen. Er lege großen Wert darauf, daß die Arbeiten dieser Historiker auch in der Prager Museumszeitschrift kritisch besprochen würden.

In dem Schreiben vom 30. August 1828, das er anlässlich seines Besuches auf Schloß Raitz konzipiert, äußert er sich gegenüber Palacký geradezu abfällig über die äußerst mittelmäßigen Beiträge in dem von Prof. Wolny aus Brünn redigierten „Mährisch-schlesischen Taschenbuch“³³. Hormayrs Entrüstung zielt vor allem auf den Olmützer Bibliothekar Richter³⁴, der den Almanach mit einer Studie über die „Olmützer Kirche“ eröffnete. In der Beurteilung der wissenschaftlichen Fehde, die zwischen Richter und Dobrovský über die Ursprünge des mährischen Kirchentums, besonders über die Slawenapostel Cyrill und Method, ausgefochten wurde, vertritt Hormayr den Standpunkt Dobrovskýs: „Diese höchst unhistorische wahrhaft lächerliche Wuth der mährischen gegen die böhmische Kirche und Nationalität verdient eine um so tüchtigere Zurechtweisung, als diese Angriffe von allen Seiten erfolgen und doch nur eine elende, obendrein ganz mißverständene Wohldienerey gegen gewisse Lieblingsallarme

³⁰ Dazu Wolfgramm 552.

³¹ Adalbert Muchar (1786—1849) gilt als Neuschöpfer der steiermärkischen Geschichte; er hatte enge Beziehungen zu Hormayr.

³² Joseph Ernst Ritter von Koch-Sternfeld (1778—1866), Topograph und Honorarprofessor an der Universität München.

³³ Gregor Wolny (1793—1871), Benediktiner aus Raigern und Professor am Lyzeum in Brünn, gab von 1826—1828 3 Jahrgänge des „Almanach für die Geschichte Mährens und Schlesiens“ heraus. Wolnys heute noch wertvollen Werke sind „Die Markgrafschaft Mähren“ 6 Bde., 1835—1842 und die „Kirchliche Topographie von Mähren“ 9 Bde., 1855 ff.

³⁴ Franz Xaver Richter (1783—1871), von 1824—1844 Landesbibliothekar in Olmütz. Seine Bewerbungen um die Lehrkanzel für Universalgeschichte in Wien wie in Prag waren für ihn ohne Erfolg, über ihn Müller, W.: Geschichte der k. k. Studienbibliothek in Olmütz. ZDVGMS 5 (1901) 192—205.

sind, deren Bösartigkeit sich von Tag zu Tag mehr offenbaren wird³⁵.“ Am Schlusse dieses Schreibens muß Hormayr bemerken: „Die sonderbarsten Urtheile über Böhmen scheinen jetzt gleichsam an der Tagesordnung, in Flugschriften und Journalen des schlecht unterrichteten Auslandes, vorzüglich Englands und Frankreichs. Das Ärgste dieser Art scheint mir: Austria as it is³⁶.“

Das Problem der Entstehung einer eigenen tschechischen Sprache beschäftigt Hormayr seit seinem Prager Aufenthalt immerzu in seinen Briefen. Obgleich Dobrovský den Bau und die Gesetze der tschechischen Literatursprache wissenschaftlich erarbeitet hatte, war er selbst nicht davon überzeugt, daß dieses slawische Idiom wieder zur Literatur- und Kultursprache emporsteigen könnte. Vielleicht ist es doch dem Phänomen Palacký zuzuschreiben, daß dieser Historiker auf Grund seines Wirkens im böhmischen Landesmuseum und als Redakteur der deutschen sowie tschechischen Museumszeitschrift die erneuerte tschechische Sprache zuerst für die Kultur und Wissenschaft erschlossen hat. Und bei diesen mannigfaltigsten Bemühungen unterstützt, ermuntert und fördert ihn Hormayr in vielen Briefen. Am 4. September 1828 stellt er diese Intention wieder unter Beweis: „Es wird mir nur von Stunde zu Stunde wichtiger, Ihre auf der Melniker Reise gemachten höchst treffenden Bemerkungen über das Deutsch-Böhmisch in Wort und Geist, — wiederholt zu wissen, je dümmer und niederträchtiger die Verleumdungen wider Böhmen und den böhmischen Namen von Stunde zu Stunde werden. Je öfter die Russen siegen oder sich ausbreiten, desto schwereres Verbrechen oder Verdacht wird es seyn, böhmische Sprache oder Literatur zu treiben.“

Im Herbst 1828 bereitet Hormayr seinen zweiten großen Studienurlaub nach München vor. Freilich sollte diese Reise mit seinem endgültigen Bleiben in der bayerischen Hauptstadt enden. Er benachrichtigt Palacký davon und fordert ihn auf, ihm seine und des Museums Aufträge mitzuteilen: „es soll mein herzlichstes Bestreben seyn, selber fest möglichst nachzukommen³⁷.“ In einem nicht mit einem Tagesdatum versehenen Schreiben von September 1828 empfiehlt Hormayr den kgl. preußischen Professor Friedrich Förster als Wallensteinforscher nach Prag und ersucht Palacký, diesem Gelehrten mit Rat und Unterstützung zur Hand zu gehen. Vor seiner in diesem Schreiben angekündigten Ab-

³⁵ Zur Frage des mährischen Landespatritismus und der mährischen Selbstbehauptung gegenüber der böhmischen Überlegenheit vgl. die Arbeit von K o t r b a, V.: Landespatritismus und vaterländischer Patritismus in der Vergangenheit Mährens. Deutsche und Tschechen (Neue Folge des Stifter-Jahrbuchs) 9 (1971) 51 ff. und S c h i e c h e, E.: František Palacký, Antonín Boček und der mährische Separatismus. BohJb 13 (1972) 211—252.

³⁶ Die 1828 erschienene Schrift war eine leidenschaftliche Anklage und ein Pamphlet gegen die Donaumonarchie, verfaßt von Charles Sealsfield (1793—1864), Pseudonym für Karl Postl, einem nach Amerika geflüchteten Prager Kreuzherren. Sealsfield ist später als Schriftsteller der Neuen Welt bekannt geworden.

³⁷ Hormayr, der schon 1826 zum Ehrenmitglied der kgl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften gewählt worden war, besorgte der Gesellschaft aus München Kopien vor allem von Urkunden Karls IV. und Wenzels IV. Dazu K a l o u s e k, J.: Děje král. české společnosti náuk [Geschichte der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften]. Prag 1885, S. 149.

reise nach München überwältigt ihn die Erinnerung an die böhmische Hauptstadt mit überschwenglichen Worten: „Ich wiederhole es, noch einmal von Prag: id quidem in hac civitate infinitum, ubicumque ingredimur in aliquam historiam vestigium ponimus. — Prag ist das österreichische Moskau, es ist ein wahres Continental-Venedig und seine Rolle, unter den Städten Europas noch nicht am Ende . . . Prag! und Prag! — Man muß wirklich gar keine historische Ader in sich tragen, um nicht die Nothwendigkeit zu fühlen, diese wahrhaft einzige Stadt, in jedem May zu besuchen, und sollte man das Geld dazu zusammenbetteln. Man wird um so reicher an grandiosen historischen Ansichten und fühlt wohl auch allerley prophetische Wallungen. — Der Geschichtsschreiber ist ja doch nur ein rückwärts gewendeter Prophet, wenn er anders ist, was er seyn soll! . . . Prag ist recht eigentlich gemacht zum literarischen Vereinigungspunkt zwischen Oesterreich und Deutschland, trotz der gezogenen chinesischen Mauer der Censur, des Geldes und der mannigfaltigsten Vorurtheile³⁸.“

Nach seinem Übertritt in den bayerischen Staatsdienst bekennt Hormayr am 10. Dezember 1828, daß diese berufliche Veränderung erst nach einem harten inneren Kampf erfolgt sei und nur „entschieden worden, um für den Herbst meines Lebens einer ungestörten freyen Wirksamkeit zu genießen“. Er kann sich auf das Zeugnis aller edlen Menschen berufen, „wie wahr und warm meine Anhänglichkeit an Oesterreich sey. Diese wird sich auch, trotz der Trennung, keineswegs vermindern, sondern gegen meine unvergeßlichen Freunde und gegen alle Unternehmungen der böhmischen, ungarischen und deutschen Literatur und Kunst vielmehr steigern“. In seiner jetzigen Stellung im Ministerium des Außern und bei der Akademie der Wissenschaften werde er manches tun können „zur Anerkennung des überaus vielen Schönen und Großen, was in Böhmen geschieht“. Neben seinem „Tagebuch“ empfiehlt er den Prager Lesern die seit 1828 in München erscheinenden Zeitschriften „Das Ausland“ und „Das Inland“. Besonders das letztere Publikationsorgan werde als Sprachrohr für deutsche Literatur und Kunst auch das auswärtige Schrifttum nicht übersehen, in erster Linie nicht das böhmische und ungarische. Dem „Inland“ werde er künftig seine Materialien zuwenden, da diese Zeitschrift gewissermaßen als Fortsetzung seines „Archivs“ gedacht sei. Wie ihm zu Ohren gekommen sei, werde die Polizeihofstelle in Wien das „Archiv“ nicht eingehen lassen. Sie habe für die Redaktion „zwei altbekannte Blaumeisen aufgefangen, die aber in der Literatur als wahre Schmierer bekannt sind“, nämlich den Hofkammerarchivar Megerle von Mühlfeld und den ehemaligen Fürstlich-Schwarzenbergischen Hofmeister Hohler³⁹. Da er das „Archiv“ mit eigenen Mitteln subventioniert habe,

³⁸ Einen fast gleich lautenden Brief ließ Hormayr auch an Dobrovský abgehen.

³⁹ Dieses Urteil Hormayrs ist ungerecht, denn Johann Georg Megerle von Mühlfeld (1780—1831), Direktor des Hofkammerarchivs, und Emmerich Thomas Hohler (1781—1846), fürstl. Bibliothekar, seit 1829 im Dienst der Zensurhofstelle, galten als ehrenwerte Literaten. Als deren Nachfolger in der Redaktion des „Archivs“ unter dem Titel „Neues Archiv für Geschichte . . .“ zeichneten der Bibliothekar Johann Ridler und der Bibliotheks-Kustos Karl Veith. Die Zeitschrift, die sich seit 1837 „Österreichische Zeitschrift für Geschichts- und Staatenkunde“ nannte, wurde 1835—1837 von Johann Paul Kaltenbaeck redigiert. Sie stellte 1837 ihr Erscheinen ein.

werde diese einzige wissenschaftliche Zeitschrift über kurz oder lang absterben. Für sein „Taschenbuch“ sucht er von Palacký weiterhin historisches, genealogisches und poetisches Material über Böhmen zu erhalten.

Nach längerem Drängen Hormayrs schickt Palacký zu Beginn des Jahres 1829 die Abhandlung über das „böhmisch Deutsch“, für die ihm Hormayr sehr verbunden ist. In dem Schreiben vom 12. Januar 1829 meldet er, daß die zur Publikation anstehenden Bände der Monumenta Boica mit den Urkunden der oberpfälzischen Klöster Speinshart und Waldsassen viele Bohemica enthalten. Hormayr versichert seinem Prager Freund: „Was immer dem Musäum dienlich seyn kann, werde ich unverzüglich herbeischaffen. Die größten Schätze sind hier im 30jährigen Krieg, die unglückliche Epoche, wo Böhmens Nationalität und Geschichte unterging.“ Hinsichtlich der Bohemica in seinem „Taschenbuch“ erbittet er den Rat Palackýs und Rittersbergs und regt an, daß Ebert wenigstens ein dichterisches Bruchstück seines Werkes beisteuern möge⁴⁰.

In dem Brief vom 19. Januar wünscht sich Hormayr über den in der Lütze-ner Schlacht gefallenen Grafen Gottfried Heinrich von Pappenheim nähere Auskunft⁴¹. Zugleich spricht er hier Palacký die Trauer über den Tod des verehrten Dobrovský aus: „Diesen Augenblick vernehme ich den Tod Dobrovskýs, — ein wahrer Nationalverlust, — obwohl keine lange Rechnung mehr auf ihn zu machen war! Nicht anders als mit der größten Rührung kann ich an die, noch im verflossenen May erfahrene, unendliche Gefälligkeit, an die jugendliche Lebenskraft und an den unerschöpflichen Schatz vaterländischer Kenntnisse dieses, in seiner Art einzigen Mannes denken! Wie froh bin ich, mein heuriges Taschenbuch mit seinem Bildnisse geziert und ihm dadurch ein kleines Andenken gestiftet zu haben. — Böhmen wird gewiß auch das Seinige thun. Sie sind der Erbe seines Sinnes und seines Ruhmes und müssen um so eifriger für die gute Sache eintreten⁴².“

In der brieflichen Mitteilung vom 8. Februar spricht nun Hormayr Palacký als den Mann an, auf den nach dem Hinscheiden des geliebten Dobrovský die wichtigsten Hoffnungen gesetzt sind. Während er Palacký lobend hervorhebt, macht er in seiner angeborenen Spottlust einen Ausfall auf den mährischen Schriftsteller Horký, der es gewagt habe, als Konkurrent Palackýs bei der Bewerbung um die Stelle des böhmischen Landeshistoriographen aufzutreten. Horký habe das Franzensmuseum in Brünn hintergangen, dort alles durcheinander gebracht und Akten verfälscht. Schließlich sei er von Altgraf Salm davongejagt worden⁴³. Die Schrift Šafaříks über die Abkunft der Slawen wün-

⁴⁰ Im „Taschenbuch“ NF 1 (1830) hat Ebert S. 316—320 die Eingangsszene aus dem „böhmisch-nationalen“ Trauerspiel Stir von Cheynon zum Abdruck gebracht.

⁴¹ Einen kurzen Lebenslauf dieses Helden des 30jährigen Krieges veröffentlichte Hormayr im „Taschenbuch“ 10 (1829) 84.

⁴² Das „Taschenbuch“ 1829 bringt auf der Titelseite das von Franz Kadlík (1786—1840) gestochene Bild Dobrovskýs. Der Künstler war seit 1836 Direktor der Prager Akademie der bildenden Künste.

⁴³ Josef Edmund Horký (1790—1844) war zuerst Wirtschaftsbeamter der Graf Salmschen Herrschaft in Raitz, Mitarbeiter an Hormayrs „Archiv“.

sche er baldigst zugeschickt zu erhalten, da er diese Arbeit mit den Publikationen von Muchar und Koch-Sternfeld in einer vergleichenden Analyse darzustellen gedenke. Ein Unglück wäre es freilich, wenn Šafařík sein Buch tschechisch geschrieben hätte⁴⁴. Um vor der Metternichschen Zensur sicher zu sein, läßt Hormayr seinen Briefwechsel nach Böhmen über den bayerischen Legationsrat Ritter von Gasser bei der bayerischen Gesandtschaft in Wien gehen⁴⁵.

Den Brief mit Datum vom 24. April 1829 schickt Hormayr durch den Berliner Musikschriftsteller Heinrich Panofka an Palacký. Sein dringlichster Wunsch besteht wieder in der Aufforderung zur Mitarbeit am „Taschenbuch“: „Mir brennt das Herz, Sie durch ihn [Panofka] neuerdings aufzufordern, mich ja gewiß von Zeit zu Zeit in Kenntniß zu setzen von den wissenschaftlichen und von den Kunstneugigkeiten Prags und überhaupt Böhmens, das jetzt wieder mächtige Schritte thut, sich emporzurichten aus der seit der Pragerschlacht am Weißen Berg auf ihm lastenden Nationalvernichtung. — Möchte ich doch auch das bevorstehende Nepomukfest wieder in dem herrlichen Prag zubringen können. — Es war der schönste und imponierendste, ächte historische Eindruck meines ganzen Lebens . . . Betrachten Sie mich doch immer als den treuesten Herold jeder Vortrefflichkeit der Kunst und der Literatur Böhmens und seiner Künstler und Literatoren.“

Hormayrs Schreiben vom 24. April 1829 ist an „Herrn Palacký, den Historiographen der böhmischen Stände“, gerichtet. Hormayr spricht hier Palacký über die erfolgte Ernennung seine große Freude aus. Er kündigt eine entsprechende Anzeige über diese Berufung im „Inland“ an. Der Überbringer dieses Briefes ist der kgl. bayerische Hofrat Erny von Melchthal, der in Prag das Nepomukfest erleben möchte. Bei dessen Rückkehr nach München erhofft er die neuesten Ergebnisse der Literatur und der Literatoren Prags zu erfahren.

Im September 1829 besucht Karl Egon Ebert, dieser deutschböhmische Schrittmacher für die tschechische dramatische Dichtung, München und wird hier mit höchster Auszeichnung empfangen. Hormayr vertraut dem Dichter des böhmischen Vormärz einige Zeilen an Palacký an, worin er diesen für die Gewinnung der Preisschrift über die böhmischen Quellschriftsteller beglückwünschte⁴⁶. In deutlicher Abgrenzung zu der früher nur auf die Dynastie bezogenen Historiographie stellt Hormayr in dieser brieflichen Mitteilung die Entwicklung der nationalen Geschichtsschreibung heraus, für die die Napoleonischen Kriege und das Ende des Heiligen Römischen Reiches die Voraussetzung gebildet haben. In dieser geistigen und ideologischen Gesamtentwicklung ist sein „Österreichischer Plutarch“ gerade für die Entstehung der vaterländischen Staatsgesinnung ein wichtiger Markstein. Hinsichtlich der Zensur läßt Hormayr Palacký einen tröstenden Zuspruch zukommen, denn verglichen mit den derzeitigen

⁴⁴ Wahrscheinlich meint Hormayr hier das von Pavel Josef Šafařík (1795—1861) in Ofen herausgegebene Werk: Geschichte der slavischen Sprache und Literatur nach alten Mundarten. Šafařík, damals Direktor des orthodoxen Gymnasiums in Neusatz, gehört zu den Wiedererweckern des tschechischen Volkes.

⁴⁵ Karl Frhr. von Gasser (1783—1855).

⁴⁶ Würdigung der alten böhmischen Geschichtsschreiber. Prag 1830.

Verhältnissen „sah es doch von 1795—1808 ganz kannibalisch aus und der österreichische Plutarch machte zu seiner Zeit sogar Aufsehen durch seine Freymüthigkeit, die damals noch nur ich wagen durfte, als ein Begünstigter, als Stadions vertrauter Geschäftsmann und als ein bekannter Erzfeind Bonapartes. — Ueberdieß kannte man damals nur noch (auf gut jesuitisch) eine Geschichte der Dynastie, auf die sich alles bezog und auf die alles wieder zurückging, an nationale Geschichte dachte niemand. — Ungarisch und Böhmisches zu lernen, schien für einen Geschichtsschreiber überflüssig, ja fast lächerlich. Eher lernte man Spanisch oder Englisch. — Die Jahre 1808 und 1809 bleiben ein merkwürdiger Wendepunkt, damals brauchte man die Völker so nothwendig, wie einen Bissen Brod. — „Na Sie“ sagte Kaiser Franz zum Grafen Zichy⁴⁷ „jetzt heißt's stat sein, — die Völker sein jetzt a was!“ — Classische Worte, — man löste die Censur, — man begünstigte heuchlerisch die vor und nach tödlich gehaßte Nationalität . . . Diese Liberalität dauerte bis 1816, bis der alte, gefürchtete Schulmeister (Napoleon!) für immer vertrieben war! — Aus jenen acht Jahren, deren Spur doch nie mehr zu vertilgen ist, stammt auch in der Geschichte all das bischen Gutes, was man in Oesterreich hat. — Ich habe dieses Erwachen mitgemacht und bin in vielen Dingen, an der Spitze desselben gestanden, nur ließ mich der Mangel an Sprachkenntnissen (so groß ist ihre Wichtigkeit) erst sehr spät ungarische und böhmische Nationalität durchdringen.“

Da Hormayr für seine Ausgabe des „Taschenbuches“ ein von dem Maler Machek⁴⁸ gezeichnetes Porträt des Oberstburggrafen⁴⁹ bringen wollte, bat er Palacký, bei Machek einen bestimmenden Nachdruck auszuüben. Das „Taschenbuch“ war von seinem Herausgeber als fortlaufendes Porträtwerk gedacht und hat nach seinem Urteil „hinsichtlich der Popularisierung der Geschichte, durch die Kunst, in der Einwirkung auf Ballade und Romanze, auf die Bühne und auf die Historienmahlerey bloß durch Beharrlichkeit Epoche gemacht“. Bezüglich seiner Mitarbeiter aus Böhmen-Mähren äußert er sich anerkennend: „Ihr, edle Böhmen, thut wahrlich sehr viel, so saure Gesichter man auch in Wien darüber schneidet.“ Im Postskriptum ist Professor Klar aus Prag Gegenstand seines Spottes. Klar, „der auf einmal unklar oder toll geworden, daß er in Böhmens Zeitschrift von Friedrich Schlegel und Adam Müller zu faßeln anfängt, um die gottlob kein Böhme sich kümmert“⁵⁰.

Daß Hormayr sich selbst in einem so erlauchten Kreis, wie es die Münchner Akademie der Wissenschaften war, für seinen Prager Freund Palacký einsetzt,

⁴⁷ Karl Graf von Zichy-Vásonykeö (1753—1826), 1809 österreichischer Kriegsminister, 1814 Innenminister.

⁴⁸ Anton Machek (1775—1844), bekannter Porträtist besonders der Repräsentanten der tschechischen nationalen Wiedergeburt; vgl. Österr. Biogr. Lexikon Bd. V, 1972, S. 393.

⁴⁹ Es handelt sich hier um den Oberstburggrafen Karl Graf Chotek (1783—1868), dessen Porträt im „Taschenbuch“ 1831 abgedruckt ist.

⁵⁰ Alois Klar (1763—1833), Professor der Philosophie an der Prager Universität, war ein Verehrer Friedrich Schlegels und Adam Müllers, der ideologischen Begründer der Restauration in Oesterreich. Klar hatte anlässlich des Todes Schlegels in der „Monatschrift der Gesellschaft des böhmischen Vaterländischen Museums“ einen Nachruf erscheinen lassen. Die geistig-religiöse Richtung Schlegels als Vertreter der österreichischen

zeigt die Wahl des böhmischen Landeshistoriographen zum Mitglied der historischen Klasse dieser wissenschaftlichen Vereinigung. Die Freudennachricht aus München vom 24. Juni 1830 lautet: „In der Sitzung vom 19. dieses hat die historische Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften Euer Wohlgeboren auf meinen Vorschlag als functionirender Klassen-Secretair mit Stimmeinheit zu ihrem Mitglied ernannt. Sie werden von der Zahl derjenigen seyn, die am 25. August zur Feyer des Namens und Geburtsfestes S. M. des Königs proklamirt werden. — Ich mache Ihnen dazu, theuerster Freund, um so mehr meinen Glückwunsch, als diese Akademie sowie die Göttinger ihre Wahlen niemals entweiht hat. Das beweisen auch die zugleich mit Ihnen erkorenen Namen: Mednyánszky⁵¹, Kurz⁵², Raumer⁵³, Niebuhr⁵⁴, Ranke⁵⁵, Thierry⁵⁶ etc. Lassen Sie mich derjenige seyn, der Sie zuerst auch in dieser Hinsicht als einen sehr werthen Genossen begrüßt. Das Diplom und die offizielle Kundmachung erhalten Sie wohl erst in den letzten Septembertagen⁵⁷.“

Um bei der österreichischen Zensur keine Unannehmlichkeiten wegen der Veröffentlichung des Kupferstiches des Grafen Chotek zu bekommen, erbittet Hormayr über Palacký eine kurze schriftliche Genehmigung des Oberstburggrafen für das von Machek gezeichnete und von Prof. Höfel⁵⁸ gestochene Bild. Graf Rudolf Karl Chotek, auf dessen wohlwollende Gesinnung Palacký als der offizielle Geschichtsschreiber Böhmens angewiesen war, sollte durch seine Ahnentafel und sein Bild im „Taschenbuch“ gewürdigt werden. Nach dem Schreiben vom 23. August 1830 hat der Porträtist ausgezeichnet gearbeitet. Obgleich Hormayr gerade in diesem Briefe den Tod des Grafen Franz Sternberg aufrichtig bedauert, so sei es doch „ein Glück, daß der jetzige Herr Oberstburggraf mit solchen Eifer für die böhmische Nationalbildung wacht und sich die gewöhnlichen Wiener Grillen eben gar nicht angelegen seyn läßt“. Wie sehr

Restauration stand in diametralem Gegensatz zum Frühliberalismus Hormayrs. Vgl. dazu Winter: Romantismus 135 f. Die Ausfälle Hormayrs gegen Schlegel und Müller im „Inland“ wurden von dem damaligen bayerischen Innenminister Schenk am 16. April 1829 König Ludwig I. berichtet; vgl. Spindler, M.: Briefwechsel zwischen Ludwig I. von Bayern und Eduard von Schenk 1823—1841. München 1930, S. 85.

⁵¹ Alois Frhr. von Mednyánszky (1784—1844), zeitweise Mitherausgeber von Hormayrs „Taschenbuch“, hat die ungarische Geschichte im Geiste des magyarischen romantischen Nationalismus vertreten.

⁵² Franz Kurz (1771—1843), Chorherr von St. Florian, Historiker, Mitarbeiter an den Publikationsorganen Hormayrs. Gilt als „Vater“ der österreichischen Geschichtsforschung.

⁵³ Friedrich von Raumer (1781—1873), Historiker und Politiker in Berlin, sein bedeutendstes Werk ist „Die Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“.

⁵⁴ Barthold Georg Niebuhr (1776—1831), Politiker und Geschichtsforscher, seit 1826 Professor in Bonn.

⁵⁵ Leopold von Ranke (1795—1886), Universitätsprofessor in Berlin, hervorragendster Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts.

⁵⁶ Augustin Thierry (1795—1856), französischer liberaler Historiker, Bibliothekar des Palais Royal.

⁵⁷ Nach dem von U. Thürauf herausgegebenen „Gesamtverzeichnis der Mitglieder“ der Akademie. München 1963, S. 103 ist die Aufnahme erst 1836 vermerkt.

⁵⁸ Blasius Höfel (1792—1863), Professor der Theresianischen Militär-Akademie in Wiener Neustadt.

Hormayr von der damaligen Slawomanie seiner böhmischen Freunde infiziert war, zeigt seine Feststellung: „Franken hat zu zwey Drittheilen slavische Bevölkerung. Aber auch in Altbayern ist sie häufig, gegen das Gebirge zu. Über die Isar jedoch, gegen den Lech scheint sie sich nie erstreckt zu haben⁵⁹.“

Sein nächstes „Taschenbuch“ soll mit dem Porträt eines populären böhmischen Gelehrten geschmückt werden, es soll das von Machek gezeichnete Bild Palackýs sein. Die immer noch nicht erfolgte Bestellung Palackýs zum Historiographen Böhmens durch das Wiener Kabinett registriert Hormayr mit Befremden, denn „es ist doch ein Spott und eine Schande, etwas Jahre lang herumzuziehen, was man mit beiden Händen ergreifen sollte!“ Für den Juni 1831 kündigt Hormayr eine neuerliche Reise nach Prag an. Die Nachricht von der Berufung zweier tschechischer Slawisten an die Russische Akademie nach Petersburg war damals selbst nach München gedrungen. Hormayr will daher am 2. Dezember 1830 von Palacký die Bestätigung hören: „Ist es wahr, daß Hanka und Čelakowsky nach Rußland gegangen sind? Schaffarik wäre wohl die wichtigste Erwerbung dort gewesen und hätte zuverlässig, europäisch wichtige Resultate geliefert⁶⁰.“

Schon in dem Brief im August hatte sich Hormayr eine Stellungnahme Palackýs über die Leibeigenschaft erbeten. Über das Ergebnis, das ihm sein böhmischer Briefpartner mitgeteilt hatte, faßt Hormayr in dem Schreiben vom 2. Dezember 1830 folgendes zusammen: „Aber noch interessanter ist mir das Resultat, die Leibeigenschaft sey in Böhmen und Mähren unter den Luxemburgern unbekannt gewesen und erst unter dem letzten Jagellonen, dem elenden Wladislav recht in Schwung gekommen, der überhaupt weder sich noch das Volk vor der Aristokratie zu schirmen vermochte. — Aber war es schon so unter den Przemysliden? Hatte der Bauer freyes Eigenthum? War sein dominium nicht Herr über Leben und Tod? Ist der Stand der Freyen und Hörigen unter den Slaven ebenso scharf bezeichnet wie unter den Deutschen? Sind noch Spuren, daß die Slaven im alten, großen Böhmen noch frühere Einwohner fanden und unterjochten? Wodurch wurde denn der Zustand der Bauern nach dem 30jährigen Krieg und zumal unter Leopold I. so schlimm? Man sollte glauben, der Untergang der alten Aristokratie nach der Prager Schlacht am weißen Berge sey dem Volke günstig gewesen, da der Absolutismus immer nur das Hohe stürzt und des Niedrigen gerne verschont? — Diese Untersuchung scheint mir von höchstem Gewicht.“

Zu der von Palacký verfaßten und im August nach München übersandten Schrift „Würdigung der alten böhmischen Geschichtsschreiber“ bemerkt Hormayr: „Ihre vortreffliche Preisschrift findet gewiß überall in Deutschland die größte Anerkennung, wie bei jenen hochverdienten Gelehrten, denen ich sie mitgetheilt habe.“

⁵⁹ Ein Beispiel dafür bietet z. B. eine von Karl Heinrich Ritter von Lang verfaßte Besprechung, worin er den Ortsnamen Nora-Nürnberg vom slawischen Wort Hora-Berg ableitet, vgl. *W o l f g r a m m* 652.

⁶⁰ Die Berufung des Slawisten František Ladislav Čelakovský (1799—1852) und Václav Hankas an die Petersburger Akademie, die sich als die Pflegestätte aller slawischen Sprachen betrachtete, zerschlug sich.

Palacký hatte längere Zeit geschwiegen. Hormayr erinnert ihn am 8. Januar 1831 an die unwandelbare freundschaftliche Ergebenheit seines Münchner Lehrers. Mit Freude stellt er fest, daß Brünn dem Gelehrten Dobrovský ein Denkmal gesetzt habe: „Lebte Franz Sternberg noch, auch Prag würde eines haben und die Wiener Wuth gegen alles, was hervorragt, gegen jeden ausgezeichneten Namen, die in so weiten Umkreis keine Statue, keine Büste, keinen Namen von öffentlichen Plätzen oder Straßen, ja kaum Epitaphien duldet, außer bey Mittelmäßigen, harmlosen Leuten, wie Heinrich Collin⁶¹, oder die Grabmäler baldmöglichst aus den Kirchen hinaus in vergessene Winkel oder Holzgewölbe wirft, hätte hier nicht auch wieder gesiegt!“ Die Verzögerung der Ausstellung der Ernennungsurkunde der Akademie entschuldigt Hormayr: „Die Ausfertigung des Diploms der von der historischen Classe sowohl, als von der Gesamtakademie auf Sie gefallenen Wahl, hängt nur noch an einer schlendriantischen Interpretation der uns, kraft der Organisationsurkunde eingeräumten, jährlichen Zahl von Ernennungen.“

Die diesjährige Festrede vor der Akademie wird er über den 907 in der Ungarnschlacht gefallenen Ahnherrn des Königshauses, Herzog Luitpold, halten: „Es gilt den westlichen und südlichen Gränzstreif Böhmens, von Eger bis über Budweiß herab und Mährens längst der Thaja bis an die March anzudeuten. — Welche Orte sind wohl aus dieser Zeit die wichtigsten? . . . Boemanni und Marahenses kennen unsere Urkunden. Sind noch andere Stämme, die hervortreten? Und welche Slaven setzen Sie gleich ins sächsische Erzgebirge, etwa von Plauen bis an die Elbe hinüber . . .? Sie würden mich unendlich verbinden, verehrter Herr und Freund, wenn Sie mir darüber bald möglichst Behrendes sagen wollten . . .“⁶²

Der Inhalt des Briefes vom 4. August 1831 besteht aus lauter Fragestellungen. Palacký hatte München besucht — wie wir aus dem nächsten Brief erfahren im Mai 1831 —, aber seitdem nichts von sich hören lassen⁶³. Die zugesagten Ergänzungen der Museumszeitschrift waren noch nicht in München eingetroffen.

⁶¹ Gerade Heinrich von Collin († 1811) hatte Hormayr gemeinsam mit dessen Bruder Matthäus in seinem „Archiv“ am 21. März 1825, S. 177—182 als die Vertreter der romantischen Dichtung gewürdigt. Das von Heinrich von Collin 1809 verfaßte Gedicht „An Hormayr“ wurde im „Taschenbuch“ 1836, S. 419/20 abgedruckt.

⁶² Die akademische Gedächtnisrede wurde 1831 unter dem Titel „Herzog Luitpold unter Einschuß der Beziehungen Bayerns zu seinen südlichen und östlichen Nachbarn“ veröffentlicht und bringt eine Fülle von böhmischen und mährischen Quellenextrakten.

⁶³ Palacký hatte sein Gesuch zur Benützung des Reichsarchivs in München am 20. Mai 1831 an den Innenminister gerichtet. In diesem Dokument, das im Bayer. Hauptstaatsarchiv in München (MInn 41398) liegt, schreibt Palacký: „Seit Jahren mit archivari-schen Forschungen für die böhmische Geschichte beschäftigt und nunmehr seit kurzem auch durch einen Landtagbeschuß der böhmischen Stände ermächtigt und beauftragt, solche Forschungen noch mehr auszudehnen, eilte ich in diese schöne Königstadt eines mit Böhmen von jeher befreundeten Nachbarlandes, um auch in den hiesigen Archiven und Bibliotheken Beiträge zur Aufklärung der böhmischen Vorzeit zu sammeln. Ich wage daher an Ew. Excellenz ehrfurchtsvoll die Bitte, mir den Zutritt zu dem so reichen k. Reichsarchive, die Einsicht und Benützung der älteren daselbst vorhandenen Urkunden und Actenstücke gnädigst zu gestatten.“

Hormayr hofft nun doch bald etwas „von dem trefflichen Oberstburggrafen und von andern Angelegenheiten der Literatur und Kunst in dem Wunderlande Böhmen“ zu hören. Für sein neues Journal sucht er außerdem einen tüchtigen Korrespondenten.

Auch am 12. März 1832 hatte er von Palacký immer noch keine Nachricht erhalten. Der junge Kersdorf⁶⁴ ließ ihn wissen, daß Palacký nur wegen einer Äußerung eines hohen Herren am Schreiben gehindert sei. Das neue Journal, über dessen Plan er ihn im Mai informiert habe, sei nun im März erschienen, und zwar unter dem Namen „Bayerische Staatszeitung“. Während den politischen Teil Dr. Lindner⁶⁵ besorge, sei er für die Beilage „Bayerische Blätter für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst“ verantwortlich. „Ich denke, man solle auch in Österreich darüber froh seyn, denn es gibt im Grund einen gemeinsamen Kampf gegen die wirklich empörenden Anmaßungen der Journalistik, die den Sinn von allem Wissenschaftlichen abreißt und bloß auf die erbärmlichste politische Kannegiesserey hinüberwirft. Der Minister Fürst Wallerstein⁶⁶ hat sich deshalb selbst an das österreichische Ministerium und an verschiedene der ersten Gelehrten Oesterreichs gewendet, z. B. Herrn Hammer⁶⁷ . . . Nur bitte ich Sie nochmals, schaffen Sie den bayerischen Blättern einen tüchtigen Correspondenten aus Böhmen.“

Trotz der großen Ziele, die sich Hormayr in München gesetzt hatte — dazu gehörte neben seinem Dienst als Ministerialrat sein Wirken in der Akademie, die Edition der bayerischen Urkunden im Rahmen der Monumenta Boica, die Schriftleitung des kulturellen Teils der „Bayerischen Staatszeitung“ und die Abfassung einer bayerischen Geschichte —, drohte hier sein Stern zu verblassen. Seine boshafte Kritik, sein beißender Sarkasmus, seine bornierte Eitelkeit, ja sogar böartige Angriffe auf seine Förderer hatten ihm die Feindschaft vieler seiner neuen bayerischen Landsleute zugezogen. König Ludwig I., der ihn bisher wegen seiner unerbittlichen Haltung gegenüber Napoleon, seiner glänzenden Begabung und seiner nationalen Gesinnung schätzte, mußte in seine Amovierung einwilligen. Mit Wirkung vom 2. April 1832 wurde er zum Minister-Residenten in Hannover ernannt⁶⁸.

Während Hormayr noch in München weilt, dankt er am 10. Juni 1832 Palacký für dessen freilich erst nach Jahresfrist eingetroffenen Brief: „Meine Hochschätzung für Sie und meine Idee, was Quellenstudium und Critik, was inson-

⁶⁴ Sohn des Heinrich S. Edlen von Kersdorf, des geadelten jüdischen Bankiers Pappenheimer, in dessen Haus in München sich die höheren Gesellschaftskreise trafen.

⁶⁵ Friedrich Ludwig Lindner (1772—1845), Schriftsteller und bayerischer Legationsrat.

⁶⁶ Ludwig Fürst von Oettingen-Wallerstein (1791—1870), seit 1831 Innenminister.

⁶⁷ Josef Frhr. von Hammer-Purgstall (1774—1856), Orientalist, mit Hormayr freundschaftlich verbunden.

⁶⁸ Wie sehr die Abberufung Hormayrs, die ja faktisch einem Abschub gleichkam, in München überraschte, zeigt der Tagebucheintrag A. Schmellers am 4. April 1832: . . . „und daß auch Hormayr, dessen Berufung nach München früher aufgefallen, nun als Minister-Resident nach Hannover wandern solle, erregte nicht minderes Aufsehen“. Dazu R u f, P.: Johann Andreas Schmeller, Tagebücher 1801—1852. Bd. 2. München 1956, S. 143.

derheit das Wunderland Böhmen von Ihnen zu erwarten haben, ist zu entschieden, als daß Ihre Erkaltung oder Abneigung mir nicht äußerst schmerzlich fallen sollte.“ In diesem Schreiben sucht er über Palacký den Schriftsteller Horký, den er noch vor kurzem verteufelt hatte, mit der Abfassung der Ahnentafel der Waldsteins und biographischer Skizzen, Sagen und Legenden zu beauftragen. Das Material wünscht er an die Hahn'sche Buchhandlung in Hannover zu adressieren. Er ist bereits wieder voller neuer Pläne: Als Minister in Hannover werde er für eine engere Verbindung des Wissens und der Kunst zwischen Nord- und Süddeutschland eintreten. Er ist sich bewußt, daß er gerade für die Geschichtswissenschaft in Bayern, für die Gründung der historischen Vereine und die Quellenpublikation viel geleistet hat, seine Stellung an der Spitze der Archive hat ihn „faktisch, wenn auch unverdient, zu einem Mittelpunkt der Quellenforschung in ganz Süddeutschland gemacht“.

In einigen Briefen spricht Hormayr seinen Prager Briefpartner immer wieder auf eine Kopie einer Schrift von Sixt von Ottersdorf an. Nun gibt er in diesem Briefe eine detaillierte Anweisung, wie Palacký unter Einschaltung von Václav Hanka die Übersetzung durch den ihm empfohlenen Franta arrangieren und die Bezahlung über die Buchhandlung Calve in Prag abwickeln solle⁶⁹. Von Nürnberg aus richtet Hormayr am 27. August 1832 ein neuerliches Schreiben nach Prag. Er habe erst vor einigen Tagen die Instruktion und das Kreditiv für seinen Gesandtenposten nach Hannover erhalten und befinde sich auf der Reise dorthin⁷⁰. Er bringt die Übersetzung des Ottersdorfschen Werkes in Erinnerung. Die Nachricht von Hannover am 10. Mai 1833 zeigt, daß sein Wunsch nach einer Übersetzung der Ottersdorfschen Chronik über den blutigen Landtag von 1547 nicht so leicht zu erfüllen war; jetzt will er sich wenigstens mit einem Auszug der Chronik zufrieden geben, denn „dieses Vorspiel der auf die Pragerschlacht am weissen Berge folgenden Vernichtungstage ist zu wichtig und zu unbekannt“. Rückschauend läßt er in seinen Gedanken die Prager Tage anklingen: „Schon sind es in diesen Tagen fünf Jahre, daß wir zu Prag in froher Mittheilung zusammengelebt, und in eben diesen Tagen zwei Jahre, daß wir uns in München gesehen — *Ars longa, vita brevis.*“ Trotz seiner Abwesenheit von München betreue er noch weiterhin die Ausgabe der Passauer Urkunden⁷¹. Der Überbringerin dieses Schreibens, der Bankierswitwe Philipp aus Hannover, die mit ihren beiden Töchtern Prag besucht, bittet er Gelegenheit zu geben, „meinen lieben Führich⁷² und überhaupt alles genauer kennen zu

⁶⁹ Es handelt sich hier um das Quellenwerk: *Knihy pamatné o nepokojných letech 1546 a 1547* [Gedenkbücher über die unruhigen Jahre 1546 und 1547] von Sixt von Ottersdorf. Das Werk wurde von Teige, J. in: *Světová knihovna* Nr. 1363—79, Prag 1919 herausgegeben.

⁷⁰ Die Instruktion hatte König Ludwig von Bayern am 11. August 1832 ausgestellt. Die Abschrift in: *Generaldirektion d. staatl. Archive Bayerns, Reponierte Registratur, Personalakt H 30* (Hormayr).

⁷¹ *Monumenta Boica* Bd. 29/2 erschien 1831, Bd. 30/2 wurde erst 1835 fertiggestellt.

⁷² Josef von Führich (1800—1876), Maler, später Professor in Wien, bedeutendster Vertreter der Nazarener.

lernen, was Eure majestätische Königswitwe, Euer westslavisches Jerusalem und czechisches Venedig für Kunst und Alterthum aufzuweisen hat“. In dem Briefe vermeldet er, daß die von ihm in Hannover initiierte Kunstaussstellung Münchener Maler mit dem Verkauf von 49 Gemälden, also der Hälfte der Exponate, abgeschlossen habe. Sein Vorschlag sei, die Prager sollten es wagen, mit den Gemälden Führichs eine ähnliche Aktion zu unternehmen, sie würden den gleichen Erfolg erzielen.

Die Familie Philipp hatte Hormayr einen Brief von Palacký vom 16. Juni übermittelt. Dieser antwortet nun am 30. August hochofret „über das Aufstreben Ihrer Nationalliteratur durch die Slowaken in Ungarn und gewiß auch durch Schaffarik's Ankunft und Wirken in Prag⁷³. Celakowskys Verlust ist ebenso ein Jammer als die fortwährend steigende Strenge der Censur“⁷⁴. Sein Interesse an der böhmischen Geschichte bleibt ständig wach: „Auf Ihre Aufschlüsse aus der Hussitenzeit bin ich außerordentlich begierig und auf die Geschichte selbst, die inzwischen gewiß niemals mit Censur gedruckt wird, denn wie kann man diesen Niobiden Schmerz unterdrücken über das, was die Ferdinande wilder zertraten als Don Miguel, aber dennoch lammfromme Menschenfreunde blieben. Ist es denn wahr, daß jetzt in Böhmen weit mehr Menschen zur Cholerazeit plötzlich gestorben sind aus lauter Freude, den Kaiser Franz wieder gesehen zu haben, und daß in wasserarmen Gegenden sehr viele Mühlen bloß mit Freudenthränen betrieben werden? — fürwahr eine glückliche goldene Zeit, in der gar nichts zu wünschen übrig bleibt!“

Die anfänglich freundschaftliche Verbundenheit Palackýs mit dem Historiker Constantin Höfler, der 1851 als Professor für Geschichte an die Prager Universität berufen wurde, ist eigentlich von Hormayr begründet worden. Höfler hatte auf einer Studienreise auch Hannover besucht, und bei dieser Gelegenheit übergab ihm Hormayr am 1. Februar 1834 eine Empfehlung an Palacký: „Der Ueberbringer dieser Zeilen, Dr. Höfler, Sohn des Oberappellationsgerichtsrathes in München und im Auftrage der Münchner Akademie bisher in Göttingen arbeitend und nun nach Rom gehend, ist ein durch Talent und Charakter in früher Jugend gleich ausgezeichneter Mann. — Er sei durch diese Zeilen aufs wärmste empfohlen. Prag ist ein so interessanter Punkt, daß ich ihn aufs dringendste empfohlen habe, selben nicht vorüber zu gehen“⁷⁵. Höfler betrat am 26. Februar den Boden Prags, traf mit Palacký zusammen und wurde von diesem in die Probleme der böhmischen Geschichte, besonders des Hussitismus eingeführt. Damals konnte freilich noch niemand ahnen, daß diese beiden bedeutenden Historiker einmal die erbittertsten literarischen Widersacher werden sollten. Wiewohl Hormayr von der Person Höflers sehr angetan war,

⁷³ Šafařík war 1833 nach Prag übersiedelt und Mitarbeiter von Palacký geworden.

⁷⁴ Ob hier auf Čelakovskýs Ausweichen auf die Journalistik angespielt wird? Čelakovský übernahm im Januar 1834 die Schriftleitung der *České Noviny Pražské*.

⁷⁵ Constantin von Höfler (1811—1897). Über ihn B o r o d a j k e w y c z, T. v.: *Deutscher Geist und Katholizismus im 19. Jahrhundert*. Salzburg-Wien 1935, S. 89 ff. — H e m m e r l e, J.: Constantin von Höfler. In: *Lebensbilder aus dem Bayer. Schwaben*. Bd. 2. Augsburg 1953, S. 380 f. — D e r s. in: *NDB* Bd. 9 (1972) S. 313—315.

bezeichnete ihn Höfler später als einen der Urheber, die in München die Schikanen gegen ihn ausgelöst hätten.

Um die Briefzensur zu hintergehen, benutzt Hormayr am 4. November 1834 wiederum die Gelegenheit, der nach Prag zurückkehrenden Frau von Lämmel, einer Schwester der Bankierswitwe Philipp, eine Nachricht an Palacký zukommen zu lassen. Ihm liegt sehr daran, daß das „Taschenbuch“ regelmäßig in der böhmischen Landeshauptstadt eintrifft: „Meine historischen Taschenbücher, auf welche ich in nationaler und populärer Hinsicht großes Gewicht lege, dauern fort und ich hoffe, sie seyen auch in Böhmen beharrlich gelesen. Der nächste Jahrgang gibt eine vermehrte und gewiß nicht verwässerte Ausgabe des böhmischen Martyrologiums. Noch wichtiger ist mir der blutige Landtag von 1547 und die von Ferdinand I. bis auf Ferdinand II. geschehene Schritte zum Umsturz der alten Nationalität, der alten öffentlichen — und Privatrechte . . . Was immer in der böhmischen Literatur sich auszeichnet, wird meinem Herzen immer theuer bleiben.“ Daß Ebert, dessen Freundschaft er so schätzt, nichts von sich hören läßt, kränkt ihn. Seine wiederholte Nachfrage gilt auch seinem „alten Freund Knoll. Nebst einem eisenfesten Charakter, besitzt er weit mehr Geschmack, Gelehrsamkeit und scharfes Urtheil, als man ihm auf den ersten Blick zutrauen sollte. — Als Mensch war er mir überaus achtungswürdig. Mein Archiv, meine Taschenbücher tragen übrigens vielfach das Gepräge der von Knoll gestifteten Olmützerschule⁷⁶.“

Palacký besorgte für Hormayr auch Abschriften für die *Monumenta Germaniae historica*. Aus dem Schreiben vom 5. Mai 1837 wird ersichtlich, daß Hormayr die aus Prag übersandten Mitteilungen sogleich an Pertz⁷⁷ weiterleitete. In seinen Dank läßt er jedoch die Bemerkung einfließen, daß Palacký die *Monumenta Boica* und die *Regesta Boica* weiterhin im Auge behalten möge, denn „die Epoche Kaiser Ludwigs des Bayern ist auch für Böhmen von höchster Wichtigkeit“. Prof. Knoll sucht er gegenüber Palacký, der etwas Abträgliches über jenen geschrieben haben muß, in Schutz zu nehmen: „In dem absurden Urtheil des mir sonst sehr lieben Professors Knoll spuckt wohl etwas Eifersucht und Bestreben, daß man über seine Orthodoxie nach Wien berichte, wo er 1819—1823 ganz gewaltig im schwarzen Buche stand und nur von mir durch Stifft⁷⁸, von Mittrowsky⁷⁹ und vom seligen Erzbischof Chotek⁸⁰ mit Mühe herausgeputzt worden ist.“

Der Überbringer des Briefes vom 4. Juli 1837 ist der preußische Regierungsrat Nauk aus Minden, der sich vorgenommen hatte, das Leben der schönen

⁷⁶ Joseph Leonhard Knoll (1775—1841), zuerst seit 1810 Professor am Lyzeum und seit 1827 an der Universität in Olmütz, 1832 Professor für Universalgeschichte an der Universität Prag. Über ihn Pfitzner, J.: Das Erwachen der Sudetendeutschen im Spiegel ihres Schrifttums. Reichenberg 1926 und in: Sudetendeutsche Lebensbilder. Bd. 3, 1939.

⁷⁷ Georg Heinrich Pertz (1795—1876), seit 1816 Archivar in Hannover, seit 1823 Leiter der *Monumenta Germaniae Historica*.

⁷⁸ Andreas Josef Frhr. von Stifft (1760—1836), kaiserlicher Leibarzt in Wien.

⁷⁹ Anton Friedrich Mittrowsky (1770—1842), Präsident des Landesguberniums in Mähren, eifriger Förderer der Wissenschaften und Mitarbeiter an Hormayrs „Archiv“.

⁸⁰ Erzbischof von Olmütz 1831—1836.

Else, der Tochter des Herzogs Friedrich von Landshut und Gemahlin des ersten Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich von Zollern⁸¹, zu erforschen: „Prag und die Friedrichen von Zollern so vielfach berührenden Händel sind Nauk wie natürlich von hohem Interesse. An wen könnte er sich diesfalls besser wenden, als an den großen Altmeister, den auch ich aufs herzlichste und hochachtungsvollste umarme.“ Für die Bekanntschaft des französischen Gesandten in Hannover, Chevalier Alexander Martin, ehemaligen Geheimsekretär Talleyrands, den Überbringer des Briefs vom 14. August 1837, solle Palacký dem Briefschreiber Dank wissen. Hormayr erhofft sich über diesen Gesandten einige Nachrichten aus Prag. Dieses Schreiben besteht nur aus wenigen Zeilen, ebenso das vom 23. Februar 1838. Hormayr will die Verbindung aufrechterhalten und seine freundschaftliche Zuneigung Palacký ständig bekunden, so mit den Worten: „Ihre Rolle steht fest und glorreich, als Geschichtsschreiber eines europäischen, tieferniedrigsten Volks, welchem dennoch eine so hohe Stelle gebührt und durchaus nicht angefochten werden kann.“

Mit königlichem Reskript vom 9. Dezember 1838⁸² wurde Hormayr von seiner Mission in Hannover entbunden und zum bevollmächtigten Minister bei den freien Hansestädten Lübeck, Bremen und Hamburg berufen. Sitz des Gesandten war Bremen. Von hier aus übermittelt Hormayr am 6. Februar 1843 durch den nach Prag reisenden Major S. W. Reuter an Palacký seinen „alten Freund, Vordermann und Siegel in der Quellenforschung, die innigsten Grüße und Segenswünsche“ und erkundigt sich nach den neuesten Früchten seiner „grandiosen und wichtigen Studien“. Hormayr macht aufmerksam auf seine neuesten Arbeiten, das „Taschenbuch“, die „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen“ und die „Goldene Chronik von Hohenschwangau“, wobei es ihm wichtig erscheint, daß er in der letzteren Abhandlung das gleiche Thema behandelt wie Palacký, nämlich die große mongolische Flut von 1241. Leider konnte er die ihm durch Baron Freyberg im Münchner Reichsarchiv zugänglich gemachte Studie Palackýs über diesen Forschungsgegenstand erst zu spät einsehen⁸³. Mit eindringlichen Worten empfiehlt er dem Prager Forscher das Reichsarchiv in München und das dortige Geheime Staatsarchiv: „Daß beide Häuser, Bayern und Pfalz, lange schon vor der Reformation einer so divergierenden Politik, so verschiedenen Rücksichten und Nachbarschaften folgen mußten, giebt dem Münchner Archiv unglaubliche Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit. Wie erst die Union und Liga, der Winterkönig, der 30jährige Krieg. Über den letzteren ist Wien ungeheuer arm, im Verhältnis zu München und zu den weiteren Schätzen in Nürnberg, Bamberg, Würzburg und Augsburg. Eine wahre Geschichte Böhmens von 1606 bis 1696 ist eine große und würdevolle Aufgabe.“

Mit einem ausführlich abgefaßten, viele Einzeldinge berührenden Brief dankt Hormayr am 8. März 1843 für eine Mitteilung Palackýs: „Je länger ich Ihre

⁸¹ Elisabeth 1383—1442.

⁸² Abschrift im Personalakt Hormayr (wie Anm. 70).

⁸³ Der Mongolen Einfall im Jahr 1241. Prag 1842.

Mittheilungen entbehrt, je riesenmäßiger indessen, Jahr für Jahr, Ihr Verdienst gewachsen und nicht nur segenbringend für Ihr Vaterland, sondern auch bedeutsam für die Welt geworden ist, desto tröstender und erfreulicher war mir die Gelegenheit, ein Lebenszeichen durch den trefflichen Major Reuter von Eurer Hochwohlgeboren zu erhalten.“ Aus der ihm von Palacký angekündigten Arbeit über den Hussitismus erwartet er sich ethnographische, politische und religiöse Motive. Ungeachtet der politisch trostlosen Zustände in Böhmen seit 1526 bekennt er: „. . . aber das Reich ist eine Familie, die nicht stirbt und wer kann festnageln, was in 5, was in 15, was vollends in 25 Jahren an der Tagesordnung seyn wird? . . . Der so lang als das wohlfeilste Palladium begrüßte Separatismus, durch den man die Ungarn und Deutschen gegen die Böhmen und umgekehrt und wieder alle zusammen gegen die Italiener brauchen konnte, muß doch auch seine Rückseite haben. — Was könnte sein, als daß der Slavismus sich so streng innerhalb der gesetzlichen Grenzen hält und gar keine, von gar manchen ungeduldig gewünschte Blöße giebt. Welcher Stolz ein Vaterland zu haben wie Böhmen und eine solche Geschichte?“

Der patriotische Impetus, den Hormayr schon in seinem „Plutarch“ und dann später in allen Ausgaben seines „Taschenbuches“ mit heißer Leidenschaftlichkeit ausstrahlte, wirkt selbst noch in seinen alten Tagen nach⁸⁴: „Ich bin ein enthusiastischer Österreicher zu einer Zeit gewesen, wo es wenig Rosen brachte, gut österreichisch zu sein. Ich trage dieselbe Liebe im Herzen. Wer könnte die, in allen Stürmen des Krieges feuerfest erprobten Völker und jene Gefühle nicht ehren, die in den Spaziergängen eines Wiener Poeten⁸⁵ unübertrefflich ausgesprochen sind? . . . Die einem Böhmen und mehrfach dem Grafen Leo Thun zugeschriebene Schrift über Österreichs Zustände hat viel Gutes, ist aber ungenügend in der Angabe der Gegenmittel. Krebschäden heilt man nicht mit Rosenwasser. Auch ist der Verfasser weder Politiker noch Historiker⁸⁶. Traurig, daß die österreichische Censur nur hündische Lobwedelei dulden kann, aber nicht den wohlgemeinten Tadel des Patrioten. Quos deus vult perdere, dementat. — Und welche Politik? Stünde Österreich im Bundestag auf der Seite der Wahrheit und des Rechts, als der alte Kaiser und Bewahrer der Gesetze, so wäre seine Popularität ungeheuer und es könnte die deutschen Fürsten nach Belieben von ihren Stühlen jagen . . .“ In den weiteren Absätzen des

⁸⁴ Über Hormayrs Patriotismus vgl. Mayerhofer-Schmid, A.: Hormayr und die Romantik 1802—1813. Diss. Wien 1949 (ungedr.), bes. S. 60—74. — Der „Plutarch“ sollte auch für die Länder der Slawen und Ungarn innerhalb des Kaisertums Anlaß zur Besinnung auf ihre eigene Geschichte und deren enge Verknüpfung mit dem Schicksal des Gesamtstaates sein.

⁸⁵ Die von Alexander Graf von Auersperg (1806—1876) unter dem Pseudonym Anastasius Grün 1831 herausgegebenen „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ gehören zu den frühesten Zeugnissen des Liberalismus in Österreich. Auersperg gehörte zum Mitarbeiterkreis Hormayrs.

⁸⁶ Bei dieser fälschlich dem Grafen Leo Thun zugeschriebenen Schrift handelt es sich um den 1. Teil der 1841 in Hamburg anonym gedruckten Broschüre „Österreich und dessen Zukunft“ von Viktor Frhr. von Andrian-Werburg (1813—1858). Der Druck war ein scharfer Angriff auf die österreichische Regierung.

Briefes berichtet er, daß er Palackýs Brief dem bayerischen Kronprinzen mitgeteilt habe.

Eine Übersicht über seine letzten Veröffentlichungen bietet Hormayr in dem Briefe vom 12. März 1845, worin er die englische Übersetzung der „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen“, die „Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgermannes“ und die 2. Auflage über „Tirol und den Tirolerkrieg“ anzeigt. Sein neuestes Interesse gilt aber dem hl. Johannes von Nepomuk: „Als ich zum Nepomukfest 1828 in Prag war, sagte mir unter vielen andern der unvergeßliche Freund Dobrowsky: Johannes von Pomuk Marterthum für die Immunität und für die von dem blut- und weinsäuferischen Tyrannen Wenzel zertretenen Rechte des Prager Bisthums habe allerdings seine Richtigkeit, jedoch das Marterthum für die Beichtgeheimnisse der Königin Johanna beruhe durchaus auf keinen gleichzeitigen Quellen, sondern da man unter Ferdinand I. dem heiligen Johann zwar Verehrung, aber eine noch ganz unentwickelte und dunkle, erwiesen, hätten die Jesuiten, dieses Cultus erste, ihn zum zweiten Patron ihres Ordens erkohren, seine Heiligsprechung mit dem größten Eifer betrieben, um ihren Orden vorzugsweise und mit Vorliebe zum Depositeur aller öffentlichen und Privatgeheimnisse zu machen. Das nämliche wiederholte mir der damalige Abt von Strahov, Benedikt Pfeiffer⁸⁷, wenn ich nicht irre. Es ist mir wichtig zu wissen, was Sie davon halten? und wo ich die Acten über den heiligen Johann von Nepomuk am vollständigsten beisammen finde, wohl in den Bollandisten auf den 16. Mai.“ Die Antwort möchte Hormayr an die Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig adressiert wissen.

Dem nach Prag reisenden Aldermann Theodor Lürmann, Vater des ihm befreundeten königlich bayerischen Konsuls⁸⁸, vertraut Hormayr am 25. Mai 1845 eine kurze Nachricht an Palacký an und bittet diesen, ihm quellenkundliche Aussagen über Johann von Nepomuk zu besorgen. Er beabsichtigte am 29. Mai über Leipzig und Regensburg nach München zu reisen, wo er sich mit der bei den Bollandisten gedruckten Vita des Heiligen beschäftigen möchte. Er werde bis Anfang August in München bleiben, wo er auch wieder mit Böhmer zusammentreffen werde. In fast allen Briefen erkundigt sich Hormayr über die Grafen Salm, besonders über seinen Zögling und Freund, den damaligen Oberstburggrafen-Amtsverweser in Prag. Zum Schluß des Jahres 1845, am 28. Dezember, entbietet er seinem Freunde in Prag, „dessen Genius ich seit mehr als zwanzig Jahre verehere, das Gelübde meiner unversiegbaren Ergebenheit und Hochachtung“. Für die ihm über Major Reuter übersandten „Denkmäler des Fleißes und Scharfsinns“ — gemeint sind die Angaben über den heiligen Johannes — dankt er herzlich: „Nicht was man gerne hört, was diesem oder jenem Moment, dieser oder jener Partei zur Waffe taugt, sondern, was geschehen ist, ist Geschichte.“ Palacký gegenüber gesteht er, daß gerade in seinem Hause eine „erbliche Passion für St. Johann von Nepomuk“ bestehe⁸⁹.

⁸⁷ 1783—1834. Pfeiffer gehörte zum Schülerkreis Bernhard Bolzanos.

⁸⁸ Johann Theodor Lürmann war seit 1843 bayerischer Konsul in Bremen und Oldenburg, seit 1846 bayerischer Generalkonsul, er starb 1889.

⁸⁹ Die Verehrung Hormayrs für den zweiten Patron Böhmens bezeugt auch das noch in

Die Quellenforschung zur Geschichte Süddeutschlands bedeutet für Hormayr immer noch sein Lebensziel. Sein in den zwanziger Jahren begonnenes Werk „Österreich unter den Babenbergern“ will er vollenden. Freilich müsse er jetzt gewaltig umlernen, denn „Sie [Palacký] und Böhmer und Friedrich Blumberger⁹⁰ haben mir in meine Babenberger einen sauberen Strich gemacht! da Pernold und Ortilo, mit Respect zu melden, als Pfaffen-Machwerk dastehen, dem auch die Verbesserung des Ferdinandeischen Testaments und der Sigismundsche Lehenbrief auf Herzog Albrecht entsprossen. Ich hatte noch meine, gewiß erudirte Vertheidigung des Fridericianums von 1156 zum Theil auf Pernold gebaut. Jetzt rumpelt freilich alls übereinander“⁹¹.

Eine Fülle weiterer Fragen will Hormayr von Palacký beantwortet wissen, die Ursache des Martyriums und das Alter der Heiligenverehrung des hl. Nepomuk, ob eine solche schon zu oder erst nach der Hussitenzeit lebendig war, ob für die Ertrückung in der Moldau die Nichtpreisgabe des Beichtgeheimnisses als Grund angesehen werden könne und ob diese Angabe über den Jesuiten Balbinus hinausgehe⁹². Eine käufliche Erwerbung oder wenigstens die Ausleihe der Abhandlung von Gelasius Dobner über Johannes von Nepomuk bittet er zu besorgen⁹³.

Nicht ohne Absicht berichtet Hormayr, mit welchem hohen Gefühlen er im Atelier Schwanthalers in München die Standbilder des König Ottokar, Hussens und Žižkas betrachtet habe, wobei er beiläufig die Bemerkung einfließen läßt, daß König Ludwig von Bayern auch seine Marmorbüste für die Ruhmeshalle bei Schwanthaler in Auftrag gegeben habe, die dieser jedoch wegen seiner schwachen Gesundheit seinem Schüler Max Widmann übertragen mußte.

Wer die von Hormayr in den Jahren 1845—47 veröffentlichten „Anemonen

der Abteikirche in Stams in Tirol erhaltene Epitaph, wo Hormayr sein Herz beisetzen ließ. Hier ist zu lesen: Excell. D. D. Josephi L. B. de Hormayr ab Hortenburg etc. . . . denatus Monachi die 5. Nov. 1848, eximium S. Johannis Nep. Cultoris et ascetarii hujus Fautoris, qui sua in hoc sacello praecordia recon(dere) voluit.

⁹⁰ Friedrich Blumberger (1778—1864), österreichischer Historiker, Archivar des Stiftes Göttweig.

⁹¹ Hormayr hatte bei seinen Studien zur Geschichte der Babenberger auf die *Notulae anecdotae e chronica illustris stirpis Babenbergicae* aufgebaut, die Chrysostomus Hanthaler (1690—1754) 1742 veröffentlicht hatte. Dort erscheinen die genannten Gewährsmänner Ortilo von Lilienfeld und Pernold. Hormayr hatte in seinem „Archiv“ (7. Jg., 1816, S. 635 ff. u. 647 ff.) eine Studie über Hanthalers diplomatischen Nachlaß in Lilienfeld publiziert. Über die Fälschungen Hanthalers vgl. L h o t s k y, A.: *Quellenkunde zur mittelalterlichen Geschichte Österreichs*. Graz-Köln 1963, S. 199 f.

⁹² Hormayr hatte die von Bohuslav Balbín S. J. verfaßte *Vita B. Joannis Nepomuceni* zur Hand, die schon 1680 in die *Acta Sanctorum* der Bollandisten aufgenommen worden war. Die deutsche Ausgabe von Balbín gab J. A. Pfeffel 1730 in Augsburg heraus. Die Beziehung zum Beichtgeheimnis wird schon 1433 von Thomas Ebendorfer, dem bekannten Theologen der Wiener Universität bezeugt, vgl. W e i ß k o p f, J.: *St. Johannes von Nepomuk*. Wien 1931, S. 106.

⁹³ Gelasius Dobner (1719—1790), Piarist, hatte sich als Historiker in den *Monumenta Historica Bohemiae* ein literarisches Denkmal gesetzt. Die von Hormayr gewünschte Abhandlung hieß: *Vindiciae confessionis divi Joannis Nepomuceni*. Prag 1784.

aus dem Tagebuch eines alten Pilgermannes“⁹⁴ oder die vom Verfasser selbst als Fragment bezeichnete Schrift „Kaiser Franz und Metternich“, die eher ein Pamphlet genannt werden müßte, liest, hält es kaum für möglich, daß dieser Autor mit dem des „Österreichischen Plutarch“ identisch ist. An Stelle des österreichischen Patrioten der Freiheitskriege tritt uns ein polemischer und sarkastischer Literat entgegen, dem ein gespaltenes Denken anhaftet und der seine eigene Vergangenheit überspielen will. Selbst der Brief an Palacký vom 10. Mai 1846 enthält verschiedene Stellen, die den Antagonismus der Tschechen gegen die Deutschen mit übertriebener Zustimmung zu unterstreichen suchen! Ironisch fragt Hormayr: „Wie erfreute es mich nicht daß Sie, Böhmer, der übrigens ein aufrichtiger Verehrer Ihrer Verdienste ist, wegen Ottocaro und wegen des Deutschenhasses der Böhmen in der AAZ⁹⁵ erklecklich heimgeleuchtet haben. In der That, wie wollten die Czechen nicht voll unauslöschlicher, unbegrenzter Dankbarkeit sein für jenes Meer von Gnaden und Wohltaten, welches die Deutschen seit den Carolingertagen über sie ausgossen . . . Es ist kaum zu sagen, mit welcher Bosheit und Dummheit die polnischen Gräuel benutzt werden, um den Slavismus zu verdächtigen und Josephs unsinnige Germanisirungswuth als das einzige Rettungsmittel der Monarchie zu preisen? In der correcten Stupidität gilt es als Axiom, Ungarns und Böhmens Größe besteht nur im Verein mit dem großen Körper von Deutsch- und Wälschösterreich, dieses mächtigen Mittelstaates. Ich kehre den Satz um, in Folge langer und kaltblütiger Forschungen, und sage just umgekehrt, die Vereinigung dieser widerharrigen Nationalitäten in dem deutschen oder vielmehr wienerischen Östreich war ein Unglück für sie und kein Glück und am wenigsten eine Bürgschaft für Europa! Der Beweis ist mit Geist und Kraft geführt, wird aber wohl ungedruckt bleiben, so lange ich lebe.“

Am 12. Januar 1847 gedenkt Hormayr seiner früheren Begegnungen mit den Prager Freunden, vor allem mit Palacký. Nachdem seine Gesundheit ihn schon seit Jahren zwingt, den Sommer über in den bayerischen Bergen zu verbringen, sieht er einer baldigen Zusammenkunft entgegen: „Wie lange dünkt es mir schon, daß wir uns in Nürnberg gesehen und wie kurz präcipitirt waren diese Augenblicke gegen das unendlich Viele, was ich Ihnen zu sagen hätte, von meiner alten, aufrichtigen . . . Liebe und im Interesse unserer Wissenschaft, für die wir in Wahrheit nicht unthätig waren seit den Decennien, als wir uns begegnet, im kaiserlichen Archiv zu Wien, mit Dobrowsky und Ebert in Prag und zu München? — Möchte mir doch bald wieder ein solches Wiedersehen vergönnt sein!“ Seine Johannes von Nepomuk-Studien beschäftigten ihn weiterhin. Er drängt wieder, ihm die schon erwähnte Abhandlung Dobners sowie Berghauers „Protomartyr poenitentiae Joannes Nepomucenus“⁹⁶ wenn nicht käuflich, so doch leihweise zukommen zu lassen. Seiner Erinnerung nach habe Do-

⁹⁴ Sie waren anonym erschienen.

⁹⁵ Die Augsburger Allgemeine Zeitung, herausgegeben von Johann Friedrich von Cotta, war damals die führende Tageszeitung in Deutschland.

⁹⁶ J. T. Berghauer (1684—1760), Prager Kirchenhistoriker, veröffentlichte sein Nepomukbuch 1723.

brovský 1783 über diese Schriften im Literarischen Magazin III geschrieben, ob dieses Urteil wohl heute noch dem kritischen Blick Palackýs standhalte? Während Hormayr Palacký ermuntert, seine Forschungen zur böhmischen Geschichte mit Eifer fortzusetzen, spricht er mit einer geradezu abwertenden Art über die österreichische Geschichtsschreibung: „Aus Wien dürfen wir wohl eben nicht viel erwarten von dem talentvollen Hügel⁹⁷, der aber schon zweimal dem Irrenhaus verfallen war, und von dem Historiographen von Mariataferl, Kaltenbaeck⁹⁸. Chmel⁹⁹ ist sehr wacker zum Regesten-Zusammenwürfeln und Monumenta-Ediren, Hurter¹⁰⁰ wird die Zeit-Gespenster mit polemischem Weihwasser bespritzen . . . und quis non obstupuit über die todtgeborene Academie der Wissenschaften¹⁰¹, eine Sinecure, an der weder die Menschen noch das Geld flüssig werden wollen, welches letztern wohl allen Theilen die Hauptsache ist, denn es wäre doch gar zu spaßhaft, bei dieser Construction an namhafte Erfolge für die Wissenschaft zu denken? — so bewährte Treue und Loyalität in den anlagenreichen Völkerstämmen? Das Wien von 1847 muß, der tausendfachen Hemmschuhe ungeachtet, doch ein ganz anderes sein als jenes, das ich im September 1828, vor beinahe zwanzig Jahren, verließ. Dr. Schuselka¹⁰² sitzt in Hamburg als das Haupt einer eckelhaften Secte, der Deutschcatholiken, macht alle vierzehn Tage ein neues Buch und neue Glaubensartikel- und Groß-Hoffinger¹⁰³, lauter ehemalige Naderer, was bringen diese dem Auslande für Begriffe bei, von dem doch so gediegenen Stoff in den wahrhaft liebenswürdigen Österreichern?“.

Das letzte uns bekannte Schreiben Hormayrs an Palacký, am 19. März in München geschrieben, trägt zwar keine Jahreszahl, muß jedoch nach dem Inhalt in das Jahr 1848 verlegt werden. Hormayr beginnt: „Nach langer Zeit erlaube ich mir, Sie, theurer, hochverehrter Freund, durch sichere Gelegenheit wieder einmal an mich zu erinnern, der Ihnen so viele und wichtige Belehrungen schuldig ist und allen Ereignissen des herrlichen Böhmen, das noch unstreit-

⁹⁷ Klemens Wenzel Frhr. von Hügel (1792—1849) war bis 1837 in diplomatischen Diensten, Vertreter der Metternichschen Politik, ab 1837 Hofrat in der Staatskanzlei und seit 1846 Direktor des Staatsarchivs in Wien.

⁹⁸ Johann Paul Kaltenbaeck (1804—1861), Publizist, Mitarbeiter an Hormayrs „Archiv“, das er 1835—37 redigierte, 1846—1857 Archivar am Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.

⁹⁹ Joseph Chmel (1798—1858), Herausgeber der Regesten König Ruprechts und Kaiser Friedrichs III.

¹⁰⁰ Friedrich von Hurter (1787—1865) wurde 1846 österreichischer Reichshistoriograph; er gehörte zum Kreis der von Hormayr bekämpften kirchlichen Restauration in Österreich.

¹⁰¹ Die Wiener Akademie der Wissenschaften war erst 1847 gegründet worden.

¹⁰² Franz Schuselka (1811—1886), Publizist des demokratischen Gedankens, trat für die Versöhnung der Nationalitäten in Österreich ein. Er wurde als Deutsch-Katholik aus Österreich verbannt. Noch am 10. Mai 1846 hatte Hormayr in einem Postskriptum an Palacký geschrieben: „Bei Schuselka ist der Wille gut, leider aber das Fleisch noch schwach und er in der Thorheit befangen, die Vereinigung der feindseligen Elemente als etwas Gutes anzusehen!“

¹⁰³ Anton Johann Groß-Hoffinger (1808—1873), österreichischer Schriftsteller.

tig zu einer so großen Rolle berufen ist. Möge doch die jetzige Crisis sich in einer milden und nicht noch größeres Unheil in Gefolg habenden Weise lösen.“ Hormayr liegt viel daran zu wissen, wie Palacký die ihm dedizierten beiden letzten Bände der „Anemonen“¹⁰⁴ aufgenommen hat. Aber schon springt er mit seinen Gedanken auf das politische Geschehen über, das in diesem Schicksalsjahr der deutschen Geschichte so turbulent werden sollte: „Wer begreift es, daß Preußen die ihm zur Beherrschung des größeren Theiles von Deutschland zugewiesene Rolle durchaus nicht versteht und von sich stößt? daß es Osterreich immer gelingt, an allem Odiosen Preußen die Schelle anzuhängen, während es selber bei sich zu Hause und überall auswärts der Hemmschuh alles Gutes und alles Lichtes ist und dadurch größtentheils die jetzigen höchst beklagenswerthen Explosionen hervorgerufen hat.“

Als Hormayr diese Zeilen konzipierte, war er bereits wieder in München. Am 22. Juni 1847 war er nämlich mit Wirkung vom 1. Juli von dem Posten eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers bei den freien Hansestädten enthoben und als Vorstand des königlich allgemeinen Reichsarchivs nach München versetzt worden. Was lag nun näher, als daß er Palacký zum Besuch des bayerischen Zentralarchivs einlädt, wobei er ihm versichert, daß Brand¹⁰⁵ für ihn fleißig Abschriften fertige. Sein kurzes Schreiben läßt er mit dem Abschiedsgruß ausklingen: „Genehmigen Sie mit der alten Güte meine erneuerten Huldigungen. Ewig der Ihrige Hormayr.“

Die Briefe Hormayrs an Palacký dokumentieren in ganz besonderer Weise die Vorliebe dieses österreichisch-bayerischen Historikers und Publizisten für das Land Böhmen und seine Geschichte. Hormayr bewies diese geistige Einstellung nicht nur in seinen schriftlichen Zeugnissen, sondern auch im Rahmen seiner diplomatischen Geschäfte. So kommentiert Hormayr als bevollmächtigter Minister in Bremen in einem Schreiben an das bayerische Ministerium des Außern vom 17. November 1845 eine nach München überwiesene Büchersendung mit folgenden Worten: „Von dem mir gleichfalls seit vielen Jahren verbundenen, berühmten Geschichtsschreiber Böhmens, Franz Palacký, seine herrliche, auch für Bayern reichhaltige Dissertation über Formelbücher. Von ebendemselben, der Necrolog des für Regensburg, wie für Bayerns Flora unvergeßlichen Grafen Caspar Sternberg und seines Veters Franz . . ., die neuesten Verhandlungen der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften und des Prager Museums. Ich bitte die Lesefrüchte mit gewohnter Huld und Nachsicht aufzunehmen“¹⁰⁶.“ In seinen Publikationsorganen hat Hormayr wiederholt die Eigenständigkeit und Bedeutung der tschechischen Sprache und Literatur betont. Der Beispiele wären hier viele anzuführen. 1827 bezeichnet es Hormayr als Aufgabe seines „Archivs“, „mit mehr Aufmerksamkeit und Liebe, als es bisher von deutscher Seite geschehen ist, dahin zu wirken, daß die böhmische

¹⁰⁴ Der letzte Band der „Anemonen“ war 1847 erschienen.

¹⁰⁵ Johann Georg Brand (1802—1883), damals Reichsarchivs-Kanzellist, seit 1857 Reichsarchivrat in München.

¹⁰⁶ BHStA München, Abt. II, MA 1921.

Sprache und Literatur und deren Leistungen auch in den deutschen Provinzen, namentlich in der Kaiserstadt, mehr bekannt und geachtet werden mögen“¹⁰⁷. Und noch 1837 bekräftigt er seine früheren Auffassungen, wenn er bemerkt: „Erst seit der Wiedererweckung der lange niedergehaltenen ungarischen und böhmischen Sprache und mit ihnen der nationalen Quellen läßt sich wieder eine Geschichte der Nationen und etwas nationale Ansichten hoffen“¹⁰⁸.

Der bunte Inhalt von Hormayrs „Taschenbüchern“, die geschichtlichen und literarischen Artikel des „Archiv“, besonders aber die Briefe an Dobrovský und Palacký, manifestieren in vielfältiger Weise die Einstellung Hormayrs als ideellen Vorkämpfers für die nationalen Interessen des tschechischen Volkes und des freiheitlichen Fortschrittes. Das tat Hormayr gewiß aus innerster Überzeugung. Es ist unangebracht, ihm — bei aller Kritik seines Charakters und seiner Schriften — in seiner Gesinnung nur antihabsburgische Affekte und eine pure Frontstellung gegen das Metternichsche System zu unterstellen. Was aber in den zahlreichen Briefen gerade an Palacký immer wieder zum Vorschein kommt, sind seine ständigen Impulse für das Werk Palackýs, sein Angebot und seine Hilfestellung in der Beschaffung von Quellen sowie in der Publizierung und Verbreitung der von seinen Freunden vertretenen Ideen.

Hormayr ist und bleibt der große Anreger und Förderer, der trotz seines eigenen bewegten Schicksals sich maßgebend für die eigenständige nationale und kulturelle Entwicklung der Slawen innerhalb der Donaumonarchie einsetzte und durch sein Wirken viel dazu beitrug, daß das Verständnis für das nationale Eigenleben vor allem des tschechischen Volkes geweckt wurde.

¹⁰⁷ „Archiv“ 18 (1827) 1. Januar, S. 14.

¹⁰⁸ „Taschenbuch“ (1837) 482.

DIE AMTS- UND UNTERRICHTSSPRACHE IN DER SLOWAKEI UND DIE ÖSTERREICHISCHE REGIERUNG

Von *Helmut Slapnicka*

Die Verfassung vom 4. März 1849 hat im Gegensatz zu dem vom Reichstag in Kressier beratenen Verfassungsentwurf auch Ungarn in ihren Geltungsbereich einbezogen. Die allen Volksstämmen zugesicherte Gleichberechtigung galt für den Gesamtstaat und bezog sich somit auch auf die Slowaken.

War den Slowaken von der Verfassung auch nicht die völlige Unabhängigkeit vom Königreich Ungarn zugesichert worden, wie etwa den Kroaten, und war für sie auch keine eigene Wojwodschaft errichtet worden, wie für die Serben, so bedeutete doch die Tatsache, daß alle Volksstämme für gleichberechtigt erklärt wurden, gegenüber der bisher dominierenden madjarischen Sprache die Zulassung der slowakischen Sprache vor Behörden und Gerichten, in Schule und Kirche¹.

Eine slowakische Delegation, die sich zu Kaiser Franz Joseph nach Olmütz begab, überreichte ihm am 20. März 1849 eine Petition², die nach Dankesworten für die verliehene konstitutionelle Freiheit und die Befreiung von der Gewaltherrschaft der Madjaren die Bitten enthält, die slowakische Nation als solche innerhalb bestimmter Landesgrenzen anzuerkennen, sie gegen eine Rückkehr der madjarischen Oberherrschaft zu sichern, ihr einen eigenen Landtag und eine eigene Administration zu geben, den Gebrauch der „slawischen“ Sprache in Gemeinden und Komitaten einzuführen und schließlich eine höchste Landesbehörde zu kreieren, die lediglich der Zentralverwaltung in Wien unterstehen sollte.

Unter den 28 Mitgliedern dieser Delegation befanden sich die Schriftsteller und Linguisten: Michal Miloslav Hodža, Jozef Miloslav Hurban, Samo Chalúpka, Karol Kuzmány, Daniel Lichard, Andrej Radlinský und L'udovít Štúr³. In seiner Ansprache an den Kaiser und König bezeichnete der Sprecher, Kanonikus Dr. Jozef Kozáček, den „unvergeßlichen 4. März“ als den Tag der Wiedergeburt der Slowaken. Der Kaiser verwies in seiner Antwort auf den Grundsatz der Gleichberechtigung aller unter seinem Zepter vereinigten Völker, den er in seinem Manifest vom 2. Dezember verkündet habe und der nunmehr

¹ Hierüber Helfert, Josef Alexander: Geschichte Österreichs vom Ausgange des Wiener Oktober-Aufstandes 1848. Bd. IV/2. Wien 1886, S. 441 ff.

² Textabdruck bei Lades, Hans: Die Nationalitätenfrage im Karpatenraum. Wien 1941, S. 189—191.

³ Siehe die Fotografie der Delegation bei Šteller, Ferdinand: Andrej Radlinský. Tyrna 1934, Bd. 1, Beil. 4.

durch die Reichsverfassung garantiert werde. Kein Volk dürfe von nun an über ein anderes Volk herrschen⁴.

Noch ein zweites Mal empfing der Kaiser im gleichen Jahr eine slowakische Delegation. Am 19. September überreichten 15 slowakische Delegierte, geführt von dem Kaufmann Valášek, der 1848 von den Madjaren wegen seiner Treue zu Österreich zum Tod verurteilt worden war, eine Denkschrift. Der Kaiser antwortete in tschechischer Sprache, ebenso die Minister Bach und Thun. Besonders herzlich begrüßte Feldmarschall Radetzky die Slowaken: „Ich bin Tscheche und als Tscheche habe ich auch die Slowaken gerne, denn Tschechen und Slowaken sind Brüder und Stammesgenossen. Ich war lange in Italien, aber auch in der Ferne habe ich immer herzlich an dem traurigen Schicksal der Slowaken Anteil genommen⁵.“

Der Verwirklichung der Gleichberechtigung der slowakischen Sprache mit den übrigen Sprachen stand freilich nicht nur das Bestreben der madjarischen Beamten entgegen, die Vorherrschaft der madjarischen Sprache aufrecht zu erhalten — auch nach der Niederwerfung des ungarischen Aufstandes betätigte sich die von Windischgrätz eingesetzte zentrale Zivilverwaltung vielfach im gleichen Sinn⁶ —, ein nicht geringes Hindernis war die Uneinigkeit der Slowaken selbst in der Frage ihrer Schriftsprache⁷.

Bei den evangelischen Slowaken war das Tschechische die Sakralsprache geworden, sie hatten von den Tschechen die Kralitzer Bibelübersetzung und die tschechischen Kirchenlieder übernommen. Der katholische Priester Anton Bernolák schuf eine, auf der westslowakischen Mundart aufgebaute, von Tschechismen und Polonismen gereinigte Schriftsprache. Eine für Katholiken wie Protestanten gleichermaßen annehmbare Schriftform mit phonetischer Rechtschreibung schuf — vom mittelslowakischen Dialekt ausgehend — L'udovít Štúr und gab in dieser Sprache seit 1845 seine „Slovenskje národnje novini“ [Slowakische Nationalzeitung] heraus. Gegen diesen Versuch wandten sich mit

⁴ Hierüber Černý, Jan M.: Boj za právo. Sborník aktů politických u věcech státu a národa českého od r. 1848 [Der Kampf ums Recht. Sammlung politischer Akten über Fragen des tschechischen Staates und Volks seit dem Jahre 1848]. Prag 1893, S. 598.

⁵ Černý 669.

⁶ Hierüber Helfert: Geschichte IV/2, 435 ff., 555.

⁷ Zum folgenden vgl. Locher, Theodor: Die nationale Differenzierung und Integrierung der Slowaken und Tschechen in ihrem geschichtlichen Verlauf bis 1848. Haarlem 1931, S. 94 ff. — Pražák, Albert: Dějiny spisovné slovenštiny po dobu Štúrovu [Geschichte der slowakischen Schriftsprache bis zur Zeit Štúrs]. Prag 1922. — Ders.: Literární Slovensko let padesátých až sedmdesátých [Die literarische Slowakei der fünfziger bis siebziger Jahre]. Prag 1932. — Paulíny, Eugen: Dejiny spisovnej slovenčiny [Geschichte der slowakischen Schriftsprache]. In: Slovenská vlastiveda. Bd. V/1. Preßburg 1948, S. 327—419. — Ders.: Čeština a jej význam pri rozvoji slovenského spisovného jazyka a našej národnej kultúry [Das Tschechische und seine Bedeutung bei der Entfaltung der slowakischen Schriftsprache und unserer nationalen Kultur]. In: O vzájomných vzťahoch Čechov a Slovákov. Preßburg 1956, S. 99—124. — Butvin, Jozef: Slovenské národnosjednocovacie hnutie [Die slowakische nationale Einheitsbewegung]. Preßburg 1965. — Novák, L'udovít: Čeština na Slovensku a vznik spisovnej slovenčiny [Die tschechische Sprache in der Slowakei und die Entstehung der slowakischen Schriftsprache]. Turč. Sv. Martin 1938 war mir nicht zugänglich.

aller Schärfe die beiden bedeutendsten slawischen Philologen Jan Kollár und Pavel Josef Šafařík. 1846 gab auf Anregung Kollárs der Ausschuß für tschechische Sprache und Literatur in Prag einen Sammelband „Hlasové o potřebě jednoty spisovného jazyka pro Čechy, Moravany a Slováky“ [Stimmen über die Notwendigkeit einer Einheit der Schriftsprache für Tschechen, Mährer und Slowaken]⁸ mit Beiträgen von Kollár, Šafařík, Palacký, Jungmann u. a. heraus, in der mit aller Entschiedenheit das Tschechische als Schriftsprache auch für den „slowakischen Zweig der Čecho-Slaven“ gefordert und Štúrs Unternehmen als „slowakischer Separatismus“ verurteilt wurde. Die Schrift wurde in einer Auflagenhöhe von 5 000 Exemplaren gedruckt und die Hälfte davon in der Slowakei kostenlos verteilt, um — wie Kollár schrieb⁹ — „so diesem Unfug und Fanatismus ein Ende zu bereiten“.

Wenn auch 1848 diese Schrift als Zeichen der Aussöhnung feierlich verbrannt¹⁰ wurde, war damit die Frage der slowakischen Schriftsprache nicht entschieden. 1850 versuchte Andrej Radlinský in den in Wien erscheinenden „Slovenské noviny“¹¹ die verschiedenen Bezeichnungen für die Übergangsform zwischen den Kodifizierungsversuchen der slowakischen Sprache — der berno-láčtina und der šturovčina — und der tschechischen Sprache zu charakterisieren: „Altslowakisch“ (staroslovenčina) sei die Sprache, die die Slowaken ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses vor dem Auftreten Bernoláks mit den tschechoslowakischen Brüdern zu einem literarischen Verband vereinigt hätte. Unter „Bibel-Slowakisch“ (bibličtina) werde die gleiche Sprache verstanden, wie sie in der katholischen und evangelischen Kirche verwendet würde. Die tschecho-slowakische Sprache (českoslovenčina) sei gleichfalls nur eine andere Bezeichnung für das Altslowakische „im Verhältnis zur tschechischen Rechtschreibung und Grammatik und zu den in der Slowakei gebrauchten, in die tschechische Rechtschreibung und in tschechische grammatikalische Formen eingehüllten Wörtern“. Die Wiener amtlichen Stellen, die vor die Aufgabe gestellt waren, die nationale Gleichberechtigung in der Sprache der Gesetzgebung und der amtlichen Verlautbarungen, des Amtsverkehrs, des Unterrichts, der Prüfungen usw. zu verwirklichen, standen also nicht nur hinsichtlich der „illyrischen“ oder der ruthenischen Sprache — hier war sogar die Schriftform, cyrillische Schriftzeichen oder Lateinschrift, umstritten —, sondern auch der slowakischen Sprache vor beträchtlichen Schwierigkeiten¹².

⁸ Über die Entstehungsgeschichte siehe Hendrich, Jos.: Hlasové o potřebě jednoty spisovného jazyka. Bratislava 4 (1930) 371—384.

⁹ Hendrich 373. Über Kollárs Kampf gegen die „Štúrovština“ vgl. Ruttkay, Fraňo: Daniel G. Lichard a slovenské novinárstvo jeho doby [D. G. L. und das slowakische Zeitungswesen seiner Zeit]. Martin 1961, S. 65 ff.

¹⁰ Rapant, Daniel: Slovenské povstanie roku 1848—49. Dejiny a dokumenty [Der slowakische Aufstand in den Jahren 1848—49. Geschichte und Dokumente]. Bd. V/1. Preßburg 1967, S. 249.

¹¹ Radlinský, Andrej: Staroslovenčina, bibličtina, česko-slovenčina [Das Altslowakische, das Bibel-Tschechische, das Tschechisch-Slowakische]. In: Slovenské noviny, 1850, Nr. 62, S. 252 zit. nach Šteller I, 149.

¹² Die Entscheidung der Wiener Regierung, die tschechische Schriftsprache in der Slowakei

Als erstes sah sich das Innenministerium gezwungen zu entscheiden, welcher Sprachform sich die von der Regierung finanzierten, in Wien erscheinenden „Slovenské noviny“ [Slowakische Zeitung]¹³ zu bedienen hätten. Die Regierung Schwarzenberg-Stadion, die etwa für die Tschechen den „Václavský deník [Wiener Tagblatt], für die Kroaten die „Narodne novine“ [Nationalzeitung], für die Ruthenen den „Wiestnik“ [Anzeiger] herausgab, hatte für die „Slovenské noviny“ zwei Redakteure bestellt, einen evangelischen, Daniel Lichard, und einen katholischen, Andrej Radlinský, um auf diese Weise eine konfessionelle Aufspaltung der Leserschaft zu verhindern. Als Radlinský die Redaktion der slowakischen Ausgabe des ungarischen Landesgesetzblattes übernahm, wurde er durch Jonáš Záborský ersetzt. Seit 1853 wird Hermenegild Jireček als Mitarbeiter im Impressum genannt. Die „Slovenské noviny“, von denen 1 200 Exemplare kostenlos in slowakischen Gemeinden verteilt wurden, erschienen erstmalig am 10. Juli 1849 in Frakturschrift („Švábach“) und in einer modernisierten slowakischen Sprachform („opravená slovenčina“), die um zwei tschechische Buchstaben bereichert war: Statt des slowakischen ä wurde das tschechische ě, statt des slowakischen ô bzw. ó wurde das tschechische ů verwendet. Kollár, der vom Ministerium mit der Aufsicht über die Zeitung beauftragt war¹⁴, setzte ferner durch, daß die literarische Beilage „Světovor“ in tschechischer Sprache erschien¹⁵. Minister Alexander Bach soll, als er von diesen Schwierigkeiten erfuhr, erklärt haben: „Ihr wollt die Anerkennung eurer Sprache und niemand weiß, was eigentlich eure Sprache ist. Kollár anders, Hodža anders . . . Einigt euch und dann kommt wieder“¹⁶.

Eine fünfköpfige Kommission, bestehend aus Kollár, Kuzmány und Franz von Hánrich sowie — lediglich mit beratender Stimme¹⁷ — den beiden Redakteuren Lichard und Radlinský, sollte dem Ministerium Vorschläge unterbreiten. Die Kommission äußerte den Wunsch, den Schwankungen in der Schriftform mögen durch eine höhere Autorität Grenzen gesetzt und zu der Form

inzuführen, ist daher auf die Meinungsverschiedenheit der Slowaken in dieser Frage zurückzuführen, und keineswegs als Versuch des österreichischen Staates zu werten, die slowakische Nationalbewegung zu schwächen, wie J. Mésároš behauptet (Die Idee der slawischen Schicksalsgemeinschaft in der slowakischen nationalen Bewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. *Historica. Historische Wissenschaften in der Tschechoslowakei* 10 (1965) 181). Dazu Slapnicka, Helmut in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, germanistische Abt. 83 (1966) 517 f.

¹³ Eingehende Angaben über die „Slovenské noviny“ enthalten die Biographien ihrer Redakteure Lichard und Radlinský von Ruttkay und Šteller (siehe Anm. 3 u. 9), ferner Pražák: *Literární Slovensko* 16 f.

¹⁴ Über Kollárs Einfluß auf die „Slovenské noviny“ siehe Ruttkay 125 ff.

¹⁵ Šteller 132.

¹⁶ Hodža, Milan: *Československý rozkol. Příspěvek k dějinám slovenčiny* [Die tschechoslowakische Spaltung. Ein Beitrag zur Geschichte des Slowakischen]. Turč. Sv. Martin 1920, S. 325.

¹⁷ Ruttkay 127 unter Berufung auf Radlinský, der sich später von diesem Beschluß distanzierte, Kollár als den Initiator der Anfrage an das Ministerium bezeichnete und für die Entscheidung Thun und Beck verantwortlich machte; er selbst habe erst aus seiner eigenen Zeitung von der Entscheidung erfahren (*Priateľ školy a literatúry*, 12. 2. u. 30. 11. 1859). Vgl. Šteller 134.

zurückgekehrt werden, die das ganze slowakische Volk schon gegen Ende der Regierungszeit Maria Theresias und noch zu Zeiten der Kaiser Josef und Leopold verwendete und die bis auf den heutigen Tag von den Angehörigen beider Kirchen am besten verstanden werde, in die die Heilige Schrift und die Evangelien übersetzt, in der die Heiligenbiographien, der Katechismus, die Kirchenlieder und die Gebetbücher abgefaßt sind, in der das Urbar Maria Theresias, das Toleranzpatent Kaiser Josefs II. und viele Anordnungen Kaiser Leopolds gedruckt sind, in der das Volk seit jeher seiner Verträge abfaßt und die, weil sie allgemein verstanden wird, alle Mundarten verbindet, die gelegentlich auf die Stufe der Schriftsprache erhoben werden sollten.

Mit Erlaß vom 21. Dezember 1849 ordnete das Innenministerium daraufhin für alle amtlichen Kundmachungen, die für das slowakische Volk in Ungarn bestimmt waren, sowie für die Schreibweise der „Slovenské noviny“ an, daß in Hinkunft nicht dieser oder jener Dialekt, sondern die „altslowakische Schriftsprache“ zu verwenden sei. Durch diese Anordnung sollten allerdings Änderungen in der Rechtschreibung oder den Sprachformen nicht ausgeschlossen werden, die von erfahrenen Kennern der Sprache herrühren. Desgleichen wurde gestattet, neben dem den Regeln entsprechenden Ausdruck eine allgemeinverständliche Bezeichnung zu gebrauchen. Für juristische Fachausdrücke hatte nach Möglichkeit die vom Ministerium für alle slawischen Sprachen veröffentlichte Terminologie als Regel zu gelten.

Der Erlaß wurde in der ersten Folge des Jahrgangs 1850 der „Slovenské noviny“ veröffentlicht¹⁸. Die Zeitung ist seither in dieser Sprachform erschienen, und zwar zunächst teilweise, seit 1854 ausschließlich in lateinischen Druckbuchstaben.

Das Justizministerium wurde mit dem Sprachenproblem befaßt, als das Reichsgesetzblatt zu erscheinen begann und in allen zehn Sprachen der Monarchie herausgegeben werden sollte, wobei der Text in den verschiedenen Landessprachen für gleich authentisch erklärt wurde¹⁹. Mit dieser Aufgabe wurde das beim Justizministerium errichtete „K. k. Redaktionsbüro des Reichs-Gesetz- und Regierungsblattes“ betraut. Zu seiner Unterstützung berief das Justizministerium am 10. Juli 1849 eine „Kommission für slawische juristisch-politische Terminologie“ aus hervorragenden Kennern der einzelnen slawischen Sprachen ein. In seinem Einladungsschreiben wies Minister Bach — er bekleidete damals noch das Justizressort — darauf hin, daß die von dieser Kommission festzulegende juristische Terminologie nicht nur bei der Herausgabe des Reichsgesetzblattes, sondern überhaupt im Amtsgebrauch als Richtschnur dienen und den Bedürfnissen der Gesetzgebung wie der Verwaltung Rechnung tragen sollte.

Die Kommission nahm am 1. August unter dem Vorsitz des inzwischen zum a. o. Professor für slawische Philologie an der Prager Universität ernannten

¹⁸ Abgedruckt bei Černý 684—685. — Ruttkay 127. — Šteller 135 f.

¹⁹ Kaiserliches Patent über die Einführung eines allgemeinen Reichs-Gesetz- und Regierungsblattes vom 4. 3. 1849, RGBl. Nr. 153; Verordnung der Ministerien des Innern und der Justiz vom 2. 4. 1849, RGBl. S. VI. — Zum Folgenden vgl. Slapnicka, Helmut: Die Sprache des österreichischen Reichsgesetzblattes. ZfO 23 (1974) 440—454.

Šafařík ihre Tätigkeit auf. Neben einer polnischen, einer russischen, einer slowenischen und einer illyrisch-serbischen Sektion wurde auch eine „böhmisch-mährisch-slowakische“ Sektion gebildet, der die Landes-Translatoren des böhmischen und des mährischen Guberniums, Karel Jaromír Erben und Alois Šembera, der Übersetzer des Wiener Innenministeriums Antonín Rybička, der Übersetzer des Reichsgesetzblattes Dr. Anton Beck und für die Slowaken außer dem Vorsitzenden der Gesamtkommission, Šafařík, noch Kollár und Kuzmány angehörten.

Die Kommission tagte vier Monate lang, bis November 1849. Während der ersten drei Monate wurden die wichtigsten geltenden sowie alle seit dem Regierungsantritt Kaiser Franz Josefs erlassenen Gesetze in die fünf Sprachen übersetzt und der dabei verwendete Wortschatz verzettelt, der November war der Sichtung und Revision gewidmet. Die böhmisch-mährisch-slowakische Sektion, die nicht nur die größte Mitgliederzahl aufwies und der auch der Vorsitzende der Kommission, Šafařík, und ihr technischer Leiter, Hofrat Beck²⁰, angehörten, legte als erste ihr Beratungsergebnis der Öffentlichkeit vor. Das von ihr erarbeitete Wörterbuch erschien 1850 im Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei unter dem Titel „Juridisch-politische Terminologie für die slawischen Sprachen Österreichs. Von der Kommission für slawische juridisch-politische Terminologie. Deutsch-böhmische Separat-Ausgabe“.

Das Werk trägt der Auffassung von einer einheitlichen tschechisch-slowakischen Sprache in der Form Rechnung, daß den tschechischen Ausdrücken gelegentlich die davon abweichenden slowakischen Formen beigefügt werden, etwa beim Stichwort Advokat neben dem tschechischen „advokát“ die slowakische Bezeichnung „pravotár“, beim Stichwort Wucher neben der tschechischen Übersetzung „lichva“ die slowakische „úžera“ (vom lateinischen usura)²¹.

Zwischen Kollár und Šafařík war es während der Beratungen zu Meinungsverschiedenheiten über den Gebrauch der Buchstaben w und v sowie über die Schreibung von ou statt au gekommen; in beiden Fällen konnte Šafařík — angeblich zum Mißfallen des damals in Wien weilenden Palacký — seine Auffassung durchsetzen, so daß im Wörterbuch ou und v verwendet werden²².

In der gleichen Sprache wie das Reichsgesetzblatt erschien auch die für die Slowaken bestimmte Übersetzung des ungarischen Landesgesetz- und Regierungsblattes (Zemský zákonník a vládní věstník pro kráľowstwo Uhorska), dessen Redaktion zunächst in den Händen von Martin Hamulják lag, der 1834 in Budapest einen „Verein der Liebhaber der slawischen Sprache und Litera-

²⁰ Karásek, Josef: Kollár ve Vídni 1849—1852 [K. in Wien 1849—1852]. In: Jan Kollár 1793—1852. Sborník statí o životě, působení a literární činnosti pěvce „Slávy dcery“. Wien 1893, S. 68.

²¹ Weitere Beispiele bei Růžička, Vladimír: Vědecké zpracování české právní terminologie zvláště v 19. století [Die wissenschaftliche Bearbeitung der tschechischen Rechtsterminologie, besonders im 19. Jahrhundert]. Právněhistorické studie 3 (1957) 147. — Vgl. Luby, Štefan: Slovenská právna terminologia — vývin, stav, výhľady [Die slowakische Rechtsterminologie — Entwicklung, Stand, Aussichten]. Právnické štúdie 1/4 (1953) 178.

²² Karásek 69.

tur“ gegründet hatte. Er wurde im Juli 1850 von Radlinský ersetzt, der aus der Redaktion der „Slovenské noviny“ ausgeschieden war²³.

Bei den Beratungen des Ministerrates über die Unterrichtssprache der Gymnasien²⁴ hat am 25. August 1849 Finanzminister Krauß — der als gebürtiger Lemberger insbesondere mit dem ruthenischen Problem vertraut war — empfohlen, bei der Wahl der Unterrichtssprache darauf Rücksicht zu nehmen, „ob diese Sprache bereits auf einer solchen Stufe der Ausbildung stehe, welche die Erteilung des Unterrichts in den vorzutragenden Gegenständen möglich mache“, da es „für gewisse Fächer manchen der im Kaiserreiche üblichen Sprachen an den nötigen Ausdrücken und der Ausbildung fehlen dürfte, um mit wahrem Nutzen für die Hörer gebraucht werden zu können“. Thun glaubte, allfälligen Schwierigkeiten dieser Art durch die Zulassung mehrerer Unterrichtssprachen an einem Gymnasium begegnen zu können. Der Ministerrat billigte schließlich „mit Rücksicht auf die Gleichberechtigung der Nationen“ Thuns Grundsatz, daß „Organ des Unterrichts jede Landessprache sein könne“.

Der am 16. September 1849 vom Kaiser zur Kenntnis genommene „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen“, der auch in Ungarn galt, wurde von Dr. Radlinský ins Slowakische übersetzt und ist 1855 in Budapest erschienen.

Für die slowakischen höheren Schulen in den Distrikten Preßburg und Kaschau hat das Unterrichtsministerium erst in einem Erlaß vom 29. April 1851 zur Frage der Unterrichtssprache Stellung genommen²⁵: „Die Bezeichnung der Mundart, welche dem Unterrichte an den slowakischen Mittelschulen zu Grunde gelegt werden soll, ist bisher nicht erfolgt, um so wenig als möglich der freien Entwicklung der literarischen Bestrebungen unter den Slovaken vorzugreifen. Die Erfahrung hat jedoch erwiesen, daß es keinem der slowakischen Volksdialekte gelungen ist, sich als Schriftsprache allgemeinere Anerkennung und Geltung zu verschaffen, während die Versuche, verschiedene Lokaldialekte in die Literatur einzuführen, den Keim einer unabsehbaren sprachlichen Zersplitterung in sich tragen. Es haben sich daher auch sowohl aus dem Volke selbst als unter Männern, die mit dessen Bedürfnissen genau vertraut sind, gewichtvolle Stimmen dafür erhoben, daß man von den Neuerungen ablassen und die durch Jahrhunderte den Slovaken mit den Slaven in Mähren und Böhmen gemeinsame Schriftsprache beibehalten möge.“

Die Regierung, bestrebt, das Prinzip der Gleichberechtigung unter dem slowakischen Stamme zur tatsächlichen Geltung zu bringen, sah sich in der Lage, als Mittel dazu eine bestimmte Sprache wählen zu müssen, und hat sich bereits in Bezug auf die Gesetzgebung und Administration für die historisch hergebrachte entschieden.

²³ Šteller 132, 151, 161.

²⁴ Hierüber Walter, Friedrich: Die österreichische Zentralverwaltung. 3. Abt. Bd. 1. Wien 1964, S. 414 f.

²⁵ Abdruck bei Frommelt, Klaus: Die Sprachenfrage im österreichischen Unterrichtswesen 1848—1859. Graz 1963, S. 173 (Studien zur Geschichte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1).

Dies nun auch in Bezug auf den öffentlichen Unterricht auszusprechen, darf um so weniger einem Bedenken unterliegen, als die Fortdauer eines Zustandes, wo es einzelnen Lehrern und Anstalten überlassen bleibt, sich nach dem individuellen Gutdünken eine Unterrichtssprache zu gestalten, auf das Gedeihen des slovakischen Unterrichts sehr nachteilig, wenn nicht vollends auflösend wirken müßte.

Die Schulbehörde hat daher sämtliche Gymnasien, wo die slovakische Sprache teilweise als Unterrichtssprache oder als Unterrichtsgegenstand eingeführt ist, anzuweisen, daß darunter die althergebrachte, im Reichsgesetzblatte angewendete Schriftsprache zu verstehen sei, an welche sie sich bei dem Unterrichte in Orthographie, grammatikalischen Formen und bei der Wahl der Lehrbücher zu halten haben.

Es wird Sache der Lehrer sein, sich damit vollkommen vertraut zu machen und den Schülern bei den im Anfange etwa aufstoßenden Schwierigkeiten, welche erwiesener Maßen lediglich in der bisherigen Verwahrlosung des slavischen Unterrichtes überhaupt ihren Grund haben, nachzuhelfen . . .“

Das Problem der slowakischen Schriftsprache wurde vor allem bei der Abfassung der Lehrbücher spürbar. Am 15. Juni 1851 setzte das Ministerium für Kultus und Unterricht eine auch für die Slowaken zuständige „Kommission zur Schaffung einer tschechischen wissenschaftlichen Terminologie für Gymnasien und Realschulen“ ein und berief zu ihrem Vorsitzenden Šafařík, der schon von Unterrichtsminister Sommaruga „in Beziehung auf Regulierung des slawischen Schulwesens in Anspruch genommen worden war“²⁶ und sich im April und Mai 1848 als Mitglied einer vom Unterrichtsministerium einberufenen Unterrichtskommission²⁷ und im Herbst des gleichen Jahres als Vorsitzender der vom Justizministerium eingesetzten Kommission für die Schaffung einer juristisch-politischen Terminologie bewährt hatte. Weitere Mitglieder waren der Historiker der Prager Universität W. W. Tomek, der Philologe L. Čelakovský, Šafaříks Nachfolger auf dem Prager Lehrstuhl der slawischen Philologie, und der gleichfalls schon erwähnte K. J. Erben. Die Kommission, die in Prag tagte, sollte innerhalb von drei Monaten, bis September 1851, ihre Tätigkeit beenden. Am 7. Juli 1851 erließ sie einen Aufruf²⁸ an alle Patrioten in Böhmen, Mähren und in der Slowakei, ihr bei der Zusammentragung von tschechischen Fachausdrücken aus allen im Lehrplan der höheren Schulen vorgesehenen geisteswissenschaftlichen wie naturwissenschaftlichen Fächern behilflich zu sein. Besonders eindringlich wendet sich der Aufruf an die Slowaken und beschwört sie, sich nicht von der jahrhundertelang bestehenden einheitlichen Schriftspra-

²⁶ Aufzeichnungen Sommarugas vom 24. 6. 1848, zitiert nach Musil, Josef: Zur Geschichte des österreichischen Unterrichtsministeriums 1848—1948. In: 100 Jahre Unterrichtsministerium 1848—1948. Wien 1948, S. 10.

²⁷ Frankfurter, Salomon: Graf Leo Thun, Franz Exner und Hermann Bonitz. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Unterrichtsreform. Wien 1893, S. 5. — Winter, Eduard: Frühliberalismus in der Donaumonarchie. Religiöse, nationale und wissenschaftliche Strömungen von 1790—1868. Berlin 1968, S. 223 f.

²⁸ Text des Aufrufes bei Černý 768—770.

che zu lösen. Das Wörterbuch der wissenschaftlichen Terminologie für Gymnasien und Realschulen ist 1853 erschienen.

Gegen die Verwendung der tschechischen Sprache an den Gymnasien Oberungarns wandte sich der Primas Ungarns, Kardinal Szitovsky von Gran, der 1854 einen Bericht darüber verlangte, ob die Verwendung der tschechischen Sprache nicht eine Erschwernis für den Unterricht darstelle. Die „Slovenské noviny“ verteidigte die Regierung, die nur tschechische Lesebücher veröffentlichen könne. Immerhin wurden die Lehrbuchverfasser (Jireček, Vinařický) angewiesen, wenig bekannte tschechische Ausdrücke zu erläutern. Im Jahresbericht des Gymnasiums Neusohl (Banská Bystrica), in dem zwischen 1853 und 1861 die Unterrichtssprache als „slawisch“ angeführt ist, wurde 1854 in der 1. Klasse „slowakisch“, in den übrigen Klassen „tschecho-slowakisch“ angegeben, um den Bedenken des Erzbischofs Rechnung zu tragen²⁹.

Bei der Neuordnung der Rechtsakademien in Ungarn wurde die Vorlesungssprache nicht generell geregelt³⁰. Lediglich die Anstellung von Sprachlehrern mit besonderer Berücksichtigung der landesüblichen Sprache war vorgesehen, soweit „sich darnach ein Bedürfnis herausstellt“. Ferner sollte der jeder Akademie zugeteilte Adjunkt öffentliche unentgeltliche Korrepetitionen „allenfalls in einer anderen Landessprache, als in welcher ein ordentlicher Professor liest“, halten. Erläuternd sagt hiezü Thuns Vortrag an den Kaiser: „Über die Unterrichtssprache enthält diese Vorschrift keine Bestimmung, weil sie nur in Berücksichtigung dessen, was sich nach Orts- und Zeitverhältnissen als zweckmäßig darstellt, getroffen werden können. Es folgert übrigens aus dem Grundsatz nationaler Gleichberechtigung, daß bei den hierüber zu erlassenden administrativen Anordnungen und bei der Ernennung der Professoren die Bedürfnisse der verschiedenen Nationalitäten insoweit zu berücksichtigen sein werden, als sich ihre Sprachen schon zu wissenschaftlichem Vortrag eignen.“

An der Preßburger Rechtsakademie war deutsch, madjarisch und „slawisch“ als Unterrichts- und Prüfungssprache vorgesehen. In dieser Sprache hielt Franz Petruška, seit 1850 ordentlicher Professor für österreichisches bürgerliches Recht an der Preßburger Rechtsakademie, Vorlesungen über bürgerliches Recht, Zivilprozeß, sowie Handels- und Wechselrecht.

Das „Amts-Tschechisch“ (úradná čeština), wie es durch übereinstimmende Anordnungen der Wiener Ministerien des Inneren, der Justiz und für Kultus und Unterricht Anwendung zu finden hatte, wurde 1850 über Beschluß der vom Innenministerium eingesetzten Kommission (Kollár, Hánrich, Kuzmány) von Andrej Radlinský in seinem „Pravopis slovenský s krátkou mluvnici“

²⁹ Hierüber Šteller 169, 172, 213 f. — Über die Verwendung tschechischer Lehrbücher an den slowakischen Gymnasien siehe Čulen, Konstantin: Roky slovenských nádejí a sklamaní [Jahre der slowakischen Hoffnungen und Enttäuschungen]. Tyrnau 1932, S. 24. Čulen gibt eine anschauliche Darstellung des Lehrbetriebs am Gymnasium Neusohl (Banská Bystrica) und der hier wirkenden Tschechen: „Thun entsandte nach Neusohl die Elite der tschechischen Professoren“ (S. 20).

³⁰ Zum Folgenden vgl. Slapnicka, Helmut: Die deutschen Vorlesungen an der Preßburger Rechtsakademie in der Mitte des 19. Jahrhunderts. BohJb 15 (1974) 158—170.

(Slowakische Rechtschreibung mit kurzer Grammatik) kodifiziert. Danach bestehen zwischen dem Slowakischen und der damaligen Form des Tschechischen vor allem folgende Unterschiede³¹:

ú statt des tschechischen ou (dluhý);

-ův statt des tschechischen -ů (od manželův);

-ctvo, -stvo statt des tschechischen -ctví, ství;

Vorsilbe naj- statt des tschechischen nej- (nejlepší);

čo, nič statt des tschechischen co, nic;

Einschiebung eines e in brater, víter u. ä. statt des tschechischen bratr, vítr;

Infinitiv-Endung ě statt des tschechischen -ti (volat');

Präsens-Endung -u statt des tschechischen -i (piju);

Adjektiv-Endung -ný, -ná, -né statt des tschechischen -ní (úředný).

Als aus der Ostslowakei Meldungen bei der Regierung einlangten, die Sprache der Gesetzblätter werde von der Bevölkerung nicht verstanden, entsandte das Innenministerium im Juli und August 1850 Radlinský in den Kaschauer Militärdistrikt, damit er an Ort und Stelle die Berechtigung dieser Beschwerden überprüfe³². Radlinský besuchte 116 Pfarren, las hier der Bevölkerung aus seinem eben in alt-slowakischer Sprache erschienenen Gebetbuch „Náboženské výlevy“ [Religiöse Herzensergießungen] vor und ließ sich darauf von Gemeindevorstehern, Notaren, Richtern, vor allem aber von Pfarrern aller drei Bekenntnisse — des römisch-katholischen, des griechisch-katholischen und des evangelischen — schriftlich bestätigen, daß irgendwelche Verständigungsschwierigkeiten nicht bestünden und die alt-slowakische oder tschechisch-slowakische Sprache überall einwandfrei verstanden würde. Vielfach waren diese Bestätigungen als Dankschreiben an Innenminister Bach oder an Baron Karl Geringer, den österreichischen Zivilkommissar für Ungarn, für die „Wohlthat“ dieser Sprache formuliert. Die Beschwerden einiger Beamter beziehen sich, wie Radlinský in seinem Bericht an das Innenministerium erklärt, nicht auf die Sprache selbst, sondern auf den für den einfachen Menschen unverständlichen Kuralstil, den aber die deutschen Bauern in der deutschen Ausgabe des Reichsgesetzblattes oder die madjarischen Bauern im madjarischen Gesetzestext ebenso wenig verstünden.

Die Maßnahmen, die von der Wiener Regierung zu Beginn der nach-revolutionären Ära hinsichtlich der in der Slowakei geltenden Gesetzes-, Amts- und Unterrichtssprache ergriffen wurden, wurden entscheidend von den „Vertrauensmännern des k. k. Ministeriums in ungarisch-slawischen Angelegenheiten“ beeinflusst.

Am 22. Februar 1849 veröffentlichte die „Wiener Zeitung“ in ihrem amtlichen Teil eine Darstellung der Lage in Ungarn „nach dem Sturze der Kossuthschen Gewaltherrschaft“: „Unter dem Widerstreit der Interessen, unter der

³¹ Hierüber Paulíny 400. — Šteller 137, 203.

³² Zum Folgenden Šteller I, 158 f. Abdruck des Berichtes Radlinskýs an das Innenministerium bei Černý 747—750.

Zahl der Wünsche und Ansprüche ist es vor allem das dringendste Bedürfnis, klar in die Verhältnisse zu sehen, das Nützliche, das Gerechte, das Nötige zu erkennen und die Beteiligten deshalb zu hören. Der nächste Schritt des Ministeriums ist deshalb dahin gerichtet, sich mit Vertrauensmännern der verschiedenen Nationalitäten Ungarns zu umgeben und ihren Rat, ihre Auskünfte und ihre Mitwirkung in Anspruch zu nehmen. Wie wir aus verlässlicher Quelle versichern können, sind die hierzu erforderlichen Einleitungen, welche den Ministerrat seit einigen Tagen in Wien zurückgehalten haben, bereits getroffen . . .“ Als Vertrauensmänner des slowakischen Volkes wurden Jan Kollár, Franz von Hánrich und Ján Hlaváč nach Wien berufen³³.

Jan Kollár, gleichermaßen bekannt durch seinen das Slawentum verherrlichenden Sonetten-Zyklus „Slávy dcera“ [Die Tochter des Ruhmes bzw. der Slawa, 1832] wie durch seine Studien über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen slawischen Stämmen und Mundarten, traf, aus Budapest kommend, am 18. März 1849 in Wien ein. Graf Mailáth stellte ihm vier Fragen, die er unter dem Gesichtspunkt der Gleichberechtigung der Slowaken mit aller Offenheit und nach bestem Wissen und Gewissen beantworten sollte. Nur zwei seiner Denkschriften sind erhalten geblieben. Die eine befaßt sich mit der Organisation der protestantischen Kirche in Ungarn, eine Frage, für die Kollár infolge seines Studiums der evangelischen Theologie an der Universität Jena und seiner dreißigjährigen Tätigkeit als Prediger in Budapest kompetent war. Die zweite, für Unterstaatssekretär Helfert bestimmte³⁴, trägt die Bezeichnung: „Gedanken und Plan zu einer zeitgemäßen Reorganisation der Schulen und des gesamten Volkserziehungswesens in der österreichischen Monarchie, besonders in der Slowakei.“ Hier befaßt sich Kollár auch mit der Unterrichtssprache in der Slowakei, wobei er seinen in den „Hlasowé“ (1846) vertretenen Standpunkt, freilich in wesentlich gemäßigterer und zurückhaltenderer Form, wiederholt: „Bei der neuen Gestaltung der politischen Verhältnisse in der österreichischen Monarchie und dem engeren Anschluß der gleichberechtigten Völker an einander, wird auch die Slowakei in den Schulen, Kirchen und Büchern jetzt noch mehr als es bis jetzt geschah, sich an die gebildete, gemeinsame Schriftsprache halten, deren sich die stammverwandten Böhmen, Mährer und Slowaken seit mehreren Jahrhunderten gemeinschaftlich bedienen. Dies wird auch den Vorteil haben, daß die Schul- und Volksbücher im Preise wohlfeiler sein werden . . .“³⁵

³³ Von wem die Auswahl der Vertrauensmänner vorgenommen wurde und nach welchen Gesichtspunkten sie erfolgt ist, ist nicht ersichtlich. Auch untereinander hatten die Vertrauensmänner vor ihrer Berufung keinen Kontakt. Kollár schreibt hierüber seiner Gattin: „Hlawats mir früher ganz unbekannt“ (Časopis Českého musea (1893) 196).

³⁴ Dieser übergab 1892 Karásek eine Abschrift zur Veröffentlichung, vgl. Karásek, Josef [Hrsg.]: Kollárova dobrozdání a nástin životopisný z roku 1849 [Kollárs Gutachten und biographische Skizze aus dem J. 1849]. Prag 1903.

³⁵ Karásek 65. Über Kollárs Audienz bei Ministerpräsident Schwarzenberg siehe R a p a n t V/1, 76—80. Über Kollárs Einfluß auf die Wiener Regierung G o g o l á k, Ludwig: Beiträge zur Geschichte des slowakischen Volkes. Bd. 3. München 1972, S. 11, 13, 19 Anm. 17 (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 26).

Während er noch an der Beantwortung der ihm gestellten Fragen arbeitete, wurde Kollár am 29. April 1849 zum ordentlichen Professor für slawische Archäologie an der Wiener Universität ernannt³⁶.

Franz Hánrich, leitender Beamter der kgl. ungarischen Bergverwaltung in Neusohl, später Generalprokurator in Preßburg und schließlich Rat am Obersten Gerichtshof in Wien, wurde zur Abgabe eines Vorschlags aufgefordert, „wieart die slawische Nationalität Oberungarns — von dem schweren Drucke der madjarischen Suprematie entfesselt, ihre Gleichberechtigung eingeführt und freie Lebensentwicklung befördert werden dürfte“³⁷. Er gibt eine ausgezeichnete Darstellung des in Ungarn geltenden Sprachenrechts und der schrittweisen Verdrängung der lateinischen durch die madjarische Sprache. In seinen Anträgen spricht er aber nur von den der „slawischen“ Sprache in Zukunft einzuräumenden Rechten, ohne auf die Problematik der slowakischen Schriftsprache näher einzugehen. Auf seinen Vorschlag, eine „slawisch-politische Zeitung“ unter strenger Regierungsaufsicht ins Leben zu rufen, ist offenbar die Herausgabe der „Slovenské noviny“ zurückzuführen. Eine weitere Denkschrift Hánrichs zur Frage, wie die neuen organischen Gesetze, die für die Gesamtmonarchie erlassen werden, namentlich die Gemeindeordnung, mit Berücksichtigung der slawischen Nationalität in Ungarn, eingeführt werden können, ist verschollen.

Auch der dritte Vertrauensmann der Slowaken, Generalstaatsanwalt und k. k. Hofrat Ján Hlaváč verlangt in seinem Vorschlag³⁸ gleichfalls nur die vollständige Gleichberechtigung der slowakischen bzw. slawischen Sprache mit der madjarischen, wobei er das Vorhandensein unterschiedlicher Dialekte für bedeutungslos erklärt. Auch Hlaváč regt die Herausgabe einer slowakischen Zeitung mit Unterstützung höchster Stellen an.

Neben den offiziellen „Vertrauensmännern“ wurden von der Regierung Pavel Josef Šafařík und Karel Kuzmány wiederholt zur Abgabe von Gutachten und Stellungnahmen über slowakische Fragen herangezogen.

Šafařík war nach seinen Studienjahren in Jena 14 Jahre lang als Gymnasiallehrer in Neusatz im Banat tätig gewesen, war dann 1833 nach Prag gekommen, wo er als Redakteur, Zensor und schließlich als Universitätsbibliothekar wirkte, 1848 zum a. o. Professor für slawische Philologie ernannt wurde, aber schon im März 1849 auf diesen Posten zugunsten des damals in Breslau wirkenden František Ladislav Čelakovský verzichtete. 1826 war seine „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach ihren Mundarten“ erschienen, sein Hauptwerk ist die zehn Jahre später veröffentlichte wissenschaftlich-

³⁶ Jagoditsch, Rudolf: Die Slawistik an der Universität Wien 1849—1963. In: Studien zur Geschichte der Universität Wien. Bd. 3. Wien 1965, S. 18. — Walter 414.

³⁷ 28. 3. 1849, Text bei Lades 192—210; Gogolák betrachtet Hánrichs Arbeit als den „Ausgangspunkt der so spät beginnenden eigenständigen slowakischen Verfassungsgeschichte“ (S. 13).

³⁸ Text bei Bokes, František: Dokumenty k slovenskému národnému hnutiu v rokoch 1848—1914 [Dokumente zur slowakischen nationalen Bewegung in den Jahren 1848—1914]. Bd. 1. Preßburg 1962, S. 66—70. — Rapant III/3, 201—207.

kritische Darstellung der slawischen Vergangenheit „Slovanské starožitnosti“ [Slawische Altertümer]. Am 30. Mai 1848 hat Šafařík die Eröffnungsrede des Prager Slawenkongresses gehalten.

Neben Šafařík spielt der Professor für praktische Theologie an der Evangelischen theologischen Lehranstalt in Wien, Kuzmány, eine hervorragende Rolle. 17 Jahre lang hatte er als evangelischer Pfarrer in Neusohl gewirkt und hier in den Jahren 1836—1838 die volkstümliche Zeitschrift „Hronka“ redigiert. Hier hat er auch seine Auffassung über die slowakische Sprache niedergelegt: Er setzt sich für eine gemeinsame Sprache der Tschechen und Slowaken ein, und zwar mit der Begründung, die tschechische Sprache sei weder rein böhmisch, noch mährisch, noch slowakisch, sondern die Frucht dieser drei Mundarten und gemeinsames Eigentum dieser drei Stämme³⁹. Später wird Kuzmány Superintendent in Preßburg, kehrt aber bald wieder auf seinen Wiener Lehrstuhl zurück, um schließlich seine letzten Lebensjahre in St. Martin am Turz (Turčianský Svätý Martin) als Vizepräsident der „Matica Slovenská“, deren Ziel die Pflege der slowakischen Literatur und Wissenschaft ist, zu verbringen.

Waren die Minister Stadion, Bach und Schmerling auf die Vorschläge der „Vertrauensmänner“ und der übrigen fallweise herangezogenen Fachleute angewiesen, so hatte sich der am 28. Juli 1849 ernannte Minister des Kultus und Unterrichts, Leo Graf Thun, schon seit Jahren mit der slowakischen Frage beschäftigt und war auch als Autor einer Verteidigungsschrift für die Slowaken hervorgetreten.

Schon während seines Rechtsstudiums an der Prager Universität hatte sich Thun entschlossen, Tschechisch zu lernen. Sein Lehrer in den Jahren 1831—1835 war Václav Hanka, der „Entdecker“ der Königinhofer und Grünberger Handschriften.

Mit Hanka hat Thun tschechisch korrespondiert, um sich in dieser Sprache zu üben. Auch sein Tagebuch führte Thun in diesen Jahren in tschechischer Sprache⁴⁰. Er abonnierte und las einige tschechische Zeitschriften und kaufte jedes neu erschienene tschechische Buch. Die Reihe der tschechischen Bücher, die er las, reicht von Dalimils Chronik bis zu Kollárs „Slávy dcera“⁴¹. Freilich ist er selbst mit seinen Sprachkenntnissen nicht zufrieden. 1842 legt er das „beschämende Geständnis“ ab, „daß ich selbst der böhmischen Sprache noch nicht mächtig genug bin, um in ihr öffentlich aufzutreten“⁴², und auch 1849 muß er

³⁹ Hronka 1 (1836) 11, zitiert nach Novotný, J.: Príspevok k otázke bratských vzťahov Čechov a Slovákov v období národného obrodenia [Ein Beitrag zur Frage der brüderlichen Beziehungen von Tschechen und Slowaken zur Zeit der nationalen Wiedergeburt]. Historické štúdie 3 (1957) 33.

⁴⁰ Hierüber Kubík, Ladislav: Hrabě Lev Thun a jeho český deník [Graf L. T. und sein tschechisches Tagebuch]. Z minulosti Děčína 1 (1965) 259—267.

⁴¹ Frommelt 58. — Kubík 260. — Thienen-Adlerflycht, Christoph: Graf Leo Thun im Vormärz. Wien 1967, S. 154 ff. (Veröffentlichungen des österreichischen Ost- und Südsteuropa-Institutes 6).

⁴² Schreiben vom 26. 7. 1842 an Pulszky, Abdruck in: Die Stellung der Slowaken in Ungarn, beleuchtet von Leo Grafen von Thun. Prag 1843, S. 22.

noch „bekennen, daß ich der böhmischen Sprache nicht hinlänglich Herr bin“⁴³, und für die tschechische Ausgabe seiner „Betrachtungen über die Zeitverhältnisse, insbesondere im Hinblick auf Böhmen“ die Hilfe Josef Jirečeks in Anspruch nehmen⁴⁴, der später gleichfalls den Posten eines österreichischen Unterrichtsministers bekleiden sollte.

1831 tritt Thun der „Maticе Česká“ bei, 1842 wird er Mitglied des Ausschusses für tschechische Sprache und Literatur, der 4 Jahre später die „Hlasowé“ gegen die Lostrennung der slowakischen Sprache herausgibt. Voll Stolz konnte Hanka über seinen Schüler Thun an Adam Mickiewicz schreiben: „Er ist ein Tscheche mit Leib und Seele“⁴⁵.

1848 trug Thun, wie Feldzeugmeister Baron Augustin 1857 dem Kaiser berichtete und Polizeiminister Kempen nicht ohne Schadenfreude in seinem Tagebuch vermerkte, die tschechische Svornost-Mütze⁴⁶ und es machte ihm nichts aus, daß die Leipziger „Zeitung für die elegante Welt“ in ihrem Saisonbericht aus Karlsbad von dem „übertreibenden, unklaren und durch sein ganzes Czechenwesen nur Unheil anstiftenden deutschen Grafen Leo Thun“ berichtete⁴⁷.

Während seiner Tätigkeit als Verwaltungsbeamter und Richter befaßte sich Thun auch mit der tschechischen juristischen Terminologie, legte sich ein Verzeichnis tschechischer Fachausdrücke an⁴⁸ und kritisierte die vom Professor für tschechische Sprache an der Prager Universität Jan Nejedlý besorgte amtliche Übersetzung des österreichischen Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches als „sinn- und sprachwidrig“⁴⁹.

In weiten Kreisen bekannt wurde Thun durch sein mutiges Auftreten zugunsten der Slowaken. Obwohl sein Interesse für die tschechische Sprache und Literatur Ausfluß seines böhmischen Landespatriotismus, vielleicht auch eine Reaktion auf Jungmanns⁵⁰ Auffassung war, der Adel gehöre nicht zum tschechischen Volk, übernimmt Thun den Volksbegriff Herders und entscheidet sich damit gegen die historische zugunsten einer naturrechtlichen Vorstellung, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Haltung, die alle naturrechtlichen Kategorien schroff ablehnte. So betrachtet er entgegen seiner sonstigen, dem Bohemismus verhafteten Ideenwelt Tschechen und Slowaken als ein Volk.

⁴³ Im Vorwort des nachstehend genannten Werkes.

⁴⁴ Vzájemná korespondence J. Konstantina Jirečka a Hermenegilda Jirečka [Die Korrespondenz zwischen J. K. J. und H. J.]. Hrsg. von Josef Páta. Prag 1947, S. 12.

⁴⁵ Kubík 265.

⁴⁶ Das Tagebuch des Polizeiministers Kempen von 1848 bis 1859. Hrsg. v. Josef Karl Mayr. Wien 1931, S. 439.

⁴⁷ Jähnicen, Manfred: Zur kulturpolitischen Situation der tschechisch-deutschen Literaturvermittlung in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts. In: Deutsch-tschechoslowakische Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1964, S. 222.

⁴⁸ Helfert, Josef Alexander: Graf Leo Thun im kaiserlichen Justiz- und Verwaltungsdienste. Österreichisches Jahrbuch 16 (1892) 90.

⁴⁹ Thun, Leo: Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur. Prag 1842, S. 6.

⁵⁰ Josef Jungmann (1773–1847), der Schöpfer der neutschechischen Dichtersprache, identifiziert das tschechische Volk mit jenen, die die tschechische Sprache sprachen. Über den Gebrauch der tschechischen Sprache durch den böhmischen Adel siehe Lemberg, Eugen: Nationalismus. Reinbeck bei Hamburg 1964, S. 100 (Rowohlts deutsche Enzyklopädie). — Kubík 259 f.

In seinem Schriftwechsel mit Franz Aurel von Pulszky, den er 1842 veröffentlichte⁵¹, tritt Thun unerschrocken für die Rechte der von den Madjaren unterdrückten Slowaken in Oberungarn ein. Ihm scheint der nationale Aufschwung der ungarischen Slowaken von dem der böhmischen und mährischen Tschechen untrennbar (S. 10), der nationale Zusammenhang mit den Slowaken dient wesentlich dazu, das geistige Leben der Tschechen zu fördern (S. 17), die Gründung einer böhmischen Zeitung in Preßburg bezeichnet er als das Ziel der Bemühungen der gebildeten Slowaken (S. 51). Die „čechische Literatur“ betrachtet er als „das gemeinschaftliche Produkt und Eigentum der Slawen in Böhmen, Mähren und dem nördlichen Ungarn“ (S. 60), eine Formulierung, die offenbar von Kuzmány beeinflusst ist.

Ähnlich hatte Thun ein Jahr vorher in seiner Schrift „Über den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung“ (Prag 1842) von dem „Čechenvolk in Ungarn“ gesprochen und sich über Bernolák und Hollý ungünstig geäußert, denen er eine „schwächende Zersplitterung von Kräften“ vorwirft (S. 62).

Thuns Interesse für die Slowaken geht schon auf das Jahr 1830 zurück, als er in Pistryan zur Kur weilte. Als er auf der Hinreise, von Preßburg nach Tyrnau kommend, erstmalig „heimatliche Töne“ hörte und die Slowaken, mit denen er tschechisch redete, verstand, schrieb er in sein Tagebuch: „Die slowakische Sprache ist der tschechischen fast gleich“⁵².

Als nun Thun zum Minister des Kultus und Unterrichts ernannt wurde — etwa ein Jahr, nachdem dieser Posten von Palacký abgelehnt⁵³ worden war —, hatte er freilich seine Beliebtheit bei den Tschechen eingebüßt. „Lvíček“, der einstige Liebling des Volkes, hatte durch sein Verhalten als Gubernialpräsident Böhmens im Revolutionsjahr 1848, vor allem durch seine feudal-aristokratische Einstellung, die Sympathien breiter Schichten des tschechischen Volkes verloren⁵⁴. So konnte der liberale tschechische Reichstagsabgeordnete Franz Brauner⁵⁵ am 24. Juli 1849 an Minister Bach schreiben, daß „die Nachricht über seine bevorstehende Ernennung in Böhmen einen sehr unangenehmen Eindruck“ mache⁵⁶.

In seinem neuen Amt mußte Thun, um seine alten Vorstellungen zu verwirklichen, keine umstürzenden Neuerungen durchführen, die Weichen waren

⁵¹ Siehe Anm. 42.

⁵² Kubík 263.

⁵³ Walter 75—78. — Palacký, Franz: Gedenkblätter. Auswahl von Denkschriften, Aufsätzen und Briefen aus den letzten fünfzig Jahren. Prag 1874, S. 165—167.

⁵⁴ Hierüber Kočí, Josef: Der Austroslawismus und seine Rolle in der tschechischen Politik. In: L'udovít Štúr und die slawische Wechselseitigkeit. Gesamte Referate und die integrale Diskussion der wissenschaftlichen Tagung in Smolenice 27.—29. Juni 1966. Preßburg 1969, S. 108 f.

⁵⁵ Brauner, der als Mittelsmann zwischen der Wiener Regierung und dem slowakischen Freiwilligenkorps fungierte, war nach dem Prager Juni-Aufstand eingekerkert, aber auf Anordnung Bachs aus dem Gefängnis entlassen worden, vgl. Novotný, Jan: Zu den Beziehungen der slawischen Politiker zur Wiener Regierung während der Revolution 1848—1849. In: L'udovít Štúr und die slawische Wechselseitigkeit 155. — Helfert: Geschichte IV/1, Anhang S. 96.

⁵⁶ Walter 357.

bereits von Unterstaatssekretär Josef Alexander Helfert ganz im Sinne Thuns gestellt: In den gemischtsprachigen Kronländern war die zweite Landessprache als Lehrgegenstand an den Schulen eingeführt worden, an der Wiener Universität Lehrkanzeln der slawischen Archäologie und der slawischen Philologie und Literatur errichtet und mit Kollár und Miklosich besetzt worden.

In den Ministerkonferenzen brachte Thun regelmäßig seinen Wunsch nach Sicherung der sprachlichen Gleichberechtigung für die nicht-madjarischen Völker Ungarns vor und führte den Kampf, den er 1842 gegen Pulszky begonnen hatte, jetzt gegen Graf Nadásdy fort⁵⁷. Auch bei den Verhandlungen über die evangelische Kirche in Ungarn erinnert Thun an die Benachteiligung der slowakischen Sprache im Vormärz⁵⁸, und als 1859 neuerlich das staatsrechtliche Verhältnis Ungarns zu Österreich verhandelt wurde, war Thuns Grundsatz, „keine Alleinherrschaft der ungarischen Sprache sei zu dulden“⁵⁹.

In der Frage der tschechisch-slowakischen Unterrichtssprache in der Slowakei, die ganz seinen früheren Ideen entsprach, mußte Thun gleichfalls keine neuen Initiativen ergreifen. Es genügte, an die im Bereich der Gesetzgebung und der Verwaltung getroffenen Maßnahmen anzuknüpfen und die für den Behördenverkehr geschaffene Terminologie auch für den Unterrichtsgebrauch für verbindlich zu erklären.

Die Vorarbeiten, die auf diesem Gebiet insbesondere Kollár, Šafařík und Kuzmány geleistet hatten, fanden Thuns volle Billigung. Das kann nicht überraschen, wissen wir doch, daß Kollárs „Slávy dcera“ bei der Erlernung der tschechischen Sprache zu seiner Lektüre gehört hatte⁶⁰, deren Gedankengut er, von Hanka bestärkt, völlig in sich aufgenommen hatte. Kollárs Abhandlung über die literarische Wechelseitigkeit der Slawen hatte er eine „geistreiche Broschüre“ genannt und ihren Verfasser gegen die Angriffe der „Vierteljahrschrift aus und für Ungarn“ und des „Pesti Hirlap“ verteidigt⁶¹.

Noch enger waren Thuns Beziehungen zu Šafařík, den er schon während seiner Prager Hochschulzeit im Kreis um Bernard Bolzano kennengelernt hatte. Die Korrespondenz zwischen beiden reicht in das Jahr 1834 zurück, als Thun in Paris Material für Šafaříks Altertumsforschung beschaffte. Ihm hat Thun im Oktober 1841 sein Manuskript über die Slowaken zur Durchsicht gegeben und später seine Hilfe bei der Abfassung seiner Schrift über die tschechische Literatur in Anspruch genommen⁶².

⁵⁷ Redlich, Josef: Das österreichische Staats- und Reichsproblem. Bd. 1. Leipzig 1920, S. 497.

⁵⁸ Vortrag Thuns über die Neuordnung der evangelischen Kirche in Ungarn vom 4. 9. 1858, abgedruckt bei Z i m e r m a n n, Franz: Das Ministerium Thun für die Evangelischen im Gesamtstaate Österreich 1849 bis 1860. Wien 1926, S. 232.

⁵⁹ Memorandum an Clam, zitiert nach Goldinger, Walter: Von Solferino bis zum Oktoberdiplom. Mitteilungen des österr. Staatsarchivs 3 (1950) 116.

⁶⁰ Kubík 265 Anm. 14.

⁶¹ Thun: Die Stellung der Slowaken 39, 40, 54.

⁶² Thienen-Adlerflycht 153 f. — Kubík, Ladislav: Česká korespondence se Lvem Thunem [Die tschechische Korrespondenz mit Leo Thun]. Prag 1970, S. 113 ff. — Helfert: Graf Leo Thun. Österr. Jb. 16 (1892) 98 f.

Kuzmány war von Thun im Oktober 1849 zum Professor an der Evangelischen theologischen Lehranstalt ernannt und später zur Beratung über die Neuordnung der evangelischen Kirche in Ungarn herangezogen worden⁶³. Wie eng das gegenseitige Vertrauen beider Männer zueinander war, zeigt der umfangreiche Schriftwechsel zwischen ihnen in den Jahren 1859 und 1860 — es ist die Zeit, da Ludwig von Benedek, der Generalgouverneur Ungarns, Kuzmány vorwirft, ein Schisma innerhalb der evangelischen Kirche Ungarns herbeiführen zu wollen —, der freilich nicht mehr das slowakische Sprachproblem, sondern die Situation der Protestanten in Ungarn zum Gegenstand hat⁶⁴.

Mit Anton Beck schließlich, dem wohl das größte Verdienst am Zustandekommen der „Juridisch-politischen Terminologie“ gebührt und der später als Herausgeber der amtlichen „Wiener Zeitung“ und des „Videňský deník“, als Zensor der „Slovenské noviny“, als Redakteur der tschechischen Ausgabe des Reichsgesetzblattes und als Direktor der österreichischen Staatsdruckerei weiterhin mit diesem Problemkreis befaßt blieb, stand Thun gleichfalls schon seit 1841 in engem Kontakt und hat ihn als „interessanten, bescheidenen, und, wie es scheint, tüchtigen jungen Menschen“ kennen und schätzen gelernt und war von ihm nach seiner Übersiedlung nach Wien in einen Kreis tschechischer Literaturfreunde eingeführt worden⁶⁵. Auch mit Šembera stand Thun seit 1845 in Verbindung. Šembera hatte ihm einen Bericht über das nationale Leben in Olmütz nach Wien geschickt und ihm versichert, daß die mährischen Tschechen Thuns Berufung nach Wien und damit seinen Eintritt in einen Kreis von Männern mit großer Freude begrüßten, „von deren Wohlwollen und Klugheit das Gedeihen aller patriotischen Bemühungen am meisten abhängt“⁶⁶.

Thun hatte für den Bereich seines Ministeriums auf dem Gebiet der Unterrichtssprache lediglich jene Regelung übernommen, die im Bereich der Gesetzgebung, der Rechtsprechung und Verwaltung von der „Kommission für slawische juridisch-politische Terminologie“ erarbeitet worden war. Man wird also in der Tätigkeit dieser Kommission die entscheidende Tat für die amtliche Einführung einer tschecho-slowakischen Amts- und Unterrichtssprache zu sehen haben. Wer freilich die Auffassungen der einzelnen Kommissionsmitglieder zu dieser Frage aus ihrer bisherigen Tätigkeit und aus ihren früheren Arbeiten kennt, konnte dieses Ergebnis bereits vor Aufnahme ihrer Beratungen voraussehen. Die Entscheidung war also bereits mit der Auswahl der Mitglieder erfolgt, denn man hatte es vermieden, Štúr oder einen seiner Anhänger in die Kommission zu berufen.

Štúr hat nicht nur den Delegationen angehört, die dem Kaiser den Dank der Slowaken für die Konstitution und die Gleichberechtigung der Nationen aussprachen, er war es auch, der im Herbst 1848 die Slowaken zum Kampf ge-

⁶³ Zimmermann 9, 59.

⁶⁴ Mayer, Vladimír: Příspěvek ke korespondenci Karla Kuzmányho Lvú Thunovi [Ein Beitrag zur Korrespondenz K. Kuzmány's mit Leo Thun]. In: Sborník pedagogické fakulty v Ústí nad Labem, řada bohemistická. Prag 1967, S. 37 ff.

⁶⁵ Helfert: Graf Leo Thun. Österr. Jb. 16 (1892) 92, 147.

⁶⁶ E b e n d a 16 (1892) 147.

gen die Ungarn an der Seite der österreichischen Truppen aufgerufen und die slowakischen Freiwilligenverbände⁶⁷ organisiert hat: „Auf, Slowaken, in den Kampf für . . . die Einheit der österreichischen Monarchie! . . . Verbünden wir uns mit der ganzen Monarchie, wo keine tyrannische Partei über uns herrscht, sondern das Recht, die Freiheit und die Ordnung . . .“⁶⁸.

„Wir wollen uns nicht von Österreich losreißen, wie die Madjaren, sondern unter dem Zepter unseres Königs im Verbande mit den übrigen freien Völkern in Österreich verbleiben“⁶⁹.

Trotzdem ist weder Štúr noch einer seiner Mitarbeiter, Josef Miloslav Hurban oder Michal Miloslav Hodža, zum Vertrauensmann der Regierung oder zum Mitglied einer der Beratungskommissionen bestellt worden. General Rousseau hatte in seiner Denkschrift an den Fürsten Windischgrätz Štúr und Hurban als „schlechte Subjekte“ bezeichnet⁷⁰.

Als Štúr 1845 mit der Herausgabe seiner „Slovenskje narodnje novini“ begann, versuchte Thun, ihm dies auszureden, „denn mehr als je haben wir es nötig, nicht ohne ernste Gründe auseinanderzugehen. Ich habe die innerste Überzeugung, daß die slowakischen Angelegenheiten ein allen Slawen gemeinschaftlicher Schatz sind und daß es bei weitem wichtiger ist, daß die Schriftsteller in jedem Sprachzweige zu erhalten trachten, was gemeinschaftlichen Ursprungs ist und davon Zeugnis ablegen, als daß sie der Bequemlichkeit und dem Eigenwillen jeder Landschaft nachgeben, um gerade so zu schreiben, wie das Volk, aller literarischen Bildung bar, seit Jahrhunderten spricht“⁷¹. Štúr erklärte in seiner umgehenden Antwort⁷² seinen Schritt als das Ergebnis jahrelanger Überlegungen: „Ob die Sache richtig entschieden wurde, wird die Zeit lehren.“ Gerne hätte er die Frage vorher mit Thun, Šafařík und Palacký mündlich besprochen, aber seine Arbeitsüberlastung ließ dies nicht zu.

Seither bestand zwischen Štúr und den nachmaligen „Regierungs-Tschechen“ eine tiefe Kluft. Enttäuscht wandte sich Štúr von Thun ab. Zu dem alten Feind der Slowaken, Windischgrätz⁷³, schreibt er, „gesellte sich noch einer, der sich uns gegenüber einst freundlich verhalten hat, er heißt Graf Leo Thun“⁷⁴.

Die entschiedene, ja leidenschaftliche Ablehnung Štúrs, Hurbans und ihrer Anhänger durch Kollár, Šafařík und in ihrem Gefolge auch Thun findet ihre Erklärung aus dem Gedankengut des Austroslawismus, der der Vormachtstellung der Deutschen und Madjaren in Österreich, aber auch der bevorzugten

⁶⁷ Über den slowakischen September-Aufstand und den Winterfeldzug siehe R a p a n t V/1, 256 ff.

⁶⁸ Č e r n ý 461.

⁶⁹ Č e r n ý 404.

⁷⁰ H e l f e r t : Geschichte IV/1 Anh. S. 96.

⁷¹ Schreiben Thun an Štúr vom 26. 7. 1845 (in tschechischer Sprache), zitiert nach H e l f e r t : Graf Leo Thun. Österr. Jb. 16 (1892) 150.

⁷² Schreiben Štúr an Thun vom 29. 7. 1845 (in tschechischer Sprache), abgedruckt bei K u b í k : Česká korespondence 125—127.

⁷³ Fürst Alfred Windischgrätz hatte in einem Schreiben vom 30. 12. 1848 an Innenminister Stadion behauptet, daß sich die Slowaken „in dem gegenwärtigen Kampfe ganz passiv und indolent benehmen“. H e l f e r t : Geschichte IV/1 Anhang S. 64.

⁷⁴ R u t t k a y 62.

Stellung der italienischen Sprache durch die Zusammenfassung aller in Österreich lebenden slawischen „Stämme“ zu einem Volk entgegneten wollte. Daher trägt Šafařík's richtungweisendes Werk die Bezeichnung „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur“, daher erklärt Kollár, daß sich „die zerstreuten slawischen Stämme als ein Volk und ihre verschiedenen Mundarten als eine Sprache“⁷⁵ betrachten.

War auch diese Auffassung nicht aufrechtzuerhalten, so sollte doch wenigstens jede weitere Aufspaltung vermieden werden. Kollár rühmt die Kroaten und Krainer, weil sie sich „zum Illyrischen emporgehoben“ hätten, er wünscht, daß sich die Lausitzer entweder an die Polen oder an die Tschechen anschließen „und dadurch die Zahl der verschiedenen Mundarten in unserer Nation kleiner werde“⁷⁶, und wendet sich gegen die „Vermehrung der slawischen Schriftsprachen ins unendliche“⁷⁷. So ist es zu verstehen, wenn J. P. Tomášek an Hlaváč schreibt, Kollár habe „sehr geeifert gegen die dumme Schriftsprache einiger Slowaken“⁷⁸.

Freilich war weder Kollárs noch Šafařík's Einfluß bei den Tschechen groß genug, ihre Lieblingsidee einer „Slowakisierung der tschecho-slowakischen Schriftsprache“, also eine stärkere Anreicherung des Tschechischen mit Slowakismen, durchzusetzen und so eine zwischen den Umgangssprachen vermittelnde Schriftsprache zustande zu bringen⁷⁹.

Wenn jene Minister, die bei der Durchführung ihrer Sprachenpolitik auf Ratgeber und Vertrauensmänner angewiesen waren, so entschieden für die Verwendung der tschechischen Schriftsprache bei den Slowaken eingetreten sind, so ist dafür wohl noch ein weiterer Grund maßgebend gewesen: Während des Feldzuges gegen Ungarn und unmittelbar nach der Niederwerfung des ungarischen Aufstandes mußte der Wiener Regierung jedes Mittel willkommen sein, Ungarn in ein österreichisches, von Wien aus verwaltetes Kronland zu verwandeln. Hatte man Siebenbürgen, Kroatien und die serbische Wojwodschaft abgetrennt, so wollte man Oberungarn, den slowakisch besiedelten Teil Ungarns, wenigstens durch eine einheitliche Sprache an die Kronländer Böhmen und Mähren binden.

Ganz anders war freilich die Situation gewesen, als Štúr 1845 mit seiner slowakischen Schriftsprache hervortrat. Er wollte damit deutlich unterstreichen, daß die Wünsche und Forderungen der Slowaken nach nationaler Gleichberechtigung ausschließlich im Rahmen des Reiches der Stefanskronen ihre Verwirklichung finden sollten⁸⁰.

⁷⁵ Kollár, Johann: Über die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slavischen Nation. Pest 1837, S. 3.

⁷⁶ Spisy III, 245.

⁷⁷ Černý 620.

⁷⁸ 10. 3. 1846, zit. nach Pražák: Dějiny spisovné slovenštiny 378 f.

⁷⁹ Hierüber Locher 127 f., 135, 143, 167, 185, 190.

⁸⁰ Zu diesen Überlegungen vgl. Pražák: Literární Slovensko 24. — Hodža 288 f. — Marták, Ján: Útok na spisovnú slovenčinu roku 1847/48 a jeho cieľ [Der Angriff gegen die slowakische Schriftsprache im Jahre 1847/48 und sein Ziel]. Turč. Sv. Martin 1938, S. 34, 176, 179 (Knižnica Slovenských pohľadov 54).

Thun hatte noch 1843 enthusiastisch zur hellen Begeisterung seiner tschechischen und slowakischen Leser ausgerufen: „Lernt nur erst den Organismus des Volkes kennen, lernt die Sprache kennen, ohne die es unmöglich ist, mit dem Volk selbst und dessen Angelegenheit vertraut zu werden, und die Schuppen werden euch von den Augen fallen⁸¹!“ Als Unterrichtsminister war Thun bei der Festlegung der Unterrichtssprache von auffallender Zurückhaltung, immer stärker wurde die deutsche Unterrichtssprache in den Vordergrund geschoben.

In echt romantischer Begeisterung hatte sich Thun für die Volkssprache in der Volksdichtung, im Volkslied begeistert, für die Wissenschaft hielt er an der deutschen Sprache fest. Immer wieder betont er die Notwendigkeit, die Entwicklungsstufe einer Sprache zu prüfen und zu überlegen, ob sie als Vortragsprache, als Sprache der Lehrbücher geeignet sei. Das Niveau des Unterrichts dürfe durch die Unterrichtssprache nicht beeinträchtigt werden, sie ist nur Mittel zum Zweck, niemals Selbstzweck⁸². Helfert, der allen Bemühungen um nationale Gleichberechtigung der Völker wohlwollend gegenüberstand⁸³, überliefert Thuns Ausspruch: „Nach meiner Behauptung wird sich die böhmische Sprache niemals zu einer gelehrten Sprache erheben⁸⁴.“ Später distanziert sich Thun immer mehr vom Prinzip der Gleichberechtigung der Nationen — sie bedeutet ihm nur ein Schlagwort des Jahres 48⁸⁵ — und bekennt, „stets von der Undurchführbarkeit der Reichsverfassung vom 4. März überzeugt“ gewesen zu sein⁸⁶.

Immer mehr büßte das Problem der slowakischen Schriftsprache an Bedeutung ein: Die österreichische Zentral-Zivilverwaltung in Ungarn hatte sich mit ihrer Weisung, bei den Behörden in „slawischer“ Sprache eingereichte Gesuche auch in dieser Sprache zu beantworten, nie ganz durchsetzen können, die neu bestellten königlichen Kommissäre amtierten trotz aller Beschwerden der Slowaken weiterhin in madjarischer Sprache⁸⁷, so daß der Frage, ob von den Behörden das „Amts-Tschechisch“ oder das Slowakische zu verwenden sei, keine große Bedeutung zukam.

In den Schulen wurde die slowakische Sprache schon bald durch das Deutsche verdrängt: „Auch da, wo die deutsche Sprache nicht die Muttersprache der Schüler ist“, sagt die Verordnung Thuns vom 1. Jänner 1855⁸⁸, „sind, sobald

⁸¹ Thun: Die Stellung der Slowaken 60 f.

⁸² Frommelt 67.

⁸³ Über Helferts nationale Haltung vgl. Pisecky, Franz: Josef Alexander Frh. v. Helfert als Politiker und Historiker. Phil. Dissertation Wien 1949, S. 85 ff.

⁸⁴ Helfert, Josef Alexander: Graf Leo Thun, Lehr- und Wanderjahre. Österr. Jb. 15 (1891) 151 f.

⁸⁵ Moy de Sons 6. 1. 1855, zit. nach Lentze, Hans: Die Universitätsreform des Ministers Graf Leo Thun-Hohenstein. Wien 1962, S. 263 (Sitzungsberichte der Österr. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse 239/2).

⁸⁶ Walter 502.

⁸⁷ Windischgrätz an den Chef der Zivilverwaltung v. Szögenyi 23. 2. 1895, Text bei Rapanant V/1, 19. Vgl. ferner Helfert: Geschichte IV/2, 435, 437, 555. — Lades 98.

⁸⁸ Reichsgesetzblatt Nr. 7.

die Schüler sie in soweit erlernt haben, daß sie sie ohne Schwierigkeit verstehen, wenigstens einige Gegenstände deutsch und auf Grundlage deutscher Lehrbücher zu lehren. Die hiezu erforderliche Kenntnis der deutschen Sprache muß den Schülern auch in Orten, wo dieser Unterricht bisher ganz vernachlässigt wurde, in Zukunft jedenfalls im Untergymnasium beigebracht werden, so daß unter allen Umständen in der ersten Klasse des Obergymnasiums einige Gegenstände deutsch gelehrt werden, deren Zahl sodann von Jahr zu Jahr so zu vermehren ist, daß die deutsche Sprache in den obersten Klassen die vorherrschende Unterrichtssprache sei . . .“

Um die Jahreswende 1874/75 wurden die slowakischen Gymnasien von der ungarischen Regierung geschlossen. Unterrichtssprache war nur noch die madjarische. An der Preßburger Rechtsakademie wurden die „slawischen“ Vorlesungen 1855 durch deutsche ersetzt, 1861 wurde wieder der Zustand wie im Jahre 1848, d. h. madjarische Vorlesungssprache, hergestellt⁸⁹.

1852 erschien Martin Hattalas slowakische Grammatik, mit der die slowakische Sprache ihre endgültige Ausgestaltung erfuhr. Als erster kehrte Radlinský wieder zur slowakischen Schriftsprache zurück und ließ seine Übersetzung des ungarischen Landesgesetzblattes in der verbesserten slowakischen Form (opravená slovenčina) erscheinen. Freilich führte Kuzmány's Einschreiten 1853 zu einer Rückkehr zum „Amts-Tschechisch“⁹⁰.

Noch einmal hat sich Kollár beschwörend an die „Liebhaber der tschechisch-slowakischen Einheit und Literatur in der Slowakei“ gewendet, der Regierung für die Herausgabe des einheitlichen tschechischen Reichsgesetzblattes und der einheitlichen Schulbücher für Böhmen, Mähren und die Slowakei gedankt⁹¹. Aber schon 1852 stirbt er, und damit war der eifrigste Verfechter der tschechisch-slowakischen sprachlichen Einheit weggefallen. In Amt und Schule wurde nun die tschechische, in Literatur und Publizistik — ausgenommen die „amtliche“ Zeitung — die neue slowakische Schriftsprache verwendet⁹².

1859 treten Bach, 1860 Thun von ihren Ministerposten zurück — eine Folge der Staatskrise Österreichs, die die Madjaren gut zu ihrem Wiederaufstieg zu nutzen verstanden. Die tschechischen Beamten und Lehrer, die seit 1849 in die Slowakei versetzt worden waren — unter ihnen Václav Vlček, der Vater des tschechischen Literaturhistorikers, und Josef Němec, der Gatte der Dichterin Božena Němcová —, mußten Ungarn wieder verlassen⁹³. 1860 stellen die

⁸⁹ Holotík, L'udovít [Hrsg.]: Dejiny Slovenska [Geschichte der Slowakei]. Bd. 2. Preßburg 1968, S. 274.

⁹⁰ Ruttkay 114. — Šteller 164, 213.

⁹¹ 12. 6. 1851, Text bei Černý 766—768.

⁹² Rapant V/1, 300.

⁹³ Über den günstigen Einfluß dieser als „Bach-Husaren“ bezeichneten tschechischen Beamten, Lehrer und Professoren für die Slowakei vgl. Bokes, František: Slovenské školstvo a česko-slovenská vzájomnosť v rokoch 1848—1918 [Das slowakische Schulwesen und die tschechisch-slowakische Gegenseitigkeit]. In: O vzájomných vzťahoch Čechov a Slovákov. Sborník materiálov z konferencie Historického ústavu SAV. Preßburg 1956, S. 204 f. Siehe auch Anm. 29. Demgegenüber bewertet Gogolák (S. 14—18) diese Episode ausschließlich negativ.

„Slovenské noviny“ ihr Erscheinen ein. Die Verordnung des Wiener Justizministeriums vom 23. Juli 1860 an alle Gerichtshöfe und Staatsanwaltschaften Ungarns⁹⁴ über den Gebrauch der Muttersprache bei Gerichtsverhandlungen erwähnt nicht mehr die tschechische oder böhmische Sprache, sondern nur die slowakische. 1867 zog der österreichisch-ungarische Ausgleich einen Schlußstrich unter alle slowakischen Hoffnungen. Kaiser Franz Josef, der 1849 der slowakischen Delegation tschechisch gedankt hatte, fühlte sich jetzt auf transleithanischem Boden nur noch als König von Ungarn; als er 1887 in Neutra von der Bevölkerung in deutscher und slowakischer Sprache begrüßt wurde, antwortete er nur madjarisch⁹⁵.

⁹⁴ Hierüber Šteller 266.

⁹⁵ Schließledet, Wilhelm: Die Rechte der Nationalitäten in Österreich und Ungarn 1848—1918. Dissertation Innsbruck 1958, S. 93.

JOSEPH M. BAERNREITHER ALS SOZIALPOLITIKER IM ALTEN ÖSTERREICH

Versuch einer gesellschaftsgeschichtlichen Würdigung

Von Harald Bachmann

Das Wort des österreichischen Historikers und Archivars, Baron Oskar von Mitis, Baernreithers Lebenswerk läge unter den Trümmern der Donaumonarchie begraben, hat durch die Jahrzehnte nichts von seinem beklemmenden Wahrheitsgehalt verloren¹. Es gibt keine vollkommen befriedigende kritische Arbeit über den angesehenen Staatsmann des alten Österreich. Der alte Staat war das Lebenselement Baernreithers, nur wenn man ihn und seine spezifische politische und historische Lebensatmosphäre studiert, gewinnt man Zugang zu Baernreither, dessen Persönlichkeit mit dem tragischen und doch unvermeidlichen Ende Zisleithaniens eng verknüpft ist.

Die beste, im einzelnen unübertroffene Darstellung bietet Josef Redlichs biographische Skizze im Vorwort zu den „Fragmenten“; Redlich hat seinem Freunde hier ein hervorragendes Denkmal gesetzt². Leopold Izaks Wiener Dissertation über Baernreithers Wirken als Sozialpolitiker, die auch gewissen Einblick in die anderen Arbeitsgebiete des Staatsmannes bietet, stellt einen Versuch dar, Baernreithers Gesamtwerk im Rahmen des österreichischen Staatsgefüges zu erfassen und seine Entwicklung zum bedeutenden Staatsmann nachzuzeichnen. Das gleiche Bestreben zeigt eine zweite Wiener Dissertation „Joseph Maria Baernreither. Versuch einer politischen Biographie“, verfaßt von Ilse Schwarz, die den liberalen Politiker als Repräsentanten der zisleithanischen Ära darstellt, aber oftmals nicht kritisch genug würdigt³. An vierter Stelle mag Baron Czedik's biographischer Abriß stehen, der — noch von persönlichem Erleben bestimmt — in der bis heute unentbehrlichen „Geschichte der k. k. Ministerien“ zu finden ist. Die zweibändige gründliche Untersuchung Berthold Sutters über die Badenikrise (1897) charakterisiert Baernreithers parlamentarische Karriere vorwiegend in der parteipolitischen Sphäre, die soziale Problematik

¹ Baernreither: Verfall IX.

² Baernreither, Joseph M.: Fragmente eines politischen Tagebuches. Berlin 1928. Biographische Skizze „Joseph M. Baernreither“ von Josef Redlich, S. 11—37. — Ferner das Geleitwort von Oskar von Mitis in: Baernreither: Verfall IV—XXIV mit biographischen und bibliographischen Anmerkungen.

³ Izak, Leopold: Baernreither und die Sozialpolitik. Phil. Diss. Wien 1948. — Schwarz, Ilse: Dr. Joseph Maria Baernreither. Versuch einer politischen Biographie. Phil. Diss. Wien 1966.

dieser turbulenten Jahre wird nicht so eingehend gewürdigt⁴. Die Kurzbiographien und Nekrologe über Baernreither, in biographischen Sammelwerken und Zeitungen der Nachkriegszeit, können, abgesehen von nützlichen Hinweisen episodischen Charakters, nur der kurzen Orientierung dienen⁵. Lexikalische Erwähnung hat Baernreither über die Zeit des Zweiten Weltkrieges hinaus selten gefunden⁶. Dies ist umso bedauerlicher, da er seine Tagebücher und politischen, wissenschaftlichen sowie belletristischen Schriften wohlgeordnet in einem umfassenden Nachlaß dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien anvertraute. Er hat es weitgehend vermieden, seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu rücken, denn seine Tagebücher sind als Zeitdokumente fast völlig frei von privaten Reminiszenzen, und seine freundschaftlichen Beziehungen zu anderen Staatsmännern und Persönlichkeiten des geistigen Lebens seiner Zeit sind nach dem, was wir im Nachlaß erfahren, ebenso weitgehend frei von jeglicher Betonung lediglich egoistischer Interessen. Das Werk, die wissenschaftlichen Forschungen und die staatspolitisch geschulte Denkart des bedeutenden Parlamentariers finden in den Tagebüchern vollkommenen Ausdruck. Sie sind überdies wertvolle Zeitdokumente für die geistigen Auseinandersetzungen auf dem Boden der Donaumonarchie vor dem Zerfall des übernationalen Staates.

Josef Redlich verdanken wir die kurze, aber doch so vorzügliche biographische Skizze, mit der die erste Veröffentlichung aus dem Nachlaß Baernreithers eingeleitet wird⁷. Schon der Verfasser der Lebensskizze betonte, daß er in seiner Arbeit die Persönlichkeit seines Freundes nur umrißhaft erfassen kann, obwohl ihm von 1897 an die ausführlichen Tagebücher Baernreithers zur Verfügung standen.

Aus der Jugendzeit erfahren wir jedoch charakteristische Einzelheiten. Baernreithers Familie, ausgesprochen großbürgerlich, war um die Mitte des 19. Jahrhunderts, im Zeitalter der Industrialisierung, zu großem Reichtum emporgestiegen, der Vater, auch Mitglied der Handels- und Gewerbekammer Prag, hatte als Fabrikant und Großgrundbesitzer viel zur Entwicklung der Zuckerrübenindustrie in Böhmen beigetragen.

⁴ Cz ed i k, Alois Frhr. von: Zur Geschichte der k. k. österreichischen Ministerien 1861—1916. Bd. 2. Wien 1917, 503 S., hier S. 243—270. — S u t t e r, Berthold: Die Badensischen Sprachenverordnungen von 1897. Bd. 1. Graz-Köln 1960, 310 S.; Bd. 2. Graz-Köln 1965, 524 S.

⁵ Vgl. NDB (Neue Deutsche Biogr.) Bd. 1 (1953). — H u g e l m a n n, K. G.: Biogr. Staatshandbuch. Bd. 1 (1963). — ÖBL (Österr. Biogr. Lexikon) Bd. 1 (1957). — O b e r m e y e r - M a r n a c h, E. sowie K o s c h: Das Katholische Deutschland. Bd. 1. Augsburg 1933. — Vgl. ferner folgende Schriften über Baernreither: Die aufschlußreiche Arbeit Robert A. K a n n s: Joseph Maria Baernreither und Graf Ottokar Czernins fragmentarische Darstellung der Sixtus-Affäre. Auf Grund der Aufzeichnungen und Dokumente im Baernreitherschen Nachlaß. MOSTA 16 (1963) 412—452; und den Aufsatz von M i y a k e, Masaki: J. M. Baernreither und „Mitteleuropa“. Eine Studie über den Nachlaß Baernreither. MOSTA 17 (1964/65).

⁶ Meyers Konversationslexikon 7. Aufl. I (1924), Spalte 1494. Neuerdings: Meyers Enzyklopädisches Lexikon. Bd. 3 (1971) 350.

⁷ B a e r n r e i t h e r: Fragmente 11—37. Ferner die biographischen Angaben bei C z e d i k II, 243—270.

Er hatte auch 1868 die Allodial-Herrschaft Lust (Lužec) und Lünz (Mlynce) in der Bezirkshauptmannschaft Podersam (Podbořany) in Westböhmen gekauft und seinen drei Söhnen, Joseph, Alfons und Georg, hinterlassen. Die Herrschaft lag im bäuerlichen, von einigen Gütern durchzogenen Saazer Land, das mit seinen kleinen Dörfern und Landstädtchen noch fern von jeglicher Industrialisierung war. Die Gegend war fast rein deutsch, doch nicht weit von der Sprachgrenze entfernt. In wirtschaftlicher Hinsicht handelte es sich um ein gut genutztes, fruchtbares Hügelland. Einzelne Industriebetriebe landwirtschaftlicher Art gehörten zum Gutsbereich, dessen Produktion nach Sitte des Landes in Hopfen, Getreide und Zuckerrüben bestand. Der gesamte Besitz umfaßte 857,9 Hektar, meist auf einer Ebene gelegen, inmitten von kleinbürgerlichen Ländereien, die Dörfer Lust und Lünz waren dementsprechend klein, 139 und 146 Einwohner⁸.

Im Rahmen der vorliegenden Untersuchungen soll auf den politischen, besser gesagt, sozialpolitischen Einfluß einer Persönlichkeit eingegangen werden, das biographische Moment spielt daher nicht die in jeder Hinsicht entscheidende Rolle. Trotzdem erscheint es angebracht, einige lebensgeschichtliche und bibliographische Ausführungen beizufügen.

Der junge Baernreither genoß eine gründliche Schulbildung in den klassischen Sprachen am Kleinseitner Gymnasium in Prag und maturierte am 2. Juli 1863 im Alter von 18 Jahren mit Auszeichnung. Die Universität bezog er in Heidelberg und hörte vom Wintersemester 1864 bis 1867 an der Ruperto-Carola als Jurist bei Professor Johann Caspar Bluntschli, dem liberalen Staatsrechtler, und dem Historiker Ludwig Häusser. Die Problematik der juristischen Lehre Bluntschlis, vor allem die Abhängigkeit von den Prinzipien der historischen Rechtsschule Savignys, beeinflussten Baernreithers juristische Arbeiten in den achtziger Jahren. Das Studium der Rechte setzte er dann 1868/69 in Prag fort. Seine bekanntesten Lehrer an der Carolo-Ferdinanda waren der Philosoph Wilhelm Volkman, ferner der tschechische Zivilrechtler Anton Randa und der Historiker Anton Gindely (österreichische Geschichte). In Prag, auf heimatlichem Boden, promovierte Baernreither am 14. Dezember 1871 zum Doktor juris utriusque, absolvierte die vorgeschriebene Gerichtspraxis am Handelsgericht in Prag und erhielt schließlich im Jahre 1873 die Ernennung zum Assistenten am Strafgericht.

Eine zweimonatige Bildungsreise zu den Denkmälern antiker und mittelalterlicher Kunst hatte Baernreither im Oktober und November 1872 nach Konstantinopel, Smyrna und Kairo geführt — ein seltenes Erlebnis für einen bürgerlichen Akademiker seiner Zeit. In Briefen an seine Mutter und in einem sorgsam verfaßten Tagebuch, das mit Skizzen und Plänen versehen ist, berichtete Baernreither über orientalische Reiseeindrücke, die, prägnant in der Schilderung, seine Aufzeichnungen vom Niveau üblicher Reiseliteratur unterscheiden⁹.

⁸ Tittel, Ignaz: Schematismus und Statistik des Grundbesitzes und größerer Rustalgüter im Königreich Böhmen. Prag 1906, 970 S., hier S. 36 f.

⁹ Tagebuch der Reise und einzelne Briefe im Nachlaß Baernreithers. Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, K 4; zitiert: NBae K 4; Fragmente 16—18.

Bald danach legte er die Richteramtprüfung ab und wurde an das Landesgericht für Zivilsachen in Prag versetzt — an einen Gerichtshof, dessen ausgezeichnete Rechtspflege Baernreither sehr imponierte. Er empfand aber die umständliche Art des schriftlichen Prozeßverfahrens als hemmend und gab sich der Hoffnung hin, den mündlichen Zivilprozeß auch in Österreich einzuführen, wozu ihm das Ausland wichtige Anregungen bot. Wesentliche Aufschlüsse über Verfahrensfragen gewann Baernreither beim Studium der Hannoverschen Prozeßordnung sowie des Genfer Zivilprozesses¹⁰.

Große Auslandsreisen ermöglichten dem jungen Juristen eine gründliche Vertiefung seiner Kenntnisse, so daß Baernreither den Plan hegte, sich für österreichische Zivilprozeßordnung zu habilitieren. Vom August bis Dezember 1873 war Baernreither zum Studium des mündlichen Verfahrens im Zivilprozeß beurlaubt und besuchte Gerichte in Genf, Hannover und Celle¹¹.

Die Vollendung der wissenschaftlichen Arbeiten, die mit der Problematik des mündlichen Zivilprozesses zusammenhingen, blieb Baernreither aber versagt, da er im Mai 1874 als Kriegsgérichtsadjukt nach Reichenberg versetzt wurde. In seiner Eigenschaft als junger Richter lernte er die industriellen und bevölkerungspolitischen Verhältnisse im deutsch-böhmischen Textilarbeitergebiet um den Jeschken kennen. Die soziale Lage sowie die Lebensbedingungen der Arbeiterschaft in den Reichenberger Fabriken erweckten sein lebhaftes Interesse, das wohl über das übliche sozialpolitische Engagement des liberalen Bourgeois und Beamten hinausführte.

Die Pläne Baernreithers, vor allem seine feste Absicht, sich — wahrscheinlich in Prag — für Zivilprozeßordnung zu habilitieren, wurden gerade durch die Versetzung nach Reichenberg durchkreuzt, daher entschloß er sich, an das Justizministerium ein Gesuch um einen längeren Urlaub zu richten. Die oberste Justizbehörde ging auf dieses Gesuch jedoch nicht ein, sondern berief Baernreither ins Ministerium — zur Vorbereitung des neuen Zivilprozeßentwurfes, an dem man in Wien bereits arbeitete.

Gesetzgeberische Entwürfe machten Baernreither mit den führenden Juristen des Ministeriums bekannt, und der Sektionschef Benoni von Clanisberg, ein aus oberitalienischer Tradition stammender Beamter, wurde sein Vorgesetzter, den er hoch schätzte.

Die wissenschaftliche Entwicklung Baernreithers vom Blutschülischüler zum Sozialpolitiker und Anhänger des Kathedersozialisten Lujo Brentano fand bereits zu Beginn der achtziger Jahre ihren Niederschlag in einigen Studien. Am deutlichsten erkennt man Baernreithers Interesse an der sozialistischen Doktrin, wenn man seine Abhandlung über „Stammgüter-System und Anerbenrecht in Deutschland“ auf ihre Grundideen überprüft¹². Die moderne Wirtschaftsform

¹⁰ Vgl. hierzu und zu den folgenden Ausführungen: Baernreither: Fragmente 17 ff. Die juristische Ausbildung Baernreithers und seine Studien zur Reform des österr. Zivilprozesses. Ferner Baernreither: Verfall XII.

¹¹ Baernreither: Verfall XIII.

¹² Baernreither: Stammgüter-System und Anerbenrecht in Deutschland. Wien 1882, 112 S., hier S. III—IX.

erfordert, wie in dieser Untersuchung einleitend betont wird, daß die Freiheit des Individuums zu den „Grundrechten“ des Gemeinwesens in eine feste Beziehung gebracht werden muß. Baernreither beweist schon in dieser Abhandlung über die juristisch-volkswirtschaftliche Problematik des Anerbenrechts im Deutschen Reich, daß er es versteht, die Rechtsentwicklung der bäuerlichen Erbfolge in den deutschen Bundesstaaten aus den gesetzlichen Bestimmungen zu analysieren und zu deuten. Das Grundprinzip der deutschen Gesetzgebung war Baernreither klar: Es sollte eine weitere Zerstückelung des bäuerlichen Grund und Bodens verhindert werden. Gerade in Österreich, das die Entfaltung der modernen industriellen Wirtschaftsformen, die Wanderbewegung und Landflucht, aber auch die starke agrarwirtschaftliche Konkurrenz des Auslandes zu spüren bekam, schien es Baernreither wesentlich, über die Schutzgesetze zu referieren, die man im Nachbarreiche zugunsten des Bauernstandes eingeführt hatte. Die Problematik dieser Gesetzgebung veranlaßte Baernreither zu einem gründlichen Durchdenken der volkswirtschaftlichen Theorien. Die Fragen der Gesellschaftslehre und Sozialreform haben ihn seit jener Abhandlung nicht mehr ruhen lassen, und in immer stärkerem Maße befaßte er sich mit den dringenden Aufgaben der Sozialpolitik. Er registrierte die Entwicklung im Ausland und suchte als Kenner sozialistischer Theorien Brücken zu schlagen von der alten liberalen Harmonielehre zur modernen Soziologie und zum Sozialismus. Besondere Aufmerksamkeit widmete er der Schule Lujo Brentanos, vor allem den Forschungen Brentanos über die britische Arbeiterbewegung.

Schon 1878 war Baernreither als Landtagsabgeordneter der Kurie des Großgrundbesitzes in den Böhmisches Landtag gewählt worden, da er von seinem Vater das landtäfliche Gut Lünz (Mlynce) geerbt hatte. Sogleich befaßte er sich als Parlamentarier mit den volkswirtschaftlichen Aufgaben des Kronlandes Böhmen, und es ist bezeichnend, daß er schon am 22. Oktober 1881 als Berichterstatter über die Vorlage zur Errichtung von landwirtschaftlichen Bezirksvorschußkassen im Landtag hervortrat¹³. Er verteidigte in seiner Rede erfolgreich die Rechtsansprüche des Kleinbauernstandes bzw. die Kassenangehörigen, die nur eine ganz geringe Einlage hatten. Auch in Steuerangelegenheiten trat er energisch für die Stützung des Kleinbesitzes ein, bemühte sich aber auch um die Förderung des Schulwesens und erwies sich als Experte sozialer, wirtschaftspolitischer und verwaltungsgeschichtlicher Probleme.

Zur gleichen Zeit bereitete er umfassende Arbeiten vor, die der Erforschung der englischen Arbeiterbewegung dienen sollten. Die Eindrücke aus seiner Adjunktenzeit am Kreisgericht in Reichenberg (Liberec), so kurz sie auch sein mochte (17. 5. 1874 — 2. 12. 1874), ließen ihn nicht ruhen. Noch in seinen Erinnerungen schildert er seine Reichenberger Erlebnisse eindringlich: Streiflichter fallen auf die sozialen Verhältnisse der unteren Schichten, auf die gesellschaftliche Wirklichkeit der Industriearbeiter aus der Umgebung der Textilstadt, deren mühevollen Tageslauf der junge Kreisgerichtsadjunkt Dr. Baernreither verfolgte — die langen Wege zur Stadt und zum Arbeitsplatz und das Häus-

¹³ Sten. Ber. d. Ltg. d. Kgr. Böhmen 1881, III. Session, S. 450—461.

lerdasein in den Dörfern der Umgebung. Seinen Erinnerungen sind folgende Zeilen über Reichenberg zu entnehmen, aus der Zeit kurz vor seiner Berufung nach Wien: „Das Leben in Reichenberg war sehr angenehm, aber auch sehr lehrreich für mich. Wieder war es eine neue Anschauung, die ich gewann, die große Industrie mit ihren modernen Betrieben, den Weltverkehr, der in diesen Winkel Böhmens hineinwirkte, endlich die Arbeiterfrage. Alles das spiegelte sich auch bei Gericht ab. Die Lohnweberei war noch in einem hoffnungslosen Kampf mit den großen Unternehmungen, die kleinen Tuchmacher verteidigten ihre Existenz gegen die großen, der Zustand der Fabrikarbeiter war noch ein primitiver. Unvergeßlich war mir das Bild, das sich zu Mittag in der unmittelbaren Nähe einiger der größten Fabriken bot, wo die Arbeiter mit ihrem Mittagsbrot im Freien kampierten, ihre Mittagsruhe sozusagen im Straßengraben hielten. Ich hatte lebhaften Verkehr mit allen Schichten der Reichenberger Bevölkerung. Es gab strenge Scheidungen, die ‚Hochmögenden‘, wie ich die großen Unternehmer nannte, hatten noch das Stadregiment in der Hand, aber damals schon hob sich eine neue Schicht empor, die man unterschätzte und ignorierte, bis sie einige Jahre später das Heft in die Hand bekam. Von einer bewußten Arbeiterbewegung nahm ich noch nichts wahr. Doch muß es eine solche wohl in den Anfängen gegeben haben. Wie leicht hätten es die großen Unternehmer in jenen Tagen gehabt, die Arbeiter an sich zu ziehen! — wie wenig geschah in dieser Hinsicht!¹⁴“

Ein Besuch in der Strafanstalt Bory bei Pilsen bestimmte Baernreither, der den desolaten Zustand jugendlicher Gefängnisinsassen beobachtete, für die Reform des Jugendstrafrechts einzutreten¹⁵.

Während eines Aufenthaltes in England (bereits Juli bis September 1883) hatte Baernreither intensiv die Geschichte und den Ausbau der britischen Industrie studiert. Eigene Beobachtungen und Recherchen und ein gewisses Nacheifern in den Bahnen seines Parteifreundes Ernst von Plener brachten Baernreither auf den Gedanken, die englischen Arbeiterorganisationen zu erforschen. Es wird schwierig sein nachzuweisen, daß der Liberale Baernreither die Grenzen seines „seinsgebundenen Denkens“ bewußt nicht überschritten hat. Möglicherweise hat ihn — den österreichischen (zisleithanischen) Liberalen — erst die Kritik seines Ratgebers, Professor Lujo Brentano, auf die Fehlinterpretation in seiner Arbeit hingewiesen, als die Forschungen schon sehr weit gediehen waren. Brentano unterrichtete ihn über die negative, innerlich ablehnende Einstellung der englischen Arbeiterführer gegenüber dem internationalen Marxismus und dessen wesentlichen Theorien. Friedrich Engels und Karl Marx hatten indessen erwartet, daß die soziale Umschichtung in England zur größten Revolution der Geschichte führen werde.

Die Behandlung des Sozialismus nach dem System großer Theorien entsprach nicht der Mentalität des britischen Arbeiters, dessen Vertreter in Trade Unions und anderen Verbänden auf dem Wege realistischen Taktierens ihre verfas-

¹⁴ Tgb. Baernreither. NBae. K 11, Tgb. V, S. 19—20. Ferner K 1, Personaldokumente.

¹⁵ NBae. K 11.

sungsmäßigen Rechte, aber auch ihre Mitwirkung im sozialen Leben durchsetzen konnten. Baernreither hatte diese Entwicklung bald erkannt und glaubte, sie als liberaler Bourgeois auf die vergleichsweise kontinental-östlichen Verhältnisse seines Heimatlandes anwenden zu können. Brentano gab ihm den bemerkenswerten Hinweis, die Bedeutung „theoretischer“ Äußerungen englischer Arbeiterführer keineswegs zu überschätzen, da die sozialistischen Lehren (mit ihren ideologischen Konstruktionen) für die praktische Entwicklung der englischen Arbeiterpolitik völlig belanglos seien¹⁶. Brentano erwähnte zwei Hauptfeinde der englischen Sozialentwicklung: die Sozialdemokratie und den Absolutismus. Die propagandistischen Erklärungen der Internationale könnten ihn nicht davon überzeugen, daß die englischen Arbeiter sozialdemokratisch würden. Zwar seien die englischen Arbeiter, wie die Arbeiter jedes Landes, „im Herzen politisch-radikal“, ebenso sympathisierten sie mit den Arbeitern auf dem Kontinent; sie lehnten aber die Forderungen kontinentaler Arbeiterparteien ab, da Englands Arbeiter stets praktisch eingestellt seien. Anstelle der radikalen Bekämpfung des Grundeigentums auf dem Kontinent (Gedanke der Verstaatlichung) verlangen die Engländer „four acres and a cow“¹⁷.

Baernreithers Kenntnis der britischen Sozialentwicklung erwuchs aus intensiven Studien der politischen und volkswirtschaftlichen Literatur der viktorianischen Epoche und wurde von den Persönlichkeiten, die ihm in England mit Rat und Tat zur Seite standen, maßgebend beeinflusst.

Er lernte während seiner Studienaufenthalte in England einige bedeutende Staatsmänner kennen, deren Einfluß auf die Entwicklung der sozialen Verhältnisse in Großbritannien nicht zu unterschätzen ist.

Unter diesen Politikern verdienen vor allem John Malcolm Ludlow, der Begründer der christlichsozialen Arbeiterbewegung, und Lloyd Jones unsere Aufmerksamkeit. Baernreither verdankte Ludlow Einblick in die Entwicklung der englischen Arbeiterverbände und die Zielsetzungen der britischen Trade Unions. Der angesehene Sozialpolitiker Ludlow gehörte zu den guten Bekannten, ja Freunden Lujo Brentanos, und es verdient erwähnt zu werden, daß Baernreithers Beziehungen zu England durch Brentano intensiv gefördert wurden.

Das erste Werk Brentanos zur Geschichte der Arbeiterfrage erschien 1870 und war Ludlow, „einem der aufrichtigsten Freunde der Arbeiter in England“, gewidmet¹⁸. Auch für die folgenden Arbeiten Brentanos, namentlich für sein bekanntes Buch „Die Arbeitergilden der Gegenwart“, bilden die Streitschriften

¹⁶ Tgb. Baernreither. NBae. K 8, Eintragung zum 9. 5. 1883.

¹⁷ Brief Lujo Brentanos an Baernreither. Wien, 26. 7. 1888. NBae, Korrespondenzen. In Ludlows Autobiographie (University Library Cambridge) findet sich folgender Passus in dem Abschnitt „My foreign friends and acquaintances“: „Several visits to Germany brought me into contact with the German people. My Chief Registrarship [i. e. of Friendly Societies] introduced me to a charming Austrian, since a Minister, Herr Baernreither.“ (Briefliche Mitteilung der University Library Cambridge vom 15. 3. 1965).

¹⁸ Masterman, N. C.: John Malcolm Ludlow. The Builder of Christian Socialism. Cambridge 1963, 299 S., hier S. 204. — Vgl. auch Webb, Sidney und Beatrice: Die

Ludlows die Grundlage; Brentano war aber nicht der Ansicht, daß die Trade Unions in England aus den Gilden entstanden seien. Er erwies Ludlow als seinem selbstlosen Freund zeitlebens die größte Hochachtung und hat stets gern betont, wie sehr er ihm für die Hilfe in Rat und Tat zu Dank verpflichtet war¹⁹.

Ein kurzer Hinweis auf Ludlows bisherigen Lebensweg mag gestattet sein. Englands christlichsozialer Politiker entstammte einer angloindischen Familie von Rang und Ansehen, verlebte seine Jugendjahre in Paris und wurde von den revolutionären Ideen der Utopisten, besonders Fouriers und Louis Blancs, beeinflußt. Später konvertierte er zur anglikanischen Hochkirche. Er nahm sich vor allem der Arbeiterfrage in England an, die er in christlichem Geist zu lösen suchte. Mit dem atheistischen revolutionären System von Karl Marx hatte er sich wohl auseinandergesetzt, fand aber keinen Zugang zu dieser Ideologie²⁰. Er war schon ein bekannter Sozialpolitiker, als der junge Lujo Brentano 1867 auf einer Studienreise in England seine Bekanntschaft suchte und von ihm Informationen über die soziale Entwicklung Englands, besonders über die „cooperative partnerships“ erbat. Ludlow gab genaue und erschöpfende Auskünfte, so daß Brentano Einblick in die politischen Verhältnisse der britischen Arbeiterbewegung erhielt. Ludlow und Brentano waren seither trotz zeitweiser Mißhelligkeiten jahrzehntlang miteinander befreundet²¹. Von Brentano bekam Baernreither wohl auch die Empfehlungen, die er für seine sozialpolitischen Studien in England dringend benötigte. 1883 bereits konnte Baernreither als österreichischer Parlamentarier mit Ludlow die soziale Organisation der englischen Arbeiterschaft erörtern und erhielt wichtige Ratschläge für sein Buch, das in Deutschland und Österreich Aufschluß darüber geben sollte, wie man in Großbritannien das Problem des Sozialismus zu behandeln verstand²².

Baernreithers Frage, warum sich in England nicht die schlechten Prophezeiungen erfüllt hätten, die Engels in seinem Buch „Die Lage der Arbeiterklasse in England“ verkündet hatte, wußte Ludlow geschickt zu beantworten. Es schien ihm als besonders wesentlich, daß es gelungen war, eine „Arbeiteraristokratie“ aufzubauen. (Ludlow folgte hier der marxistischen Terminologie.) Die Arbeiteraristokratie, eine Art von „Vorhut“, entwickelte sich konsequent weiter, und Ludlow förderte sie intensiv. Die besonders engen Beziehungen Lujo Brentanos zu Ludlow hatten auch die Entwicklung der sozialistischen Bewegung in Deutschland und England beeinflußt. Erst durch Brentano lernte Ludlow

Geschichte des britischen Trade Unionismus. 2. Aufl. Stuttgart 1906, 448 S., hier S. 10 Anm. 17. — Brentanos Aufsatz „Die Geschichte und Entwicklung der Gilden und der Ursprung der Trade Unions“ (London 1870, 135 S.) wird hier als Grundlage für die weiteren Studien Brentanos bezeichnet.

¹⁹ E b e n d a 204. Brentano bezeichnete Ludlow als „economic genius“ und als „most unselfish person“. Dies kennzeichnet seine guten Beziehungen zu Ludlow.

²⁰ Vgl. M a s t e r m a n 206 f.

²¹ E b e n d a 203 ff.

²² E b e n d a 235 f.: „Baernreither wished to study the social organisations of the British working man, and to transplant them to the Habsburg empire. Ludlow wrote an introduction to the translation of his book, English Associations of Working Men (1889).“

die marxistische Sozialdemokratie auf dem Kontinent, vor allem in Deutschland, näher kennen, auch gab Brentano über die christlichsoziale Parteientwicklung in England in einer eigenen Schrift Auskunft²³.

Die Einflüsse des Marxismus auf die britische Arbeiterschaft waren damals sehr gering, obwohl Karl Marx in London lebte. Brentano stellte später in seiner „Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung Englands“ die soziale Evolution anhand der Arbeitervereinigungen, vor allem der Friendly Societies, Co-operative Societies sowie der Workingmen's Clubs, anschaulich dar und wies auf die bereits sehr alten, aus der Gildenzeit stammenden Hilfskassen auf Gegenseitigkeit hin²⁴. Schon Ludlow hatte die Tatsache berücksichtigt, daß einige moderne Hilfskassen ohne Unterbrechung auf die Einrichtungen der Gilden zurückzuführen seien²⁵. Die oftmals behandelte Hilfskassenfrage griff Baernreither während seiner wirtschaftlichen und politischen Tätigkeit immer wieder auf und behandelte sie in dem Buch „Die englischen Arbeiterverbände und ihr Recht“ besonders gründlich. Er hat auch bei jeder Gelegenheit die Bedeutung dieses Kassensystems erläutert und hervorgehoben, daß das Prinzip der Freiwilligkeit einen Grundpfeiler der britischen Sozialreform bilde²⁶. Das Vorbild einer großen sozialen Evolution schwebte Baernreither vor Augen, als er bei seinen Studien zur Struktur der englischen Arbeiterklasse ganz im Sinne der Auffassungen Lujo Brentanos voring. Eine der Absichten, die Baernreither bei seinen Studien verfolgte, mag kurz genannt sein: Erfassen der wirksamen sozialen Kräfte und Gegensätze, die zum Aufstieg der britischen Arbeiterschaft seit dem Jahr 1870 führten.

Schon seit Jahren hatte sich Baernreither um die Kenntnis der volkswirtschaftlichen Verhältnisse Englands bemüht, des Landes, dem Mitteleuropa so viele Impulse für seinen stürmischen Aufstieg zur Industriegroßmacht verdankte²⁷.

Sein Buch, dessen Titel — wie schon erwähnt — „Die englischen Arbeiterverbände und ihr Recht“ lautete, war von Anfang an keine Einzelercheinung auf dem Gebiete der sozialpolitischen Studien, die deutsche Gelehrte der britischen Arbeiterbewegung widmeten. Seit Engels' und Hubers Arbeiten gewann die britische Sozialgeschichte auf dem Kontinent und namentlich in Mitteleu-

²³ Vgl. die eingehende Darstellung in den Erinnerungen Lujo Brentanos: Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands. Jena 1931, 423 S., hier S. 45—47, auch in Ders.: Eine Geschichte der wirtschaftlichen Entwicklung in England. Bd. 3. Teil 1. Jena 1928, 666 S., hier S. 415.

²⁴ E b e n d a 332—346.

²⁵ E b e n d a 333 Anm. 2.

²⁶ E b e n d a 336. — B a e r n r e i t h e r , Joseph Maria: Die Englischen Arbeiterverbände und ihr Recht. Tübingen 1886, 450 S., hier S. 152 f. — Vgl. e b e n d a 153: „Nicht die Gesetzgebung hat den Friendly Societies die Marschroute vorgeschrieben, sondern sie selbst haben in ihrem Ringen nach Reformen Tatsachen geschaffen, welche einer gesetzlichen Normierung bedurften, es ergaben sich Situationen, aus denen die Gesetzgebung helfen mußte und erst in den letzten Dezennien kam in den Parlamentsakten der Gedanke zum Ausdruck, daß die sozialen Bildungen, die durch eigene Kraft zu großen Selbstverwaltungskörpern herangewachsen sind, einer größeren Aufsicht des Staates bedürfen.“

²⁷ B a e r n r e i t h e r : Fragmente 22.

ropa in wissenschaftlichen Kreisen eine festumrissene Domäne. Wilhelm Hasbach schrieb beinahe zur gleichen Zeit eine Parallelarbeit²⁸.

In seiner Einleitung zu dem Werk, das Baernreither in dreijähriger zäher Arbeit verfaßte und in dem er sich von den Grundideen der volkswirtschaftlichen und soziologischen Lehren Brentanos leiten ließ, hatte er in beispielhafter Weise die Aufgabe charakterisiert, die er sich — aus eigenem Antrieb — stellte: „Eine Gesamtdarstellung des ganzen sozialen Entwicklungsganges Englands seit dem vorigen Jahrhundert hat Held versucht, doch blieb sein weitausholendes Werk bekanntlich ein Torso. Es ist deswegen vielleicht nicht ungerechtfertigt, den Versuch im engeren Rahmen, in knapperer Form und mit Beschränkung auf die letzten Dezennien zu wiederholen“²⁹.

Baernreithers Absicht, nur einen Ausschnitt der Sozialgeschichte Englands zu behandeln, war nach den Mißerfolgen anderer Gelehrter wohl verständlich. Die Aufgabe, zu deren Bewältigung Fachkenntnisse und ein intensives Studium der englischen Gesellschaft und Geschichte notwendig waren, erforderte Baernreithers ganze Energie. Sie führte ihn aber, um es gleich vorwegzunehmen, auf einen bedenklichen Irrweg, zu einer Fehlinterpretation, die ein nationalökonomisch geschulter Jurist der historischen Schule — bürgerlicher Herkunft — wohl kaum vermeiden konnte: Seine Arbeit ist in ihren Deduktionen und Konsequenzen eben das Werk eines angehenden zisleithanischen Juristen, man könnte überspitzt sagen, eines „Verwaltungsjuristen“, der als höchste Maxime staatlich-politischen Wirkens eben die Verwaltung betrachtete.

Baernreither befaßte sich in dem Buch mit der rechtlichen und verwaltungstechnischen Erörterung der Zusammenhänge, aus denen die Entwicklung der englischen Arbeiterverbände bzw. der Arbeiterversicherungen zu erklären ist; den Einfluß der Arbeiterverbände auf das Verfassungsleben beabsichtigte er im 2. Band des Werkes zu behandeln.

Charakteristisch für seine Auffassung und Arbeitsmethode ist folgendes: Er versuchte, abgesehen von seiner ständigen Betonung der verwaltungstechnischen Momente und Eingriffsmöglichkeiten, stets den Einfluß der Behörden, die Staatsaufsicht, besonders bei der Registrierung und Verwaltung der Hilfskassen und Arbeiterhilfsvereine, in den Vordergrund zu stellen. Die Wahrung einer abgegrenzten, staatsfreien Sphäre (für die Arbeiterklasse) war — nach Auffassung Baernreithers — kein auf Zisleithanien anwendbares Modell. Daher betrachtete er bereits die Registrierung der Hilfskassen als einen Teil der Staatsaufsicht. Es war somit verständlich, daß Baernreither bei seinen Vorbereitungen für die Realisierung des Hilfskassengesetzes (Gesetz v. 16. 7. 1892 R. 202) sofort für die Registrierung und Aufsicht der Landesbehörden eintrat. Der Einfluß der „staatlichen Sphäre“ sollte — wie noch eingehender erörtert werden soll — sofort zugunsten der Verwaltungsbourgeoisie festgelegt werden. Wahrscheinlich wollte Baernreither dadurch ein Abgleiten der sozialen Reform-

²⁸ Hasbach, Wilhelm: Das englische Arbeiterversicherungswesen. Berlin 1883, 447 S.

²⁹ Baernreither: Arbeiterverbände VII. Zu Held: Held, Adolf: Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands. Leipzig 1881.

entwicklung aus dem Staatssystem in den Bereich der gesellschaftlich „staatsfrei“ organisierten Versicherungsvereine auf nationaler Basis verhindern.

Die bereits angedeutete Verknüpfung von Administrativdenken und liberaler Gesellschaftsauffassung war an sich typisch für einen zisleithanischen Bürokraten. Das Widersprüchsvolle zwischen etatistischem Denken und liberaler Ideologie konnte nicht durch auswärtige Institutionen überwunden werden, die man den zisleithanischen sozialen Verhältnissen anzupassen versuchte. Das völlige Ignorieren der verfassungspolitischen Umwälzungen seit dem Zeitalter der Chartisten dürfte für den österreichischen „Verwaltungsbourgeois“ Baernreither charakteristisch sein. (Er versicherte nämlich Lujo Brentano gegenüber in einem Brief, er werde den verfassungspolitischen Aspekt der britischen Arbeiterbewegung im 2. Band behandeln!) Doch dies war vermutlich nur eine Ausflucht, da ihn die innenpolitische Praxis von der theoretischen Vorbereitung der „Staatsreform von oben“ abgelenkt hatte.

Die Einseitigkeit Baernreithers beruht eben auf einer bedenklichen Fehlinterpretation, die auch sein ganzes Buch trotz gründlicher Detailaussagen fragwürdig erscheinen läßt, wie folgende hervorgehobene Formulierung beweist: „Allerdings dürfen wir dabei nicht an einen systematischen Aufbau des Ganzen denken [gemeint: der englischen Gesellschaft], denn wenn auch seit 1832 in einzelnen Zweigen der Verwaltung systematische Gesetze durchgeführt wurden, so haben sich doch die Zentralregierung, die neue Form der Selbstverwaltung und die freiwilligen Verbände in ihre Aufgabe nicht nach einem Plane geteilt, sondern alle diese Faktoren haben getrennt, jeder in seiner Weise, verschiedenen Impulsen folgend, eine Betätigung gesucht und gefunden, die zwar nichts weniger als einen übersichtlichen Organismus bildet, aber in ihrem Gesamtergebnis nichts Geringeres bedeutet, als das komplizierte, aber lebensvolle Ganze einer öffentlichen Verwaltung, in welcher Volkstätigkeit und Staatstätigkeit sich durchdringen und ergänzen, wie sonst nirgends³⁰.“

Seine Beurteilung der britischen Arbeitermentalität umfaßt auch einige sehr äußerliche Beobachtungen, sie charakterisieren die „sachliche Berufstechnik“ der britischen Arbeitervertreter, die ihre Aufgaben streng parlamentarisch erfüllen. Die Interpretation Baernreithers erstreckte sich besonders auf eine Analyse der Verwaltungsstruktur der Arbeiterverbände, in der alles nur vom Standpunkt der Administration betrachtet wird. Diese Einseitigkeit führte zu den bedenklichen Fehlinterpretationen, deren Erklärung nur möglich ist, wenn man einkalkuliert, daß Baernreither seinem Klasseninteresse folgte und alle anderen Beobachtungen verdrängt hatte.

Das völlige Ignorieren der verfassungsmäßig dekretierten Umwälzungen in Großbritannien seit dem Zeitalter der Chartisten erscheint daher typisch für einen österreichischen Liberalen jener Tage.

Die Formen des Selfgovernment der britischen Arbeiterklasse beurteilt Baernreither daher von einem engherzigen, aber für ihn kennzeichnenden Standpunkt: Er sieht nur die Entwicklung der Verwaltungsorganisation. Bis zu ei-

³⁰ Baernreither: Arbeiterverbände 138.

nem gewissen Grade folgte er sogar den Auffassungen seines politischen Lehrmeisters und Kollegen Ernst von Plener, der als Sozialliberaler gelten wollte, aber ein Verfassungsliberaler geblieben ist. Von Plener scheint die völlig einseitige und dadurch falsche Verknüpfung von sozialpolitischem Reformdenken und staatlicher Verwaltungsroutine zu stammen, ohne daß dabei verfassungsmäßige Reformen ins Auge gefaßt wurden³¹. Die Unmöglichkeit, auf diesem Wege auch nur die geringste Gesellschaftsreform einzuleiten, liegt auf der Hand. Auslandsstudien, die eine solch eng begrenzte Methode sozialpolitischer Arbeit darbieten sollten, hatten mit der Vorbereitung einer umfassenden Reform der Gesellschaftsstruktur wenig gemein. Immerhin begab sich Baernreither als „Schüler“ Pleners auf einzelne moderne „Experimentierfelder“, die er in England vorfand.

Die Hauptabschnitte des Buches bieten eine ausführliche Diskussion aller verschiedenen Erscheinungsformen von Arbeitervereinigungen, ihrer Funktionen sowie ihres Verwaltungs- und Finanzierungssystems. Im wesentlichen wird, wie ein kurzer Blick auf die Haupttypen zeigt, zwischen folgenden Vereinsarten unterschieden:

- 1) Teilende Vereine (Dividing societies)
- 2) Lokale Hilfsvereine in Stadt und Land
- 3) Deposit Friendly Societies
- 4) Auf der Selbstverwaltung aufbauende Graftschafskassen
- 5) Begräbniskassen
- 6) Hilfskassen verschiedener Betriebe
- 7) Eisenbahnkassen
- 8) Arbeiterorden
- 9) Hilfskassen für Frauen und Jugendliche³².

Die großen allgemeinen Hilfskassen führt Baernreither eigenartigerweise erst nach den kleinen Vereinen an, so daß man vermuten könnte, er wolle bei diesem Überblick gewisse historische Gesichtspunkte berücksichtigen. Zuvor hatte er sich mit der „verwaltungstechnischen Eingliederung des Arbeiterstandes“ in

³¹ E b e n d a 88—130. — Vgl. P l e n e r, Ernst von: Erinnerungen. 3 Bde. Stuttgart-Leipzig 1911/1921, hier Bd. 2, 461 S., besonders S. 30: „Ich war ganz in der neuen sozialpolitischen Richtung, wie sie sich in Deutschland seit 1872 entwickelt hatte, schon in London hatte ich die Bewegung mit größtem Interesse verfolgt, mir war immer die alte klassische Nationalökonomie mit ihren dünnen Abstraktionen ungenügend für die Lösung der großen, modernen Probleme erschienen, seit meinen Universitätsjahren hatte ich einen starken staatlichen Sinn, der durch den Einfluß von Stein, Gneist und der Hegelschen Rechtsphilosophie gewachsen war, darum glaubte ich an die sozialen Aufgaben des Staates, an die Pflichten der Besitzenden gegenüber den Arbeitern, mir erschien das stufenweise Aufsteigen der arbeitenden Klassen als richtige Form der Entwicklung, so daß immer eine obere Schichte derselben nach der anderen einrücken sollte in das Bewußtsein staatlicher Ordnung und sozialer Tätigkeit, die soziale Reform hielt ich mehr für eine Aufgabe der Verwaltung als der Verfassung, die unter Führung der oberen Klassen und nicht durch Umwälzungen erreicht werden sollte.“

³² B a e r n r e i t h e r: Arbeiterverbände 141—218.

die britische Gesellschaft befaßt — unter sorgfältiger Ausklammerung der verfassungsrechtlichen Effekte dieses Vorgangs, besonders seiner wahlrechtlichen Auswirkungen. Im letzten Abschnitt des Buches behandelt der Autor Detailfragen versicherungstechnischer Art, deren finanzielle Bedeutung für die britische Gesellschaft untersucht wird. Besonders interessieren Baernreither die Rechtsform der Friendly Societies sowie die Entwicklung der Gesetzgebung und Verwaltung der Kassen. Großen Wert legt er auf die Frage, ob in England eine staatlich organisierte Versicherung bereits in Aussicht sei, oder ob die rein private Form der Arbeiterversicherung erhalten bleiben werde. Diese Frage beherrschte Baernreithers ganzes Denken, und er glaubte wohl zunächst, in Verkenning der gesellschaftlichen Struktur, das Nachahmen englischer Institutionen sei in Zisleithanien möglich. Selbsthilfeeinrichtungen sollten die österreichische Arbeiterschaft davon abhalten, ihre Rechte zielstrebig im Lager der Sozialdemokratie bis zur Einführung des allgemeinen Wahlrechts zu vertreten. Baernreither berief sich, auch hierin illusionär, auf Ludlows Auffassung³³.

Einige Anregungen empfing Baernreither aus den bereits vorliegenden Analysen der inneren Struktur; die Rechtsverhältnisse sowie die Finanzfragen der Friendly Societies schienen ihm ein Muster für die geplanten Reformen in Zisleithanien abzugeben, und man darf behaupten, daß Baernreither gerade auf diesem Gebiet auch eigenständige Vorschläge zu machen verstand. Wie sollten aber die Entfaltung der demokratischen Freizügigkeit und die Vorbereitung der Sozialreform mit den Methoden der „josefinischen“ Verwaltungsbourgeoisie in Einklang gebracht werden? Baernreithers Ansatz zu einer zentralstaatlich orientierten Reform folgte einem zisleithanischen Konzept, nämlich dem Plan, gewisse soziale Ziele so anzusteuern, daß eine nationale Ideologisierung nicht „ohne weiteres“ möglich war. Hinzu kam, daß die achtziger Jahre ohnedies eine enorme Aktivität der konservativen Parteien auslösten, um den Manchesterliberalismus in Österreich auszuschalten. Man plante daher, dem Gesetz der Konkurrenz folgend, eine Art „verfassungsliberale Sozialpolitik“, deren Ansatzpunkt jedoch in Theorie und Praxis von Verwaltungsmechanismen bestimmt war.

Baernreithers Buch fand bald einen sehr geeigneten Rezensenten: Lujo Brentano³⁴. Seine sachkundige Besprechung stellte die Leistung des Autors ins rechte Licht, Brentano vergaß auch nicht, auf die besonderen Fähigkeiten des österreichischen Sozialpolitikers hinzuweisen, vor allem auf seine vortreffliche Kenntnis der geistesgeschichtlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge, auf die richtige Einschätzung der im Staatsleben wirksamen Kräfte und schließlich auf die Tatsache, daß neue Organisationsformen entstanden seien, die England der Lösung sozialer Fragen näherbrächten. Die großartige geistige Disziplin, mit der Angehörige aller Stände an der gemeinsamen Aufgabe arbeiteten, erschien Baernreither tatsächlich als ein seltenes Phänomen sozialer Zusammenarbeit, und er wies anhand der Friendly Societies nach, wie sich der Zusammenschluß

³³ Baernreither: Arbeiterverbände 368.

³⁴ Vgl. die Rezension von Baernreithers Buch in der DLZ 6 (1887), Spalte 320—323.

der Arbeiter zugunsten ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung auswirkte³⁵.

Kritisch vermerkte Brentano jedoch, daß Baernreither sich nicht mit der Frage auseinandergesetzt hatte, auf welche Weise die britische Arbeiterbewegung das Verfassungsleben des Landes beeinflußt habe. Die Darstellung befaßte sich nur mit Fragen der Verwaltungspraxis, jedoch nicht mit Einflüssen auf das Verfassungsleben. Brentanos Einwände trafen den Kern der Sache, da der zisleithanische Jurist Baernreither nur in den Kategorien der Verwaltungspraxis dachte und die verfassungsmäßige Bedeutung der britischen Arbeitervereine im Rahmen der gesamten Arbeiterklasse gar nicht registrierte.

Baernreithers politische Laufbahn fand zeitweise ihren Höhepunkt in seiner sozialpolitischen Arbeit, die den künftigen Minister über die konventionellen Interessengebiete der österreichischen Intelligenz zur Zeit der Donaumonarchie hinausführte³⁶. Seit dem Eintritt in die parlamentarische Karriere gewann er immer engeren Kontakt zu den Grundaufgaben der staatlichen Sozialpolitik und suchte sie im Sinne der englischen und deutschen sozialwissenschaftlichen Theorien zu lösen. Es war naturgemäß nicht zu erwarten, daß er dem internationalen Marxismus Anerkennung zollte, obwohl ihn Männer wie der spätere Ministerpräsident Graf Franz Thun-Hohenstein rundweg für einen „Sozialisten“ hielten. Trotz genauer Kenntnis der marxistischen Lehren, die ihm wohl auch seine Begegnung mit Friedrich Engels in London vermittelt hatte, bewegten sich seine Reformbestrebungen im Bereich des Staatssozialismus der Schule Lujó Brentanos³⁷. Darüber hinaus hatte ihm auch die englische Arbeiterbewegung tiefen Eindruck gemacht, deren Wirken er selbst, wie bereits erwähnt, nach Abschluß des 1. Bandes der „Arbeiterverbände“ mit Aufmerksamkeit verfolgte.

Es war für Baernreither selbstverständlich, daß er gleich nach dem Beginn seiner politischen Arbeit die sozialreformatorischen Bestrebungen der österreichischen Arbeiterbewegung studierte und auch versuchte, Einblick in die Entwicklung der Arbeiterbewegung zu gewinnen.

Nach dem Streit zwischen Gemäßigten und Radikalen in der Arbeiterbewegung hatte sich die sozialistische Partei unter Führung Victor Adlers, eines Prager Bürgersohnes, zur marxistischen Sozialdemokratie Österreichs entwickelt. Ihr taktisches Ziel auf dem Wege zur politischen Macht war zunächst die Demokratisierung Österreichs³⁸.

Die Arbeiterbewegung hatte erst nach 1867, nach Erlaß des Vereinsgesetzes, mächtigen Auftrieb erhalten und trat bereits 1869 mit Massenversammlungen, die der Agitation für das allgemeine Wahlrecht dienen sollten, an die Öffent-

³⁵ Brentano schloß seine schwungvolle Rezension Baernreithers mit folgendem Satz: „So steht Ref. dem Vf. gegenüber, wie jemand, der einen Erben begrüßt, auf den er lange vergeblich gewartet hat und der ihm nun, seine Hoffnungen übertreffend, zu Teil wird.“

³⁶ Lorenz, Reinhold: Kaiser Karl und der Untergang der Donaumonarchie. Wien 1959, hier S. 260.

³⁷ Nachl. Bae K 47. Schreiben von Friedrich Engels an Baernreither. Eastbourne, 4 Cavendish Place, 5. 8. 1887. Baernreither wurde zu einer Unterredung eingeladen.

³⁸ Fuchs 88. — Izak 20.

lichkeit³⁹. Unter dem Ministerium Graf Taaffe verschärften sich die parteiinternen Gegensätze sehr, bis es Victor Adler gelang, zwischen Radikalen und Gemäßigten im sog. Hainfelder Programm (1889) eine Vermittlungsformel zu finden.

Die Parteien der Bourgeoisie waren endlich unter dem Ministerium Graf Taaffe (1879—1893) bestrebt, die sozialen Verhältnisse zu bessern, die größte Not unter den Arbeitern zu lindern und eine Gewerbereform vorzubereiten⁴⁰. Vor allem sollte das Kleingewerbe vor dem aufreibenden Konkurrenzkampf mit der Großindustrie bewahrt werden.

Ernst von Plener, damals bereits maßgebender Liberaler und einer der bedeutendsten Politiker zur Zeit Taaffes, bemühte sich um die Erweiterung der Handels- und Gewerbekammern durch Arbeitskammern, deren Agenden er folgendermaßen festlegte: Überwachung der Genossenschaften, Kontrolle der Lohnverhältnisse, Arbeitervermittlungs- und Einigungsämter, gesetzliche Bestimmungen für Frauen- und Kinderarbeit, Sorge für Fabrikhygiene und Fabrikinspektion⁴¹.

Natürlich waren diese Versuche der herrschenden Verwaltungsbourgeoisie, besonders das Projekt der Arbeitskammern, lediglich gesellschaftspolitische Strukturprojekte, die von seiten der zisleithanischen Parlamentarier im Bedarfsfall vorgeschoben wurden. Bereits am 31. März 1874 hatte sich der Verein „Volksstimme“ mit einer Petition an das Abgeordnetenhaus gewandt, in der das politische Wahlrecht für die arbeitende Klasse gefordert wurde⁴². Der Bericht des Abgeordnetenhauses, Berichterstatter Ernst von Plener, sah in der Petition den Versuch einer Einflußnahme auf die Verfassung, so daß dem Referenten nur die (für ihn bezeichnende) Flucht in Verwaltungsmaßnahmen als Ausweg einfiel. Dieses „Ersetzen“ von Verfassungsänderungen durch gesellschaftlich irrelevante Verwaltungsmaßnahmen charakterisierte beinahe „idealtypisch“ die zisleithanische Regierungsweisheit. Baernreither hat sie in mancher Hinsicht noch verfeinert.

Auch andere Parteien suchten den sozialen Forderungen der Arbeiter gerecht zu werden, vor allem die Christlichsozialen. Plener kritisierte sehr sachkundig die Reformpläne der christlichsozialen Theoretiker aus dem Kreis um den Freiherrn von Vogelsang, deren Ideen die österreichische Sozialpolitik im Zeitalter der Monarchie wirksam beeinflußt haben⁴³.

Schon 1883 hatte die Arbeiterfrage das Parlament beschäftigt; es war unter Leitung christlichsozialer Politiker eine Enquete über Fragen des Normalarbeitstages abgehalten worden, zu der man auch Vertreter der Arbeiterschaft eingeladen hatte⁴⁴. Der Abgeordnete von Zallinger, Obmann des Gewerbeausschus-

³⁹ Fuchs 86.

⁴⁰ Izak 24 ff.

⁴¹ Kolmer, Gustav: Parlament und Verfassung in Österreich 1848—1904. Bd. 1—8. Wien 1902—1914, hier Kolmer II, 483. — Izak 23.

⁴² 155 der Beilagen zu den Sten. Protokollen d. Abg.-Hauses VIII. Session, 31. 3. 1874.

⁴³ Reden von Ernst Freiherr von Plener 1873—1911. Stuttgart-Leipzig 1911, 1092 S., hier S. 604 ff.

⁴⁴ Fuchs 283.

ses, führte den Vorsitz⁴⁵. Nach Ludwig Brügel nahm die Enquete, an der 103 Abgeordnete sowie Arbeiter und Arbeitgeber beteiligt waren, den Charakter eines „Arbeiterparlaments“ an⁴⁶. Die Angebote der bürgerlichen Parteien wurden jedoch von Arbeitervertretern nicht akzeptiert, da man kategorisch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts sowie eine gänzliche soziale Umschichtung als Konzessionen an die Arbeiterschaft forderte⁴⁷.

Österreich hatte seit 20. Dezember 1859 ein maßvoll liberales Gewerbegesetz, dessen Grundlinien im Handelsministerium erarbeitet worden waren. Seit 1859 wurden die Zünfte und Innungen durch Genossenschaften ersetzt, das Arbeitsverhältnis wurde auf Grund freien Übereinkommens zwischen Dienstgeber und Arbeiter geschlossen⁴⁸. Die Arbeiter waren aber, da ihnen u.a. bis 1867 das Koalitionsrecht verwehrt wurde, materieller Ausbeutung ausgeliefert. Die Gewerkschaftsbewegung konnte sich in großem Rahmen erst nach dem Hainfelder Parteitag (1889) entwickeln, berufsständische Vereine genossenschaftlichen Charakters gab es zwar schon in den sechziger Jahren, doch waren sie zunächst noch sehr vereinzelt⁴⁹.

Trotzdem war der Appell der Massen an die Öffentlichkeit, der Ruf nach Gleichberechtigung im Staate, nicht mehr zu überhören. Ausnahmeverfügungen und Anarchistenverfolgungen konnten die Entwicklung der Fundamentaldemokratisierung auf sozialistischer Basis nicht unterdrücken, so daß Baernreither mit vollem Recht daran erinnerte, wie wichtig die Erziehung der Arbeiterorganisation zur Mitarbeit im Staate sei⁵⁰. Baernreither nahm die Gelegenheit wahr, gegen einen sozialpolitischen Antrag des Abgeordneten Alois Liechtenstein zu opponieren, als die Christlichsozialen unter Führung Liechtensteins am 11. April 1889 für die Beteiligung Österreich-Ungarns an der internationalen Konferenz zur Regelung des Arbeiterschutzes eintraten⁵¹.

Er sprach sich selbst für eine verstärkte Sozialpolitik aus und beabsichtigte zweifellos, der herrschenden Koalition des „Eisernen Ringes“ als Mitglied der liberalen Opposition das Wasser abzugraben. In seinem programmatischen Aufsatz „Die Sozialreform in Österreich“ ergriff er in der neubegründeten „Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung“ das Wort und legte

⁴⁵ Vgl. Kolmer I, 58.

⁴⁶ Brügel, Ludwig: Geschichte der österr. Sozialdemokratie. 5 Bde. (1922—1925), hier Bd. 3, S. 291.

⁴⁷ Kolmer II, 483—485. — Izak 20.

⁴⁸ Brügel: Soziale Gesetzgebung. 49 ff.

⁴⁹ Vgl. zur Entwicklung der Arbeiterbewegung M o m m s e n, Hans: Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im habsburgischen Vielvölkerstaat. Bd. 1. Wien 1963, 467 S., hier S. 210—234 (Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft für Geschichte der Arbeiterbewegung in Österreich 1).

⁵⁰ Kolmer IV, 332. Baernreither erklärte: „Ich glaube, daß der Anfang jeder Sozialreform damit beginnen muß, das Mißtrauen gegen die Arbeiterassoziation aufzugeben. Die Regierung muß es aufgeben, sich auf den Standpunkt der Bevormundung zu stellen, sie muß den Standpunkt der Erziehung einnehmen und muß dessen eingedenk sein, daß sich im 19. Jahrhundert großjährige Menschen nur erziehen lassen dadurch, daß man in wichtigen Sachen ihre Selbständigkeit anregt.“

⁵¹ Kolmer IV, 333.

einige ökonomische Voraussetzungen für den sozialen Umformungsprozeß dar, in den Zisleithanien ohne wesentliche literarische oder gesetzgeberische Vorarbeiten hineingezogen wurde⁵².

Baernreither bezeichnete die im Jahr 1891 vom österreichischen Handelsminister eingebrachten Gesetzentwürfe zur Sozialpolitik als einen neuen „Codex Austriacus“. Er rechtfertigte die Notwendigkeit von Regierungsmaßnahmen, im besonderen die Vorlage des Handelsministers, mit folgenden Worten⁵³:

„Wenn wir aber heute in Österreich von Arbeiterausschüssen, Unternehmer- und Arbeitergenossenschaften und Einigungsämtern reden, so haben wir es — abgesehen von den schüchternen Versuchen, welche etwa ein Dutzend Unternehmer mit Arbeiterausschüssen gemacht haben — mit Abstraktionen fremdländischer Einrichtungen zu tun, die in Polizeigewalt gesteckt und bei uns angewendet werden sollen; mit anderen Worten: Dieser Gesetzentwurf enthält nicht den in eine Form gebrachten Niederschlag des Lebens, sondern ist ein Programm, welches man damit rechtfertigt, daß man sagt: in einem Lande, wo in unserer drängenden Zeit gewisse soziale Bedürfnisse nicht aus eigenem Antrieb des Beteiligten geschaffen werden, muß die Gesetzgebung den Impuls geben.“

So beurteilte Baernreither die Situation und rechnete mit der Initiative des Parlaments auf dem Gebiete der Sozialpolitik. Als wesentliche Aufgabe der Sozialpolitik erschien ihm und allen Mittelstandstheoretikern bürgerlicher Herkunft die Förderung des Gewerbestandes, und daher ist es zu verstehen, daß sich das Handelsministerium um die Ausarbeitung der Gesetzentwürfe zu den sozialpolitischen Reformen bemühte⁵⁴.

Es waren folgende Entwürfe, die das Ministerium dem Abgeordnetenhaus vorlegte: 1) Obligatorische Einführung von Arbeiterausschüssen; 2) Genossenschaften der Unternehmer und Arbeiter; 3) Einigungsämter für die fabrikmäßigen Betriebe⁵⁵.

Wie war es zur Entwicklung der Sozialreform bis zu jenem Gesetzentwurf von 1891 gekommen? Der Ausgangspunkt aller sozialpolitischen Bestrebungen dürfte im Jahre 1874 liegen, als die Spekulationskrise, die dem Manchestertum in Österreich einen schweren Schlag versetzt hatte, auch großes Elend unter den Arbeitern hervorrief. In der ersten sozialpolitischen Debatte des Abgeordnetenhauses wurde die Petition der „Volksstimme“ erörtert, deren Forderungen wohl berechtigt waren, sie konnte aber von seiten der großbürgerlichen Verfassungspartei keine Berücksichtigung finden. Die Petition sollte die politischen Rechte

⁵² Baernreither: Sozialreform in Österreich. ZfVSV 1 (1892) 11—43.

⁵³ Ebenda 27.

⁵⁴ Reschauer, Heinrich: Geschichte des Kampfes der Handwerkerzünfte und der Kaufmannsgremien mit der österreichischen Bürokratie. Wien 1882. Vgl. besonders S. XII als Beweis für die Tendenz der zisleithanischen Gewerbepolitik: „Die kleinen gewerblichen Unternehmer sind ja das Bollwerk, dessen Behauptung gegenüber dem Ansturm der Sozialdemokraten allein schon hinreicht, diesen die Erreichung utopischer Strebeziele unmöglich zu machen.“

⁵⁵ Baernreither: Sozialreform 11 ff. — I z a k 43.

der sozialen Unterschichten energisch in Erinnerung bringen. Die „Volksstimme“ hatte die Einführung des politischen Wahlrechts für die Arbeiter, die Einrichtung von Arbeiterkammern, den gesetzlichen Beschluß einer Arbeiterschutzgesetzgebung sowie Einsetzung von Gewerbeinspektoren gefordert⁵⁶. Es wurde ein Resolutionsantrag angenommen; die Regierung beteiligte sich jedoch nicht an der Debatte.

Sehr bedeutungsvoll für die österreichische Sozialreform erwies sich die Botschaft des deutschen Kaisers vom 19. November 1881, in der die intensive Förderung des Arbeiterwohls angekündigt wurde. Auch das österreichische Parlament bemühte sich nun um die Vorlage von Gesetzentwürfen zur Arbeiterfrage, die einen gewissen Grundstock der Sozialpolitik bilden sollten.

Baernreither befaßte sich zunächst mit dem Regierungsentwurf über die Unfallversicherung der Arbeiter, der am 4. Dezember 1883 im Abgeordnetenhaus vorgelegt wurde. Er nahm in seiner ersten Rede über soziale Fragen zu dem Bericht des Gewerbeausschusses betreffend diesen Regierungsentwurf Stellung und scheute sich nicht, auf die gesetzgeberische Initiative der Minorität des Hauses hinzuweisen — er meint wohl die Initiative der oppositionellen „Linken“ —, die bereits 1882 für die obligatorische Arbeiterversicherung eingetreten war. Der sozialpolitische Antrag der Minorität hatte sich damals dafür ausgesprochen, „daß eine allgemeine obligatorische Kranken- und Unfallversicherung, und zwar erstere in der Weise zu denken sei, daß der diesbezügliche Organismus die Fähigkeit habe, allmählich zu weiteren Hilfsaktionen hinüberzuführen.“

Das Beispiel Englands, wo die Arbeiterversicherung ganz auf freiwilliger Basis verwirklicht worden ist, konnte in einem Staat, der wenig individuelle Impulse zeigte, nicht Schule machen. Es müsse daher die öffentliche Verwaltung eingreifen. Es ging wieder darum, daß die Verwaltung an die Stelle der Verfassung trat.

Die große Gefahr eines solchen Eingreifens übersah Baernreither keineswegs, da erneut (wie so oft) die individuelle Verantwortung durch die staatliche ersetzt wurde, die privatrechtliche durch die öffentliche Organisation. Es lag aber eine gewisse Tendenz zum staatlich-verwaltungstechnischen Dirigismus in den Anträgen, da sie in ihrer Funktion die „staatliche Einflußsphäre“ erweitern

⁵⁶ Baernreither: Sozialreform 14. — Baernreither hatte sich persönlich um gründliche Kenntnisse über das Verhältnis von Arbeitnehmern und Arbeitgebern in Österreich bemüht. Vgl. die von ihm zusammengestellte Publikation: Ergebnisse der vom Gewerbeausschuß des österr. Abgeordnetenhauses veranstalteten mündlichen und schriftlichen Enquete über den Gesetzentwurf, betreffend die Einrichtungen zur Förderung des Einvernehmens zwischen Gewerbsunternehmern und ihren Arbeitern. Wien 1893. — Vgl. hierzu Schwiedland, Eugen: Der Gedanke verbindlicher Arbeiterausschüsse in Österreich. Schmollers Jahrb. 39 (1908) 47—91, hier S. 67 Anm. 2 der Hinweis auf Baernreithers Erklärung, die gegen eine kämpferische Auseinandersetzung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern gerichtet war. — Schwiedland war der Meinung, die Industrie habe heftig gegen diese Bestrebungen (Arbeiterkammern u. a.) agitiert. — Eugen v. Philippovich griff die Formen und Methoden der Enquete an; sie seien zu patriarchalisch. Vgl. Archiv für soziale Verwaltung und Statistik (1894) 604, ebenso Herkner, Heinrich in: Sozialpolitisches Zentralblatt (1893) 318.

sollten. Baernreither vertrat zudem eine Regelung, bei der Betriebskassen eingerichtet werden sollten, im Gegensatz zu Landeskassen, die den zentralistischen Charakter der Versicherung beeinträchtigt hätten⁵⁷. Der neue Entwurf war nur die erste Maßnahme auf dem Gebiet des öffentlichen Versicherungswesens, es waren weder die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter noch die gewerblichen der Versicherung einbezogen. Die Altersversorgung war durch die neuen Entwürfe (Unfall- und Krankenversicherung) nicht geregelt, ebensowenig die Invalidität als Krankheitsfolge. Auch mußte, wie Baernreither bemerkte, an der Einheitlichkeit der Arbeiterversicherung festgehalten werden. Hier traf er aber auf den Widerstand der Agrarier, besonders vertreten durch die tschechische Bourgeoisie.

Die finanzielle Belastung der Industrie auf der Grundlage der geplanten Gesetzgebung werde, wie er ausführte, durch die Produktionskraft der Wirtschaft und den daraus erfließenden finanziellen Ertrag kompensiert werden. Übrigens beende die gleichmäßige obligatorische Belastung aller Industrieunternehmen die unlautere Konkurrenz zwischen Betrieben, die ihre Arbeiter noch nicht versicherten und solchen, die Versicherungen auf freiwilliger Grundlage vornahmen.

Nun zur Finanzfrage — dem „nervus rerum“. Als Finanzierungssystem kam neben dem Kapitaldeckungsverfahren das Umlageverfahren in Frage. Baernreither entschloß sich, das Kapitaldeckungsverfahren zu empfehlen, um eine künftige Belastung aller Steuerträger beim Umlageverfahren zu vermeiden.

Beim Kapitaldeckungsverfahren wird von Anfang an ein Kapital bereitgestellt, das mit den hinzukommenden Zinsen ausreicht, um alle Ansprüche im Laufe der Versicherungszeit zu decken⁵⁸. Der Prämienberechnung werden daher die kapitalisierten Ansprüche aller Renten zugrundegelegt, die in dem betreffenden Versicherungszeitraum zu erwarten sind. Die endgültige Höhe der Rentenzahlungen wirkt sich bereits unmittelbar auf die Beitragsbemessung aus.

Beim Umlage- oder Jahresbedarfsdeckungsverfahren werden die in einem Versicherungsabschnitt (Jahr) von der Versicherung ausgezahlten Beträge zusätzlich der weiteren Kosten auf die Gesamtheit der Versicherten umgelegt. Der große Nachteil liegt in der Unsicherheit über die Höhe der aufzubringenden Renten.

Bei einer Güteabwägung kommt man, falls man Baernreithers ideologisch bedingter Kalkulation folgt, zu dem Ergebnis, daß das Kapitaldeckungsverfahren infolge der relativ hohen Beiträge einen „Ausweg“ bot, um notfalls die Löhne zu drücken. Es war zweifellos auch für die Unternehmer vorteilhaft, die künftigen Belastungen der Industrie kontrollieren zu können, was beim Umlageverfahren nicht so ohne weiteres möglich war. Das Deckungsverfahren bot daher — nach Baernreither — die günstigeren Chancen⁵⁹.

⁵⁷ J e n k s, William A.: *Austria under the Iron Ring. 1879—1893.* Charlottesville 1965, 332 S., hier S. 212 f. Opposition Dr. Josef Kaizls.

⁵⁸ Vgl. für die Versicherungsformen: *Handbuch der Sozialwissenschaften.* Bd. 9, S. 599 f.

⁵⁹ Baernreithers Auffassung, daß das Kapitaldeckungsverfahren trotz verschiedener Nachteile vorzuziehen sei, muß befremden. R. B ü r n e r hat 1897 in einer Abhandlung:

Schon damals bemühte er sich, da ihm das bisherige Versicherungssystem wenig zusagte, um die Erweiterung des Kreises der Versicherten, vor allem aber um die Einbeziehung der landwirtschaftlichen Arbeiter. Dies hätte auch die landwirtschaftlichen Arbeiter der Kronländer mit großer staatsfreier Substruktur (Böhmen, Mähren, Galizien, Bukowina) in näheren Kontakt zur staatlichen Verwaltung gebracht. Besonderen Wert legte er auf die Mitwirkung der Arbeiter an der Organisation ihrer Versicherung. Gemäß dem Unfallversicherungsgesetz waren die Arbeiter im Vorstand der Versicherungsanstalten vertreten, auch das Krankenversicherungsgesetz räumte ihnen eine überwiegende Beteiligung an der Verwaltung der Bezirkskrankenkassen ein. Baernreither erklärte hierzu mit besonderem Nachdruck: „Der Arbeiter erhält also dadurch ein gewisses Maß von Selbstbestimmung, er erhält endlich einmal ein Feld, wo er für sein Interesse im staatlichen Organismus tätig sein kann, und ich gestehe offen, daß ich dies für einen großen Vorzug des Gesetzes halte⁶⁰.“ Dies war ein Versuch, auf dem Krankenkassenwege den staatlichen Einfluß nach unten zu erweitern, um dadurch ein Forum für den Arbeiter zu schaffen.

Die wichtigste Frage, die in diesem Zusammenhang jeder europäischen Regierung gestellt ist, erörterte Baernreither in dieser ersten seiner sozialpolitischen Reden im Wiener Abgeordnetenhaus. Der moderne Sozialismus stellte damals in fast allen Staaten Europas die bestehende Rechtsordnung in Frage, er war aber andererseits in dem innenpolitischen Kräftespiel der achtziger Jahre eine feste Größe geworden. Baernreithers Denken und Handeln war ganz beherrscht von der Möglichkeit einer Synthese zwischen der bestehenden Rechts- und Staatsordnung und den dringend notwendigen Institutionen eines „revisionistischen“ Sozialismus, die dem Staat ein modernes Gepräge geben sollten.

Mißtrauen gegen jegliche Art von Arbeiterassoziationen, kleinliche und willkürliche Behandlung der Arbeiterschaft schienen dem Sozialpolitiker Baernreither kaum geeignet, die Lebensfragen des vierten Standes zu lösen.

Die zwangsläufig auftretenden Folgen der angestrebten Sozialgesetzgebung waren ihm damals schon bekannt, an erster Stelle erwähnte er die Zentralisation der sozialen Verwaltung. Bei der Einführung der Gewerbeinspektoren hatte man bereits Zentralisationstendenzen bemerkt. Jede Zentralisation bedeutete eine Stärkung des Staatsgefüges.

Die Arbeiterversicherung bewirkte eine finanzielle Besserstellung der Arbeiterschaft, man konnte daher von einer indirekten Lohnerhöhung sprechen. Baernreither betonte auch, daß der Sachwert des Arbeitslohnes nicht dem Geldlohn entspräche, da das Trucksystem in Österreich noch verbreitet sei

Die Alters- und Invaliditätsversicherung in Österreich. Zittau 1897, auf die Tatsache hingewiesen, daß das Kapitaldeckungsverfahren für die österreichischen Verhältnisse ungeeignet gewesen sei. Es fehlten die unbedingt erforderlichen genauen Nachweise für den mittleren Jahresbedarf der Versicherung. Die österreichische Industrie verfügte auch nicht über die notwendigen Deckungskapitalien, so daß sie dringend die Umstellung auf das Umlageverfahren forderte (S. 20 ff.).

⁶⁰ Sten. Prot. d. AH, X. Session III. Bd., 67. Sitzung am 20. 5. 1886, S. 2505—2512. Rede Baernreithers.

und überdies die Zölle die wichtigsten Lebensmittel und Gebrauchsgüter verteuerten. Man versteht unter Trucksystem die Bezahlung der Arbeiter durch Waren anstelle von Barlohn. Im Deutschen Reich war das Trucksystem bereits gemäß § 115 der Gewerbe-Ordnung vom 21. 6. 1869 (als Reichsgewerbeordnung in der Fassung vom 1. 7. 1883/26. 7. 1900) verboten.

Die Steuerpolitik müsse ferner mehr Rücksicht auf die Lohnsituation der Arbeiter nehmen, damit nicht alle Verbesserungen für den Arbeiterstand durch anderweitige finanzielle Belastungen zunichte gemacht würden.

Alle Maßnahmen des Staates auf dem Gebiete der Sozialpolitik standen in einem engen Zusammenhang, und darauf sollte, wie Baernreither ausführte, das Parlament unbedingt Rücksicht nehmen. Natürlich waren diese Maßnahmen bis zu einem gewissen Grad „Palliative“, deren Wirkung aber nicht unterschätzt werden darf. Im Gegensatz zum Kurienparlament hat die Sozialdemokratie jedoch Baernreithers Bemühungen zumindest als nützlich respektiert, zuweilen sogar begrüßt⁶¹. Das liberale „laissez faire“ des Parlaments in der Arbeiterfrage ließe sich an verschiedenen Beispielen der österreichischen Regierungspolitik demonstrieren. Baernreither griff nur die Apathie der staatlichen Organe gegenüber Gesundheitsfragen heraus und erwähnte die Tatsache, daß die Trunksucht, vor allem die Branntweinpest, gar nicht bekämpft würde. Ebenso inkonsequent fand er das Interesse des Staates an der Existenz des Lotos, das den Sparwillen der arbeitenden Klasse untergrabe.

Der umstrittene Gesetzentwurf zur Unfallversicherung der Arbeiter wurde nach deutschem Vorbild stilisiert und gegen den Widerspruch der Industriellen, die eine erhebliche Verteuerung der Produktion befürchteten, nach mehrjährigen Verhandlungen angenommen⁶². Als Versicherungsträger wurden die Betriebe in ihrer Gesamtheit bestimmt, in die Verwaltung teilten sich Arbeitgeber, Staatsbeamte und Arbeitnehmer; die Kosten trugen die Arbeitgeber zu $\frac{3}{4}$, die Arbeiter zu $\frac{1}{4}$ ⁶³.

Die österreichische Sozialpolitik gewann durch Baernreithers Studien in England und im Deutschen Reich neue Impulse, Pläne wurden entworfen, die einen Aufschwung der gesamten Volkswirtschaft bewirken sollten. Ludwig Brügel hat bereits auf Baernreither als einen „der ersten praktischen Sozialpolitiker in Österreich“ hingewiesen und dessen programmatische Ausführungen im 1. Heft der „Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung“ zitiert: „Die Sozialpolitik kann nun freilich nicht darauf ausgehen, Theorien

⁶¹ Victor Adler aus seinen Reden und Schriften. Ausgewählt von A. Tesarek. Wien 1947, 260 S., hier S. 165—175 (Große Gestalten des Sozialismus 1) der Artikel: Die k. k. Bürokratie und die Sozialpolitik. Folgende Aussage Adlers: „Nun ist es geradezu rührend, welche kindliche Hoffnungen einzelne Abgeordnete haben, welchen Illusionen sie sich hingeben. Wir nennen Prof. Masaryk, welchen ein tragikomisches Schicksal unter die Jungtschechen verschlagen hat, unter welche er paßt wie Saul unter die Propheten. Dieser Mann, wir könnten ihm von der Linken den Abg. Baernreither an die Seite setzen, will eine Reform der Studienordnung, welche die Beamten für die soziale Seite ihrer Aufgabe Vorbildet.“

⁶² Vgl. I z a k 28—34.

⁶³ Späterer Verteilungsschlüssel der Beiträge: Arbeiter 10 %, Unternehmer 90 %. — Gesetzliche Grundlage: RGBl. Nr. 1 (1888) und Novelle RGBl. Nr. 167 (1894).

zu bekämpfen und Fanatiker zu bekehren, aber sie kann den Menschen mit seinen Gedanken und seiner Tätigkeit auf den Boden der Wirklichkeit versetzen und ihm helfen, auf diesem Boden etwas Greifbares für sich und die Seinen zu leisten, denn trotz aller weitfliegenden Pläne ergreift der Mensch das Naheliegende, wenn es ihm richtig geboten wird⁶⁴.

Baernreithers Hauptinteresse galt der Arbeiterschaft, und er suchte auf verschiedene Weise die Initiative des Arbeiterstandes zu stärken. Selbsthilfe und genossenschaftlicher Zusammenschluß erschienen ihm als das einzige probate Mittel, um den Arbeiterstand emporzubringen.

Sozialliberale Ideen beherrschten auch die zahlreichen Reden und Anträge im Abgeordnetenhaus, die Baernreither im „sozialen Jahrzehnt“ unter Taaffe zu berechtigtem Ansehen brachten.

Eine der Grundfragen, mit denen sich Baernreither im Parlament befaßte, war im Rahmen der Sozialreform die Krankenversicherung der Arbeiter. Hier, wie in seinen Schriften, ging es ihm hauptsächlich darum, die freiwillige Spartätigkeit des einzelnen Versicherten intensiv zu fördern, und er hielt es irrthümlicherweise für möglich, englische Vorbilder der Friendly Societies auf die zisleithanischen Verhältnisse übertragen zu können.

Das sachkundige Urteil John Malcolm Ludlows verriet aber sehr bald große Skepsis im Hinblick auf Baernreithers Pläne, die in einem Gesetzentwurf feste Gestalt annahmen⁶⁵. Ludlow glaubte nicht, daß eine wirklich freie Selbstverwaltung der Arbeiterversicherung in Zisleithanien zustandekommen könnte, und er sprach dies offen gegenüber Brentano aus: „I can't say as much for the bill on Friendly societies which he has introduced into the Austrian Parliament; the amount of official interference proposed is to me excessive, especially as it would be largely intrusted to mere local authorities, with so ultimate appeal but to a minister of Interior. Possibly this was inevitable in so decentralized an empire, but I cannot believe that any really vigorous self-government bodies will ever grow up under such a system“⁶⁶.

Im parlamentarischen Kampf der „Linken“ gegen die Regierung Taaffe trat Baernreither durch seine intensive und sachkundige Mitarbeit im Gewerbeausschuß immer stärker hervor. Ihm gebührt das hohe Lob, das ihm Sieghart in seinen Memorien gezollt hatte, denn es gab kaum eine sozialpolitische Vorlage, zu der Baernreither nicht als fachlich gebildeter Parlamentarier Stellung bezogen hätte. Dies gilt auch für den Bericht des Gewerbeausschusses über den Regierungsentwurf betr. die (obligate) Krankenversicherung der Arbeiter⁶⁷. Baernreither fungierte als Berichterstatter der Minorität und behandelte den Bericht in einer fachlichen Kritik, in der er sich auf allgemeine Gesichtspunkte für die Entwicklung des öffentlichen Lebens bezog. Er machte darauf aufmerksam, daß

⁶⁴ Baernreither: Sozialreform 11.

⁶⁵ Vgl. dazu Baernreither als Generalredner betr. das Krankenversicherungsgesetz (am 18. 3. 1889): Sten. Prot. d. AH, X. Session, S. 11.278.

⁶⁶ Brief Ludlows an Lujo Brentano. London, 30. 3. 1889. Bundesarchiv Koblenz. Nachlaß Brentano.

⁶⁷ Sten. Prot. d. AH, X. Session, 4. Bd., 110. Sitzung am 8. 2. 1887, S. 4089—4096.

es bisher nicht gelungen sei, moderne Vorarbeiten für das geplante Institut einer obligaten Krankenversicherung zu schaffen. Es seien eben die Arbeitsverhältnisse nicht auf dem Enquetewege erforscht und registriert worden.

Baernreither erfaßte die Situation, in der sich damals die Arbeiterschaft befand: Man verlangte höhere Löhne — ein Postulat, das kein Parlament der Welt im liberalen Zeitalter erfüllen konnte! Er erklärte vor dem Reichsrat (wobei er ein Grundproblem seiner Versicherungspolitik erwähnte): „Wir müssen also in gewisser Hinsicht den umgekehrten Weg einschlagen, wir müssen zu dieser obligatorischen Krankenversicherung in der Absicht schreiten, dadurch die Stellung der arbeitenden Klasse zu stabilisieren und ihr Gesamteinkommen auf diesem Wege zu erhöhen.“

Eine gewisse Großzügigkeit im Denken und Planen kann man Baernreither nicht absprechen, er zeigte auch Verständnis für die vielschichtigen sozialen Fragen Zisleithaniens, sofern nicht die eigene Klassen- und Privilegienpolitik in ernstliche Gefahr geriet. Die Einführung der sozialen Gesetze in den achtziger Jahren war allerdings seit der erfolgreichen reichsdeutschen Arbeitergesetzgebung nicht mehr abzuwenden, überdies stand die Deutsche „Linke“ als Oppositionspartei unter dem Druck und der Konkurrenz des Ministeriums Graf Taaffe (1879—1893).

Er war sich auch der Tatsache bewußt, daß ein Gesetzentwurf über Krankenversicherung der Arbeiter (in dem geplanten Umfang) die amtlichen Agenden der österreichischen Staatsverwaltung auf verschiedenen Gebieten berühren mußte, wie etwa: Gewerbewesen, Vereinswesen, Fabrikwesen, Eisenbahnwesen, Gemeindewesen und Bergwesen⁶⁸.

Bei der Erörterung der Frage, welche bisher existierenden Kassen künftig in einem neuen einheitlichen Kassensystem zusammengefaßt werden sollten, legte Baernreither den größten Wert auf die sog. freien Kassen der Arbeiterschaft, die Betriebs- und Fabrikassen, schließlich auch auf die freiwilligen Bezirkskassen. Die erläuternden Worte Baernreithers sind für die Auffassung des Sozialpolitikers bezeichnend: „Wir glauben aber (Baernreither spricht als Vertreter der Minorität im Gewerbeausschuß), daß für die Erhaltung und Entwicklung der freien Kassen denn doch tiefere Gründe angegeben werden müssen. Keine Kasse ist mehr geeignet sich den individuellen Bedürfnissen des Arbeiterstandes anzuschmiegen, als die freie Kasse, und für keine Kasse wird der Arbeiter bereitwilliger sein, Opfer zu bringen, weil er genau weiß, daß er diese Opfer für seine Selbständigkeit bringt; nicht zu unterschätzen bitte ich Sie das genossenschaftliche Element, welches in diesen Kassen lebt, welches dahin führt, daß der Gedanke der Versicherung, die Überzeugung von der Notwendigkeit derselben und auch die Kenntnis vom Versicherungswesen dadurch am meisten im Arbeiterstande verbreitet wird, und daß diese Kassen auch eine Schule für

⁶⁸ Baernreither charakterisierte die Situation in seiner Reichsratsrede folgendermaßen: „Auf allen diesen Gebieten müssen wir es beklagen, daß die Staatsverwaltung in den letzten Jahren es vernachlässigt hat, mit der Zeit fortzuschreiten, und wir sind vor die schwierige Aufgabe gestellt, ein ganz modernes Institut mit teilweise unbrauchbaren und veralteten Institutionen in Verbindung zu sehen.“

die Sparsamkeit und Voraussicht der arbeitenden Klassen sind, ohne welche Eigenschaften es ja eine wahrhafte Emanzipation dieses Standes nicht gibt⁶⁹.“

Der Grundgedanke der Kassenpolitik Baernreithers war in der Überzeugung begründet, daß ein System freier Kassen eine besondere Funktion in der Sozialstruktur Zisleithaniens erfüllen könnte. Die Arbeiter, die solche Hilfskassen in Anspruch nehmen, waren der unmittelbaren Einflußnahme der Betriebe und ihrer Kassen entzogen, hatten gewissermaßen die Freizügigkeit in finanzieller Hinsicht, da sie nicht mehr von einem Betriebe abhängig waren. Die besondere Funktion der Hilfskassen bestand darin, daß die Arbeiterschaft auf diesem Subventionsweg in das System der Verwaltungsbourgeoisie einbezogen wurde und die zisleithanische Staatssphäre ihren Einfluß auf die Substruktur der Unterschichten und ihre Organisationsformen ausdehnen konnte.

Die verschiedenen bereits existierenden Krankenkassen waren daher — nach Baernreither — wenig vorteilhaft. Baernreither erörterte dies am Beispiel der Betriebskassen. Entsprechend den englischen Vorbildern, die man aber nicht einmal mutatis mutandis übernehmen und adaptieren konnte, sollte das „Prinzip der Freizügigkeit“ verwirklicht werden. Es war in Form eines Reserveanteils gedacht, der dem Arbeiter beim Übertritt in eine andere Kasse an diese Institution übermittelt werden sollte. Bei Erwerbslosigkeit hätten die Arbeiter dadurch die Möglichkeit gefunden, auf diesen Reserveanteil im Notfall zurückzugreifen⁷⁰. Baernreithers Idee fand aber keine praktische Verwertung, da die technischen Schwierigkeiten in Österreich nicht zu überwinden waren.

Das Problem der freiwilligen Selbsthilfe der Arbeiterschaft hatte Baernreither seit der Einführung der obligatorischen Krankenversicherung immer intensiver beschäftigt. Er befürchtete mit Recht, daß die freiwilligen Kassen an Finanzkraft verlieren würden und bemühte sich im Parlament um die gesetzliche Regelung der Hilfskassenfrage. Die genaue Kenntnis des englischen Hilfskassengesetzes vom Jahre 1875 veranlaßte ihn, den Aufgabenkreis der registrierten Hilfskassen weiter auszudehnen als dies selbst im deutschen Hilfskassengesetz der Fall war, und er verteidigte diese Auffassung auch im Parlament⁷¹. Eine wichtige Frage stellte in diesem Zusammenhang das Problem der Staatsaufsicht dar. Baernreither hielt sich (in formaler Hinsicht) an die Vorbilder, die das

⁶⁹ E b e n d a.

⁷⁰ I z a k 33—35. — Ferner B r ü g e l : Soziale Gesetzgebung 170 f.

⁷¹ Vgl. Baernreithers Rede im Abgeordnetenhaus am 25. 1. 1888 (Sten. Prot. d. AH, X. Session Bd. VI 1887/88, 180. Sitzung am 25. 1. 1888, S. 6566 ff.). Hier sagte Baernreither: „Der wesentlichste Punkt aber, auf den es wohl bei diesem Gesetze ankommt, ist der, daß die Konstituierung dieser Vereine nicht mehr abhängt von polizeilicher Willkür, die in dieser Hinsicht immer bei uns geherrscht hat, sondern daß die Vereine, wenn sie gewisse Voraussetzungen und Bedingungen erfüllen, das Recht auf Registrierung, das Recht auf eine Existenz erwarten. Gewiß gehört auch hierher, daß ich in dem Gesetzentwurfe der Selbstverwaltung dieser Vereine weite Grenzen ziehe und — was in der österreichischen Gesetzgebung, glaube ich, zum ersten Male versucht oder angestrebt wird — den Arbeitern auch in jüngeren Jahren, das heißt mit Eintritt des 21. Lebensjahres, das Recht gebe, wenigstens in den Generalversammlungen über die Angelegenheiten, die sie berühren, mitzusprechen.“

englische Hilfskassengesetz bot⁷². Er betonte im Abgeordnetenhaus, es sei den Kassen die Verpflichtung aufzuerlegen, alljährlich über ihre finanzielle Situation Bericht zu erstatten. Der Staat sei seinerseits als Kontrollorgan befugt, die finanziellen Verhältnisse der Kassen zu überwachen. Die Erweiterung der staatlichen Einflußsphäre auf die Kontrolle der Gebarung von Arbeiterkassen ermöglichte es der Bürokratie, administrativ auf die Substruktur der sozialen Schichtung Einfluß zu nehmen und zwar ergänzend zu den vereinsrechtlichen Bestimmungen. Baernreither suchte bewußt diesen Einfluß zu festigen, in der Meinung, er könnte die sozialen Gegensätze auf diesem Wege mildern. Das geplante Gesetz mußte einen „parlamentarischen Leidensweg“ durchmachen, über den kurz berichtet werden soll⁷³.

In der X. Session wurde das Gesetz nicht mehr im Herrenhaus behandelt, obwohl das Abgeordnetenhaus den Entwurf schon in 2. und 3. Lesung angenommen hatte. Der Gesetzentwurf mußte daher am 17. April 1891 erneut vorgelegt werden. Baernreither kämpfte voll Eifer um die Annahme des Gesetzentwurfes, er hatte auch John M. Ludlow über die Vorlage unterrichtet. Ludlow befaßte sich am 9. April 1888 brieflich mit dem Elaborat und bat am 3. Juni 1889 um Auskunft, ob der Gesetzentwurf bereits im Parlament angenommen worden sei⁷⁴.

Baernreither erläuterte den Text am 17. April 1891 nochmals für die Neulinge im Parlament und wies auf die Tatsache hin, daß die sog. freien Kassen in Österreich noch keinen vereinsgesetzlichen Schutz genießen. Gerade diese Lücke sollte der Gesetzentwurf endlich schließen und damit den Arbeitern gesetzliche Grundlagen für ihre Bestrebungen bieten. Fragwürdig war auch die Tatsache, daß es keinem Unterstützungsverein, der gemäß Vereinsgesetz von 1867 konstituiert wurde, gestattet war, Versicherungsgeschäfte irgendwelcher Art zu treiben.

Baernreithers Gesetzentwurf stellte die Hilfskassen durch Eintragung in ein bei den Statthaltereien oder Landespräsidien anzulegendes Register (als registrierte Hilfskasse) auf eine neue Rechtsbasis und fixierte die gesetzlichen Befugnisse dieser Kassen in folgender Weise: Versicherung für Krankenunterstützungen, für Invaliditäts- und Altersrenten, Versicherung dritter Personen für ein Heiratsgut sowie für ein Begräbnisgeld⁷⁵. Es war auch in dem Gesetzentwurf Baernreithers vorgesehen, daß unterstützende Mitglieder den Hilfskassen angehören durften, sofern sie einmalige oder laufende Beiträge zahlten, ohne daß sie einen Versicherungsanspruch erwarben⁷⁶.

⁷² The Friendly Societies Act 1875 (38 und 39 Vikt. c. 60). Vgl. Baernreither: Arbeiterverbände 314.

⁷³ Br ü g e l: Soziale Gesetzgebung 171.

⁷⁴ Schreiben Ludlows an Baernreither. London 9. 4. 1888: „I am glad to hear Your bill is likely to pass this session.“ — Ferner in einem weiteren Schreiben am 3. 6. 1889 aus Norwood: „Was Your bill passed?“

⁷⁵ Kolmer IV, 351. — Baernreither: Sozialreform 16 ff. — I z a k 36—40.

⁷⁶ § 2 des Gesetzentwurfes, betreffend die registrierten Hilfskassen vom 16. 4. 1891 (Dr. Baernreither und Genossen). In: Beilage zu den Sten. Prot. des Hauses der Abgeordneten des Österr. Reichsrates. 1891, XI. Session. I. Bd. Beilage 9. — Der Gesetzentwurf erhielt die kaiserliche Sanktion am 16. 7. 1892 (RGBl. Nr. 202).

Die in England übliche Gepflogenheit, Hilfskassen auch die Mittel für karitative und bildungspolitische Aufgaben zu gewähren, wird in dem Gesetzentwurf ausdrücklich bestätigt. Baernreither hatte um die Anerkennung der Befugnisse gerungen, die er den Hilfskassen auf folgenden Gebieten einräumen wollte: Aushilfen bei Erwerbslosigkeit, Gewährung von Reiseunterstützungen, Förderung der Arbeitsvermittlung sowie Einrichtung von Lesezimmern und Bibliotheken.

Erst als der Wiener Demokrat und Abgeordnete Kronawetter Baernreither in dieser Frage Unterstützung gewährte (Antrag vom 16. 12. 1890), gelang es, die bereits gestrichenen Bestimmungen zur Förderung des Arbeiterstandes in den endgültigen Gesetzentwurf aufzunehmen⁷⁷.

Die Entwicklung der neuen registrierten Hilfskassen nahm anfangs nur einen sehr schleppenden Verlauf, dies mag auf folgenden Tatbestand zurückzuführen sein: Die vielfach existierenden Vereine der Unterschichten — meist berufspolitischer und parteipolitischer Natur — hatten infolge der Klassenstruktur der Gesellschaft wenig Kontakt zur Staatsverwaltung und waren meist national organisiert⁷⁸.

⁷⁷ § 1 und § 27 (jeweils letzte Alinea) des Gesetzentwurfes Baernreithers vom 16. 4. 1891 (Nr. 9 der Beilage zu den Sten. Prot. des Abgeordnetenhauses XI. Session, I. Bd. 1891). — Über Kronawetter vgl. Fuchs 141 f.

⁷⁸ Baernreither: Sozialreform 34 die Zusammenstellung:

Arbeitervereine nach dem Stande vom 31. 12. 1890.

| Vereins-Kategorien | Nieder-Osterreich | Ober-Osterreich | Salzburg | Steiermark | Kärnten | Krain | Küstenland | Tirol und Vorarlberg | Böhmen | Mähren | Schlesien | Galizien | Bukowina | Dalmatien | Zusammen |
|--|-------------------|-----------------|----------|------------|---------|-------|------------|----------------------|--------|--------|-----------|----------|----------|-----------|----------|
| Arbeiter-Bildungs-Vereine | 26 | 26 | 7 | 24 | 10 | 5 | 1 | 31 | 93 | 54 | 18 | 9 | 2 | 1 | 307 |
| Arbeiter-Casinovereine | - | - | - | - | - | - | - | - | 78 | 25 | - | - | - | - | 103 |
| Erwerbs- u. Wirtschaftsgenossenschaften der Arbeiter und zwar: | | | | | | | | | | | | | | | |
| a) Arbeiter Consumvereine | 30 | 12 | - | 13 | 3 | - | 10 | 9 | 9 | 3 | 3 | - | - | - | 92 |
| b) Arbeiter Spar- und Vorschußvereine | 10 | - | - | 1 | 1 | - | 1 | - | 3 | - | - | - | - | - | 16 |
| c) Sonstige Arbeiter-Genossenschaften | 11 | - | - | 1 | - | - | 5 | 1 | 9 | - | - | - | - | - | 27 |
| Arbeiter-Fachvereine (Gewerkschaften) | 66 | 2 | 6 | 13 | 3 | 1 | - | 21 | 74 | 21 | 3 | 15 | - | - | 225 |
| Allgemeine Arbeiter-Gewerbevereine | 1 | - | - | 2 | - | - | - | - | 34 | 4 | 1 | - | - | - | 42 |
| Arbeiter-Kranken- und Leichenvereine | 81 | 32 | 8 | 29 | 5 | 8 | 33 | 30 | 332 | 58 | 15 | 42 | 17 | 7 | 697 |
| Arbeiter-Lesevereine | 1 | - | - | 5 | 2 | 1 | 1 | - | 4 | 5 | - | 1 | - | - | 20 |
| Arbeiter-Versorgungsvereine | 4 | 2 | - | 1 | - | 1 | - | 1 | 6 | 3 | - | 1 | - | - | 19 |
| Politische Arbeitervereine | 4 | - | - | 1 | - | - | - | - | 2 | - | - | - | - | - | 7 |
| Wohltätigkeitsvereine d. Arbeiter | 9 | - | - | 1 | - | 1 | 1 | 1 | 13 | 2 | - | 6 | 6 | 1 | 41 |
| Zusammen | 243 | 74 | 21 | 91 | 24 | 17 | 42 | 95 | 657 | 181 | 40 | 77 | 25 | 9 | 1596 |

Erst nach und nach ergriffen auch Berufsgruppen die Möglichkeit dieser neuen Versicherungsvereine, es waren aber neben Arbeitervereinigungen in großem Maße auch Meisterunterstützungskassen, kleine Handels- und Gewerbegruppen und Berufsvereine der unteren Beamtenschaft, die auf diese Hilfskassen hingelenkt wurden. Baernreither hat dies in „Erläuternden Bemerkungen“ zum Hilfskassengesetz besonders betont⁷⁹. Die Möglichkeit einer völligen Selbstverwaltung, wie sie in England durch die Arbeiter erfolgte, wird ihm wohl als zweifelhaft erschienen sein, da die Hilfskassen eigentlich die Förderung des kleinen Mittelstandes betrieben und die Oberschicht der Unternehmer durch Beitritt zu karitativen Maßnahmen ermuntern sollten. Es ist auffällig, in welchem großen Umfang die tschechische Mittelschicht die registrierten Hilfskassen als Grundlage für die Kapitalbildung und für den Kontakt mit der staatlichen Verwaltung benützte.

Die Begründung von Hilfskassen setzte sich daher erst nach einigen Jahren in größerem Umfang durch, wobei zu bemerken ist, daß sehr bald der Schwerpunkt der registrierten Hilfskassen in Böhmen lag. Von den 271 im Jahre 1906 registrierten Hilfskassen fallen allein 106 auf das Kronland Böhmen, 1902 waren es von 183 82 Kassen, die in Prag bei der Landesbehörde registriert waren⁸⁰.

Über die sozialpolitische Bedeutung dieses Gesetzes bieten die jährlich vom k. k. Ministerium des Innern herausgegebenen Statistiken erschöpfend Aufschluß. Aus ihnen lassen sich auch der Stand der Industrialisierung sowie die Entwicklung der neuen staatlich geförderten Selbsthilfeorganisation ablesen.

Die intensive Vorbereitung der Kranken- und Unfallversicherung im österreichischen Parlament führte auch auf anderen Gebieten der sozialen Gesetzgebung zum Durchdenken der Reformmaßnahmen. Auf ein Hauptproblem, das den industriellen Aufstieg Zisleithaniens belastete, war man bereits in der Öffentlichkeit aufmerksam geworden, als blutige Streiks in den Kohlenrevieren ausbrachen: die Bergarbeiterfrage. Bisher hatten die Unterstützungsvereine für Bergleute nur bescheidensten Ansprüchen genügt.

Die Angaben über die Höhe der Provisionen, die infolge Unfalls arbeitsunfähigen Arbeitern gezahlt wurden, erinnern an Almosen und zeigen, wie bedenkenlos die Invaliden mit geradezu kläglichen Renten abgefertigt wurden:

| | | |
|------|--|---------------|
| 1874 | (Invalide, Witwe, Waise) durchschnittlicher Jahresbezug: | 30 fl. 88 kr. |
| 1875 | (Invalide, Witwe, Waise) durchschnittlicher Jahresbezug: | 29 fl. 2 kr. |
| 1876 | (Invalide, Witwe, Waise) durchschnittlicher Jahresbezug: | 32 fl. 4 kr. |
| 1877 | (Invalide, Witwe, Waise) durchschnittlicher Jahresbezug: | 33 fl. 13 kr. |
| 1878 | (Invalide, Witwe, Waise) durchschnittlicher Jahresbezug: | 33 fl. 49 kr. |

⁷⁹ 9 der Beilagen zu den Sten. Prot. des AH, XI. Session I. Bd. (Erläuternde Bemerkungen zum Hilfskassengesetz vom 16. VII. 1892, R. 202).

⁸⁰ Vgl. die Ergebnisse der Erhebung und der Statistik der auf Grund des Gesetzes vom 16. 7. 1892. R. 202 registrierten Hilfskassen im Jahre 1906 (Gemäß § 92 des Gesetzes vom Min. d. Innern dem Reichsrat mitgeteilt). NBae K 23.

| | |
|-------------------------------|-----------------------|
| 1879 männlicher Provisionist: | 61 fl. 6 kr. |
| Witwe | 31 fl. 8 kr. |
| Waise | 8 fl. ⁸¹ . |

Vergleichsweise: Monatsgehalt eines Unterlehrers (1883) in Böhmen: 30 fl.

Seit 1854 das neue Berggesetz beschlossen worden war, blieb die Reform der Bruderladen lediglich auf dem Papier. Abgesehen von dem Referentenentwurf eines neuen Berggesetzes, der 1876 publiziert wurde, hatte sich niemand mehr an diese dringende Frage herangewagt. Ihre Lösung war namentlich für die neuen Industriegebiete, die im Anschluß an die Kohlenreviere von Pilsen, Kladno, Brüx-Dux-Teplitz, Mährisch-Ostrau-Witkowitz entstanden, von großer Bedeutung, und man muß annehmen, daß die Verwaltungsbehörden während der manchesterliberalen Ära abgewartet haben, bis man — dem Vorbilde des Deutschen Reiches folgend — eine obligatorische Arbeiterversicherung einführen mußte. Nun wurde die Angelegenheit versicherungstechnisch sehr schwierig, da zahlreiche Bruderladen zu klein und daher außerordentlich finanzschwach waren. Es tauchte daher in dem von Baernreither verfaßten Referentenentwurf eines Gesetzes zur Regelung des Bruderladenwesens samt Motiven (Wien 1888) der Gedanke auf, die Bruderladen nach der verwaltungstechnischen Gliederung der Bergreviere (Revierbergämter) als Revierbruderladen zu organisieren. Der staatliche Apparat sollte auf diese Weise in seiner territorialen Gliederung gestärkt werden.

Die Regelung des Bruderladengesetzes stellte die Regierung vor fast unüberwindliche Hindernisse. Es war notwendig (und nach damaliger Auffassung wohl angebracht), die Vorlage besonders gründlich zu beraten, da sich der österreichische Staat — im Zeitalter des Hochliberalismus — das erste Mal mit dem Problem der Alters- und Invalidenversicherung von Arbeitern befaßte. Es war sehr enttäuschend für Baernreither, daß sein Entwurf, in den Beilagen zu den stenographischen Protokollen des Abgeordnetenhauses (Nr. 729 Teil C der X. Session 1888/89) erhalten, trotz beifälliger Aufnahme im Gewerbeausschuß, von der Majorität nicht als Grundlage für die Spezialdebatte ausersehen wurde. Baernreither verzichtete auf die Weiterführung seines Referates, als Nachfolger wurde der polnische Politiker und spätere gemeinsame Finanzminister Leo Ritter von Biliński bestimmt⁸².

Baernreither hatte die seit 1872 vorbereitete Regierungsvorlage, die das Bergarbeiter-Unterstützungswesen regeln sollte, auf sachkundige und gründliche Weise umgearbeitet, und sein Nachfolger als Referent, von Biliński, stand dem Baernreitherschen Entwurfe näher als dem Elaborat der Regierung. Auch hier wendete Baernreither bei der gesetzlichen Fixierung der Finanzfrage das Prinzip an, das er schon in England kennengelernt hatte: Staatliche Subvention und Selbsthilfe sollten zusammenwirken. In Baernreithers Entwurf wurden die An-

⁸¹ Brá f, Albin: Studien über die nordböhmisches Arbeiterverhältnisse. Prag 1881, 162 S., hier S. 48.

⁸² Br ü g e l: Soziale Gesetzgebung 149.

regungen des Direktors der Hüttenberger Bruderlade, Fritz von Ehrenwerth, miteinbezogen. Auch Ehrenwerth dachte an die Ergänzung der staatlichen Subventionen durch freiwillig aufgebrachte Mittel der Bergleute⁸³. Im Gegensatz zu dem Entwurf der Regierung, die sogar die Liquidation finanziell gefährdeter Bruderladen vorsah, entschloß sich Baernreither, im Interesse staatlicher Sozialpolitik für die Gewährung von Staatszuschüssen einzutreten. Solche Subventionen waren bisher nicht vorgesehen⁸⁴.

Auch eine zweite Aktion Baernreithers, die mit großer Sorgfalt vorbereitet worden war, mißlang. Sein Gesetzentwurf vom 7. Juli 1892 sprach sich für die Einführung unabhängiger Bergwerksinspektoren aus. Diese Institution hatte Baernreither bei seinem Aufenthalt in Wales, Durham und Northumberland während des Sommers 1891 gründlich studiert. Entsprechende Hinweise erhielt er auch von englischen Berginspektoren, die ihn bei seinen Besichtigungsreisen begleiteten. Baernreither referierte im Montanausschuß über die Problematik und sah für die neu zu berufenden Berginspektoren auch sozialpolitische Aufgaben vor, damit sie eine ähnliche Stellung erhielten wie die Gewerbeinspektoren, von denen etliche — trotz ihrer Herkunft aus Verwaltungspositionen — gründliche Arbeit leisteten⁸⁵. Baernreither war sich im klaren, daß die Übertragung eines solchen unparteiischen Amtes in den Beamtenkörper Zisleithaniens schon allein infolge der hierarchisch aufgebauten Verwaltung unmöglich war. Er befand sich daher bei der Definierung dieser Funktion in einem Dilemma: Es scheint so, als wäre ihm bewußt, daß das zisleithanische System mit seiner Gesetzesroutine durch diese Einrichtung gesprengt würde.

Der Widerstand des Herrenhauses brachte den in gewissem Sinn sehr fortschrittlichen Gesetzentwurf, der auch die Unterstützung des Sozialdemokraten Engelbert Pernerstorfer gefunden hatte, zu Fall. Die Drohung des Ackerbau-ministers Graf Ledebur war bezeichnend: „Entschließt sich das hohe Haus, die Beschlüsse des Herrenhauses abzulehnen, so wird das allerdings zur Folge haben, daß das Institut der Berginspektoren für eine längere Zeit, vielleicht auch für immer, von der Tagesordnung verschwindet und nicht ins Leben treten wird“⁸⁶.

Die feste Absicht, die bisherige staatliche Verwaltung zu erhalten, beherrschte alle Versuche, eine Vertretung der Arbeiterklasse im Parlament zu schaffen, die den bisherigen Organen der Staatsautorität an sich ungefährlich war, aber doch ein gewisses „Entgegenkommen“ nach außen hin dokumentieren sollte. Nach

⁸³ I z a k 107.

⁸⁴ 729 der Beilagen zu den Sten. Protokollen des Abg. Hauses X. Session. Wien 1889. — Vgl. I z a k 141. Die Forderung nach Sanierung der gefährdeten Bruderladen durch einen Staatszuschuß stammte von Baernreither.

⁸⁵ Bericht des Montanausschusses über das Gesetz betr. weitere Ergänzungen des Gesetzes vom 21. 7. 1871 R. 77 über die Einrichtung und den Wirkungskreis der Bergbehörden. Wien, 8. 4. 1895. Berichtstatter: Dr. Baernreither (1136 der Beilagen zu den Sten. Prot. des Abg. Hauses XI. Session 1895). Auftrag des Abgeordnetenhauses an den Montanausschuß, den Gesetzentwurf vom 12. 7. 1892 neuerdings zu beraten.

⁸⁶ Sten. Prot. d. AH, XI. Session, 490. Sitzung am 8. 5. 1896, S. 24.788.

dem Gesetz der Konkurrenz waren auch politisch-taktische Ziele für die Regierungskoalition Graf Taaffes (vor allem für die Christlichsozialen) wie für die oppositionellen Liberalen maßgebend, wenn es darum ging, neue Wahlreformprojekte zu entwerfen. Am besten hat William A. Jenks diese letztlich aussichtslose Klassenpolitik der Staatsverwaltung charakterisiert, deren rigorose Einstellung trotz aller „Reformvorschläge“ nur die Unterschichten in der Polemik gegen das herrschende Gesellschaftssystem gestärkt hatte⁸⁷.

Etwa zur gleichen Zeit war der Gedanke, eine Vertretung der Arbeiterschaft im Abgeordnetenhaus zu schaffen, erneut aufgegriffen worden, und Baernreither befaßte sich mit diesem Projekt, das seine Klubkollegen Ernst von Plener, Exner und Wrabetz in einer Vorlage am 5. Oktober 1886 dem Abgeordnetenhaus unterbreitet hatten. Da die geplante Arbeiterrepräsentation lediglich 9 Abgeordnete umfassen sollte, verfiel der Antrag der schroffen Ablehnung durch die Sozialdemokraten. Die Vorlage kam nicht über die erste Lesung am 1. Februar 1887 hinaus, wurde aber einige Jahre später von den Liberalen erneut aufgegriffen. Baernreither empfahl 1891 die Erweiterung des Wahlrechts, indem er die Krankenversicherung zur Grundlage für die Konstituierung der Arbeiterkurie (Arbeiterkammer) machte⁸⁸. Es war dies einer der Versuche, die Erweiterung des Wahlrechts auf berufsständischer Grundlage in die Wege zu leiten, der jedoch scheiterte. Baernreither hatte auch 1894 in seiner Brünner Rede die Erweiterung des Wahlrechts erörtert und die Einrichtung von Arbeitskammern besonders empfohlen⁸⁹. Die Einführung des gleichen Wahlrechts lehnte Baernreither ohne Angabe stichhaltiger Gründe ab und versuchte, diese ablehnende Einstellung gleich hinter einer Kulisse sozialhygienischer Fürsorgemaßnahmen zu verbergen. Die Reprise „Arbeiterkammern“ wirkte ohnehin schon kläglich genug, der Vergleich dieser Institution mit den mächtigen und einflußreichen Handels- und Gewerbekammern mußte sehr befremden. Auch wenn man das Interesse des Publikums (Mährischer Gewerbeverein!), dem der Vortrag gewidmet war, berücksichtigt, darf man behaupten, daß diese Vorschläge lediglich ihrer karitativen Seite nach Eindruck erwecken konnten, politische Relevanz hatten solche „Vertröstungen“ für Nichtzensiten keineswegs.

Es bestand gar kein Zweifel, daß die nationale und soziale Ideologisierung bei der — sicherlich notwendigen — Einführung des gleichen Wahlrechts das zisleithanische Privilegiensystem beseitigt hätte. Damit wäre aber die Beamtenhierarchie, die sich gerade, wie Baernreither in seinem Vortrag betont, anschickte, eine soziale Verwaltung aufzubauen, am Ende ihres Lateins gewesen.

Ein Hinweis Baernreithers verdient in diesem Zusammenhang gewisse Beachtung. Es ist der wenig verheißungsvolle Versuch, die in England erprobte Institution der Einigungsämter auf die zisleithanischen Verhältnisse zu übertragen. Zunächst befaßte Baernreither sich auch mit den Gewerbegerichten, die

⁸⁷ Jenks, William Alexander: *The Austrian Electoral Reform*. New York 1950, 227 S., hier S. 95 f.

⁸⁸ Brügel: *Soziale Gesetzgebung* 214 (216). — Mommsen: *Sozialdemokratie* 109. — Baernreither: *Die sozialpolitischen Aufgaben der neuen Regierung*.

⁸⁹ Wien 1894, 28 S., hier S. 6 f.

aber in Zisleithanien infolge mangelnden Vertrauens und fehlenden Kontakts zwischen Unternehmerschicht und Arbeiterklasse sehr großen Schwierigkeiten ausgesetzt waren.

Seit der Einführung der Gewerbegerichte mit Gesetz vom 14. Mai 1869 war wenig auf dem Gebiete der Kooperation zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer geschehen. Die Wirtschafts- und Sozialstruktur Zisleithaniens bot ein sehr buntes Bild: Hochentwickelte Industrieräume lagen neben reinen Agrargebieten, so daß die Einführung der Gewerbegerichte an sich schon auf wenige Industriebezirke beschränkt blieb. Die ersten Gewerbegerichte finden ihren Standort in Brünn (Brno), Bielitz (poln. Bielsko) und Reichenberg (Liberec) für Textilindustrie⁹⁰. Nur in Brünn, Bielitz und auch Wien gelang es, die Gewerbegerichte funktionsfähig zu machen, in Reichenberg scheiterte die Einrichtung des Gewerbegerichtes für Textilindustrie völlig und führte sogar zu einem Gesuch der Arbeitergruppe, „daß als Obmann und Obmannstellvertreter zwei gesetzkundige, keine den beiden Gruppen angehörende Männer zu wählen seien“⁹¹. Das klassenbewußte Auftreten der Arbeiterschaft in Nordböhmen machte jegliche Tätigkeit des Gewerbegerichtes in Reichenberg illusorisch.

Nun war die kümmerliche Funktion der Gewerbegerichte ein Anlaß für Baernreither, um gewisse Neuerungen durchzuführen, die — zweifellos nicht ganz originell, vielmehr nach deutschem Vorbild — die Gewerbegerichte zu einigermaßen wirkungsvollen Institutionen erhoben. Ausgangspunkt war der „Zusatzantrag betreffend ein besonderes Verfahren vor Gerichten, gestellt zu den in Vorbereitung sich befindenden Gesetzesvorlagen über eine neue Z. P. O.“ Grundgedanke für die Institution war der eines „gemischten Gerichtes“ (Berufsrichter und Laienrichter als Beisitzer). Die Laienbeisitzer werden aus den Wahlkörpern der Unternehmer und Arbeiter gewählt, auch Frauen haben dabei aktives Wahlrecht. Die Gewählten müssen aber Männer, Staatsbürger sowie eigenberechtigt und unbescholten sein, zudem noch aktiv wahlberechtigt. Das Ganze sollte als eine Art „Board of conciliation and arbitration“ fungieren, in dem allerdings die Berufsrichter, als zwar „sachlich“ wohl objektive, aber zum staatlichen Apparat zählende Juristen auftraten. Die Einführung von 16 Gewerbegerichten ermöglichte künftig Vermittlungsaktionen, wie etwa bei dem großen Streik der zisleithanischen Grubenarbeiter im Frühjahr 1900⁹². Durch das neue Gesetz, betr. die Gewerbegerichte (vom 27. 11. 1896 R. 218), waren die Gewerbeinspektoren befugt, Anträge auf Errichtung von Gewerbegerichten zu stellen⁹³.

In der erwähnten programmatischen Rede, die Baernreither über die Pro-

⁹⁰ Br ü g e l : Soziale Gesetzgebung 184.

⁹¹ Br á f : Arbeiterverhältnisse 159 Anm. 120. Die Arbeitgeber begründeten ihr Gesuch dahingehend, daß die Arbeitnehmer keineswegs bei Stimmgleichheit, wenn der Vorsitzende Arbeitgeber ist, dessen entscheidenden Spruch als unparteiisch anerkennen würden. — Die Statthalterei ging auf das Gesuch ein und sprach sich — wenig orientiert — für einvernehmliche Regelung aus.

⁹² Vgl. ÖSTW 2, 535—539 (Artikel Gewerbegerichte). — K o l m e r VIII, 37.

⁹³ Vgl. ÖSTW 2, 542 (Artikel Gewerbegerichte).

bleme der österreichischen Sozialpolitik in Brünn 1894 gehalten hatte, nahm er auf die großen Erfolge der britischen Sozialpolitiker bei der Schlichtung von Arbeitskonflikten Bezug und forderte auch dringend die Einführung von Einigungsämtern. Die beispielhaften Organisationen des englischen Fabrikanten Mundella — von Baernreither schon früher literarisch erwähnt — und des Grafschaftsrichters Rupert Kettle hatten zuvor Lujo Brentano zu seinen Arbeiten über die Einigungsämter inspiriert. Diese Institutionen zählten seither zum festen Programm der Kathedersozialisten. Brentano kämpfte in literarischen Polemiken um die Verwirklichung seiner Ideen, auch Baernreither trat in den neunziger Jahren immer wieder für die Arbitration ein. Baernreithers Interesse an der Institution der Einigungsämter war wohlbegründet, denn die offiziell eingerichteten Vermittlungsinstanzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern hätten die sozialen Spannungen gemildert und die liberale Manchesterpolitik der Unternehmer fühlbar eingeschränkt.

Es bestand aber gar keine Aussicht, diese Pläne ohne einen völligen Struktur- und Verfassungswandel zu verwirklichen. Immer noch — trotz des Koalitions-Gesetzes (7. IV. 1870, R. 43) — war der materielle Inhalt dieses dringend notwendigen Gesetzes von willkürlichen Verwaltungsmaßnahmen bedroht, aus denen hervorgeht, daß die Arbeiterklasse nicht als gleichberechtigter Partner einer schiedsgerichtlichen oder tariflichen Auseinandersetzung in einem Einigungsamt anerkannt wurde, sondern immer noch als „materielle Kraft“ betrachtet wurde⁹⁴.

Die Verletzungen des Koalitionsrechtes seitens der Verwaltungsbehörden erreichten in gewissen Industriegebieten geradezu traurige Berühmtheit, und es wirkt sehr bezeichnend, daß L. Verkauf nachweist, im Brüx-Teplitzer Braunkohlenrevier sei die größte Zahl der Streikversammlungen (im Jahre 1900) kurzerhand von den staatlichen Behörden aufgelöst worden. Von 433 Versammlungen in diesem Gebiet wurden 165 untersagt oder aufgelöst, also 38,1 %⁹⁵!

Unter solchen Umständen, namentlich auch, wenn man bedenkt, daß die Bergarbeiterversicherung durch die Bruderlade sehr dürftig war, erscheinen Baernreithers Pläne einer Schiedsgerichtsbarkeit auf amtlicher Basis völlig undurchführbar⁹⁶. Sie beruhen auf einer falschen Einschätzung der Sozialstruktur.

Baernreither ergriff die Initiative, um wenigstens bei unerträglichen Zuständen Abhilfe zu schaffen. Er appellierte am 25. April 1895 an das Gewissen der Regierung, als er die unhaltbaren Zustände in den Wienerberger und Hernalser Ziegelwerken brandmarkte und forderte, „daß man die modernen Gesell-

⁹⁴ Verkauf, Leo: Koalitionen, Arbeitseinstellungen und Aussperrungen. ÖSTW ²¹ (1906) 191—199.

⁹⁵ Verkauf: Arbeitseinstellungen und Aussperrungen 196.

⁹⁶ Vgl. die Statistik der Arbeitseinstellungen (für die Zeit von 1894—1901, ohne die Ausstände beim Bergbau) in: Verkauf: Arbeitseinstellungen 197. — Neue Freie Presse. Wien, vom 20. 3. 1900. Titel: Streik der Kohlenarbeiter (Einigungsämter haben fast völlig versagt).

schaftszustände, wie die hier geschilderten, nicht dulden darf, und daß eine gewisse Kraftanstrengung gemacht werden muß, damit sie beseitigt werden⁹⁷.“

Baernreither kannte die innenpolitischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Österreichs zwar genau, war aber zu optimistisch, wenn er glaubte, die englischen Institutionen würden ohne weiteres in Österreich Eingang finden. Es gelang ihm sicherlich, den Boden für die neuen sozialpolitischen Aufgaben vorzubereiten. Wichtig erschien ihm bereits damals, die verschiedenartigen sozialpolitischen Bestrebungen zusammenzufassen und sie in der österreichischen Verwaltung zu verankern. Da er hervorragende juristische Fähigkeiten besaß, hätte er wohl bereits in den neunziger Jahren die gesamte soziale Administration koordinieren können. Aber selbst ihm gegenüber waren die Widerstände groß.

Albert Fuchs behandelt in seinem aufschlußreichen Buch über das österreichische Geistesleben vor 1914 auch die sozialpolitischen Bestrebungen in Wien und charakterisiert vor allem das Programm der Sozialpolitischen Partei, deren Einfluß jedoch nicht sehr groß war. Fuchs schätzte sie, beurteilt nach ihren Grundsätzen, folgendermaßen ein: „Die Tendenz war viel eher bürgerlich-radikal als sozialistisch⁹⁸.“ Von den früheren Persönlichkeiten dieser Partei verdient vor allem Professor Dr. Eugen von Philippovich Beachtung, da er als Nationalökonom in Österreich hohes Ansehen genoß und zu den führenden Abgeordneten der kleinen Partei im niederösterreichischen Landtag zählte. Philippovich stand auch mit Gelehrten und Staatsmännern des reichsdeutschen „Vereins für Sozialpolitik“, so namentlich mit dem preußischen Handelsminister von Berlepsch, in enger Verbindung. Baernreither pflegte schon vor seinem Eintritt ins Ministerium Graf Thun (1898) gute Beziehungen zu Philippovich und bemühte sich als Gleichgesinnter um die Fortentwicklung der Sozialreform. Die Sozialpolitische Partei erreichte jedoch nur sehr mäßige Erfolge, obwohl die Parteipolitiker versucht hatten, auch Baernreither als Fürsprecher und Mitarbeiter zu gewinnen⁹⁹. Sie fand nur geringe Resonanz bei der Großbourgeoisie sowie bei den Unterschichten, im Mittelstand hatte sie einige Anhänger. Als führende Persönlichkeiten der Sozialpolitischen Partei fungierten Engelbert Pernerstorfer (nur kurze Zeit), ferner Michael Hainisch und Otto Wittelshöfer; schließlich wäre auch der angesehene Wiener Advokat Julius Ofner zu erwähnen¹⁰⁰.

Philippovich, einer der führenden Theoretiker der Partei, entwickelte 1897 ein Programm der Sozialpolitiker, dessen Grundzüge er in einer Wählerversammlung des deutschdemokratischen Vereins Wien folgendermaßen umriß: „Heranziehung der rechtlosen Schichten der Bevölkerung zur Teilnahme an der Verwaltung, Erziehung des Volkes zur Selbsthilfe und Geltendmachung der eigenen Kraft! Wesentliches Mittel dazu: das Bildungswesen. — Die Forderungen der Sozialpolitik sind nur durchführbar durch Hebung des Bildungswe-

⁹⁷ Czedik II, 244 f.

⁹⁸ Fuchs 141.

⁹⁹ Briefe Eugen v. Philippovichs an J. M. Baernreither. NBae, Korrespondenzen. Diese Briefe stammen aus den Jahren 1894—1899.

¹⁰⁰ Vgl. über Ofner den Artikel in der Neuen Österr. Biographie XIII (1959), S. 104—111.

sens, des Verantwortungsgefühls bei allen Staatsbürgern und durch Einimpfung des Solidaritätsgefühls sowohl bei Unternehmern als auch bei den Arbeitern¹⁰¹.“

Baernreithers sozialpolitische Zusammenarbeit mit Professor von Philippovich vollzog sich auf verschiedenen, gleich bedeutsamen Gebieten. Die Bestrebungen des Vereins für Sozialpolitik, dessen Interesse an einer gesellschaftlichen und arbeitsrechtlichen Hebung des Arbeiterstandes unverkennbar war, stießen sehr bald auf den ressortmäßigen Widerstand der Ministerialbürokratie. Philippovich beklagte sich über die Zurückhaltung des Eisenbahnministeriums gegenüber den Erhebungen, die der „Verein für Sozialpolitik“ über die Arbeitszeit der Verkehrsbediensteten durchführen wollte. Das Eisenbahnministerium war nur dann bereit, Auskünfte zu erteilen, wenn der Verein keinerlei Verbindungen mit den Arbeitern aufnahm und außerdem nur das Material für die Erhebung heranzog, das aktenmäßig über die Arbeitszeiten zur Verfügung stand. Philippovich bemerkte in seinem Schreiben an Baernreither, daß es völlig ausgeschlossen sei, auf diesem Wege Arbeitsstatistik zu treiben, ohne die wirkliche Arbeitszeit statt der schematisch vorgeschriebenen zu erfassen¹⁰². Das Ministerium lehnte überdies eine Individualerhebung durch Fragebogen ab¹⁰³. Die Schwierigkeiten, die auf diese Weise den modern denkenden Sozialpolitikern bereitet wurden, zeigen uns die Ministerialbürokratie in einem schlechten Licht. Es war natürlich zu befürchten, daß die sozialpolitischen Maßnahmen zugunsten des Arbeiterstandes erheblich mehr Geld kosteten und damit das Staatsbudget stark belasteten. Philippovich bemerkte aber Baernreither gegenüber in diesem Schreiben, daß man sich lächerlich mache, wenn man Arbeitsstatistiken auf schematisch vorgeschriebenen Arbeitszeiten aufbaue.

Große Bedeutung hatte Philippovichs Unterstützung, die er Baernreithers Plänen bei der Einrichtung eines Arbeitsstatistischen Amtes angedeihen ließ. Es ging nicht allein um publizistischen Sekundantendienst, sondern auch um die unbedingt notwendige Vorbereitung der Verwaltungsreform. Philippovich präziserte seine Meinung, die er in einem Aufsatz der „Neuen Freien Presse“ darlegen wollte, in einem Brief an Baernreither: „In dem Aufsätze selbst — den ich vor Eintreffen Ihres gestrigen Schreibens niedergeschrieben habe — habe ich, nunmehr unter Berücksichtigung des Arbeitsstatistischen Amtes, vor allem den verwaltungspolitischen Gedanken der fortlaufenden Führung der Verwaltung in Verbindung mit dem Interessenelement betont und auf die ausländischen Beispiele verwiesen¹⁰⁴.“

Auf einem wesentlichen Sektor der Sozialpolitik sollte Baernreither wirklich erfolgreich sein, es war die Arbeitsstatistik. Die wirtschaftliche Entwicklung

¹⁰¹ Neue Freie Presse. Wien, vom 26. 2. 1897. Titel: Programm der Sozialpolitiker, wie es der Nationalökonom Dr. v. Philippovich in der Wählerversammlung des deutschdemokratischen Vereins charakterisiert.

¹⁰² NBae K 47. Brief Philippovichs an Baernreither. Wien 3. 7. 1898.

¹⁰³ E b e n d a.

¹⁰⁴ Philippovich an Baernreither. Deutsch-Feistritz bei Peggau, 2. 6. 1898. NBae, Korrespondenzen.

Zisleithaniens war im Zeitalter der Industrialisierung weit über die Grenzen der bisherigen „staatlichen Sphäre“ hinausgewachsen. Die Staatsbehörden brachten der gesellschaftlichen und ökonomischen Situation der Arbeiterklasse ein viel zu geringes Verständnis entgegen, in großem Maße waren sie noch durchdrungen von der liberalen Staatstheorie, vor allem der Harmonielehre. Es war daher noch zu keiner auf empirischen Grundlagen beruhenden „Inventarisierung“ der österreichischen Industriegesellschaft gekommen. Die modernen, nach rationalistischen Prinzipien vorgehenden Industriestaaten hatten diese Problematik bereits erkannt, und sie bemühten sich um die institutionelle Erfassung der Situation des Arbeiters. An der Spitze lagen in dieser Hinsicht Frankreich, Großbritannien und die USA.

Bei der Debatte des Staatsvoranschlages am 1. Dezember 1891 forderte Baernreither im Parlament die Begründung von Arbeitsämtern und Statistischen Büros, die, wie in großen Industriestaaten, Erhebungen und Nachprüfungen vorzunehmen und Berichte über die Arbeiterschaft herauszugeben hätten¹⁰⁵. In Frankreich, das in dieser Hinsicht als Vorbild gelten konnte, war der Arbeitsbereich dieser Ämter folgendermaßen umschrieben: Stand und Entwicklung der Produktion, Organisation und Entlohnung der Arbeit, Vergleich der französischen Verhältnisse mit denen des Auslandes¹⁰⁶.

Eine der vordringlichsten Maßnahmen Baernreithers war daher die Errichtung eines Arbeitsstatistischen Amtes, das am 1. Oktober 1898 seine Funktion aufnehmen konnte und auf Grund einer kaiserlichen Entschließung eingerichtet wurde, da das Parlament nicht beschlußfähig war¹⁰⁷. Baernreither konnte auf die vorbereitenden Arbeiten der neunziger Jahre zurückgreifen, vor allem auf den Antrag Neuwirth (1892) und den Regierungsentwurf des Grafen Wurmbrand vom 22. Februar 1894. Dieser Entwurf war dem Gewerbeausschuß zugewiesen worden; hier hatte Baernreither nach dem Ableben des Referenten dessen Position eingenommen, und so gewann, als er Handelsminister wurde, dieser Entwurf Gestalt und Leben¹⁰⁸.

Der Motivenbericht Baernreithers, handschriftlich in den Akten erhalten, hob mit einigen markanten Sätzen die Wichtigkeit der neuen Institution hervor: „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sowohl für die Weiterentwicklung unserer soz. Gesetzgebung und Verwaltung als auch für die dringenden Reformen, welche an den bestehenden Einrichtungen dieser Art werden vorgenommen werden müssen, die Erfassung aller bestimmenden Verhältnisse eine

¹⁰⁵ Br ü g e l : Soziale Gesetzgebung 183.

¹⁰⁶ Vgl. hierzu die Angaben bei Br ü g e l : Soziale Gesetzgebung, Anm. 184.

¹⁰⁷ Baernreither : Verfall 53 Anm. 1: „Im Handelsministerium machte ich in dieser Zeit zwei wichtige Dinge fertig, das Arbeitsstatistische Amt und die zahlreichen Verordnungen zur Aktivierung des Patentamtes.“ I z a k 53 f. — Vgl. ferner den Artikel Arbeitsstatistik und Arbeitsbeirat in M i s c h l e r - U l b r i c h : Österr. Staatswörterbuch I, 314—318, schließlich die Arbeiten von Michael Hainisch und Viktor Mataja.

¹⁰⁸ Hainisch, Michael: Das Arbeitsstatistische Amt. ZfVSV 9 (1900) 521—528, hier 521 f.

unerläßliche Voraussetzung ist¹⁰⁹.“ Bedeutsam war es auch, daß Baernreither an gleicher Stelle betont, wie notwendig es sei, den engen Zusammenhang zwischen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen zu erkennen. Die soziale Gesetzgebung und Verwaltung wird hier in ihrer Verknüpfung mit der Wirtschaft erfaßt, so daß die bürokratische Isolierung der Sozialpolitik auf der Grundlage einer solchen Konzeption vermieden werden konnte. Baernreither setzte auch durch, daß dem Reichsrat über die Tätigkeit des Arbeitsstatistischen Amtes, ähnlich wie bei den Gesetzen über die Gewerbeinspektion und die Unfall- und Krankenversicherung, Bericht zu erstatten sei. Die weitere Ausgestaltung des Amtes, vor allem auch des Arbeitsbeirates, geschah bereits nach dem Rücktritt Baernreithers unter dessen Nachfolger Baron Dipauli.

Das Arbeitsstatistische Amt wurde als Organ des Handelsministeriums der Leitung Dr. Viktor Matajas unterstellt. Ihm angegliedert wurde der Arbeitsbeirat, eine für Österreichs Sozialstruktur neuartige Institution. Er bot die Möglichkeit, Vertreter aus allen Volks- und Berufsschichten für die Mitarbeit an den sozialpolitischen Fragen heranzuziehen, so daß auch die Repräsentanten der Arbeiterkreise und der Sozialdemokraten engeren Kontakt zu einem k. k. Ministerium fanden, als dies bisher der Fall gewesen war¹¹⁰. Mit Recht hat der Sozialpolitiker Michael Hainisch, dessen Feder wir auch eine Abhandlung über das Arbeitsstatistische Amt verdanken, darauf aufmerksam gemacht, daß Baernreither bei dieser Institution alle interessierten Kreise, d. h. die Sozialpartner, in einem Beirat zusammenfassen wollte, um eine bürokratische Erstarrung von allem Anfang an zu vermeiden¹¹¹. In diesem Beirat sollte den berufenen Vertretern aller Parteirichtungen auch die Möglichkeit gegeben werden, Initiativanträge zu stellen. Baernreither stieß bei diesen rasch in die Tat umgesetzten Projekten auf heftige Kritik. In seiner Rede bei der Aufnahme der Erörterungen im Arbeitsbeirat führte er aus: „Die Zusammensetzung des Arbeitsbeirates ist bereits mehrfach kritisiert worden; ich bekenne aber offen, daß ich mit vollem Bewußtsein Gegensätze in demselben vereinigt habe. Bei dem Versuch, schwierige gesellschaftliche Probleme zu lösen, kann es sich nicht darum handeln, verschwommene Ansichten zu sammeln, sondern ein Resultat ist nur zu erwarten, wenn offen und loyal, sachlich und ernst die entgegenstehenden Interessen ihre Vertretung finden, und wenn durch das gegenseitige sich Aussprechen nach und nach jener Wall von Mißtrauen und einseitigen Parteiensichten abgetragen wird, der sich heute noch zwischen den Klassen der wirtschaftlichen Bevölkerung auftürmt¹¹².“

Zu den Agenden des Arbeitsstatistischen Amtes zählte bereits von allem Anfang an eine Reihe von wichtigen wirtschaftlichen und industriesoziologischen Untersuchungen, deren Ergebnisse in Enqueten des Beirates erörtert und über-

¹⁰⁹ Vgl. den Abdruck der Begründung in: 313 der Beilagen zu den Sten. Prot. d. AH XIV. Session 1898.

¹¹⁰ Ebenda 522. — Izak 42 f., ferner 537.

¹¹¹ Hainisch: Das Arbeitsstatistische Amt 522 f.

¹¹² Ebenda. — Vgl. ferner Baernreithers Ausführungen in dem programmatischen Aufsatz: Sozialreform in Österreich. ZfVSV 1 (1892).

prüft werden mußten. Hainisch erwähnte insbesondere den Plan einer staatlichen Arbeitsvermittlung, deren Diskussion im Beirat zu heftigen Kontroversen führte.

Die ablehnende Einstellung der Liberalen gegenüber staatlichen Eingriffen in das Wirtschaftsleben beirrte Baernreither nicht. Er war entschlossen, das Arbeitsstatistische Amt, den Arbeitsbeirat sowie eine weitere neuartige Institution, den Industrierat, zum Ausgangspunkt seiner weiteren sozialpolitischen Arbeit zu machen¹¹³.

Schon vor der Errichtung des Arbeitsstatistischen Amtes hatte Baernreither den Industrierat seinem Ministerium angliedern können, auch diese Einrichtung mußte, da das Parlament nicht beschlußfähig war, durch kaiserliche Verordnung geschaffen werden. Der Industrierat wurde am 20. Juli 1898 ins Leben gerufen¹¹⁴. Baernreithers sozialpolitische Aktivität erweckte großes Mißtrauen in Industriekreisen, so daß Baernreither voll Besorgnis in seinem Tagebuch vermerkte: „Die Industriellen hatten meiner Ernennung mit einer gewissen Angst entgegengesehen. Sie fürchteten eine doktrinaire Übertragung englischer Ideen auf Österreich. Es war unbegründet. Nichts konnte ihnen lieber sein, als mein Grundsatz: Die Industrie begünstigen, soweit es überhaupt nur möglich ist, damit sie den Arbeitern bessere Bedingungen bieten kann¹¹⁵.“

Wichtiger in sozialpolitischer Hinsicht war die bereits erwähnte Institution, die Baernreither als Handelsminister im Zusammenhang mit dem Arbeitsstatistischen Amt einrichten konnte. Es handelt sich um den Arbeitsbeirat, den allerdings auch bereits der Brünner Abgeordnete der Handels- und Gewerbekammer Dr. Neuwirth als Institution empfohlen hatte. Baernreither hatte die Regierungsvorlage für das Arbeitsstatistische Amt am 1. Juni 1898 eingebracht; da die parlamentarische Behandlung der Vorlage nicht möglich war, wurde diese notwendige Einrichtung auf dem Verordnungswege ins Leben gerufen. In engem Zusammenhang mit ihr entstand der Arbeitsbeirat¹¹⁶. Man darf aber nicht vergessen, daß der Beirat nur eine beratende Funktion hatte und seine Gliederung (Statuten vom 6. 6. 1899 R. 106) beweist eigentlich, daß die Arbeiter in den drei Beratungsgruppen nur eine Sektion neben der Gruppe der Unternehmer und der Gruppe der fachmännischen Berater bildeten, von denen fast alle dem Verwaltungspersonal angehörten. Die Vertreter der Unterschichten, namentlich sozialdemokratische Abgeordnete des Reichsrates und Obmänner der Gewerkschaftsverbände, traten aber doch (oftmals unter ausdrücklicher Wahrung ihres politischen Standpunktes) in das Beratergremium ein, das eine engere Fühlungnahme zwischen der staatlichen Verwaltung und der Sozialdemokratie ermöglichte¹¹⁷.

¹¹³ I z a k 53 f.

¹¹⁴ E b e n d a.

¹¹⁵ NBae, Tgb. 3, zitiert nach I z a k 53.

¹¹⁶ ÖSTW ²¹ Artikel Arbeitsstatistik und Arbeitsbeirat 314—317, hier S. 315.

¹¹⁷ S l a p n i c k a, Helmut: Der Anteil der Böhmisches Länder an der Sozialgesetzgebung des alten Österreich. In: Ein Leben. Drei Epochen. München 1971, S. 235—248, hier S. 239. Vgl. die Sitzungsprotokolle des Ständigen Arbeitsbeirates 1898—1905 (in

In den Ausschüssen des Arbeitsbeirates wurden zweifellos wichtige und anregende Diskussionen geführt, trotzdem gelang es nicht, die Sozialversicherung zu einem günstigen Abschluß zu bringen. Baernreither sah sich hier größten Hindernissen gegenüber, die er nicht überwinden konnte. Das gesamte staatliche System war einer großen sozialpolitischen Maßnahme nicht mehr fähig, so daß alle Bemühungen, auch die eines so verständigen Politikers, wie es Baernreither war, scheitern mußten. Es sei vor allem an die Bergbauquete, an den Arbeiterversicherungsausschuß sowie an die Seeleuteversicherung gedacht. Die Versicherung der Seeleute konnte nach langen Mühen realisiert werden, doch sie war nur ein Teilerfolg mit verhältnismäßig geringer sozialpolitischer Bedeutung¹¹⁸.

Die eifrigen Studien Baernreithers über Fragen des Kinderschutzes, der Jugendfürsorge, schließlich auch des Jugendstrafrechts, waren zu ihrer Zeit fortschrittlich und bedeutsam, ebenso seine Mitwirkung an dem Aufbau eines Ministeriums für soziale Verwaltung während des Ersten Weltkrieges. Trotzdem kann man die Behauptung aufstellen, daß diese Arbeiten und auch die Schriften, die Baernreither noch verfaßt hat, keinen wirksamen Einfluß mehr auf die Sozialstruktur Zisleithaniens hatten, obwohl sie sicherlich mithalfen, die sozialen Verhältnisse in einzelnen Fällen zu bessern¹¹⁹.

Es war allem Anschein nach der Zustand eingetreten, daß die zisleithanische Sozialstruktur durch offizielle Reformen „von oben“ nicht mehr erfaßt und geändert werden konnte. Dies war gleichzeitig ein Anzeichen für die innere Staatskrise seit 1897, deren Ursache in der vielschichtigen Strukturkrise der zisleithanischen Gesellschaft zu suchen ist.

Schlußgedanken

Baernreither darf zu den führenden Staatsmännern Österreich-Ungarns gezählt werden, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, als Ministerpräsident die

Jahresbänden) und die „Soziale Rundschau“ (1900 ff.), eine Zeitschrift, die Baernreither als dringend notwendig mitbegründen half. Unter den Mitgliedern des Arbeitsbeirates war auch der Vertreter der Bergarbeiter, Jarolim.

¹¹⁸ Die gesetzlichen Bestimmungen über die Einbeziehung der Seeleute und Seefischer in die Unfall- und Krankenversicherung wurden am 11. 2. 1913 erlassen (R.GBl. 1913, Nr. 24, 25). Die Versicherung begann am 1. 1. 1914!

¹¹⁹ Vgl. folgende Schriften: Jugendfürsorge und Strafrecht in den Vereinigten Staaten. Leipzig 1905. — Schriften des ersten österreichischen Kinderschutzkongresses. Wien 1907. — Grundfragen der sozialen Versicherung in Österreich. Wien 1908. — Schriften des zweiten österr. Kinderschutzkongresses. Wien 1913. — Ferner: Staatszuschüsse zu Invaliden- und Altersrenten. Conférence intern. de la Haye (Assur. sociale) 1910. — Die Sozialversicherung in England. OR 27 (1911). — Die beiden letzten Aufsätze verschwanden völlig in der Flut von Arbeiten über die Reform und Erweiterung der zisleithanischen Arbeiterversicherung. Bis 1918 blieb jedoch die Alters- und Invalidenversicherung trotz vieler Entwürfe (Beckscher Entwurf 1908) unerledigt. Baernreithers Mithilfe kam über Projekte, Erörterungen und Berechnungen nicht hinaus (Vgl. Bibliographie der Sozialpolitik. Bd. 2. Wien 1912, S. 146—150; Arbeiterversicherungsentwurf).

Geschicke Zisleithaniens in modernere Bahnen zu lenken, wie es seinen Absichten entsprach. Seine Persönlichkeit weist viele bestechende Einzelzüge auf, die man erst dann ganz erfassen kann, wenn die privaten Interessen des hochgebildeten Kunstfreundes und kultivierten Kenners der europäischen Literatur, Plastik und Malerei gewürdigt worden sind. Feinheit der künstlerischen Aussage, kritischer Takt und Einfühlungsvermögen bekundet sein „Römisches Tagebuch“ (1930), ein Epilog und zugleich eine vollendete Stilbetrachtung des hochgebildeten Freundes der italienischen Kunst.

Viele Eigenschaften des altösterreichischen Gentleman waren Baernreither in der Ausprägung zu eigen, wie sie Herbert Cysarz überliefert hat: „Es er-
steht ein österreichischer Typus des Gentleman, viel unterrichtet und gediegen, fachkundig und aufgeschlossen, dazu bescheiden und rücksichtsvoll, oft fast kleinlaut, freilich nicht allzu ordnungswillig und immer am schwächsten in dem, was verzweigten Zusammenwirkens bedarf¹²⁰.“

Baernreithers bewundernswerte Charakterzüge kompensieren indessen Cysarzs Bild und verleihen der Persönlichkeit des Staatsmanns den Glanz und das Ansehen eines hervorragenden politischen Talents.

Die politischen Kämpfe der neunziger Jahre hatten die parlamentarischen Ambitionen Baernreithers in keiner Weise befriedigt. Es war ihm bisher auch nicht möglich gewesen, auf dem juristischen Fachgebiet besondere parlamentarische Erfolge zu erringen, die seinen Fähigkeiten entsprachen. Seit seiner Dienstzeit im Justizministerium hatte er sich bereits mit Studien zur Reform des Zivilprozesses befaßt, hatte die modernen Rechtsverfahren in der Schweiz sowie in Preußen untersucht und selbst Erfahrungen auf dem Gebiet des Gerichtswesens im Ausland sammeln können. Als Ministerialbeamter arbeitete er an der Verbesserung des Gesetzentwurfes, den Hofrat v. Harrasowsky vorbereitet hatte¹²¹. Die Vollendung der Reformgesetze lag in den Händen Franz Kleins, aber auch Baernreither hatte an der juristischen und vor allem parlamentarischen Vorbereitung großen Anteil¹²². Die Arbeiten nahmen rund drei Jahre in Anspruch und fanden ihren parlamentarischen Abschluß erst im Jahre 1896. (Die endgültige Annahme des Gesetzes war am 18. Juli 1895 erfolgt.) Baernreithers Verdienste lagen vor allem auf dem Gebiete der politischen Taktik, durch die er es ermöglichte, daß die Beratungen über ZPO, Jurisdiktionsnorm und Exekutionsordnung in einem gemeinsamen Gremium des Herrenhauses und des Abgeordnetenhauses durchgeführt wurden¹²³. Dieser Ausschuß

¹²⁰ Cysarz, Herbert: Die großen Themen der sudetendeutschen Schrifttumsgeschichte. In: Das Sudetendeutschtum. Sein Wesen und Werden im Wandel der Jahrhunderte. Brünn-Prag-Leipzig-Wien 1939, S. 567—599, hier S. 590.

¹²¹ Baernreither, Joseph Maria: Fragmente eines politischen Tagebuches. Hrsg. v. Josef Redlich. Berlin 1928, S. 20.

¹²² Vgl. Klein, Franz: Reden, Vorträge, Aufsätze, Briefe. Bd. 1. Wien 1927, 590 S. vor allem S. XV Anm. 1 den Hinweis, daß der berühmte Jurist Klein in dem 1927 von F. Engel herausgegebenen Werk „Der Zivilprozeß Österreichs“ Baernreither als den „treibenden und belebenden Geist“ im Parlament und auch als Antragsteller des Beratungsgesetzes bezeichnet hat.

¹²³ Klein arbeitete mit Baernreither in Lünz auf dessen Schloß Ende Juli bis Anfang

wurde als Permanenzausschuß konstituiert. Die Einrichtung eines gemeinsamen Ausschusses erschien als vordringlich, da man nun das gesamte Gesetzeswerk, an dem Baernreither mit großem Fleiß mitgewirkt hatte, en bloc zur Annahme oder Ablehnung vorlegen konnte, ohne daß bei der parlamentarischen Beratung eine Verzögerung zu befürchten war¹²⁴.

Die Vorbereitung der Zivilprozeßreform erforderte großes Geschick bei den Beratungen im Abgeordnetenhaus. Die Angehörigen des Justizausschusses, Graf Pininski, Dr. Fanderlik, Kopp, Dr. Nitsche und Dr. Pattai sowie v. Abrahamowicz, arbeiteten mit Baernreither sehr loyal zusammen. Baernreither, der als Berichterstatter geschickt allen kleinlichen und zeitraubenden Debatten aus dem Wege ging, vermerkte in seinem Tagebuch: „In dieser Frühjahrstagung des Ausschusses haben wir auf diese Weise in neun Sitzungen 477 §§ erledigt, als wir Mitte Juni die Verhandlungen wegen der galizischen Reise der Abgeordneten unterbrechen mußten. Der Ausschuß beschloß in sehr hoffnungsreichen Wechselreden diesen Abschnitt seiner Tätigkeit. Das eigenartige Ergebnis dieser Sitzungen war aber ein viel tiefergehendes als die Erledigung der Zahl von Paragraphen. Es war der Glaube daran, daß wir auf dem Wege des Gelingens waren¹²⁵.“ Dieses „Gefühl des Gelingens“ beflügelte Baernreither, als er die vorgesehenen Möglichkeiten des Beratungsgesetzes vom 30. Juli 1867 auf die Entwürfe anwendete, die in den Permanenzausschüssen durchgearbeitet worden waren.

Baernreithers Tagebuchaufzeichnungen verraten viele Details über die hervorragende Rolle, die Franz Klein bei der rhetorischen Verteidigung der Entwürfe gespielt hatte. Redlich hat zudem das geschickte Zusammenwirken Baernreithers mit Klein, ferner die gut fundierte Assistenz Josef Ungers, Baron Chlumeckys und die wohlwollende Patronanz Graf Gleispachs als eine Glanzleistung altösterreichischer parlamentarischer Koordination bezeichnet. Es wäre, wie Redlich 1926 ausführte, ein Glück gewesen, wenn Klein als dem großen

August 1894 an der Vollendung der Vorlagen für den Permanenzausschuß. Vgl. ferner: Redlich, Josef: Joseph Maria Baernreither und Franz Klein. Neue Freie Presse. 16., 21., 27. 5. 1926.

¹²⁴ Das Beratungsgesetz (Gesetz vom 5. Dezember 1894 RGBl. Nr. 224) war Baernreithers Werk. Vgl. Klein, Franz: Der Zivilprozeß Osterreichs. Hrsg. von F. Engel. Mannheim-Berlin-Leipzig 1927, 599 S., hier S. 48 f. Gemäß Beratungsgesetz waren die Verhandlungen im Permanenzausschuß konzentriert: „Abänderungs- oder Zusatzanträge zu den Gesetzentwürfen konnten nach diesem Gesetze von den Mitgliedern der beiden Häuser nur solange überreicht werden, als die Beratungen in beiden Ausschüssen dauerten. Ausschuß und Kommission hatten sich ihre Beschlüsse gegenseitig mitzuteilen, ohne daß diese erst das Plenum passieren mußten, etwaige Widersprüche zwischen beiden mittels gemeinsamer Beratung zu erledigen. Sobald ein gemeinsamer Beschluß vorlag, war über den betreffenden Gesetzentwurf an beide Häuser ein gemeinsamer Bericht zu erstatten. Es fand dann über die gemeinsamen Beschlüsse in jedem der beiden Häuser die zweite und dritte Lesung der Gesetzentwürfe statt, wobei jedoch sowohl weitere Abänderungsanträge wie eine Spezialdebatte ausgeschlossen waren.“

¹²⁵ Redlich, Josef: Joseph M. Baernreither und Franz Klein. Zur parlamentarischen Geschichte der Zivilprozeßreform. Neue Freie Presse Nr. 22.151 vom 16. 5. 1928, S. 4.

Juristen und Baernreither als talentiertem und geistig hochstehendem Parlamentarier noch einmal die Möglichkeit gegeben worden wäre, so zu „akkordieren“¹²⁶.

Als Sozialpolitiker waren ihm sicherlich beachtenswerte, aber nicht so umfassende Erfolge beschieden, eine große, alle Gebiete der Sozialpolitik verknüpfende Reform mußte jedoch scheitern.

Ohne Zweifel hatte Baernreithers Intelligenz weltmännischen Charakter, ihr entsprach auch eine Lebenshaltung, die ihn (eigentlich) als Schloßherrn auf dem böhmischen landtäflichen Gut Lünz bei Lubenz in die Gesellschaft des Landadels versetzte. Baernreither wandte sich aber von der herrschenden Oberschicht der Monarchie innerlich ab und versuchte, die zisleithanische Sozialpolitik in neue Bahnen zu lenken und ihr zu internationalem Ansehen zu verhelfen. Als Staatsmann trat er entschlossen gegen die Mittelmäßigkeit und Schwäche des monarchischen Systems auf, mußte aber schließlich resignierend erkennen, daß ein so heterogenes Gebilde, wie es der Staat der Habsburger war, dem wirtschaftlichen und sozialen Strukturwandel nicht mehr widerstehen konnte.

Es blieb ihm, Baernreither, bis zu seinem Tode ein Gefühl der Bitterkeit. Noch in seinem „Römischen Tagebuch“ gewinnt man aus versteckten Bemerkungen den Eindruck, er hadere mit dem Schicksal, weil er nicht berufen gewesen war, als Ministerpräsident den Untergang der europäischen Großmacht Habsburg zu verhindern. Ein schmerzlicher Zug durchweht die Aufzeichnungen des Achtzigjährigen. Auf der Abschiedsfeier des Prager (deutschen) Kleinsaitner Gymnasiums tauschte er als Abiturient des Jahrgangs 1862 liebgewordene Erinnerungen an das alte Prag aus. Doch war er auch ein Mann, der nüchtern und ohne nationales Ressentiment die Zeichen der neuen Zeit zu lesen verstand, der den Aufstieg der tschechischen Nation erkannte und würdigte. Er bewahrte der Geschichtswissenschaft einen wertvollen Nachlaß, er selbst gab ihr darüber hinaus das Beispiel einer gedankenreichen und hochgebildeten Persönlichkeit.

QUELLEN UND LITERATUR

I) Quellen

1) Akten

Akten des Allgem. Verwaltungsarchivs Wien.

Akten aus dem Amt des k. k. Ministers Dr. Baernreither.

Akten des Zentralarchivs Prag (Ústřední archiv Praha).

Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien.

a) Akten der Kabinettskanzlei, Ministerwechsel, betr. Baernreither 1898, 1916/17.

b) Politisches Archiv, Interna 1898/99, 1914/18.

Die große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914. 54 Bde. Berlin 1922—1926.
Österreich-Ungarns Außenpolitik von der bosnischen Krise 1908 bis zum Ausbruch des Weltkrieges 1914. 8 Bde. Wien-Leipzig 1929—1930.

Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes. Bonn, Akten Österreich (1885—1918).

¹²⁶ E b e n d a, Aufsatz Josef Redlichs.

- 2) Nachlässe
 Nachlaß Baernreither. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (HHStA Wien).
 Nachlaß Erzherzog Franz Ferdinand. HHSTA Wien
 Nachlaß Gustav Groß. HHSTA Wien
 Nachlaß Ernst von Plener. HHSTA Wien
 Nachlaß Gustav Marchet. HHSTA Wien
 Nachlaß Baron Beck. Allgem. Verwaltungsarchiv Wien
 Nachlaß Georg Kerschensteiner. Stadtbibliothek München
 Nachlaß Lujo Brentano. Bundesarchiv Koblenz
- 3) Parlament
 Stenogr. Protokolle des Abgeordnetenhauses des österr. Reichsrates.
 Stenogr. Protokolle des Herrenhauses des österr. Reichsrates.
 Stenogr. Berichte des Landtages des Königreiches Böhmen.
 Reichsgesetzblatt für die im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder. Wien.
- 4) Österreichische Statistik. Wien 1882 ff.
 Statistisches Jahrbuch der österr. Monarchie für das Jahr 1864. Wien 1865.
 Statistisches Jahrbuch der österr. Monarchie für das Jahr 1867. Wien 1869.
 Mitteilungen des Statistischen Landesamtes für das Königreich Böhmen. Prag.
 Berichte der k. k. Gewerbeinspektoren über ihre Amtstätigkeit. Wien.
 Sitzungsprotokolle des ständigen Arbeitsbeirates. Wien.
 Veröffentlichungen des k. k. Arbeitsstatistischen Amtes im Handelsministerium. Wien.
 Die Bergwerksinspektion in Österreich. Berichte der k. k. Bergbehörden über ihre Tätigkeit im Jahre 1903. (12. Jg.) Wien 1906. (Bis 1911 <20. Jg.> Wien 1914).
 Stenographisches Protokoll der vom Subkomité des sozialpolitischen Ausschusses veranstalteten Enquete betreffend die Verkürzung der Arbeitszeit im Bergbau. Wien 1900. — Statistische Monatsschrift. Wien.
- 5) Zeitungen und Zeitschriften
 „Neue Freie Presse“.
 „Der Kampf“. Sozialdemokratische Monatsschrift (Wien).
 „Die Zukunft“. Berlin.
 „Österreichische Rundschau“. Wien.
 „Politik“. Prag.
 „Soziale Rundschau“. Wien.
 „Bohemia“. Prag.
 „Die Zeit“. Wien.
 „Čechische Revue“. Prag.
 „Národní Listy“. Prag.
 „Soziale Praxis“. Berlin.

II) Literatur

- A d l e r, Victor: Aus seinen Reden und Schriften. Ausgewählt von A. Tesarek. Wien 1947.
 A l m o n d, Nina / L u t z, Ralph Haswell: The Treaty of St. Germain. Stanford 1935
 (Hoover War Library Publications 5).
 Austrian History Yearbook. Bd. 3—5. Houston/Texas 1967—1969.
 B a c h m a n n, Harald: Der Deutsche Volksrat für Böhmen und die deutsch-böhmische
 Parteipolitik. ZfO 14 (1965) 266—294.
 B a c h m a n n, Harald: Adolf Bachmann. Ein österreichischer Historiker und Politiker.
 München 1962.
 B a c h m a n n, Harald: Briefe Georg Kerschensteiners an Joseph Maria Baernreither. Der
 Schulreformer an den österreichischen Staatsmann. ZfO 7 (1958) 420—424.
 B a c h m a n n, Harald: Briefe Matthias Pangerls an Johannes Loserth aus den Jahren
 1875—1878. OWi 6 (1959) 254—281.
 B a e r n r e i t h e r, Joseph Maria: Der Verfall des Habsburger Reiches und die Deut-
 schen. Wien 1939. Fragmente eines politischen Tagesbuches. Berlin 1928. Hrsg. von
 J. Redlich.

- Baernreither, Joseph Maria: Stammgüter-System und Anerbenrecht in Deutschland. Wien 1882.
- Baernreither, Joseph Maria: Die Englischen Arbeiterverbände und ihr Recht. Tübingen 1886.
- Baernreither, Joseph Maria: Die sozialpolitischen Aufgaben der neuen Regierung. Wien 1894.
- Baernreither, Joseph Maria: Ergebnisse der vom Gewerbeausschusse des österreichischen Abgeordnetenhauses veranstalteten mündlichen und schriftlichen Enquete über den Gesetzentwurf, betreffend die Einrichtungen zur Förderung des Einvernehmens zwischen Gewerbsunternehmern und ihren Arbeitern. Wien 1893.
- Baernreither, Joseph Maria: Sozialreform in Österreich. ZfVSV 1 (1892) 11—43.
- Baernreither, Joseph Maria: Das Museum in Sarajewo. ÖR 21 (1909).
- Baernreither, Joseph Maria: Bosnische Eindrücke. Eine politische Studie. Wien 1908.
- Baernreither, Joseph Maria: Handelspolitische Ausblicke. Wien 1913.
- Baernreither, Joseph Maria: Denkschrift über das wirtschaftspolitische Verhältnis Österreich-Ungarns zu Deutschland. Wien 1915.
- Baernreither, Joseph Maria: Fragmente eines politischen Tagebuches. Berlin 1928. Hrsg. von J. Redlich.
- Baernreither, Joseph Maria: Die Sozialversicherung in England. ÖR 27 (1911).
- Baernreither, Joseph Maria: Zur böhmischen Frage. Wien 1910.
- Baernreither, Joseph Maria: Schriften des zweiten österr. Kinderschutzkongresses. (Vorwort und Einleitung von Baernreither) Wien 1913.
- Baernreither, Joseph Maria: Römisches Tagebuch. Berlin 1929.
- Bauer, Otto: Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien 1924.
- Bellom, Pierre: L'assurance ouvrière en Autriche et les projets des reforme. Revue d'économie politique 22 (1908) 401—430.
- Benedikt, Heinrich: Die wirtschaftliche Entwicklung der Franz-Joseph-Zeit. Wien 1958 (Wiener histor. Studien 4).
- Beneš, Edvard: Le problème autrichien et la question tchèque. Paris 1908.
- Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Reichenberg. Reichenberg 1864.
- VI. Bericht über die allgemeine ordentliche Sitzung der Handels- und Gewerbekammer in Prag. Prag 1874.
- Bernatzik, Edmund: Über nationale Matriken. Wien 1914.
- Birke, Ernst: Die französische Osteuropa-Politik 1914—1918. ZfO 3 (1954) 321—359.
- Bittnner, Gertrude: Dr. Gustav Marchet. Diss. Wien 1949.
- Böhm-Bawerk, Eugen von: Unsere passive Handelsbilanz. Neue Freie Presse (Wien), 6. 1., 8. 1., 9. 1. 1914.
- Boháč, Antonín: Obyvatelstvo v československé republice [Die Bevölkerung in der tschechoslowakischen Republik]. In: Československá vlastivěda. Bd. 2/1. Prag 1936, S. 1—97.
- Bohmann, Alfred: Bevölkerungsbewegungen in Böhmen 1847—1947 mit besonderer Berücksichtigung der nationalen Verhältnisse. München 1958 (Wiss. Materialien zur Landeskunde der böhm. Länder 3).
- Bohmann, Alfred: Die demographische Entwicklung der böhmischen Länder in der Betrachtung der tschechischen marxistischen Historiographie. ZfO 17 (1968) 336—348.
- Born, Karl Erich (Hrsg.): Moderne deutsche Wirtschaftsgeschichte. Köln 1966.
- Bosl, Karl: Deutsche romantisch-liberale Geschichtsauffassung und „Slawische Legende“. BohJb 5 (1964) 12—53.

- Bosl, Karl: Die Auslösung des Ersten Weltkrieges vor 50 Jahren. *BohJb* 5 (1964) 459—467.
- Bráf, Albin: Studien über nordböhmisches Arbeiterverhältnisse. Prag 1881.
- Brentano, Lujo: Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands. Jena 1931.
- Brügel, Johann Wolfgang: Tschechen und Deutsche. München 1967.
- Brügel, Ludwig: Geschichte der österreichischen Sozialdemokratie. 5 Bde. Wien 1922—1925.
- Brügel, Ludwig: Soziale Gesetzgebung in Österreich von 1848—1919. Eine geschichtliche Darstellung. Wien-Leipzig 1919.
- Brunner, Otto: Das Haus Österreich und die Donaumonarchie. *SOF* 14 (1955).
- Brusatti, Alois: Wirtschafts- und Sozialgeschichte des industriellen Zeitalters. Wien 1968.
- Burian, Peter: Die Nationalitäten in „Cisleithanien“ und das Wahlrecht der Märzrevolution 1848/49. Graz-Köln 1962.
- Bußmann, Walter: Das Zeitalter Bismarcks. In: *Handbuch der Deutsch. Geschichte*. Bd. 3, Teil 2. Konstanz 1956.
- Charmatz, Richard: Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Bd. 2. Leipzig 1909.
- Charmatz, Richard: Lebensbilder aus der Geschichte Österreichs. Wien 1947.
- Charmatz, Richard: Das politische Denken in Österreich. Geschichtliche Betrachtungen. Wien 1917.
- Chlumicky, Leopold von: Erzherzog Franz-Ferdinands Wirken und Wollen. Berlin 1929.
- Conze, Werner: Die Strukturkrise des östlichen Mitteleuropa vor und nach 1914. *VfZ* 1 (1953) 319—358.
- Crankshaw, Edward: *The Fall of the House of Habsburg*. London 1963.
- Czedik, Alois v.: Geschichte der k. k. Ministerien. 4 Bde. Teschen-Wien-Leipzig 1917—1920.
- Czernin, Ottokar Graf v.: *Im Weltkriege*. Berlin-Wien 1919.
- Deutsch, Julius: Was bringt die Sozialversicherung? *Sozialistische Monatshefte* (1909) 75—82.
- Došek, Maria: Die Stellung Englands zu den Problemen der österr.-ungar. Monarchie in den Jahren 1906—1909, herausgearbeitet aus „*Fortnightly Review*“. *Phil. Diss.* Wien 1957.
- Dürre, Emil: Versuch einer chronologischen Darstellung der deutsch-tschechischen Ausgleichsverhandlungen 1903—1913. Prag 1914 (6. Flugschrift der Deutschen Arbeit).
- Dumba, Constantin v.: *Dreibund- und Entente-Politik in der Alten und Neuen Welt*. Zürich-Wien-Leipzig 1931.
- Dumreicher, Armand von: *Südostdeutsche Betrachtungen*. Eine nationale Denkschrift. Leipzig 1893.
- Erdmann, Karl Dietrich: Die Zeit der Weltkriege. In: *Handbuch der deutschen Geschichte*. Bd. 4. Stuttgart 1959.
- Fink, Krisztina Maria: Die österreichisch-ungarische Monarchie als Wirtschaftsgemeinschaft. *Diss.* München 1967.
- Fischel, Alfred: *Das österreichische Sprachenrecht*. Brünn 1915.
- Friedjung, Heinrich: *Historische Aufsätze*. Stuttgart 1919.
- Führer durch das nordwestböhmisches Braunkohlenrevier. Hrsg. vom Montanistischen Klub für die Bergreviere Teplitz, Brüx und Komotau. Brüx 1908.

- Fuchs, Albert: Geistige Strömungen in Österreich 1867—1918. Wien 1949.
- Fussek, Alexander: Ministerpräsident Graf Stürgkh. Phil. Diss. Wien 1958.
- Gneist, Rudolf von: Selfgovernment, Kommunalverfassung und Verwaltungsgerichte in England. Berlin 1871.
- Goldinger, Walter: Geschichte der Organisation des Handelsmuseums. In: 100 Jahre im Dienste der Wirtschaft. Wien 1961.
- Grabmayr, Karl von: Erinnerungen eines Tiroler Politikers 1892—1920. Innsbruck 1955.
- Gratz, Gustav / Schüller, Richard: Die äußere Wirtschaftspolitik Österreich-Ungarns. Wien 1925 (Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges ö.-u. Serie). Die Großindustrie in Österreich. Bd. 3. Wien 1898.
- Grünberg, Karl: Die handelspolitischen Beziehungen Österreich-Ungarns zu Rumänien, Serbien und Bulgarien. In: Beiträge zur neuesten Handelspolitik Österreichs. Leipzig 1901, 314 S., hier S. 103—148.
- Grünberg, Karl: Die Agrarverfassung und das Grundentlastungsproblem in Bosnien und der Herzegowina. Leipzig 1911.
- Gruber, Josef: Die Handels- und Gewerbekammer in Prag in den ersten fünfzig Jahren ihres Bestandes 1850—1900. Prag 1900.
- Hainisch, Michael: Die prinzipielle Seite des allgemeinen Wahlrechtes. Deutsche Worte 15 (1895) 1—14.
- Hainisch, Michael: Zur österreichischen Wahlreform. Deutsche Worte 15 (1895).
- Hainisch, Michael: Das Arbeitsstatistische Amt. ZfVSV 9 (1900) 521—525.
- Hantsch, Hugo: Leopold Graf Berchtold. Grandseigneur und Staatsmann. 2 Bde. Graz-Wien-Köln 1963.
- Hantsch, Hugo: Die Geschichte Österreichs. Bd. 2. Graz 1950.
- Hasbach, Wilhelm: Das englische Arbeiterversicherungswesen. Berlin 1883.
- Hassinger, Hugo: Die Tschechoslowakei. Ein geographisches, politisches und wirtschaftliches Handbuch. Wien 1925.
- Havránek, Jan: Hornická stávka roku 1900 v severočeském hnědouhelném revíru [Der Bergarbeiteraufstand im nordböhmischen Braunkohlenrevier]. Prag 1953.
- Havránek, Jan: Boj za všeobecné, přímé a rovné hlasovací právo roku 1893 [Der Kampf um das allgemeine, direkte und gleiche Wahlrecht im Jahre 1893]. In: Rozpravy čsl. ak. věd. 74/Heft 2 (1964).
- Havránek, Jan: Snáhy německé buržoazie o rozdělení Čech na sklonku 19. století [Die Bemühungen der deutschen Bourgeoisie um die Teilung Böhmens um die Wende des 19. Jahrhunderts]. In: Zápisky katedry čsl. dějin a archivního studia 5 (1961) 19—30.
- Herkner, Heinrich: Neuere Literatur über die deutsch-böhmische Frage. ASS 24 N. F. 6 (1907) 451—463.
- Hertz, Friedrich: Die Produktionsgrundlagen der österr. Industrie vor und nach dem Kriege insbesondere im Vergleich mit Deutschland. Wien-Berlin 1917.
- Horská-Vrbová, Pavla: K otázce vzniku české průmyslové buržoazie [Zur Frage der tschechischen Industriebourgeoisie]. ČČH 10 (1962) 257—283.
- Horská-Vrbová, Pavla: Kapitalistická industrialisace a středoevropská společnost [Kapitalistische Industrialisierung und mitteleuropäische Gesellschaft]. Prag 1970.
- Houser, Jaroslav: Vývoj hornického pojištění. K bojům našich horníků za kapitalismus [Die Entwicklung der Versicherung der Bergleute. Zum Kampf unserer Bergleute während der Zeit des Kapitalismus]. Prag 1960.

- Hugelmann, Karl: Das Alterspluralwahlrecht und die österreichische Wahlreform. In: Historisch-politische Studien. Gesammelte Aufsätze von K. Hugelmann. Wien 1915, S. 283—293.
- Hugelmann, Karl: Das Nationalitätenrecht im alten Österreich. Wien-Leipzig 1934.
- Hundert Jahre im Dienst der Wirtschaft. Festschrift des österr. Handelsministeriums. Bd. 1. Wien 1961.
- Hundert Jahre österreichischer Wirtschaftsentwicklung 1848—1948. Wien 1949.
- Izak, Leopold: Baernreither und die Sozialpolitik. Phil. Diss. Wien 1948.
- Jarolim, Johann: Zur Reform der inneren Verwaltung Österreichs. Brünn 1913.
- Jahn-Langen, Helene: Das Böhmisches Niederland. Bevölkerungs- und Sozialstruktur einer Industriedorflandschaft. München 1960 (Wissenschaftl. Materialien zur Landeskunde der böhmischen Länder 4).
- Jenks, William A.: Austria under the Iron Ring. 1879—1893. Charlottesville 1965.
- Jenks, William A.: The Austrian Electoral Reform. New York 1950.
- Jodl, Josef: Zur Einteilung der Handels- und Gewerbekammern in Böhmen. Prag 1885.
- Kaizl, Josef: Z mého života [Aus meinem Leben]. Bd. 3. Prag 1911.
- Kann, Robert A.: Werden und Zerfall des Habsburgerreiches. Graz-Wien-Köln 1962.
- Kann, Robert A.: Joseph Maria Baernreither und Graf Ottokar Czernins fragmentarische Darstellung der Sixtus-Affaire. Auf Grund der Aufzeichnungen und Dokumente im Baernreitherschen Nachlaß. MOSTA 16 (1963) 412—452.
- Kann, Robert A.: Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie. 2 Bde. Graz-Köln 1964.
- Kapras, Jan: Přehled právních dějin země české koruny [Überblick über die Rechtsgeschichte der Länder der böhm. Krone]. Prag 1935.
- Kárníková, Ludmila: Vývoj obyvatelstva v českých zemích 1754—1914 [Die Entwicklung der Bevölkerung in den böhmischen Ländern]. Prag 1965.
- Kárníková, Ludmila: Vývoj uhelného průmyslu v českých zemích do r. 1880 [Die Entwicklung der Kohlenindustrie in den böhmischen Ländern bis 1880]. Prag 1960.
- Kárníková, Ludmila: Úloha uhlí v průmyslovém rozvoji Čech do poloviny 19. století [Die Aufgabe der Kohlen in der Industrieentwicklung Böhmens bis zur Hälfte des 19. Jahrhunderts]. Prag 1958.
- Kárníková, Ludmila: K vývoji naší dělnické třídy v období kapitalismu a nástupu imperialismu [Zur Entwicklung unserer Arbeiterklasse im Zeitalter des Kapitalismus und zu Beginn des Imperialismus]. ČSČH 10 (1962) 496—519.
- Katus, Laszlo: Hauptzüge der kapitalistischen Entwicklung der Landwirtschaft in den südslawischen Gebieten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Studia Historica Academiae Scientiarum Hungaricae 51 (Budapest 1961). Hrsg. v. V. Sándor und P. Hanák.
- Kaufmann, Richard von: Die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen in den Staaten Europas, die Reorganisation der Handels- und Gewerbekammern und die Bildung eines volkswirtschaftlichen Zentralorgans in Deutschland. Berlin 1879.
- Kellenbenz, Hermann: Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Westdeutschland und Böhmen-Mähren im Zeitalter der Industrialisierung. BohJb 3 (1962) 239—259.
- Kißling, Rudolf: Franz Ferdinand und der Umbau der Monarchie. Don 8 (1963) 261—266.
- Klein, Franz: Reden, Vorträge, Aufsätze, Briefe. Bd. 1. Wien 1927.
- Klein, Franz: Der Zivilprozeß Österreichs. Hrsg. von F. Engel. Mannheim-Berlin-Leipzig 1927.
- Kluke, Paul: Deutschland und seine Mitteleuropapolitik. BohJb 6 (1965) 373—389.

- Knarr, Walter: Das Ministerium des Grafen Taaffe und die soziale Frage. Phil. Diss. Wien 1948.
- Kolmer, Gustav: Parlament und Verfassung in Österreich 1848—1904. 8 Bde. Wien 1902—1914.
- Kořalka, Jiří: Die deutsch-österreichische nationale Frage in den Anfängen der Sozialdemokratischen Partei. *Historica* 3 (Prag 1961) 109—159.
- Kořalka, Jiří: Vznik socialistického hnutí na Liberecku [Die Entstehung der sozialistischen Bewegung im Reichenberger Gebiet]. Liberec [Reichenberg] 1956.
- Kořalka, Jiří: Über die Anfänge der sozialistischen Arbeiterbewegung in der Tschechoslowakei. *ZfG* 9 (1961) 111—143.
- Krauß, Elisabeth: Volksdichte und Volkstum des südwestlichen Böhmisches Mittelgebirges. Diss. Halle 1939.
- Křížek, Jurij: Die wirtschaftlichen Grundzüge des österreichisch-ungarischen Imperialismus in der Vorkriegszeit (1900—1914). *Rozpravy čl. akad. věd.* 73 (1963) Heft 14.
- Lederer, Max: Grundriß des österreichischen Sozialrechts. Wien 1929.
- Lehovec, Otto: Die Rangordnung der Städte in Böhmen 1830 und 1940. *ZfO* 5 (1956) 58—67.
- Lorenz, Richard: Kaiser Karl und der Untergang der Donaumonarchie. Wien 1959.
- Mannheim, Karl: Mensch und Gesellschaft im Zeitalter des Umbaus. Darmstadt 1958.
- Mannheim, Karl: Ideologie und Utopie. Frankfurt 1952.
- Masaryk, Thomas G.: Die Weltrevolution. Berlin 1927.
- Masterman, N. C.: John Malcolm Ludlow. Wien 1872.
- Matis, Herbert: Nationalitätenfrage und Wirtschaft in der Habsburgermonarchie. *Don* 15 (1970) 171—202.
- Menger, Max: Die Wahlreform in Österreich. Wien 1872.
- Menger, Max: Der Böhmisches Ausgleich. Stuttgart 1891.
- Meyer, Henry Cord: Mitteleuropa in German thought and action 1815—1945. Den Haag 1955.
- Mises, Ludwig von: Die Störungen im Wirtschaftsleben der österr.-ung. Monarchie während der Jahre 1912/13. *ASS* 39 (1914) 174—196.
- Miskolczy, Julius: Ungarn in der Habsburger Monarchie. Wien 1959 (*Wiener Histor. Studien* 5).
- Miyake, Matsui: J. M. Baernreither und Mitteleuropa. „Eine Studie“ über den Nachlaß Baernreither. *MOSTA* 17 (1964/65) 359—398.
- Modráček, František: Otázka národní v socialistické demokracii Rakouska [Die nationale Frage in der Sozialdemokratie Österreichs]. Prag 1908.
- Molisch, Paul: Geschichte der deutschnationalen Bewegung in Österreich von ihren Anfängen bis zum Zerfall der Monarchie. Jena 1926.
- Molisch, Paul: Briefe zur deutschen Politik in Österreich von 1848 bis 1918. Wien 1934.
- Mommsen, Hans: Die Sozialdemokratie und die Nationalitätenfrage im habsburgischen Vielvölkerstaat. Wien 1963.
- Mommsen, Hans: Das Problem der internationalen Integration in der böhmischen Arbeiterbewegung. *BohJb* 2 (1961) 193—209.
- Mommsen, Wilhelm: Zur Biographie Friedrich Naumanns. *HZ* 161 (1940) 539—548.
- Most, Otto: Die berufliche und soziale Gliederung der Bevölkerung Österreichs nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. 12. 1900. *Schmollers Jahrbuch* 29 (1905) 687—725.

- M ün c h, Hermann: Böhmisches Tragödie. Berlin 1949.
- N a s c h o l d, Ursula: Franz Graf von Thun und Hohenstein und die Zeit seiner Ministerpräsidentschaft (1898—99). Phil. Diss. Wien 1959.
- Neue Österreichische Biographie. Bd. 13. Wien 1959; Biographie Julius Ofners: S. 104—111.
- Nordböhmisches Arbeiter-Statistik. Reichenberg 1891.
- N o s t i z, Hans von: Aufstieg des Arbeiterstandes in England. Jena 1900.
- N o v o t n y, Alexander: Ernest von Koerber. In: Gestalter der Geschichte Österreichs. Hrsg. von H. H a n t s c h. Innsbruck-Wien-München 1962, 667 S., hier S. 485—500.
- O b e r d o r f f e r, Kurt / B ö h m, L. (Hrsg.): Brüx. Die Stadt an der Brücke. Beiträge zur Geschichte einer nordwestböhmisches Stadt. München 1958.
- O b e r s c h a l l, Albin: Die Deutschen der Sudetenländer 1880—1920. Sudetendeutsches Volk und Land. Heft 2 (1923).
- Österreichisches Staatswörterbuch. Hrsg. von Ernst Mischler und Josef Ulbrich. 4 Bde. Wien 1904—1906.
- Österreich-Ungarn in der Weltpolitik 1900 bis 1918. Berlin 1965.
- P a c h e r, Raphael: Deutschböhmen, wie es gesetzlich bereits besteht. Wien 1918.
- P a u l, Ernst / W e r n e r, Emil: Was nicht in den Geschichtsbüchern steht. Teil 1. München 1961.
- P a u l o v á, Milada: Balkánské války 1912—1913 a český lid [Die Balkankriege 1912/13 und das tschechische Volk]. Rozpravy čl. ak. věd. 73 (1963) Heft 4.
- P e n í ž e k, Josef: Aus bewegten Zeiten. Wien 1906.
- P l a s c h k a, Richard G.: Das böhmische Staatsrecht in tschechischer Sicht. In: Das böhmische Staatsrecht in den deutschtschechischen Auseinandersetzungen des 19. u. 20. Jh. Marburg 1960, S. 1—14.
- P l e n e r, Ernst von: Eine Kreisordnung für Böhmen. ZfVSV 8 (1899) SA. 32 S.
- P l e n e r, Ernst v.: Erinnerungen. 3 Bde. Stuttgart-Leipzig 1911/1921.
- P h i l i p p o v i c h, Eugen von: Arbeiterausschüsse und Einigungsämter in Österreich. Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik 7 (1894) 595—625.
- P o h l, Josef: Vylidňování venkova v Čechách v období 1850—1900 [Die Entvölkerung des (flachen) Landes in Böhmen in der Zeit von 1850—1900]. Prag 1932.
- P r e r a d o v i c h, Nikolaus v.: Die Führungsschichten in Österreich und Preußen (1804—1918). Wiesbaden 1955.
- P ř e h l e d č e s k o s l o v e n s k ý c h d ě j i n [Übersicht über die tschechoslowakische Geschichte]. Teil 1, 2. Prag 1958/60.
- P r i n z, Friedrich: Probleme der böhmischen Geschichte zwischen 1848 und 1914. BohJb 6 (1965) 332—357.
- P r i n z, Friedrich: Der österreichische Ausgleich von 1867 als historiographisches Problem. BohJb 9 (1968) 340—351.
- P r i n z, Friedrich: Die böhmischen Länder von 1848 bis 1914. In: Handbuch der böhmischen Länder. Bd. 3. Stuttgart 1968, S. 13—235.
- P u r š, Jaroslav: The Working Class Movement in the Czech Lands in the Expansive Phase of the Industrial Revolution. Historica 10 (1965) 67—157.
- R a n d h a h n, Walther: Der Wettbewerb der deutschen Braunkohlen-Industrie gegen die Einfuhr der böhmischen Braunkohle. Jena 1908 (Mitteilungen der Gesellschaft für wirtschaftliche Ausbildung. Neue Folge 3).
- R a u c h b e r g, Heinrich: Der nationale Besitzstand in Böhmen. Bd. 1—3. Leipzig 1905.
- R a u c h b e r g, Heinrich: Die Bevölkerung Österreichs auf Grund der letzten Volkszählung vom 31. 12. 1890. Wien 1895.

- Raupach, Hans: Der tschische Frühnationalismus. Ein Beitrag zur Gesellschafts- und Ideengeschichte des Vormärz in Böhmen. Essen 1938.
- Reden von Ernst Freiherr v. Plener 1873—1911. Stuttgart-Leipzig 1911.
- Redlich, Josef: Joseph Maria Baernreither und Franz Klein. Neue Freie Presse, 16., 21., 27. 5. 1926.
- Redlich, Josef: Das österreichische Staats- und Reichsproblem. Bd. 1. Teil 1 u. 2. Leipzig 1920.
- Redlich, Josef: Österreichische Regierung und Verwaltung im Weltkriege. Wien 1925 (Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges. Österr.-ung. Serie).
- Reichel, Edgar: Der Sozialismus der Fabier. Heidelberg 1947.
- Renner, Karl: Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat. Teil 1. Leipzig-Wien 1902 (Rudolf Springer).
- Reschauer, Heinrich: Geschichte des Kampfes der Handwerkerzünfte und der Kaufmannsgremien mit der österreichischen Bürokratie. Wien 1882.
- Richter, Karl: Statistische Übersichten zur Entwicklung der böhmischen Länder und ihrer Bedeutung in Zisleithanien. In: Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 3. Stuttgart 1968, S. 447—463.
- Rottensteiner, Alois: Der Kampf. Die theoretische Zeitschrift der österr. Sozialdemokratie und die kulturell-nationale Autonomie. 1907—1914. Diss. Wien 1950.
- Rumpler, Helmut: Max Hussarek. Nationalitäten und Nationalitätenpolitik in Österreich im Sommer des Jahres 1918. Graz-Köln 1965.
- Schäffle, Albert: Aus meinem Leben. Bd. 1. Berlin 1905.
- Schiff, Walter: Die österreichische Sozialpolitik in den Jahren 1912—1914. ZfVSV 23 (1914) 571—653.
- Schmid, Ferdinand: Bosnien und Herzegowina unter der Verwaltung Österreich-Ungarns. Leipzig 1914.
- Schlegel, Friedrich: Der nordwestböhmische Braunkohlenbergbau unter besonderer Berücksichtigung der Unternehmungsformen und der Absatzverhältnisse. Diss. Wirtschafts- u. Sozialwiss. Frankfurt a. M. 1917.
- Schneider, Gustav: Der Braunkohlen-Bergbau in den Revierbergamts-Bezirken Teplitz, Brüx und Komotau. Teplitz 1899.
- Schwarz, Ilse: Dr. Josef Maria Baernreither. Versuch einer politischen Biographie. Phil. Diss. Wien 1966.
- Schwiedland, Eugen: Der Gedanke verbindlicher Arbeiterausschüsse in Österreich. Schmollers Jahrbuch 39 (1908) 47—91.
- Seibt, Ferdinand: Zur Sozialstruktur der Ersten ČSR. In: Beiträge zum deutsch-tschechischen Verhältnis im 19. und 20. Jahrhundert. München 1967, 175 S., hier S. 143—157.
- Seibt, Ferdinand: Bohemica. Probleme und Literatur seit 1945. München 1970 (Historische Zeitschrift, Sonderheft 4).
- Seliger, Josef: Die Minoritäten, wie sie entstehen und wie sie erwachen. In: Der Kampf (1909), S. 11—17.
- Seton-Watson, Robert William: Die südslawische Frage im Habsburgerreiche. Berlin 1913.
- Sieghart, Rudolf: Die letzten Jahre einer Großmacht. Berlin 1932.
- Singer, Isidor: Untersuchungen über die sozialen Zustände in den Fabriksbezirken des nordöstlichen Böhmen. Leipzig 1885.
- Slapnicka, Helmut: Der Anteil der Böhmisches Länder an der Sozialgesetzgebung des alten Österreich. In: Ein Leben. Drei Epochen. München 1971, S. 235—248.
- Slawitschek, Rudolf: Die Selbstverwaltung in Böhmen. Aussig 1913.

- Šolle, Zdeněk: Dělnické stávký v Čechách v druhé polovině XIX. století [Arbeiterstreiks in Böhmen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts]. Prag 1960.
- Šolle, Zdeněk: Příspěvek k dějinám dělnického hnutí v Čechách v letech 1878—1882 [Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Böhmen in den Jahren 1878—1882]. Prag 1960.
- Spitzmüller, Alexander: . . . Und hat auch Ursach es zu lieben. Wien-München 1955.
- Spitzmüller, Alexander: Der letzte österreichisch-ungarische Ausgleich und der Zusammenbruch der Monarchie. Berlin 1929.
- Springer, Anton (Hrsg.): Protokolle des Verfassungs-Ausschusses im Österreichischen Reichstage 1848—49. Leipzig 1885.
- Srb, Adolf: Politické dějiny národa českého. Bd. II. Od nastoupení Badeniova do odstoupení Thunova [Politische Geschichte des tschechischen Volkes. Bd. 2. Vom Amtsantritt Badenis bis zum Rücktritt Thuns]. Prag 1901.
- Šubrt, J.: Vývoj a život českých menšin. Menšinová knihovna. Jg. 2, Bd. 1. [Entwicklung und Leben tschechischer Minderheiten. Bibliothek der Minderheiten]. Most (Brüx) 1908.
- Srbik, Heinrich von: Die böhmische Tragödie. Universitas 5 (1950) 1045—1052.
- Steed, Henry Wickham: The Habsburg Monarchy. London 1914.
- Steinacker, Harold: Austro-Hungarica. Ausgewählte Aufsätze und Vorträge zur Geschichte Ungarns und der österreichisch-ungarischen Monarchie. München 1963.
- Steinwender, Otto: Parlamentsdämmerung. Wien 1900.
- Stölzl, Christoph: Die Ära Bach in Böhmen. München und Wien 1971 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum 26).
- Stolper, Gustav: Deutsch-österreichisch-ungarischer Wirtschaftsbund. ASS 43 (1916/17) 171—217, 908—953.
- Strakosch-Graßmann, Gustav: Das allgemeine Wahlrecht in Österreich seit 1848. Wien 1906, S. 995.
- Strauß, Emil: Die Entstehung der deutschböhmisches Arbeiterbewegung. Prag 1925.
- Sutter, Berthold: Die Badenischen Sprachenverordnungen von 1897. Bd. 1 u. 2. Graz-Köln 1960 u. 1965.
- Sweet, Paul R.: Germany, Austro-Hungary and Mitteleuropa. April 1915 — April 1916. In: Festschrift für Heinrich Benedikt. Wien 1957.
- Tausche, Emil: Die Handels- und Gewerbekammer Reichenberg. In: Reichenberg. Berlin 1929.
- Till, Rudolf: Pax Austriaca. Sinn und Geschichte des österreichischen Staatsgedankens. Wien 1948.
- Tittel, Ignaz: Schematismus und Statistik des Grundbesitzes und größerer Rustikalgüter im Königreich Böhmen. Prag 1906.
- Tobolka, Zdeněk: Politické dějiny československého národa od r. 1848 až do dnešní doby. Bd. 3, Teil 2 (1891—1914) [Politische Geschichte des tschechoslow. Volkes vom Jahre 1848 bis zur Gegenwart]. Prag 1936.
- Trevelyan, George Macauley: Sir Edward Grey. Essen 1938.
- Übersberger, Hans: Österreich zwischen Rußland und Serbien. Köln-Graz 1958.
- Verkauf, Leo: Koalitionen, Arbeitseinstellungen und Aussperrungen. ÖSTW #1 (1906) 191—199.
- Verkauf, Leo: Organisation der Arbeiter. ÖSTW #1 (1906) 301—313.
- Webb, Sydney u. Beatrice: The History of the Trade-Unionism. London 1906 (1959), S. 65—81.
- Weber, Ehrfried: Deutsche und Tschechen. Bauern und Arbeiter im nordwestböhmisches Braunkohlenggebiet. Leipzig 1935.

- Wendel, Hermann: Der Kampf der Südslawen um Freiheit und Einheit. Frankfurt a. M. 1925.
- Werner, Karl Heinz: Österreichs Industrie- und Außenhandelspolitik 1848—1918. In: Hundert Jahre österreichischer Wirtschaftsentwicklung 1848—1918. Wien 1949, S. 359—471.
- Wessely, Kurt: Österreich-Ungarns Wirtschaft vor dem Ersten Weltkrieg. Don 12 (1967) 13—37.
- Whiteside, Andrew G.: Nationaler Sozialismus in Österreich vor 1918. VfZ 9 (1961) 333—359.
- Wittelshöfer, Otto: Politische und wirtschaftliche Gesichtspunkte in der österreichischen Nationalitätenfrage. Preuß. Jahrbücher 76 (1894) 457—501.
- Wollschak, Theodor (Pseud. Teifen): Die Besitzenden und Besitzlosen in Österreich. Wien 1906.
- Zell, Otto: Der Anteil des deutschen Volkes am böhmischen Bergbau. SDJb 3 (1927) 149—160.
- Zeman, Zbyněk A.: Der Zusammenbruch des Habsburgerreiches 1914—1918. München 1963.
- Zenker, Ernst Viktor: Ein Mann im sterbenden Österreich. Erinnerungen aus seinem Leben. Reichenberg 1935.
- Zolger, Ivan: Der staatsrechtliche Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn. Leipzig 1911.

ERINNERUNGEN AN DIE ARBEIT DER TSCHECHOSLOWAKISCHEN EXILREGIERUNG IN LONDON

Von *Julius Firt*

Die kommunistische Literatur widerspricht sich oft in der Schilderung der Ereignisse der Jahre 1945 bis 1948: Entweder stellt sie uns unter der Führung Gottwalds einen genialen Generalstab vor, der die Machtübernahme Jahre hindurch vorbereitet hat¹, oder sie zeigt uns die Kommunisten als Opfer der Intrigen nichtkommunistischer Parteien, die insgeheim im Jahre 1948 einen Umsturz vorbereitet hätten; deswegen wären die Kommunisten aus Notwehr, aus Sorge um die Republik und um die Errungenschaften der arbeitenden Klasse gezwungen gewesen, die Volksdemokratie mit Hilfe der Arbeitermassen zu retten².

Die im Exil entstandene Literatur leidet ebenfalls — sofern ihre Autoren nicht verbissene Feinde alles Tschechoslowakischen oder all dessen sind, was in der tschechischen und slowakischen Nation demokratische Elemente repräsentiert hat — an einem bestimmten Grad von Voreingenommenheit: Entweder läßt sie jede Verantwortung den demokratischen Ministern auf, die im Februar 1948 demissionierten — ohne reiflich erwogen zu haben, ob es nicht eine andere Alternative gegeben hätte —, oder sie zieht aus übertriebenem Feingefühl eine Trennungslinie zwischen Präsident Eduard Beneš und den nichtkommunistischen Politikern der Kriegs- und Nachkriegszeit. Dabei wird vergessen, daß es sich bei Beneš wie bei den anderen größtenteils um Personen handelt, die eigentlich zu ein und derselben Garnitur gehörten. In einer ernsthaften und wahrheitsgetreuen Betrachtung steht sogar, daß „sich die Londoner Emigration . . . gebärdete, als würde sie die Freiheit nach Hause bringen. In Wahrheit aber brachte sie eine fast vollkommene kommunistische Revolution“³.

An einer anderen Stelle erklärt der Autor derselben Publikation, „sie (die Londoner Emigration — Anm. J. F.) hätte weniger stolz beginnen und lieber als Büßer nach Hause zurückkehren sollen“. Doch wenn wir sowohl die Personen, die im Westen die Erneuerung der Tschechoslowakei vom 15. März 1939

¹ K o z á k, Jan: Možnost revolučného využítí parlamentu při přechodu k socialismu a úloha lidových mas [Möglichkeit der revolutionären Auswertung des Parlaments während des Übergangs zum Sozialismus und die Aufgabe der Volksmassen]. Příspěvky k dějinám KSČ. Prag 1957—58.

² K r á l, Václav: Cestou k únoru [Auf dem Wege zum Februar]. Svobodné Slovo. Prag 1963, und andere Publikationen dieses Verfassers.

³ P e r o u t k a, Ferdinand: Byl Beneš vinen? [War Beneš schuld?]. Paris 1949, New York 1973.

bis zur rühmlich-unrühmlichen Rückkehr nach Prag im Mai 1945 vorbereitet haben, als auch die Ereignisse jenes Zeitraumes näher betrachten, dann können wir bei aller Wertschätzung nicht übersehen, daß Eduard Beneš im Vordergrund jedweder Aktivität stand und von 1940 an der Initiator aller entscheidenden Schritte war. Zwischen den Personen des ausländischen tschechoslowakischen Staatsapparates — mit Sitz in London — und Präsident Beneš kann man ebensowenig eine Trennungslinie ziehen, wie man Churchill und Roosevelt von allen politischen und kriegerischen Ereignissen oder Lenin von der Oktoberrevolution trennen kann. Benešs Verdienste — enorme Verdienste — sind in erster Linie seine Meriten; aber auch fehlerhafte Erwägungen und Schritte belasten wiederum in erster Linie seine Persönlichkeit. Die Londoner Emigration — das ist vor allem Dr. Eduard Beneš.

Die Hauptprobleme

In meinem Kriegstagebuch, dessen Torso ich trotz oftmaligem Übersiedeln von einem Ort zum anderen vor Beschädigungen bewahrte, findet sich am Freitag, den 28. März 1941, diese Eintragung:

„Um halb drei politischer Ausschuß beim Präsidenten. Er redet fast bis fünf Uhr allein. Hin und wieder kommt jemand zu Wort. Er verteidigt leidenschaftlich München. Alles habe er damals bedacht. Da die Verbündeten unser Opfer nicht wollten („Wir haben Prag und das ganze Land den deutschen Flugzeugen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert“), mußten wir kapitulieren und warten, bis der Krieg ausbricht und so wirkt, daß es die anderen büßen müssen. So ist es auch gekommen.

Er pflichtet bei: Wäre der Krieg nicht ausgebrochen, wäre unsere Kapitulation eine furchtbare Sache gewesen. In diesem Falle hätte es sicher wie ein Verrat an der Geschichte ausgesehen, weil es besser sei, am Schlachtfeld zu verbluten, als in der Sklaverei elend zugrunde zu gehen. Er habe die Kapitulation angenommen, weil er wußte, daß es zum Krieg käme und wir als die Letzten zu Wort kommen würden, während die anderen, die daran schuld seien, ordentlich Hiebe bekommen müßten. Auch Amerika müsse jetzt Waffen liefern . . . (als Ersatz für jene — Anm. J. F.), die wir durch Amerikas Schuld den Deutschen aushändigen mußten. — Von den historischen Grenzen spricht er auch skeptisch. Wir müßten damit rechnen, daß Großbritannien nach diesem Kriege ‚nach Amerika gehen wird‘ (es wird politisch und wirtschaftlich von den USA abhängig sein — Anm. J. F.); um Europa werde es sich nicht mehr kümmern. ‚Wir müssen uns bemühen, bei uns so wenig als möglich Deutsche zu haben. Nicht zu sehr auf die Diplomatie vertrauen. Sie ist das gemeinste Gewerbe. Nicht das einfachste, sondern das gemeinste!‘ (Im Tschechischen ein Wortspiel: Nejsprostší = gemeinste, nejprostší = einfachste — Anm. d. Ü.). Dann zeigt er auf der Landkarte, was seiner Meinung nach in irgendeiner Form von Böhmen und Mähren abgetrennt — er sagt nicht ‚abgetreten‘ — werden sollte. Er hat diese Kantone im Sinn, will sich aber vor so vielen Leuten nicht eingehend äußern. Das versteht nur derjenige, der seinen Plan kennt. Man

sieht, daß er die Meinungsverschiedenheit der Anwesenden fühlt. Und deshalb strengt er sich derart an, daß er mir fast leid tut. Ich nehme einen sehr traurigen Eindruck mit. Ein enttäuschter Mensch (er spricht mit einer furchtbaren Abneigung von Frankreich und England), er glaubt nicht den Demokratien . . .“

Ich zitiere diese Eintragung, um zu zeigen, welche Probleme das Sinnen und Trachten des Präsidenten von allem Anfang unserer auswärtigen Aktion an beherrschten. Das Erste und für ihn offensichtlich Wichtigste war die Beweisführung, daß seine Entscheidung, nicht zu kämpfen und sich dem Diktat Hitlers und der westlichen Großmächte zu beugen, richtig war. Daß das einer Kapitulation entsprach, und daß er persönlich für sie die volle Verantwortung übernahm, bezeugen seine eigenen Worte in dem Buch „Mnichovské dny“ („Die Münchner Tage“).

In dieser Beziehung spricht Beneš ganz aufrichtig und ehrlich. Da er von der Unvermeidlichkeit eines kriegerischen Konflikts überzeugt war, nahm er an, daß Hitler nach München seine Aggression fortsetzen und daher früher oder später Frankreich, Großbritannien und die USA zu einer bewaffneten Intervention zwingen werde — ja selbst die Vereinigten Staaten, deren Präsident ihm während der Münchner Krise empfahl, den Frieden zu retten⁴.

Benešs Prognose aus der Münchner Zeit wurde schon Ende März 1941 bestätigt, als der Besuch — den ich in meinem Tagebuch erwähne — der Mitglieder des politischen Ausschusses des Staatsrates stattfand (Ich war Mitglied dieses Ausschusses). Es kam zum Konflikt der Waffen, Frankreich war bereits geschlagen, Großbritannien kämpfte um Sein oder Nichtsein und wurde von den USA vorläufig nur durch Waffenlieferungen unterstützt. Da buchte Eduard Beneš auch schon seine ersten politischen und diplomatischen Erfolge: Aus dem ursprünglichen Pariser Nationalausschuß ging die Tschechoslowakische Regierung im Ausland hervor. Ihr unterstanden tschechoslowakische Militäreinheiten; sie besaß die Möglichkeit, Staatsanleihen abzuschließen und auf dieser Basis sowohl in Großbritannien als auch überall in der freien Welt ihre staatlichen Einrichtungen — d. h. den Staatsrat, vertretende Behörden u. ä. — zu organisieren. Diese Regierung besaß allerdings nur Interimscharakter; gemäß der Formulierung britischer Stellen repräsentierte sie nicht die Tschechoslowakei, sondern nur das tschechische und slowakische Volk in der Heimat und im Ausland, das sich nach der Wiederherstellung seines Eigenlebens sehnte.

Das war ein Erfolg, erkaufte durch harte Arbeit und die unwahrscheinliche Geduld Benešs. Zwar erkannten die französische Regierung bis zu ihrem Fall und die britische Regierung unter Premier Chamberlain die Konsequenzen des 14. und 15. März 1939 nicht an; beide Regierungen aber wollten sich hinsichtlich der Wiederherstellung der tschechoslowakischen staatlichen Souveränität nicht binden — und schon gar nicht bezüglich der ursprünglichen, der Vormünchner Grenzen.

Damit es wenigstens zur Anerkennung der tschechoslowakischen Interimsregierung kommen konnte, mußten die Katastrophe Frankreichs — die alles

⁴ Beneš, Eduard: Mnichovské dny [Münchner Tage]. Prag 1947, S. 332.

wegfegte, was eine dekadente Regierung repräsentiert hatte — und die durchgreifende Änderung in Großbritannien vorangehen, die endlich einen prinzipiellen Gegner der Hitler Tyrannie an die Spitze der Regierung brachte, Winston Churchill.

Beneš stand also im März 1941 vor einer für ihn persönlich sehr wichtigen, aber auch schwierigen Aufgabe: Er mußte die Regierung Großbritanniens bewegen, ihre Unterschrift unter dem Münchner Abkommen im Laufe des Krieges zu widerrufen und dadurch den Übergang zur weiteren Etappe zu ermöglichen; sie sollte in der vollen Anerkennung der tschechoslowakischen Regierung im Ausland — mit allen Attributen der Regierung eines souveränen Staates — gipfeln. Keine kleine Aufgabe! Es war nicht leicht, selbst die uns geneigten britischen Staatsmänner zu überzeugen, daß sie durch einen Komplex derartiger Akte die Verpflichtung für die Nachkriegsordnung Mitteleuropas übernehmen sollten.

Bittere Anfänge

Je länger die verantwortlichen politischen Persönlichkeiten zögerten, desto stärker äußerte sich der Widerstand der Bürokratie des britischen auswärtigen Dienstes gegen ähnlich verbindliche Akte. Vor Beneš türmten sich also noch im Frühjahr 1941 fast unüberwindliche Hindernisse auf. Dazu kam, daß sein Denken von den Erinnerungen an die bitteren Anfänge in den Jahren 1939 und 1940 beherrscht wurde, als noch Neville Chamberlain britischer Premier und Lord Halifax Außenminister war.

Aus den heute schon öffentlich zugänglichen britischen Dokumenten geht hervor, daß damals Politiker und Bürokratie Ihrer Majestät die Existenz der tschechoslowakischen Legation nur als provisorisch betrachteten. Im Sommer 1939 hatten sie sogar die Absicht, sie zu schließen.

Am 28. Juli 1939 wandte sich Eduard Beneš als Privatperson mit einem eigenhändigen Schreiben an Lord Halifax. Er schrieb, wie ihm zu Ohren gekommen sei, stelle die britische Regierung Erwägungen an über die weitere rechtliche Existenz der tschechoslowakischen Legation in London. Er machte den Empfänger des Briefes darauf aufmerksam, daß die Schließung der Legation bei den Menschen in der Tschechoslowakei ernste moralische Schäden hervorrufen würde: Denn die Tschechoslowaken würden — wenn vielleicht auch irrtümlich — aus so einem Akt ersehen, daß die britische Regierung das Protektorat de jure anerkannt habe. Auch die deutsche Propaganda würde das Ende der Tätigkeit der tschechoslowakischen Vertretungsbehörde in London gehörig zu ihrem Vorteil ausnutzen. Beneš ersuchte ferner Lord Halifax, er möge erwägen, welch verhängnisvolles Schicksal Tausende tschechoslowakischer Bürger treffen würde, die zur Zeit in London lebten — Bürger, die das Protektorat nicht anerkannten. Mit einem Schlag wären sie des konsularischen Schutzes beraubt und würden ihre Staatsangehörigkeit verlieren.

Auf diesen Brief antwortete Lord Halifax am 31. Juli zwar höflich, aber sehr kurz: Er wisse, Beneš erwarte nicht, daß er ihm in diesem Brief irgendetwas darüber mitteile, welche Entscheidung die Regierung Ihrer Majestät trifft;

aber er versichere Beneš — den er „My dear Monsieur Benesh“ (Hervorhebung — J. F.) titulierte —, er werde veranlassen, daß alle in seinem Brief enthaltenen Folgerungen den Regierungsmitgliedern vorgelegt würden⁵.

In welchem Maße damals die Existenz der tschechoslowakischen Legation bedroht war, beweisen die Memoranden, die zwischen leitenden Beamten des Foreign Office und Außenminister Lord Halifax ausgetauscht wurden. So bemerkte Sir Orme Sargent, Unterstaatssekretär im F. O., am 4. September 1939: „Ich stimme zu, es wird notwendig sein, über die Zukunft der tschechoslowakischen Legation in diesem Lande nachzudenken. Wir hatten die Absicht, sie im Herbst zu liquidieren. Wir müssen uns auch verständigen, welche Stellung wir gegenüber Dr. Beneš einnehmen sollen, der jetzt in diesem Lande ist.“ Auf dieses Memorandum reagierte am 5. September der höchste Beamte des Foreign Office, Sir Alexander Cadogan: „Ich setze voraus, daß eines unserer Kriegsziele die Befreiung der tschechischen Nation sein muß; vorläufig ohne Verpflichtungen, wie ihr definitives Arrangement und Status sein wird.“ Lord Halifax schließt: „Es besteht kein Zweifel, daß es eines der Dinge ist, die wir erzielen wollen — aber ich würde mich nicht binden, sofern es darum geht, welche Form dieses erwünschte Ziel haben soll.“

In den ersten Anfängen von Benešs Aktion (1939, 1940) war also die Haltung der Briten ziemlich nebelhaft. Nichtsdestoweniger zeichnet sich der zwar beschwerliche, doch nach oben führende Weg ab — zur Wiederherstellung der tschechoslowakischen staatlichen Souveränität⁶.

Die Interimsregierung war das Ergebnis der Arbeit vieler Köpfe, vor allem über allen des Kopfes von Beneš. Gleichzeitig aber auch die Konsequenz aus dem Blutzoll, den die tschechoslowakischen Flieger in der Schlacht um England anboten und ebenso zahlten wie die tschechoslowakischen militärischen Einheiten an den Fronten des Krieges. Weit aus nicht die letzte Rolle spielten auch die Blutopfer des einheimischen Widerstandes und sein Beitrag zu den Kriegsanstrengungen der Alliierten, der sich an verschiedenen Abschnitten der Heimatfront zeigte.

⁵ Teilübersetzung der Briefe nach den Dokumenten des Britischen Auswärtigen Amtes F. O. 371/22898/183, 185.

⁶ Im Original (Dokumente des F. O. 371/22898) lauten die diesbezüglichen Notizen:

I agree, the future of the Czechoslovak legation in this country will now have to be reconsidered. We had intended to liquidate in the autumn.

Also we will have to settle what our attitude is to be towards Dr. Benes who is now in this country.

Sargent

Sept. 4

I suppose one of our war aims must be the liberation of the Czech people, without prejudice, for the moment, to their ultimate political structure and status.

AC

Sept. 5, 1939

It is no doubt one of the things we hope to be achieved — but I would not commit myself now as to the form such hoped for achievement might take.

H.

5. 9.

Im März 1941 schien für außenstehende Betrachter und auch für viele Angehörige der ausländischen Aktion die Interimsregierung eine feste Garantie zu sein, daß die Tschechoslowakische Republik nach der Niederlage Hitler-Deutschlands in ihren ursprünglichen Grenzen wiederhergestellt werden würde. Nicht so klar war das für Beneš und seine engsten Mitarbeiter.

Beneš wußte vor allem gut Bescheid über den harten Widerstand der britischen Bürokraten. Es waren dieselben Leute, die Chamberlain den Boden für München vorbereitet hatten; naturgemäß stellten sie sich gegen Benešs Bemühungen, die Vormünchner Republik wiederherzustellen und auch dagegen, daß die Kompetenz der Regierung — die Beneš so mühsam zusammenstellte — in irgendeiner Art erweitert wurde. Deshalb klang die erwähnte Zusammenkunft des politischen Ausschusses des Staatsrates mit dem Präsidenten Ende März 1941 ohne sieghafte Akzente aus.

Der Tschechoslowakische Nationalausschuß

Benešs Weg zur Anerkennung der tschechoslowakischen Interimsregierung im Ausland säumten ferner innenpolitische Schwierigkeiten, die den Gegnern der tschechoslowakischen Sache vorteilhafte Argumente in die Hand gaben. Deswegen erkannten Frankreich und Großbritannien gleich nach Kriegsausbruch die Interimsregierung nicht an, sondern lediglich den Nationalausschuß mit Sitz in Paris, dem vielleicht die einzige ernsthafte Aufgabe anvertraut war: Die tschechoslowakische Land- sowie die Fliegerinheit im Rahmen der französischen Armee zu organisieren.

Zu den innerpolitischen Schwierigkeiten Benešs muß man auch die Aktion des Generals Prchala zählen, der in Warschau unter dem Schutz einer Beneš mißgesinnten Regierung seine politische und diplomatische Tätigkeit entfaltete. Dieser Klotz auf dem Wege zur Einigung der tschechoslowakischen Auslandsaktion wurde allerdings durch die totale Niederlage Polens und durch die sich aus ihr ergebenden Folgen beseitigt. Davor kam es zwar zu einer gewissen vagen Vereinbarung zwischen Beneš und Prchala; doch nach dem Zusammenbruch Polens trennte sich der General völlig von der Aktion Benešs.

Ein ernsteres und längere Zeit dauerndes Problem stellte der Pariser Gesandte Stefan Osuský dar, der sich bis nach dem Zusammenbruch Frankreichs in seiner Opposition gegen Beneš auf die juristische Tatsache stützte, daß sowohl Frankreich wie auch Großbritannien und die USA kein anderes offizielles Organ anerkannten als gerade die Legationen. Dazu kam — besonders in Frankreich — der von niemandem ausgesprochene, eher leise artikulierte Zweifel, ob diese Legationen die Tschechoslowakische Republik oder die Nachmünchner Tschecho-Slowakische Republik repräsentierten.

Im Interesse der Wahrheit muß festgestellt werden, daß die Situation der Legationen wirklich nicht einfach war. Sie wußten sehr gut, daß die Regierungen — beziehungsweise die Regierungsbürokratien der betreffenden Länder — ihre Existenz anerkannten und dabei gut achtgaben, daß keine irgendwie geartete verfrühte Aktivität unserer Gesandtschaften eine eventuelle spätere Ent-

wicklung präjudiziere. Das galt besonders für die Zeit vor Ausbruch des Krieges, in Frankreich auch nachher; also für jene Jahre und Monate, in denen die „Münchener“ dieser Länder eine fieberhafte Tätigkeit in Richtung auf einen neuen Kompromiß mit Hitler entwickelten.

In Washington arbeitete der Gesandte Hurban, in London der Legationsrat Lisický. Beide stellten für die Aktion Beneš keine besondere Schwierigkeit dar. Hurbans Position wurde noch dadurch begünstigt, daß Beneš bei seinem Besuch in den USA im Jahre 1939 von Repräsentanten des öffentlichen Lebens und der öffentlichen Meinung demonstrativ empfangen wurde, und daß ihn Präsident Roosevelt zu einem Gespräch einlud.

Auch Legationsrat Lisický in London hatte keine besonderen Probleme. Denn Beneš respektierte den Wunsch der offiziellen britischen Kreise, nirgends öffentlich aufzutreten, sehr korrekt. Überdies äußerten nicht nur ein beachtlicher Teil der Bevölkerung, sondern ebenso Politiker, bedeutende Wissenschaftler, Schriftsteller und Journalisten in ungewöhnlicher Weise ihre Sympathien für Beneš und die tschechoslowakische Sache.

In Frankreich war es anders. Daladiers Regierungsapparat nahm gegenüber der Person Beneš eine absolut negative Haltung ein; vielleicht spielte hier das schlechte Gewissen wegen der Münchner Unterschrift eine Rolle. Dazu kam noch, daß Defaitismus die breiten Massen tief durchdrang; die politische Rechte gab — wenn auch nicht öffentlich — der Linken die Hand unter dem demoralisierenden Motto: „Warum sollen wir für das reaktionäre Polen bluten, wenn wir für die demokratische Tschechoslowakei nicht in den Krieg gingen?“

Man muß wiederum feststellen, daß in der Haltung Frankreichs das Bestreben eine Rolle spielte, Mussolinis Neutralität zu erhalten. Der italienische Diktator gehörte nämlich zu den heftigsten Gegnern Benešs, unter dessen Vorsitz der Völkerbund im Jahre 1935 wirtschaftliche Sanktionen gegen Italien wegen des Angriffs auf Abessinien beschlossen hatte. Außerdem tradierten einige Benešgegner das Gerücht, daß Mussolini Beneš verdächtige, er habe einmal ein auf ihn geplantes Attentat finanziert.

Der Pariser Gesandte Stefan Osuský stand zwar mit Beneš in Kontakt, ja sie trafen sogar noch vor Kriegsausbruch in London zusammen. Aber ihre Gespräche verliefen ergebnislos, weil jeder eine andere Ausgangsposition hatte. Beneš zielte eindeutig auf eine von ihm geführte tschechoslowakische Aktion ab und erkannte nichts an, was in den Münchner Tagen und nachher geschehen war. Osuský war ebenfalls für die Wiederherstellung der tschechoslowakischen Republik; er verlangte jedoch, daß sowohl Beneš, als auch alle anderen einsehen sollten, man könne die Nachmünchner Ereignisse nicht ignorieren und zur Tagesordnung übergehen, als sei nichts geschehen. Damit meinte Osuský besonders die Demission Benešs vom Amt des Präsidenten; ihr zufolge war er bereit, auf der Basis einer Koordination, keinesfalls aber einer Subordination, zusammenzuarbeiten. Und dann die slowakische Frage . . .

Beneš, seine Mitarbeiter und auch einige kommunistische Autoren bezeichnen Osuskýs Standpunkt in der slowakischen Frage nur als Vorwand für die Meinungsverschiedenheit mit Beneš als Haupt der Aktion. Diese vereinfachte

Interpretation scheint mir nicht richtig zu sein. Sillein (Žilina) und die Entstehung eines selbständigen slowakischen Staates blieben weder bei Osuský, noch überhaupt bei den Slowaken ohne Echo, nicht einmal bei jenen, die ansonsten Anhänger des Gedankens der tschechoslowakischen nationalen Einheit waren. Das hat übrigens die Entwicklung der Ereignisse bis zum heutigen Tag bestätigt.

Trotz aller Konflikte und Unsicherheiten trat die Bedeutung Beneš mehr und mehr in den Vordergrund. Das war unbestreitbar auch das Verdienst seiner treuen Mitarbeiter wie beispielsweise Jan Masaryks, des Gesandten Jaromír Smutný, vor allem aber Hubert Ripkas. Er ließ sich nach kurzem Aufenthalt in London, wo er die noch heute gültige Geschichte der Münchner Ereignisse schrieb⁷, in Paris nieder. Hier errichtete er mit Hilfe seiner Journalistenkollegen Gustav Winter und Ivo Ducháček — denen sich nach Kriegsausbruch Jan Stránský und andere anschlossen — ein Informationsbüro. Dadurch hat Ripka eigentlich alles, was sich von der ehemaligen Position Eduard Beneš in Frankreich wiederherstellen und bewahren ließ, wiederhergestellt und bewahrt. Das hat sich am besten während der dramatischen Reise Beneš nach Paris vom 2.—21. Oktober 1939 gezeigt⁸.

Zu den Verdiensten Hubert Ripkas kamen — in vielleicht noch größerem Umfang — die Verdienste der Repräsentanten der tschechoslowakischen Armee und Luftwaffe hinzu: Ingr, Viest, Moravec sowie andere Offiziere und Soldaten, die sich in Übereinstimmung mit der einheimischen Untergrundbewegung — an deren Spitze General Eliáš stand — und ohne Rücksicht auf die offiziellen Standpunkte ausländischer Regierungen der Autorität Beneš völlig unterordneten. Sie respektierten den Präsidenten in der Kontinuität seiner Eigenschaft als Obersten Befehlshaber der Armee. Zweifellos zeigte sich hier eine Reaktion der Stimmung in Böhmen und Mähren (von der Slowakei wußte man in dieser Beziehung nicht viel), wo nach dem 15. März 1939 die öffentliche Meinung vollkommen zugunsten Beneš umschlug.

Die militärische Niederlage und der Zusammenbruch Frankreichs bereinigten schließlich — zumindest so weit es sich um die persönliche Seite handelte — die Disharmonie zwischen Beneš und Osuský; sie waren wirklich nicht klein gewesen.

Nicht unerwähnt kann man Bedeutung und Verdienste Monsignore Jan Šrámek lassen. Die französischen und tschechoslowakischen Gegner Eduard Beneš stellten eine beachtliche Kraft dar; ohne Šrámek wäre es ihnen vermutlich — wenigstens vorübergehend — gelungen, Beneš aus der tschechoslowakischen Auslandsaktion auszuschalten.

Jan Šrámek ging nicht aus eigenem Entschluß ins Exil. Die Anregung, die Heimat zu verlassen, ging von Lord Vansittart aus, der nach der Münchner Katastrophe unter den Beamten des Foreign Office weiterhin ein Gönner der tschechoslowakischen Sache blieb. Noch während sich Eduard Beneš im Frühjahr 1939 in den USA aufhielt, machte Lord Vansittart Hubert Ripka (er

⁷ Ripka, Hubert: *Munich Before and After*. London 1939.

⁸ Ausführliche Notizen und Korrespondenz enthalten: *Dokumenty z historie československé politiky* [Dokumente aus der Geschichte der tschechoslowakischen Politik]. Prag 1966, S. 18—55 (*Acta Occupationis Bohemiae & Moraviae* 1).

wirkte damals in Großbritannien) aufmerksam: Wenn es zu irgendeiner tschechoslowakischen Aktion im Ausland käme, werde es unerlässlich sein, daß an der Seite Beneš ein tschechischer Politiker konservativen Typs stehe. Und schon bei dieser Unterredung kam Vansittart auf Šrámek zu sprechen. Vansittart wußte, daß die „Münchener“ Kreise sowohl in Frankreich als auch in Großbritannien gegen Beneš heimlich mit dem Argument arbeiteten, es handle sich um einen ausgesprochenen Linken mit einer Vergangenheit, die durch Sympathien für die Spanische Revolution, den Vertrag zwischen der Tschechoslowakei und der Sowjetunion, Mussolinis Haß u. ä. belastet war. Deshalb schien Vansittart ein katholischer Priester, der zugleich ein wahrhafter Repräsentant katholisch orientierter Tschechen war, der geeignete Mann zu sein. Diese Meinung ließ Ripka dem Generalsekretär der Volkspartei (Lidová strana) in Mähren, seinem Freunde Pater František Hála, nach Prag bestellen. Der neunundsechzigjährige Jan Šrámek zögerte keinen Augenblick und reiste zusammen mit Hála illegal über Polen nach Großbritannien ab. Nach Einigung mit Beneš begaben sich dann beide nach Kriegsausbruch nach Paris. Hier machte sich Šrámek seine Popularität bei den linksorientierten französischen Katholiken zunutze. Er stand unter dem Schutz von Kardinal Verdier, der im Jahre 1935 als Vertreter des Papstes auf dem Eucharistischen Kongreß in Prag die Republik aus der Nähe kennengelernt hatte und ihr Gönner geworden war. Der Zufall wollte es, daß im französischen Außenministerium — das nach Abgang Bonnets Premierminister Daladier übernahm — gerade der Repräsentant dieser linksorientierten Gruppe, Alexandre Champetier de Ribes, Unterstaatssekretär war. Nebenbei: Zu dieser katholischen Gruppe gehörte auch der damals nicht übermäßig, später aber sehr bekannte Georges Bidault.

Šrámek hörte sich die Erläuterungen de Ribes', wie ungünstig die Situation für Beneš in Frankreich sei, und auch den Vorschlag an, er selbst möge wenigstens eine Zeitlang Kopf der Aktion werden. Doch Šrámek kannte die Stimmung in der Heimat und deshalb, wie auch aus persönlicher Überzeugung, beharrte er auf dem Standpunkt, ohne Beneš ließe sich keine Organisation aufbauen, die Erfolg im Ausland hätte und ein Echo im besetzten Vaterland fände. Champetier de Ribes gab schließlich nach; er habe die Ansicht Daladiers und der französischen Regierung geäußert, daß Beneš nicht Vorsitzender des sich bildenden Nationalausschusses sein dürfe (von einer Interimsregierung war nicht mehr die Rede). Daraufhin schlug Šrámek vor, man werde vorläufig nicht über den Vorsitzenden verhandeln und die Namen der einzelnen Mitglieder des Nationalausschusses der Öffentlichkeit in alphabetischer Reihenfolge mitteilen. Zu jenem Zeitpunkt genügte es Šrámek, daß in diesem Falle Beneš' Name an erster Stelle erschien, was den französischen Politikern vermutlich entgegen würde.

Stefan Osuský, der Mitglied des Nationalausschusses wurde (es scheint, daß er es nur auf Verlangen französischer Stellen tat), stimmte der Vereinbarung nicht zu. Er war überzeugt, daß Šrámek dem Nationalausschuß mit Beneš den Vorrang vor der Interimsregierung ohne Beneš gab — und gerade über so eine Regierung hatte Osuský vorher verhandelt.

Die Interimsregierung und die Slowakei

Nach dem Zusammenbruch Frankreichs und unter der Interimsregierung blieben viele Fragen offen. Sie machten Beneš Sorgen und hinderten ihn, schon im Frühjahr 1941 einerseits die volle Leitung, andererseits die absolute Verantwortung für all das zu übernehmen, was die tschechoslowakische Aktivität im Ausland in den nächsten Jahren erwartete. Doch was Beneš schon damals erzielte, war nicht wenig. Sämtliche mündlichen und schriftlichen Verhandlungen über die Anerkennung der Interimsregierung führte im Grunde genommen er selbst im Namen des Pariser Nationalausschusses, dessen Mitglieder damals unter großen Schwierigkeiten und auf verschiedenen Wegen aus dem geschlagenen, zerrütteten Frankreich nach England gelangten. Auch die personelle Zusammensetzung der Regierung und des Vorstandes des Staatsrates vereinbarte Beneš mit den Briten; zusätzlich gewann er die Zustimmung der zuständigen Personen, einschließlich Osuskýs. Trotz allem war jedoch Beneš nicht ganz zufrieden; er konnte es nicht sein. Denn seine persönliche Kompetenz und die der Regierung waren begrenzt. Das geht aus dem Briefwechsel zwischen ihm und Lord Halifax hervor, ein Briefwechsel, der in jener Zeit nur sehr wenigen tschechoslowakischen Politikern bekannt war.

Um welche Probleme ging es, welche Einschränkungen waren das? Bevor die Interimsregierung durch den Brief von Lord Halifax vom 21. Juli 1940 (in dem er Beneš „Eure Exzellenz“ titulierte) und durch die Erklärung Winston Churchills im Unterhaus vom 23. Juli desselben Jahres offiziell anerkannt wurde, tauschten Lord Halifax und Beneš Briefe, die zwei verschiedene Konzeptionen dieses Aktes enthielten. Am 9. Juli informierte Beneš den britischen Außenminister über die Umwandlung des Nationalausschusses in einen tschechoslowakischen Staatsapparat mit einem Präsidenten, Ministerpräsidenten, einer Regierung und einem Staatsrat. Beneš schloß sein Gesuch um Anerkennung mit den Worten: „Besonderer Dank gebührt jedoch der Regierung Ihrer Majestät für ihr Vorgehen nach den Ereignissen vom 15. März 1939, als sie es kategorisch ablehnte, die Besetzung unseres Landes anzuerkennen, und die tschechoslowakische Gesandtschaft in ihren politischen und rechtlichen Privilegien weiterhin anerkannte . . . Durch diese Handlungsweise hat sie die politische und rechtliche Fortdauer der Tschechoslowakischen Republik feierlich betont.“

Darauf antwortete Lord Halifax am 18. Juli: „ . . . Zu meiner Freude kann ich Ihnen antworten, daß die Regierung Ihrer Majestät grundsätzlich bereit ist, die tschechoslowakische Interimsregierung anzuerkennen. Die Regierung Ihrer Majestät hat zur Kenntnis genommen, daß diese Interimsregierung die repräsentative Regierung des tschechischen und slowakischen Volkes sein soll . . . Ich möchte auch gerne vorbringen, daß die Regierung Ihrer Majestät unumgänglich Ihre Schlußfolgerung teilt, die Sie im Brief gezogen haben: Daß nämlich die Regierung Ihrer Majestät durch ihr Vorgehen nach den Ereignissen des 15. März jedweden definitiven Standpunkt bezog, sofern es sich um die rechtliche Kontinuität der Tschechoslowakischen Republik handelt. Die Handlungsweise der Regierung Ihrer Majestät hatte den Sinn, gegen die von der deutschen

militärischen Aktion in der Tschechoslowakei bewirkten Veränderungen zu protestieren und zu betonen, daß diese Veränderungen, ihrer Ansicht nach, keine gesetzliche Grundlage hatten. Die Anerkennung der tschechoslowakischen Gesandtschaft in London sollte diese Tatsache charakterisieren⁹.“

Beneš und Lord Halifax tauschten allerdings diese abschließenden Briefe nach vorheriger Vereinbarung. Ihr ging eine Reihe von Gesprächen und Memoranden zwischen Beneš und Cadogan voraus. Wichtige Mittelsperson zwischen ihnen war Bruce Lockhart, der in den Dienst beim Foreign Office zurückkehrte. Lockhart war zuerst als inoffizieller Verbindungsmann zwischen dem Präsidenten und seinem Büro, später als Vertreter der britischen Regierung (agent) bei der tschechoslowakischen Interimsregierung tätig. Ihre Interimität erlaubte nicht den Austausch rechtmäßiger Gesandter.

Der Sinn der abschließenden Briefe lag darin, daß die britische Regierung — auch wenn sie die tschechoslowakische Regierung anerkannte — auf ihrem Vorbehalt hinsichtlich der Kontinuität der Republik und ihrer Grenzen beharrte, Beneš dagegen auf seiner Konzeption von der Ungültigkeit Münchens und all dessen, was folgte.

Es ist die Erklärung angebracht, welche Gründe die britische Regierung zu diesen Vorbehalten bestimmten. Vor allem blieb für sie auch nach dem Zusammenbruch Frankreichs die slowakische Frage offen. Umsomehr, als gerade in dieser Zeit der letzte Vormünchner Ministerpräsident der Tschechoslowakei, Milan Hodža, nach London gelangte. Er machte in London auf die Wichtigkeit des slowakischen Problems aufmerksam und setzte so jene Tätigkeit fort, mit der er schon vor dem Zusammenbruch Frankreichs in Paris begonnen hatte. Durch seine Initiative waren in der französischen Hauptstadt ein eigener slowakischer und ein eigener tschechischer Rat entstanden, die allerdings nach dem nationalsozialistischen Sieg über Frankreich ihre Bedeutung verloren.

Hodža verlangte von Beneš eine Vereinbarung über ein neues staatsrechtliches Verhältnis der Tschechen und Slowaken. Er legte bei weitem mehr Gewicht darauf, Repräsentant der Slowakei zu sein, als auf seine Funktion als Vizepräsident der größten tschechoslowakischen Vorkriegspartei, der Agrarpartei. Hier müssen wir auch einen der Hauptgründe für die spätere Tragödie dieser Partei suchen: Da Hodža nicht als ihr Exponent auftrat, besaß sie weder im Exil, noch in der ganzen Aktion im Ausland einen einzigen politischen Repräsentanten von Bedeutung.

Eduard Beneš lehnte es ab, im Exil — wie er selbst sagte — einen neuen Pittsburger Vertrag abzuschließen und verwies sowohl Milan Hodža als auch die Briten auf die Nachkriegszeit; auf das Recht, daß in einer so wichtigen Angelegenheit die Tschechen und Slowaken erst zu Hause, nach der Befreiung, entscheiden sollten. Nach einigem Zögern fügte sich Hodža dem Drängen der Briten; seine Zustimmung zur Konstituierung von Benešs Staatsapparat äußerte er durch Übernahme der Funktion des Vizepräsidenten des Staatsrates. Hier spielte wiederum der Vermittler Bruce Lockhart eine wichtige Rolle.

⁹ Beneš, Eduard: Paměti [Erinnerungen]. Prag 1947, S. 158—161.

Es war allerdings eine rein formelle Zustimmung; de facto hat Hodža diese Funktion nie übernommen. Dadurch gab er zu erkennen, daß er sich zwar im Interesse der Sache gefügt hatte, politisch aber in keiner Beziehung zufrieden war.

Das slowakische Problem blieb weiterhin offen. Diese Tatsache bewirkte unbestreitbar eine erhebliche Schwächung der tschechischen und slowakischen nicht-kommunistischen Parteien nach 1945.

Die Sudetendeutschen

Der zweite, ebenso ernste Grund, den die Briten als Ursache für ihre Vorbehalte bei der Entstehung des tschechoslowakischen Staatsapparates anführten — und auf dem sie bis Juli 1941 beharrten — war die Aktion der Sudetendeutschen (hauptsächlich und vor allem der deutschen Sozialdemokraten) unter Führung von Wenzel Jaksch. Mit der ganzen Problematik und ihrem tragischen Abschluß befaßten und befassen sich noch heute berufene Autoren¹⁰, doch seien der Vollständigkeit halber hier einige kurze Anmerkungen gemacht.

Wenzel Jaksch und die Majorität seiner Genossen verlangten für ihre aktive Beteiligung am Kampf um die Erneuerung der Republik eine schriftliche Vereinbarung, die ihre nationalen Rechte etwa so garantierte, wie sie vor München im sogenannten vierten, Henlein angebotenen Plan formuliert waren. Der Präsident lehnte ihre Forderungen à priori nicht ab. Er war sich bewußt, welche moralischen Werte und Kräfte damals in Großbritannien hinter Jaksch und seiner Bewegung standen, die bis zum letzten Augenblick der Republik treu geblieben war. Gerade auf diese Kräfte vertraute Jaksch, als er Benešs Aufforderung ablehnte, vorläufig ohne irgendwelche Vorbehalte und Bedingungen an der Befreiungsaktion teilzunehmen und alles andere auf eine spätere Zeit zu verschieben.

In praxi hätte das vor allem bedeutet, daß Jaksch seinen Anhängern nach Kriegsausbruch die Weisung geben sollte, in die sich formierenden tschechoslowakischen militärischen Einheiten einzutreten. Diese Aufforderung Benešs lehnten Jaksch und die Mehrheit seiner Genossen ab. Sie zogen es vor, in britische Einheiten einzutreten; denn sie wollten, daß die Sudetenfrage weiterhin eine internationale Frage blieb. Sie befürchteten, daß ohne vorherige Abmachung ihre Teilnahme am tschechoslowakischen Widerstand aus dieser Frage wieder eine rein innenpolitische Angelegenheit machen könnte.

Präsident Beneš fühlte auch hier, wie weit er von seinem Endziel, der Vormünchener Republik, entfernt war. Die Haltung Jakschs enttäuschte ihn sehr,

¹⁰ Beneš: Paměti 303—311. — Jaksch, Wenzel: Europas Weg nach Potsdam. 3. erw. Aufl. Köln 1967. — Bachstein, Martin K.: Die Politik der Treuegemeinschaft Sudetendeutscher Sozialdemokraten als Hauptrepräsentanz des deutschen Exils aus der Tschechoslowakischen Republik. In: Das Jahr 1945 in der Tschechoslowakei. München-Wien 1971, S. 65—100. — Bachstein, Martin K.: Die Exilpolitik der Tschechoslowakischen Auslandsregierung im Jahre 1941. In: Das Jahr 1941 in der europäischen Politik. München-Wien 1972, S. 77—94. — Brügel, Johann Wolfgang: Tschechen und Deutsche 1939—1946. München 1974.

auch wenn er mit ihm zeitweise Kontakte unterhielt, bei denen beide gleich reserviert waren. Jaksch war sich lange nicht im klaren darüber, daß die ihm von einigen Beamten des Foreign Office entgegengebrachten Sympathien keine derartige politische Realität darstellten, wie sie die tschechoslowakische Interimsregierung und ihr Staatsapparat bereits repräsentierten.

Nach 1941 verschlechterte sich die Situation der Sudetendeutschen wesentlich. Im Juli dieses Jahres erkannten Großbritannien und die Sowjets die tschechoslowakische Regierung als rechtmäßige Regierung an; die Sowjets akzeptierten die rechtliche Kontinuität der Ersten Republik; die britische Regierung erklärte durch den Mund ihres Außenministers Eden, sie betrachte sich aller aus dem Münchner Abkommen resultierenden Verpflichtungen enthoben, die Deutschland vorsätzlich gebrochen habe.

Die USA, die in den Krieg eintraten, erkannten die tschechoslowakische Regierung ohne Vorbehalte an. Auch China, als vierte kriegführende Macht, und viele andere Staaten erkannten durch Ernennung ihrer Gesandten bei der tschechoslowakischen Regierung ihre Vollberechtigung an. Gegen Edens Deklaration im Unterhaus protestierte Jaksch telegraphisch bei den Regierungen der Vereinigten Staaten und Kanadas, im Foreign Office trug er seinen Protest mündlich vor. Das verstimmte allerdings nicht nur Beneš, sondern auch viele Freunde Jakschs unter den Mitgliedern der Regierung und des Staatsrates, vor allem Hubert Ripka, der sich bis zu diesem Zeitpunkt aufrichtig um einen Kompromiß zwischen Beneš und Jaksch bemüht hatte.

Beneš, in seiner Position durch die Entwicklung an den Fronten und durch seine Verhandlungen mit der Sowjetunion gestärkt, verlor mehr und mehr Interesse an Jaksch. Die dauernden Bemühungen britischer Stellen um einen Frieden zwischen Beneš und dem Spitzenpolitiker der sudetendeutschen Sozialdemokraten bestärkten auf der anderen Seite Jaksch in dem Glauben, seine Angelegenheit werde schließlich doch nur international geregelt werden. Diese Illusion nahm ihm erst der Vorsitzende der Labour Party, Minister Attlee; er teilte Jaksch in einem Brief vom Oktober 1944 eindeutig mit, die Sudetenfrage sei eine innere Angelegenheit der Tschechoslowakei.

Während sich in den Jahren 1940—1944 diese Dinge abspielten, reifte in den Überlegungen Beneš ein Plan, durch den er zielbewußt zunächst die teilweise und schließlich die vollständige Trennung der Tschechen von den Deutschen in den böhmischen Ländern anstrebte. Anfangs kehrte er zu seinen Gedanken aus den Tagen der Pariser Friedenskonferenz nach dem Ersten Weltkrieg zurück. Damals war Beneš vielleicht als einziger nicht so siegestrunken wie die übrigen Führer der tschechischen Nation und mit ihnen das ganze Volk. Beneš erinnerte sich, welche Schwierigkeiten er überwinden mußte, bevor ihm sowohl in Frankreich als auch hauptsächlich in England der diplomatische Sieg gelang, den die Regierung eines tschechoslowakischen Staates in einer Zeit darstellte, da das Territorium noch völlig zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörte. Beneš war sich dessen bewußt, daß 1918 eigentlich ein Nationalitätenstaat geboren wurde, dessen gutes Viertel das wirtschaftlich und kulturell entwickelte, selbstbewußte deutsche Element bildete.

Schon damals war Beneš zur Schlußfolgerung gelangt, es wäre besser, nicht bedingungslos auf den historischen Grenzen zu beharren; klüger, sogar dem besiegten Deutschland bestimmte Randgebiete für den Preis abzutreten, daß man Deutschland auferlegen würde, in Form eines natürlich ordnungsgemäß und human durchgeführten Transfers auch einen weiteren wesentlichen Teil der deutschen Bevölkerung aus jenen Gebieten zu übernehmen, die dem neuen tschechoslowakischen Staat zufallen würden. Beneš wollte einfach die Zahl der deutschen Mitbürger auf ein Maß verringern, das die tschechoslowakische Demokratie ohne Schwierigkeiten ertragen, und das zukünftig keine Reibungsflächen zwischen der Tschechoslowakei und Deutschland bieten konnte¹¹.

Wenn Beneš nach mehr als zwanzig Jahren und auch nach den Erfahrungen mit München auf diese Gedanken zurückkam, so bestärkten ihn darin drei Umstände: Einerseits die Dringlichkeit, mit der ihm die Briten das Problem der Sudetendeutschen auf den Tisch legten, andererseits die Unnachgiebigkeit von Jakschs „Treuegemeinschaft“, hauptsächlich aber die Nachrichten aus der Heimat, die auf jede Andeutung des Präsidenten, die Sudetendeutschen sollten sich als politischer Faktor am tschechoslowakischen Staatsapparat beteiligen, negativ reagierten. Und dieser Widerstand steigerte sich mit der wachsenden Zahl der Blutopfer an der Heimatfront¹².

Beneš besaß mehrere Varianten für die Lösung der Sudetenfrage. Einige sind in Dokumenten erfaßt, andere blieben nur dem engen Kreis der Mitarbeiter bekannt und wurden nie zu Papier gebracht.

Eine der Varianten sah vor, daß im wiederhergestellten Staat zwei bis drei Gaue (Kantone) mit rein deutscher Verwaltung geschaffen werden sollten. Manchmal ging Beneš so weit, das Recht der Bewohner dieser Gaue nicht auszuschließen, durch ein Plebiszit zu entscheiden, ob sie im Verband mit dem tschechoslowakischen Staat verbleiben oder sich dem Nachkriegsdeutschland anschließen wollten. Mit diesem Plan hat sich Beneš jedoch nie intensiv befaßt; so hat er beispielsweise — soweit ich weiß — kein einziges Mal etwas über die eventuellen Grenzen dieser Kantone gesagt.

Die zweite Variante war bei weitem konkreter; hier wandte sich Beneš seinen Gedanken aus der Zeit der Pariser Friedenskonferenz zu. Beneš ließ sich von seinen militärischen Mitarbeitern eine Landkarte zeichnen, die die Gren-

¹¹ Ende August und Anfang September 1937 erschien in der „Prager Presse“ eine Artikelserie unter dem Titel „Die Tschechoslowakei auf der Friedenskonferenz und unsere Minderheiten“, signiert mit der Chiffre XY. Neben anderen Ausführungen erwähnte der Autor, auf der Friedenskonferenz habe die tschechoslowakische als einzige Delegation den Mut besessen, dem besiegten Deutschland Teile des historischen Territoriums der Böhmisches Krone anzubieten. In eingeweihten Kreisen wußte man, daß der Autor dieser Aufsätze Präsident Beneš war.

Die Episode auf der Friedenskonferenz beleuchtete auch Beneš in einem Gespräch mit dem französischen Gesandten de Lacroix im September 1938; dabei äußerte Beneš die Bitte, de Lacroix möge diese historische Darlegung in seiner Mitteilung an seine Regierung nicht erwähnen. Prager Presse. Prag 1937. — Beneš: Mnichovské dny 245.

¹² G r ě a , Josef: Sedm roků na domácí frontě [Sieben Jahre an der Heimatfront]. Brünn (Brno) 1968, S. 44.

zen Böhmens nach Abtretung gewisser Gebiete an Deutschland zeigte. Über diesen Plan hat Beneš sowohl mit seinen engsten Mitarbeitern, als auch mit den Briten und Wenzel Jaksch des öfteren diskutiert. Bei den Briten fand er von Anfang an keine Zustimmung; sie wollten sich auf keine Weise an irgendeine Vereinbarung hinsichtlich der Nachkriegsgrenzen — und zwar nicht bloß in Mitteleuropa — binden.

Auch ein Teil der Minister und der Mitglieder des Staatsrates ging mit seinem Plan nicht konform; das ließ sich aus dem ersten Entwurf der Antwort des Staatsrates auf seine Botschaft herauslesen. Den Entwurf überarbeitete sein Autor schließlich so, daß der genehmigte Text nicht die Kritik am Plan des Präsidenten enthielt¹³. Summa summarum lehnte auch Jaksch den Plan ab. Er dachte an die gesamte deutsche Bevölkerung und damit an den vierten Vor-mündchner Plan.

Der Präsident ließ sich jedoch durch Jakschs Widerstand nicht abbringen. Er wartete geduldig den Zeitpunkt ab, da ihm die weitere Entwicklung des Krieges zu Hilfe kommen würde. Es genügte ihm, daß — wie schon erwähnt — die Stimmung in der Heimat auf seiner Seite war.

Der Kriegseintritt der Sowjets half ihm anfangs nicht in dieser Angelegenheit. Die Kommunisten in der Heimat und im Ausland hielten — offensichtlich gemäß den Weisungen Moskaus — an ihrer These vom Recht der Sudetendeutschen auf Autonomie bis zur Abtrennung fest. Dann aber trat bei den Sowjets unter den Schlägen der Wehrmacht eine Wendung ein, und damit auch bei den kommunistischen Parteien: „Der vaterländische Krieg“ und „Tod den Okkupanten“ traten an die Stelle der 3. Internationale. Ihr revolutionäres Lied wurde durch eine Staatshymne ersetzt.

Als Folge des U-Boot-Krieges und der Kämpfe in Afrika änderten auch die Briten ihre traditionelle Einstellung zu den Deutschen. Doch bei all diesen Veränderungen beharrte Beneš auf seinem ursprünglichen Plan: Transfer der deutschen Bevölkerung bei Grenzkorrekturen; ein Transfer, der die Gesetze der Menschlichkeit beachtete. Das bezeugt Benešs Memorandum, das am 19. Januar 1942 Minister Eden übergeben wurde.

Seine diplomatische Aktion in dieser Richtung beendete Beneš dadurch erfolgreich, daß er nach und nach die grundsätzliche Zustimmung zum Transfer von der britischen, sowjetischen und ebenso von der Regierung der Vereinigten Staaten erreichte. Das erwies sich schließlich auf der Konferenz der Großmächte in Potsdam¹⁴.

Doch wie alles andere, so nahmen die Sowjets nach dem Jahre 1945 Beneš auch diese Angelegenheit aus der Hand. Und die Sowjets gaben dann gemäß ihrem Plan, demagogisch allen niedrigen Trieben zu willfahren (im Krieg und unmittelbar darauf mangelt es bei keiner Nation an solchen Trieben, besonders

¹³ Dokumente: 149, 3. April 1941 und 181, 5. Juni 1941. In: Dokumenty z historie cesko-slovenske politiky 1939—1943 [Dokumente aus der Geschichte der tschechoslowakischen Politik 1939—1943]. Prag 1966 (Acta Occupationis Bohemiae & Moraviae 1).

¹⁴ Beneš: Paměti 331.

aber nach so einem Krieg, den Hitler auf den Schlachtfeldern und im Hinterland führte), der ganzen Aktion eine Tendenz und einen Charakter, der nicht zu den lichten Seiten der tschechischen Geschichte gehören wird.

Der kommunistische Druck in Angelegenheiten des Transfers und der Re-tributionsgesetze kann allerdings weder Beneš noch die nichtkommunistischen Mitglieder der Regierung, des Staatsrates und der Interimsnationalversammlung, die die entsprechenden Dekrete mitunterschrieben oder bekanntgaben, auch nur im geringsten entschuldigen. Die dadurch an der nationalen Moral verursachten Schäden trugen ebenfalls zur Schwächung des nichtkommunistischen Lagers bei und führten auch zum Februar 1948.

Die tschechoslowakisch-polnische Föderation

Zu registrieren wäre ferner eine wichtige außenpolitische Aktion, mit der Präsident Beneš und seine Regierung in London begannen: Es handelte sich um eine tschechoslowakisch-polnische Föderation.

Der Gedanke, man könne über so etwas Ähnliches schon während des Krieges verhandeln, entstammte wohl eher den Überlegungen Churchills als denen Benešs oder Sikorskis, damals Ministerpräsident der polnischen Regierung im Exil. Wie bekannt, hat Churchill die Zerstückelung einer Staatsorganisation, wie sie die österreichisch-ungarische Monarchie darstellte, nicht gebilligt. Churchill sah es als Fehler an, daß nach dem Ersten Weltkrieg anstelle eines einheitlichen Staates eine ganze Reihe kleiner Nachfolgestaaten geschaffen wurde, die notwendigerweise große wirtschaftliche Schwierigkeiten haben mußten und nicht fähig waren, ihre Unabhängigkeit militärisch-strategisch zu verteidigen. Churchill zog daher die Folgerung, eine tschechoslowakisch-polnische Föderation könne der Anfang einer Revision der Fehlentscheidung des Versailler Vertrages und ein wichtiger Schritt zur Neuorganisation Mitteleuropas nach dem Zweiten Weltkrieg sein.

Mit welchen Gefühlen Sikorski an dieses Projekt herantrat, kann und will ich nicht erläutern. Von Beneš weiß ich allerdings, daß er in dieser Hinsicht skeptisch war, obgleich an der Spitze der polnischen Regierung ein von den Fehlern des Regimes Beck unbelasteter Mann stand. Sicher hat zu seiner Skepsis auch die Tatsache beigetragen, daß die polnische Regierung im Exil den Pariser Nationalausschuß nicht anerkannte.

Beneš wußte selbstverständlich, daß selbst mit Sikorski ein Übereinkommen hinsichtlich Teschens (Těšínsko) nicht leicht sein würde. Er wollte sich auch nicht vorzeitig durch ein enges Verhältnis zu sehr an Polen binden, ohne die spätere Entwicklung beim größten und mächtigsten Nachbarn Polens berücksichtigt zu haben. Es war nicht abzuschätzen, welche Haltung die Sowjetunion gegenüber dem wiederhergestellten Polen und seiner Ostgrenze einnehmen würde.

Nichtsdestoweniger eröffnete Beneš die Verhandlungen. Er hoffte, dadurch werde sich die Position der tschechoslowakischen Interimsregierung bei der britischen Regierung verbessern. Denn Partner der voll anerkannten polnischen Regierung konnte auf die Dauer nicht — nach seinem Urteil — bloß eine tschechoslowakische Interimsregierung sein.

Beneš gab Weisung, ein gemeinsames Organ für die bevorstehenden Gespräche über eine Föderation zu bilden. Die tschechoslowakische Interimsregierung vertraten die Minister Jan Masaryk, Hubert Ripka, Juraj Slávik und Ladislav Feierabend. Dieses Organ bildete dann seine Unterausschüsse für Ökonomie, Information, militärische Angelegenheiten u. a. Es war interessant zu verfolgen, wie die später leidenschaftlichen Gegner der tschechoslowakisch-polnischen Föderation (z. B. Bohumil Laušman) eifersüchtig um die Mitgliedschaft in einem dieser Unterausschüsse kämpften.

Zur ersten Grundsatzklärung der polnischen und tschechoslowakischen Regierung kam es schon am 11. November 1940. Dann aber entstanden Schwierigkeiten, die Beneš vorhergesehen hatte. Da ernannte beispielsweise die polnische Regierung in ihrer Rada narodowa (Analogie zu unserem Staatsrat) als Vertreter Teschens einen tschechoslowakischen Bürger dieses Gebietes, was begreiflicherweise bei den Tschechoslowaken erheblichen Unwillen hervorrief. Ferner unterstützte die polnische Regierung moralisch und finanziell die Opposition gegen den tschechoslowakischen Staatsapparat im Exil, General Prchala, Schwarz und andere¹⁵. Außerdem erregte es die Tschechen, daß hier und dort in der polnischen Presse Andeutungen erschienen, als ginge es um eine polnisch-slowakisch-tschechische Föderation. Ähnliche kleinere Reibereien und Konflikte könnte ich mehr aufzählen. Es ist mir zwar nicht bekannt, ob sich auch unsere Seite irgendwelche Entgleisungen zuschulden kommen ließ, doch möchte ich sie nicht ganz ausschließen.

Der Hauptgrund, warum die Verhandlung über die Föderation ins Stocken geriet, lag jedoch auf einem anderen Gebiet. Die Polen dachten an einen möglichst engen föderativen Bund. Unsere Delegation schlug gemäß den Instruktionen Benešs eine Föderation „sui generis“ vor; das sollte zwei souveräne Staaten bedeuten, die nur einige Organe gemeinsam haben sollten. Zu diesen Disharmonien kam dann noch hinzu, daß sich trotz der Verhandlungen über eine Föderation auf der britischen Seite in Richtung einer vollen Anerkennung der tschechoslowakischen Regierung nichts rührte. Beneš verlor daher auch das ursprüngliche Interesse am ganzen Plan.

Man muß allerdings wissen, daß weder Churchill noch Eden der gute Wille fehlte, Benešs Regierung als vollberechtigt anzuerkennen. Das bezeugt am besten Churchills Memorandum vom 20. April 1941¹⁶, adressiert an das Britische Auswärtige Amt, sowie Edens zustimmende, auf das Memorandum geschriebene Notiz. Doch die leitenden Beamten sabotierten, wie schon erwähnt, die Angelegenheit. Churchill und Eden hatten damals bedeutend wichtigere Sorgen und Aufgaben: Das isolierte Großbritannien litt Nacht für Nacht unter den Angriffen der deutschen Luftwaffe, gleichzeitig kämpfte es einen verzweifelten Kampf gegen Hitlers U-Boote um den Atlantik, auch im Mittelmeer war Großbritannien stark engagiert. Die Beschränktheit der staatlichen Bürokraten

¹⁵ Feierabend, Ladislav: Prag-London vice-versa. Bonn-Bruxelles-New York o. J., Bd. 1, S. 266; Bd. 2, S. 33.

¹⁶ Dokumente des Foreign Office: Prime Ministers Personal Minute. Serial M. 456/1.

führte einerseits Jaksch irre, bereitete aber auf der anderen Seite den Boden für Benešs Ostpolitik vor; indirekt aber erleichterte diese Beschränktheit von vornherein das später beginnende raffinierte Spiel der Sowjets mit dem Präsidenten.

Die tschechoslowakisch-polnischen Verhandlungen wurden freilich das ganze Jahr 1941 hindurch fortgesetzt. Das beruhigte die Briten, und Beneš erreichte schließlich auch die stille Zustimmung Moskaus: Während eines vertraulichen Gesprächs versicherte er dem Botschafter Maiski, daß „wir uns zu nichts verpflichtet haben und dauernd von den Polen verlangen, sie sollten sich mit Rußland einigen. Maiski billigte unsere Politik der Konföderation mit Polen; ich mußte ihm ausdrücklich bestätigen, daß es sich um eine Konföderation, nicht um eine Föderation handle“¹⁷.

Derartige Zusicherungen konnte Beneš Maiski ruhig geben; er war sich allzu klar bewußt, daß seine Ansichten über die Entwicklung der Dinge, vor allem seine Meinung über die künftigen Beziehungen zur Sowjetunion, diametral von den Ansichten des Generals Sikorski differierten. In dieser Hinsicht kam es am 26. Januar 1941 zu einer wichtigen und charakteristischen Begegnung. Beneš erklärte Sikorski, seiner Ansicht nach sei ein deutsch-sowjetischer Krieg zum Greifen nahe, und fügte hinzu: „. . . ohne die Sowjetunion können die Polen und wir Tschechen den europäischen Krieg nicht gewinnen!“ Beneš notierte auch die Antwort Sikorskis: „Das, was Sie sagen, wäre für uns alle eine Katastrophe.“

Trotz aller dieser Gegensätze veröffentlichten die Regierungen der Tschechoslowakei (zu dieser Zeit schon voll anerkannt) und Polens Ende Januar 1942 eine gemeinsame Deklaration, in der sie ausführlich den Gedanken der Konföderation konkretisierten. Die Deklaration hatte allerdings eher einen propagandistischen als einen anderen Charakter. Die Unterschriften der Außenminister beider Regierungen verliehen ihr jedoch die Eigenart irgendeines Vertrages. Bei den Verbündeten (außer bei den Briten, die begreiflicherweise informiert waren) rief das Dokument eine Sensation hervor und gleichzeitig eine Krise zwischen der tschechoslowakischen Regierung und Moskau.

In meinem Kriegstagebuch ist einerseits meine Kritik dieser ganzen Aktion festgehalten, andererseits Ripkas Verteidigung des Vorgehens der tschechoslowakischen Regierung beim „Verhör“ durch den sowjetischen Gesandten Bogomolow. Hier hat vermutlich zum letzten Mal ein tschechoslowakischer Minister die Eigenberechtigung seiner Regierung gegenüber den Sowjets verfochten, was aber nur ein weiterer Nagel in den Sarg von Ripkas Karriere im Außenministerium war.

Es hat vielleicht einigen Wert, den wesentlichen Teil meiner Kriegsaufzeichnungen zu diesem Punkt zu zitieren:

„Ich möchte mir heute (Donnerstag, den 29. Januar 1942) die Entwicklung der Vorgänge um die tschechoslowakisch-polnische Deklaration systematisch notieren.

Die Deklaration rief eine ungewöhnliche Sensation und Debatten hervor.

¹⁷ Dokument 198, 12. Juli 1941. In: Dokumenty 240.

Meiner Ansicht nach unnötig, und verschuldet durch Ungeschicklichkeit beim ganzen Arrangement. Wer sich die Deklaration durchliest und wie ich weiß, daß sie niemand ernst nimmt, muß sie als Propagandainstrument hauptsächlich gegenüber den USA betrachten; dort ist jetzt auch der Gedanke an größere Staatsgefüge in Mode. Die Polen haben auch andere Gründe für eine Propaganda: Zu beweisen, daß sie mit ihren Bestrebungen nicht allein dastehen u. ä. Das schlechte Arrangement bestand darin, daß unsere und die polnische Regierung ein viel zu großes Getöse um die Deklaration machten; beispielsweise riefen die Unterschriften der Außenminister den Eindruck hervor, letztlich handle es sich doch um einen Vertrag. Ferner wurde die Majorität der bei uns akkreditierten Diplomaten überhaupt nicht in Kenntnis gesetzt. Denen etwas mitgeteilt wurde, z. B. dem Vertreter der UdSSR oder dem politischen Ausschuß des Staatsrates, denen gab man es in Form von Thesen zu verstehen — ohne zu sagen, daß eine öffentliche Verlautbarung mit Unterschriften der Minister und der ganzen Propagandatrommel vorbereitet werde.

Die Deklaration erregte deshalb alle Verbündeten außer England, hauptsächlich die UdSSR (das zeigte sich in der Depesche Fierlingers, der das in Moskau zu spüren bekam und einen Protest schickte, als wäre er nicht Beamter unserer Regierung, sondern Kommissar bei den Sowjets gewesen). Die Deklaration erregte überhaupt alle Tschechoslowaken, besonders die Mitglieder des Staatsrates (hier wiederum bekam es Bechyně zu fühlen. Siehe seine Erklärung im Staatsrat am Dienstag). Die Tschechoslowaken sind dagegen aus grundsätzlichem Widerstand gegen die Polen; und der ist, bei der Erinnerung an die Zeit nach München, allgemein. Die polnische Haltung hinsichtlich Teschens, die auch die heutige Regierung einnimmt, gießt nur Öl ins Feuer. (In diesen Tagen soll in den polnischen Nationalrat ein Mitglied ernannt werden, das nach Karwin [Karvinná] zuständig ist. Das spielt sich nach der feierlichen Erklärung der Deklaration ab. Also was denn für eine Alliance und Brüderlichkeit, sagen sich die Eingeweihten.)

Ich rege mich selbstverständlich nicht so sehr auf, eigentlich überhaupt nicht, weil ich den Hintergrund dieses Spiels kenne. Er besteht darin, daß Beneš (selbstverständlich der geistige Vater des Ganzen, denn Ripka ist nur ein gehorsames und wirklich gutes Instrument; Ripka hat alle Fehler, die man ihm jetzt vorwirft, wahrscheinlich absichtlich gemacht. Es war einer der Tricks, alles und nichts zu sagen) Beruhigung bei den reaktionären Engländern und Amerikanern erreichen wollte, die befürchteten, wir würden uns mit Volldampf den Sowjets in die Arme werfen. Zweitens aber und hauptsächlich war das eine Belastungsprobe für die Sowjets; wie weit es Stalin mit seinen Erklärungen ehrlich meint, daß sich die Sowjets in die Souveränität der slawischen Völker nicht einmischen wollen, für deren Befreiung gekämpft wird. Das erstere gelang Beneš vollkommen. Reaktion und Konservative (zu denen auch die Labour gehört) zu beiden Seiten des Atlantik atmeten auf und klatschten in ihrer Naivität Beifall. Das letztere, die Belastungsprobe, glückte schon weniger gut.

Schließlich — und das ist die Hauptsache — äußert der sowjetische Gesandte bei unserer Regierung, Bogomolow, sein Befremden; er horcht unsere Beamten

aus (Hejret, morgen geht Kraus zu ihm) und beordert unsere Kommunisten zu sich. Aus dem, was Hejret von der Unterredung mit Bogomolow meldet, geht hervor, daß er Anstoß nimmt: 1.) Daß er nicht rechtzeitig und ordnungsgemäß in Kenntnis gesetzt wurde (in diesem Punkt beging wahrscheinlich Bogomolow dadurch einen Fehler, daß er die Unterredung mit Ripka, in der ihm Ripka alles in getarnter Form sagte, nicht ernst nahm und seiner Regierung nicht meldete; jetzt bekam er einen Rüffel. Den Text der Deklaration erhielt Bogomolow schriftlich und spät, zum Teil durch Unordnung bei uns, hauptsächlich aber in der sowjetischen Legation). 2.) Daß die Deklaration zu weit geht und einem Vertrag ähnlich sieht. Sie könnte zu einem Instrument der von den Sowjets nicht anerkannten polnischen Ansprüche (Litauen und die anderen baltischen Staaten, Westukraine u. ä.) werden. 3.) Die Deklaration enthält keine Bestimmung, daß alles nur ein Plan ist, der der Billigung und Ratifikation durch die konstitutionellen Institutionen nach Befreiung und Durchführung freier Wahlen unterliegt.

Als Ripka heute nach Hause kam, habe ich versucht, ihm diese meine Einstellung zur ganzen Affäre klarzumachen. Ich stimme mit dem Gedanken überein, nicht aber mit der Durchführung und mit all dem Hokuspokus. Es war vergeblich. Ripka ist von seiner ‚Diplomatie‘ berauscht, die nach meinem Urteil zum Teufel gehen muß, wenn die Welt gesunden soll. Ein gutes Pendant zu diesem Hausieren des Präsidenten mit unseren Grenzen, mit dem Transfer usw.! Das hat sich heute beim Mittagessen mit Winant, dem amerikanischen Gesandten, wiederholt. Beneš erklärte seinen Plan und trachtete zu beweisen, daß auch die USA an seiner Durchführung interessiert sein müßten.“

„Freitag, den 30. Januar: Heute nacht kamen wir im Zimmer bei Ripka zusammen, der uns brühwarm von seinem Gespräch mit Bogomolow erzählte, das er heute abend beim Nachtmahl, in Gegenwart von Tschitschajew (Legationssekretär der sowjetischen Gesandtschaft) und Hejret, absolvierte. Das Gespräch verlief so: Bogomolow stellte Fragen, in denen Kritik an der polnisch-tschechoslowakischen Deklaration enthalten war:

1. Bildet die polnisch-tschechoslowakische Vereinbarung ein Ganzes mit der griechisch-jugoslawischen Vereinbarung? Dieser Eindruck entstand einerseits dadurch, daß die griechisch-jugoslawische Vereinbarung von Telegrammen unserer und der polnischen Regierung begleitet wurde, wobei unserer Regierung der Standpunkt der Sowjets zu dieser Vereinbarung und die Haltung jener Regierungen zu den Sowjets bekannt sein mußte. Fernerhin entstand dieser Eindruck dadurch, daß unsere und die polnische Deklaration durch einen Irrtum unserer Sekretärinnen, die die Note geschrieben haben, mit einer die griechisch-jugoslawische Vereinbarung betreffenden Resolution verbunden war (Irrtum und Versehen wurden von Ripka sofort aufgeklärt).

2. Gemäß der Deklaration bezieht sich die polnisch-tschechoslowakische Deklaration auch auf andere Staaten jenes europäischen Gebietes, mit dem die Lebensinteressen der Tschechoslowakei und Polens verbunden sind. Gemäß der Präambel der Deklaration wird vom Raum zwischen dem Baltischen und dem

Ägäischen Meer gesprochen. Das bedeutet nach Bogomolow: Zum baltischen Gebiet gehören Rußland, die baltischen Staaten und Deutschland. Ripka: Danach also bedeutet ägäisches Gebiet: die Türkei, Italien, England. Bogomolow: Es geht nicht um das ägäische Gebiet, sondern um das baltische, und dazu gehört Deutschland. Ripka: Wir werden uns nicht über die geopolitischen Begriffe dieser Gebiete streiten; nach unserer Meinung aber liegt Deutschland nicht im baltischen Gebiet. Polen ist für uns baltisches Gebiet. Oder wollen Sie vielleicht bestreiten, daß Polen baltisches Gebiet ist? Bogomolow: Aber Polen kann auf Litauen bestehen. Ripka: Kann es nicht. Bogomolow: Gemäß der Deklaration betrifft es Staaten, mit denen die Lebensinteressen Polens oder der Tschechoslowakei verbunden sind. Ripka: Keineswegs der Tschechoslowakei oder Polens, sondern der Tschechoslowakei und Polens. Das ist ein Unterschied. Bogomolow: In der Deklaration steht eine Alternative. (Tschitschajew holt die Deklaration und stellt fest, daß Ripka recht hat. Da steht Tschechoslowakei und Polen.)

3. Warum ist die Deklaration von Ministern unterschrieben? Die Unterschriften ändern die Deklaration in einen Vertrag um. Dann entwickelt sich eine linguistische Diskussion, wie ‚Deklaration‘ ins Russische zu übersetzen sei. Die Übersetzung der Gesandtschaft behauptet, ‚Deklaration‘ wäre mehr als ‚Beschluß‘. Ripka weist nach, daß ‚Deklaration‘ und ‚Beschluß‘ dasselbe sind. Ripka interpretiert eine Deklaration als unterschriebenen Beschluß (Resolution).

4. Warum wird in der Deklaration nicht ausdrücklich gesagt, daß sie erst von der befreiten Nation ratifiziert werden wird, obwohl davon in den tschechischen Thesen die Rede ist? Das versteht sich ganz von selbst; und dann, wenn es ausdrücklich gesagt wäre, dann würde die Deklaration den Charakter einer Resolution verlieren und die gewichtigere Natur eines Übereinkommens, eines Vertrages gewinnen, der ratifiziert werden muß. Schließlich: Daß sie zu Hause ratifiziert werden wird, ist sowohl im Exposé des Staatsrates, als auch in der Rundfunkansprache gesagt worden. Bogomolow: Dort ist das nicht so klar. (Tschitschajew bringt den entsprechenden Text und wiederum wird festgestellt, daß Ripka recht hat.)

Ripka unterbricht endlich das ‚diplomatische Verhör‘ durch die Bemerkung, er sei doch sehr überrascht, hier einem Verhör unterworfen zu werden, das die Loyalität der tschechoslowakischen Regierung untersucht. Es scheint, daß hier nicht volles Vertrauen herrsche, obwohl die Regierung der ČSR schon Loyalität bewiesen habe, bevor die Sowjetunion von den Deutschen überfallen wurde.

Darauf sagte Bogomolow, zur tschechoslowakischen Regierung bestehe volles Vertrauen, die so unformell gestellten Fragen deuten auf ein freundschaftliches Verhältnis, und von irgendeinem Verhör könne man nicht reden. Er spreche einfach so, wie man unter besten Freunden freiheraus spricht. Darauf begann Bogomolow, lange seine Erklärung darüber zu erörtern, wie verfrüht es sei, irgendwelche Pläne für die Zukunft zu machen. Die Welt sei in großer Umwandlung begriffen, deren Tragweite man gar nicht zu Ende denken könne. Hauptsache, jetzt den Krieg zu gewinnen.

Darauf erklärte Ripka die Konzeption unserer Außenpolitik. Wir suchen dauernd Verbindung mit allen, vorzugsweise mit der Sowjetunion. Doch indem wir das Einvernehmen mit allen suchen, drücken wir die Überzeugung aus, daß Deutschland nur ‚mit vereinten Kräften‘ geschlagen werden kann. Abschließend bemerkte Ripka, man mache England und Amerika den Vorwurf, sie hätten keine Konzeption. Aber wir wissen auch nichts — zumindest nicht offiziell — über die Konzeption der Sowjets. Wir wissen, daß Stalin und Eden einige Vorstellungen von der Welt nach dem Kriege näher besprochen haben. Wir hören, daß die Sowjetunion Anspruch auf Ostgalizien erhebt, doch amtlich wissen wir nichts davon.

Bogomolow: Würde es Ihnen etwas ausmachen, mit uns eine gemeinsame Grenze zu besitzen? Ripka: Unser Standpunkt ist Ihnen bekannt. Wir würden gerne Ihre Pläne genauer kennen. Wir informieren Sie rechtzeitig über alle unsere Pläne und Absichten; gerne würden wir etwas über die Ihrigen hören. Bogomolow: Kann ich das als offizielle Mitteilung betrachten? Ripka: Ja.

Damit trennten sie sich sehr herzlich. Das Gespräch dauerte von acht bis halb zwölf, in der Wohnung Bogomolows, 3, Addison Road. Beim Aufbruch sagte Tschitschajew heimlich zu Ripka, er müsse heimlich mit ihm zusammenkommen. — Ripka hat heute seinen Part ausgezeichnet gespielt, das glaub' ich gern — aber mein gestriges Urteil habe ich nicht geändert.“

Von dieser Zeit an verfolgte Moskau jede Bewegung der tschechoslowakischen Regierung viel aufmerksamer; und der Gesandte Bogomolow bemühte sich bei jeder Gelegenheit, auf die Mitglieder der Regierung und des Staatsrates einzuwirken, um das tschechoslowakisch-polnische Verhältnis möglichst zu schwächen. Die Unnachgiebigkeit der Polen hinsichtlich Teschens (noch Anfang 1943 proklamierten sie in ihrem Nationalrat die Integrität des polnischen Territoriums vom 1. September 1939) hat Bogomolow sehr geholfen. Das diplomatische Zerwürfnis zwischen den Sowjets und der polnischen Regierung sowie die Ereignisse an der Ostfront bewirkten dann, daß der Gedanke einer polnisch-tschechoslowakischen Föderation „sui generis“ nur noch der Geschichte angehörte.

In die polnische Geschichte und in das Schicksal der polnischen Regierung in London griff dann Präsident Beneš noch Ende 1943 während seines Besuches in Moskau und Anfang 1944 ein, als er Churchill in Marrakesch besuchte, ebenso nach seiner Rückkehr nach London, bei Gesprächen mit den polnischen Politikern Mikołajczyk und Stańczyk. Der tschechoslowakisch-sowjetische Vertrag enthielt nämlich eine Klausel, derzufolge auch eine andere Macht dem Vertrag beitreten konnte. Als Beneš diesen Vertrag konzipierte, dachte er an Polen. Und so kam es zwischen Beneš, Stalin und Molotow zu einem Gespräch über die Polen und ihre Regierung. Der Präsident verurteilte zwar — wie Jaromír Smutný notiert hat¹⁸ — die polnische Regierung in London und das Vorkriegsregime in Polen, aber er legte ein gutes Wort dafür ein, daß Stalin

¹⁸ Mastný, Vojtěch (Columbia University New York): The Beneš - Stalin - Molotov Conversations in December 1943: New Documents. JbGO NF 20 (1972) 367—402.

verhandeln, Mikołajczyk unterstützen und ihm so helfen solle, eine sowohl für die Tschechoslowakei, als auch für Rußland annehmbare Regierung zu bilden. Stalin versprach, es zu versuchen; ja, er trank sogar auf die Gesundheit Mikołajczyks, den — wie sich später zeigte — dieser Zutrunke das Leben kosten konnte. Stalin hatte nämlich schon in Moskau in Gestalt des Lubliner Komitees seine polnische Satellitenregierung in Reserve, die dann die Tschechoslowakei und die übrigen großen und kleinen Verbündeten nach und nach als polnische Regierung anerkannten.

Innere Angelegenheiten

Es ist angebracht, von der außenpolitischen Thematik abzugehen und sich den inneren Angelegenheiten zuzuwenden. Gewiß, man kann die Behörden und Institutionen des tschechoslowakischen Staatsapparates in London kritisieren, hauptsächlich ihren in manchen Sektionen aufgeblähten bürokratischen Apparat und die latente Krise in der militärischen Landeinheit. Auf der anderen Seite muß man jedoch anerkennen, daß sowohl die Behörden, als auch verschiedene Institutionen bemerkenswert gearbeitet haben. Das beweist vor allem die Schnelligkeit, mit der im durch Krieg und Luftangriffe bedrohten London — und dazu in einer fremdsprachigen Umgebung (die meisten Diplomaten und hohen Offiziere beherrschten Französisch und weit weniger Englisch) — die Ministerien errichtet wurden; das beweisen auch Geschicklichkeit und Tempo der Rekonstruktion des diplomatischen Apparates bei den verbündeten und befreundeten Regierungen sowohl in London als auch in Übersee, mit einem wirksam funktionierenden Informationsdienst. Dazu kam eine gut arbeitende soziale Fürsorge, ein Gesundheitsdienst (Tschechoslowakisches Rotes Kreuz), ein Volks- und Mittelschulwesen, ja sogar die Möglichkeit, daß Militärmediziner ihre Studien unter dem Schutz der Oxford-Universität erfolgreich abschließen konnten.

Das ist nur eine sehr knappe und trockene Aufzählung der Tätigkeitsbereiche der Regierungsstellen und ihrer untergeordneten Institutionen in Großbritannien. Schließlich ließ sich auch die von Unzufriedenheit geschwächte Landbrigade konsolidieren und so in eine Panzereinheit umorganisieren, daß sie für Fachautoritäten eine verlässliche Waffe darstellte.

Der tschechische Realismus und das Organisationstalent, verbunden mit einer gewissen Bescheidenheit (selbst in finanziellen Dingen), trugen im Vergleich mit anderen, zahlenmäßig stärkeren und reicheren Exilregierungen allgemeine Bewunderung ein.

Sicher schuf Eduard Beneš durch sein diplomatisches Geschick eine ausreichend solide Basis für diese Tätigkeit. Ihre Entfaltung beruhte jedoch auf der mühevollen und opferfreudig geleisteten Alltagsarbeit seiner Minister und vieler qualifizierter Zivil- und Militärpersonen. Im Vordergrund all dessen stand die tschechoslowakische Luftwaffe, zahlenmäßig zwar klein, doch groß durch ihre Tüchtigkeit und ihren Mut. Und dann der ausgezeichnete Nachrichtendienst.

So positiv kann man von der rein moralischen und organisatorisch technischen Seite sprechen. Anders stand es schon auf rein politischem Gebiet; hier blieb Benešs Fähigkeit, zu führen, sichtlich hinter seinem diplomatischen Können zurück, hier waren seine Gedankengänge nicht so klar und zielbewußt. Beneš stand zweifellos unter dem Einfluß jenes Komplexes, den er aus der Heimat in die Emigration mitgebracht hatte: Während der ganzen zwanzigjährigen Dauer der Republik wurde er nicht einmal für eine Weile zum erfolgreichen innenpolitischen Faktor. Er war entweder im Schatten stärkerer und erfahrenerer Persönlichkeiten gestanden (Švehla, Rašín, Bechyně, Šrámek, in beträchtlichem Maße auch Hodža), oder genötigt gewesen, weniger starke politische Individualitäten zu respektieren, die sich aber auf die Massen organisierter Wähler und auf die Apparate politischer Parteien stützten.

Daher resultierte sein Widerwille gegen alle politischen Parteien, einschließlich der eigenen. Ich besitze eine Notiz über das Gespräch Benešs mit Klecanda-Kalvoda, der sich ihm gegenüber beschwerte, wie wenig er respektiert werde. Beneš belehrte ihn, daß es in der Politik leider Gottes notwendig sei, nicht bloß zu erwägen, was für ein Mensch der Politiker ist, sondern — und das vor allem — wieviele Leute hinter ihm gehen oder stehen.

Emigriert waren allerdings nicht die politischen Parteien und ihre Apparate, sondern lediglich Personen von größerer oder kleinerer Bedeutung und Format. Dazu kam, daß sich nicht abschätzen ließ, in welchem Maße die politische Bedeutung des einen oder anderen durch die Katastrophe der Jahre 1938 und 1939 verringert worden war. In dieser Hinsicht fühlte sich Beneš freier; bestimmte Fesseln und Gewichte, die zu Hause seinen Einfluß auf die Innenpolitik begrenzt hatten, existierten nicht mehr.

Schon aus Amerika machte er seine Mitarbeiter darauf aufmerksam, daß es nicht möglich sein werde, die Befreiungsaktion nach dem Prinzip und auf der Basis der politischen Parteien der Ersten Republik zu organisieren. Die politische Struktur der Emigranten könne das Verhältnis der politischen Parteien in der Republik nicht widerspiegeln. Dieses Argument bekräftigten die Stimmen der militärischen Repräsentanten und ebenso die Rücksicht auf die Wichtigkeit unserer Legationen wie auf die diplomatischen Vertreter überhaupt. Eine beträchtliche Anzahl von ihnen blieb im Ausland, obwohl ihnen die Regierungen, bei denen sie akkreditiert waren, eine weitere Tätigkeit zumindest offiziell nicht erlaubten.

Übrigens entsprach Benešs These unter anderem auch der Stimmung zu Hause¹⁹. Deshalb paßte sich ihr die Mehrzahl der Politiker an, die nach und nach emigrierten. Wer mit Benešs These von Anfang an nicht konform ging, war der sozialdemokratische Minister, politische Sprecher der Partei und langjährige Ministerpräsident der Regierungen der Ersten Republik, Rudolf Bechyně. Wie Milan Hodža und Štefan Osuský — und im Unterschied zu Jan Šrámek, Jaroslav Stránský und anderen — reklamierte Bechyně für sich in der Beziehung zu Beneš eher die Beziehung eines Partners. Bechyně dachte nicht

¹⁹ Gr ů a : Sedm roků 237 f.

daran, sich mit der Aufgabe eines Politikers zufrieden zu geben, der ohne vorherige Vereinbarung gewillt war, Benešs Entscheidungen anzuerkennen und sich ihnen bedingungslos unterzuordnen.

So geriet Bechyně nicht nur mit Beneš in Konflikt, sondern auch mit seinen Parteigenossen Němec, Bečko und Nečas, die ohne seine Zustimmung Mitglieder der Interimsregierung wurden.

Bechyně, der um sich herum sehr schnell so etwas wie einen sozialdemokratischen Ausschuß bildete (er wurde Vorsitzender, Bohumil Laušman Geschäftsführer), bestand darauf, daß gerade dieser Ausschuß das Recht habe, seine Repräsentanten in die Regierung zu entsenden; diese Repräsentanten würden dann dem Exekutivausschuß für ihre Tätigkeit verantwortlich sein.

Ich muß die Problematik der Sozialdemokratie in der tschechoslowakischen auswärtigen Aktivität (československý zahraniční odboj) ausführlicher erläutern. In erster Linie deshalb, weil ich in der Entwicklung und Tragödie dieser politischen Partei in den Jahren des Zweiten Weltkrieges und nachher eine der Hauptursachen unserer nationalen und staatlichen Katastrophe sehe.

Unnötig ist es zu erklären: Ohne die mutigen und standhaften Führer dieser Partei der Jahre nach dem Ersten Weltkrieg hätte sich die neu gegründete Republik kaum als demokratischer Staat erhalten. Die Sozialdemokratie und ihre treuen Kader bildeten besonders im Pilsner und Ostrauer Gebiet den stärksten Damm gegen die Wogen des Kommunismus, die sich als Folge der russischen Oktoberrevolution in unserer Nachbarschaft, vor allem in Deutschland und Ungarn, erhoben. Diese Stürme riefen auch in unserer Arbeiterbewegung eine derartige Spaltung hervor, daß die tschechoslowakische parlamentarische Demokratie für längere Zeit ernsthaft bedroht war. Festigkeit und Entschlossenheit der führenden sozialdemokratischen Parteipolitiker bewirkten, daß die hochgehenden Wellen langsam abebbten, daß sich das parlamentarisch-demokratische System konsolidierte, und daß gerade die Sozialdemokratie als zweitgrößte politische Kraft zu einer der wichtigsten und verlässlichsten Bastionen unseres politischen Systems wurde.

Überzeugungskraft und Disziplin bewiesen die Kader dieser Partei ebenso in der Zweiten Republik, als sie durch einige Elemente der tschechischen nationalen sozialistischen Partei verstärkt wurden. Sie stellten sich unter der neuen Bezeichnung „Nationale Partei der Arbeit“ vor und wurden am wenigsten vom moralischen Zerfall bedroht, den die Münchner Katastrophe hervorrief.

Auch in die Emigration kamen von allen politischen Parteien der Vorkriegsrepublik am meisten Funktionäre und ordentliche Mitglieder der Sozialdemokratie. Schon vor Kriegsausbruch gab es in Paris und London eine ganze Reihe führender Repräsentanten dieser Partei. Von Rudolf Bechyně war schon die Rede. Doch schon vor seiner Ankunft kamen im Auftrag des Parteivorsitzenden Hampl die Gewerkschaftler Bělina und Kosina nach London mit der Aufgabe, die Kontakte mit der britischen Labour Party, hauptsächlich mit ihren Gewerkschaften, aufrechtzuerhalten. In Paris war Jiří Stolz einige Jahre als Stellvertreter des Generalsekretärs der Internationalen Gewerkschaftsorganisation tätig; ihm schlossen sich außer niedrigeren Funktionären aus der Heimat

auch der ehemalige Vizebürgermeister der Stadt Brünn (Brno), Ečer, an. In London stand Bechyně auch sein engster Mitarbeiter zur Verfügung, der Redakteur der Zeitung „Právo lidu“, Karel Kříž.

Vor dem Zusammenbruch Frankreichs erschien der ehemalige Minister Jaromír Nečas auf der Szene; er verließ das Protektorat, wo er die Funktion des Vorsitzenden der Preisbehörde ausgeübt hatte. Ihm folgten zwei sozialdemokratische Abgeordnete von Bedeutung: Der Sekretär der Gewerkschaftsorganisation sozialdemokratischer Eisenbahner František Němec und Bohumil Laušman, der bis zur nationalsozialistischen Okkupation Generalsekretär der Nationalen Partei der Arbeit gewesen war. Němec' politische Bedeutung wurde dadurch unterstrichen, daß er vom Parteivorsitzenden Hampl ins Exil delegiert wurde. Diese Tatsache war Beneš gut bekannt. Laušmans Bedeutung lag wiederum darin, daß er Mitglied der einheimischen Widerstandsorganisation UVOD war, in der er die sozialdemokratischen Kräfte vertrat. Laušman mußte zusammen mit anderen prominenten Mitgliedern des UVOD („Ústřední výbor odboje domácího“ <Zentralausschuß des heimatlichen Widerstandes> — Anm. d. Ü.) — z. B. mit dem Volksparteiler Adolf Procházka, mit Prokop Drtina, dem Vertrauten Benešs, und mit dem Generalsekretär des UVOD, Professor Klecanda-Kalvoda — fliehen, als die Gestapo die ersten Spuren aufdeckte und den Abgeordneten Ladislav Rašín, ebenfalls Mitglied des UVOD, verhaftete. Im Ausland waren auch noch andere Protagonisten der Sozialdemokratie: Senator Vojta Beneš in den Vereinigten Staaten, der slowakische Abgeordnete Ján Bečko und später der slowakische Gewerkschaftler Pavel Viboch in London.

Nach Bildung der Interimsregierung standen auf der politischen Bühne zwei getrennte sozialdemokratische Gruppen. Die eine repräsentierte Rudolf Bechyně, dem sich Bohumil Laušman anschloß — entrüstet und beunruhigt, weil man ihn in den Staatsrat abschob, während Němec zum Minister ernannt wurde. Die andere Gruppe repräsentierte die Regierungsmitglieder František Němec und Ján Bečko. Ein weiteres Regierungsmitglied, Jaromír Nečas — zwischen diesem und Bechyně hatte nicht einmal zu Hause ein gutes Verhältnis bestanden —, gehörte im Grunde genommen keiner der Gruppen an; er neigte einmal dahin, einmal dorthin; je nachdem, welcher Wind aus der Präsidialkanzlei wehte. Nečas' Einfluß nahm sukzessiv ab, er trat aus der Regierung aus (an seine Stelle rückte Václav Majer) und starb im Januar 1945. Auch die politische Bedeutung von Stolz und Ečer, die in Paris gegen das Streben Benešs nach einer einigenden Autorität opponiert hatten, verschwand mit dem Zusammenbruch Frankreichs.

Für seine Opposition gewann Bechyně — neben Laušman — das slowakische Mitglied des Staatsrates, Ján Čaplovič, einen lutheranischen Priester, der bei den Slowaken in Jugoslawien tätig war, und den Hubert Ripka auf Anraten Gustav Winters in seinen Informationsdienst nach Paris berief. Auch Václav Patzak, der in die Emigration mit irgendeinem Mandat der sogenannten Petitionsbewegung „Věrní zůstaneme“ („Wir bleiben treu“) kam, schloß sich Bechyněs Opposition gegen die Regierung an. Diese Fraktion fand ein beträchtliches Echo bei den sozialdemokratischen Soldaten, die von Bechyněs Sohn, Leutnant Zde-

něk Bechyně, beeinflusst wurden. Begreiflicherweise waren sie geneigt, sich sowohl die Kritik über die Regierung in London anzuhören, als auch sich wirksam an dieser Kritik zu beteiligen.

Die öffentliche Meinung gegen die Regierung beeinflusste Bechyně zusammen mit Laušman, Patzak und Čaplovič durch eine Zeitschrift, die sie in London unter dem Titel „Nová svoboda“ („Neue Freiheit“) herauszugeben begannen. So hieß auch das Wochenblatt, das Bechyně einmal in der Heimat zur Zeit der Ersten Republik herausgegeben hatte.

Doch auch Němec und Bečko, die Benešs These von der Unzweckmäßigkeit politischer Parteien im Exil beipflichteten, waren nicht ganz isoliert. Von den Zivilisten stand auf ihrer Seite Karel Kříž, der sich von Bechyně trennte; von den Soldaten verfochten — nach anfänglichem Radikalismus und Abwägen — ihren Standpunkt treu und tapfer Václav Majer, Václav Holub und andere.

Ich habe schon erwähnt, daß es Rudolf Bechyně glückte, einen sozialdemokratischen Parteiausschuß zu bilden, an dessen Spitze Laušman stand. Mitglieder waren aber auch Jaromír Nečas bis zu seinem Tode, ebenso František Němec, Ján Bečko, das slowakische Mitglied des Staatsrates Viboch und Václav Majer. Soodt also Bechyně versuchte, seinen Willen den sozialdemokratischen Ministern und durch ihre Vermittlung der ganzen Regierung Šrámeks, hauptsächlich aber Eduard Beneš, aufzunötigen, scheiterte er am hartnäckigen Widerstand Němec' und Bečkos, Majers und Vibochs.

Der Präsident stand zwar hinter seinen Ministern, wünschte aber weder einen Bruch mit Bechyně, noch mit Laušman. Hinzuzufügen wäre, daß Zdeněk Fierlinger sich längere Zeit in London aufhielt; er machte aus seinen Sympathien für die Gruppe um Bechyně und aus seiner negativen Haltung gegenüber der Regierung Šrámeks kein Hehl. Und gerade Fierlinger hat sich Eduard Beneš als alten und vertrauten Freund besonders warm gehalten.

Solange die Sowjetunion nicht auf dem Kriegsschauplatz erschien, präziser ausgedrückt: solange sie nicht hineingezogen wurde, mußte dieses Spiel der Kräfte keine ernststen Folgen haben. In den Augen der Außenwelt stellte es so oder so nur einen natürlichen Wettstreit der innenpolitischen Kräfte dar; alle Beteiligten dieser Auseinandersetzungen wünschten sich doch eine Restaurierung des tschechoslowakischen Staates, auch wenn sie einige bestimmte Vorbehalte hinsichtlich seiner Gestaltung nach dem Kriege hatten.

Eine beträchtliche Stütze gegen Bechyně und seine anderen Opponenten fand Eduard Beneš bei den höchsten Offizieren, die nicht aus eigenem Entschluß ins Ausland gekommen waren, sondern auf Befehl der illegalen einheimischen Militärorganisation „Obrana Národa“ („Verteidigung der Nation“), an deren Spitze General Eliáš stand. Wie immer nach einer nationalen Katastrophe und besonders in Kriegszeiten, erhoben die militärischen Kräfte zu Hause und im Ausland ihre Stimme und gewannen an Bedeutung. Der Tenor dieser Stimmen forderte Beneš auf, er solle in die Auslandsaktion, sofern es sich nur ein wenig ermöglichen ließe, keine Politiker des ehemaligen Regimes einschalten. Unnötig zu sagen, daß Beneš solche Stimmen nicht unangenehm klangen; doch er war zu sehr Realpolitiker, um nicht die Berechtigung der britischen Wün-

sche anzuerkennen, daß sowohl die Regierung, als auch das Beratungs- und Kontrollorgan, der Staatsrat, politisch so repräsentativ als möglich sein müßten.

Beneš fand eine Kompromißlösung: Nicht etwa gegen seinen Willen und seine innere Überzeugung nahm er in die Regierung — außer Šrámek — nur Persönlichkeiten auf, die nicht zur Vormünchner Führungsgarnitur gehört hatten. Beneš erreichte, daß sich die Briten damit zufrieden gaben, daß Bechyně und Hodža nur dem Staatsrat vorsitzen würden.

Es ist notwendig, über Persönlichkeit und tragische Entwicklung Rudolf Bechyněs etwas ausführlicher zu berichten. Wenn ich in den vorhergehenden Abschnitten die Verdienste sozialdemokratischer Führer aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen — namentlich aus den Anfängen der Republik — hervorhob, dann gebührt dieses Lob in erster Linie Rudolf Bechyně. Er hatte es auf sich genommen, seine Partei im politischen Koalitionsausschuß „Pětka“ („Die Fünf“) zu vertreten; damit übernahm Bechyně persönlich die Verantwortung für alle unpopulären und unsympathischen Maßnahmen, die diese Männer zum Schutz der blutjungen parlamentarischen Demokratie treffen mußten. Einer von ihnen — Alois Rašín — bezahlte es mit dem Leben, er wurde von einem jungen Kommunisten erschossen. Auch den anderen vier Männern, besonders Bechyně, drohte in jenen Zeiten bei jedem Schritt ein gewaltsamer Tod.

Wegen seiner Teilnahme und Tätigkeit in der „Pětka“ war Bechyně bei den Kommunisten vielleicht der am meisten gehaßte sozialdemokratische Politiker. Unbeliebt war er auch beim linken Flügel der eigenen Partei, dem es schließlich gelang, Bechyně aus der „Pětka“ zu entfernen. Bechyně mußte auch gelegentlich verschiedener kleiner Affären und Unannehmlichkeiten die Person Eduard Benešs beim Vorsitzenden seiner Partei, Hampl, und bei anderen wichtigen sozialdemokratischen Politikern verteidigen.

Zu notieren wäre ferner, daß Bechyně zu jenen gehörte, die sich um die Wahl Benešs zum Präsidenten am meisten verdient gemacht haben; er traf die Vereinbarung zwischen Beneš und Hodža. Bechyně nahm auch die undankbare Aufgabe auf sich, die Demission des Präsidenten Masaryk vorzubereiten, dessen Kräfte rapide verfielen.

Auch nach München blieb Bechyně — im Gegensatz zu anderen — der er war. Er besuchte Beneš nach seiner Demission in Alttabor (Sezimovo Ústí) und inspirierte anschließend einen mutigen Artikel in der „Přítomnost“ („Die Gegenwart“). Der Artikel warf die Frage auf, ob Beneš allein an allem schuld sei, ob man nur ihn für alles verantwortlich machen könne.

Demnach ist nicht schwer zu verstehen, wie enttäuscht Bechyně war, als er plötzlich in London einen anderen Beneš als erwartet vorfand. Es existiert ein vielsagendes Dokument darüber, wie sich Beneš ihm im Exil vorstellte. Es wurde vom Gesandten Jaromír Smutný, dem vertrautesten Mitarbeiter des Präsidenten im Exil, aufgezeichnet. Er berichtet über das Gespräch Benešs mit Jaroslav Stránský, den der Präsident auf seinen Landsitz Aston Abbots rief, um ihn zu bewegen, den ursprünglichen Text der Antwort des Staatsrates auf seine Botschaft abzuändern. Eine Antwort, die für Beneš unangenehme Passa-

gen über München und seine Gedanken hinsichtlich der Korrekturen der historischen Grenzen und der damit verbundenen Aussiedlung der Sudetendeutschen enthielt²⁰.

Bei diesem Gespräch am 11. April 1941 kam man auch auf andere innenpolitische Fragen. Die Aufzeichnung Smutnýs lautet: „Beneš: ‚Ich behaupte immer, daß die zu Hause die Revolution machen werden, nicht wir hier. Hier haben wir keine Leute. An die Regierung muß eine neue Generation kommen . . . Rückkehr zum Alten ist unmöglich . . . Die denken sich, daß sie wieder die alten Parteien machen werden. Die sehen schon wieder Sekretäre usw. Ich habe es hier Bechyně gesagt: Sozialdemokratie ist Reaktion. Das wollte er nicht begreifen, angeblich machen sie die Revolution. Ihr macht keine Revolution, sondern organisiert die alte Partei. Die Sozialdemokratie hat ihre Aufgabe schon erfüllt und hat auch ausgespielt. Das, was zu Hause sozialistisch sein wird, das wird schon etwas ganz anderes sein. Nečas glaubt, er werde wiederum das soziale Programm erläutern . . .“

Man muß hinzufügen: Bei anderen Gelegenheiten hat Beneš seine Gedanken anders, wesentlich milder formuliert. Wie er sich Bechyně gegenüber geäußert und Stránský dargelegt hat — wobei er auch Stránský und seine Partei meinte —, das waren Gedanken, in denen er mit Zdeněk Fierlinger übereinstimmte. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Worte für die Moskauer Führung der tschechoslowakischen Kommunisten und für Moskau selbst Himmelsmusik waren. Fierlinger hinterbrachte sie, als er kurz darauf Gesandter in der sowjetischen Hauptstadt wurde.

Hier begann Rudolf Bechyněs unglücklicher Weg: Scheinbar nach links, in Wirklichkeit nirgendwohin. Von Beneš auch dadurch enttäuscht, daß er sich mit der weniger wichtigen Funktion des Staatsratsvorsitzenden zufrieden geben sollte, setzte er auf eine noch radikalere Karte als jene Benešs. Bechyněs langjähriger Kollege aus den Vorkriegsregierungen der Republik und aus der „Pětka“, der designierte Ministerpräsident Jan Šrámek, versuchte ihn von diesem Wege abzubringen. Šrámek gab vor, Bechyně für meine Kandidatur in den Staatsrat zu gewinnen — und wurde in jeder Beziehung abgewiesen.

Die Feindschaft Bechyněs zeigte sich manchmal im verborgenen, manchmal offen und führte schließlich zum völligen Bruch mit Beneš, zum Zerwürfnis zwischen den führenden Persönlichkeiten der Sozialdemokratie im Exil sowie zur Unmöglichkeit, zwischen dieser Partei und den anderen Parteien der Nationalen Sozialisten und der Volkspartei (Lidovci) eine Vereinbarung zu treffen. Das alles hatte tragische Konsequenzen und trug zum Februar 1948 bei.

Ich habe die Gründe für Bechyněs Verbitterung und Haß aufgeführt, möchte aber damit nicht sein Vorgehen entschuldigen. Nach meinem Urteil war Bechyně nicht zu der Politik berechtigt, die er — als unbestreitbar stärkster Gegner von Benešs Staatsapparat — systematisch verfolgte. Trotz aller tatsächlichen und vermeintlichen Kränkungen hätte er seiner Vergangenheit treu bleiben müssen. Als Bechyně das Werk der Zerrüttung vollbracht hatte — die Beute

²⁰ Dokument 153, 11. April 1941. In: Dokumenty 198.

heimsten die Kommunisten und Fierlinger ein —, kehrte er verlassen und schon dem Grabe zugeneigt nach Hause zurück. Das Begräbnis, das ihm dann in Prag schon Fierlingers sozialdemokratische Partei bereitete, war nicht bloß die Bestattung Rudolf Bechyněs, sondern die Grablegung jener Partei, die er in der Ersten Republik repräsentiert, und der er sein Leben, seine Arbeit gewidmet hat. Bechyněs Begräbnis war ebenso ein Vorzeichen für die späteren Begräbnisse Jan Masaryks und Eduard Benešs. Alle drei symbolisierten das Trauergeläut hinter der Republik des ersten Präsidenten T. G. Masaryk.

Um das Bild zu vervollständigen, möchte ich die wichtigsten parteipolitisch wirkenden Kräfte der Auslandsaktion nennen. Von den tschechischen nationalen Sozialisten waren es vor allem die Abgeordneten Jaroslav Stránský, Jožka David, František Uhlíř und J. B. Kozák, der in den Vereinigten Staaten wirkte. Hubert Ripka und Prokop Drtina waren zwar in der Heimat organisierte Nationale Sozialisten, bekleideten aber — genauso wie ich — in der Ersten Republik keine Parteifunktionen. Als politischer Referent der Präsidialkanzlei beteiligte sich Prokop Drtina an keiner Parteiaktion oder -beratung in London; seine politische Position schuf er sich durch seine hervorragenden Sendungen unter dem Namen Pavel Svatý im Londoner Rundfunk. Der Professor der Karlsuniversität Vladimír Klecanda-Kalvoda hatte in der Heimat ebenfalls keine Parteifunktion, kam aber als Generalsekretär des UVOD ins Exil und wurde, wie andere Angehörige der einheimischen Aktion, automatisch Mitglied des Staatsrates. Zu den Nationalen Sozialisten gehörten ferner der populäre Journalist František Klátil, der unter dem Pseudonym Tomáš Marný schrieb, der Redakteur des „České slovo“, Pavel Kavan, die Studentenführer Václav Paleček und Lubor Zink u. a.

Die Repräsentanten der Volkspartei habe ich bereits erwähnt: Jan Šrámek, František Hála, Adolf Procházka. Die Nationaldemokratische Partei hatte zwei Abgeordnete im Ausland: Ingenieur František Schwarz trennte sich allerdings nach dem Scheitern der Prchala-Aktion in Polen von Benešs Auslandsorganisation und blieb dauernd in Opposition. Der zweite Abgeordnete dieser Partei, Oberst Rudolf Smetánka, schloß sich ganz der Auslandsaktion an und wurde Mitglied des Staatsrates.

Die größte tschechoslowakische politische Partei vor dem Kriege, die Agrarpartei, besaß im Exil — wie ich bereits erwähnte — eigentlich keinen führenden Repräsentanten. Ihr ehemaliger Ministerpräsident Milan Hodža widmete sich konsequent slowakischen Fragen und dem Gedanken einer mitteleuropäischen Föderation; Parteiprobleme setzte er hintan. Auch der slowakische Agrar-Abgeordnete Ján Lichner, Mitglied der Interimsregierung, hielt sich eher für einen Vertreter der gesamtslowakischen Interessen als lediglich der Parteiinteressen.

Ladislav Feierabend, der als Mitglied des UVOD ebenfalls in die Emigration fliehen mußte, hatte in seiner Partei vor dem Kriege keine leitende Position ausgeübt; seine Bedeutung im Ausland beruhte darauf, daß er als Minister der Protektoratsregierung kam und wahrheitsgemäß bezeugte: Der Ministerpräsident des Protektorates, Eliáš, und die Majorität der Mitglieder seiner Re-

gierung (einschließlich Präsident Hácha) stimmten mit Beneš Auslandsaktion überein. Erst gegen Kriegsende versuchte Feierabend in aller Eile, eine Agrariergruppe zu organisieren und forderte Beteiligung an den Moskauer Beratungen. Doch seine Bemühungen scheiterten²¹.

Dasselbe Schicksal erlitten, wenn auch in weit geringerem Maße, die Nationalen Sozialisten, Volksparteiler und treuen Sozialdemokraten, überhaupt alle Zivil- und Militärpersonen, Gruppen und Institutionen, die loyal am Grundsatz des Präsidenten festhielten, Parteipolitik habe in der Auslandsaktion keinen Platz. So gewannen die Kommunisten und ihre Trabanten — sie lehnten diesen Grundsatz von Anfang an ab und hielten ihre Zellen im Ausland, später vor allem in der Heimat mit Hilfe der Russen am Leben — einen Vorsprung und konnten sich die führenden Rollen und Schlüsselpositionen im staatlichen und nationalen Organismus erzwingen.

Uneinig waren auch die Slowaken. Auf der einen Seite bekannten sich der ehemalige Minister und Gesandte Juraj Slávik sowie der Abgeordnete Bečko eindeutig zur These der tschechoslowakischen nationalen Einheit, auf der anderen Seite gingen Milan Hodža (nach seinem Tode sein Sohn Fedor Hodža) und Ján Lichner vom Silleiner Abkommen (*Žilinská dohoda*) aus; demnach vom Prinzip der staatlichen Einheit, nicht vom Grundsatz der nationalen Einheit.

Grundlegende Fehler

Rückschauend, also nachträglich betrachtet, wird offenkundig: Nach Eintritt der Kommunisten in den Staatsrat hätten sich sofort die einander nahestehenden politischen Richtungen innerlich zusammenschließen müssen, beispielsweise die Nationalen Sozialisten mit den Sozialdemokraten. Denn eigentlich machten diese beiden Parteien in den Jahren der Ersten Republik ein und dasselbe; selbständig blieben sie nur mit Rücksicht auf das Verhältniswahlrecht, bei dem eine und eine Stimme des Wählers noch lange nicht zwei Stimmen darstellen. Auch Šrámek, Hála, Feierabend, Smetánka, vielleicht auch Slávik und andere hätten ihr Willenszentrum bilden sollen.

An etwas Derartiges war allerdings nicht einmal zu denken. Zwischen den Sozialdemokraten und den Nationalen Sozialisten war jedwedes Einvernehmen unmöglich. Ursache waren nicht bloß die durch Bechyně hervorgerufene Spannung, sondern zumeist auch kleinliche persönliche Auseinandersetzungen und Eifersüchteleien zwischen den Nationalen Sozialisten und der Gruppe um Němec und Majer. Feierabend sagt selbst in seinen Erinnerungen, wie scharf er gegen Šrámek in der Funktion eines Exil-Ministerpräsidenten protestierte: Er schien ihm wegen seines Priestertums und wegen anderer Umstände eine völlig ungeeignete Person zu sein²².

Es gelang nicht — im Grunde genommen hat es nicht einmal jemand versucht — eine bestimmte Kraft zu formen, die nicht alle wichtigen Entscheidun-

²¹ Feierabend: Prag-London II, 336—349.

²² Feierabend: Prag-London I, 241.

gen in den Händen eines einzigen Mannes mit erschütterter Gesundheit belassen hätte — eine Kraft, die sich zwar loyal, aber entschieden gegen manche nicht genügend überlegte oder fehlerhafte Schritte Beneš gestellt hätte, von denen sich die Causa Fierlinger als abschreckendes Beispiel erwies. Nur so eine Kraft hätte vielleicht für die Kommunisten in Moskau und für die sowjetische Regierung wenn auch keinen Gegner, so doch einen zu respektierenden Mitgestalter des Volkswillens darstellen können. Auch diese Kraft hätte dann das Recht gehabt, Botschaften in die Heimat zu schicken; ein Recht, das in London ausschließlich dem Präsidenten, in Moskau begreiflicher Weise nur Gottwald vorbehalten war.

Ich denke an einen demokratischen Prozeß, dessen Grundsätze man offenkundig auch im Exil und während des Krieges teilweise hätte einhalten sollen. Es wäre nur um die Kontinuität aus den Jahren der Ersten Republik gegangen; da gab es neben der allgemein anerkannten Autorität T. G. Masaryks genügend Aktionsraum und Möglichkeiten für den Aufstieg politischer Köpfe, die mit ihm zusammengearbeitet, seine Entscheidungen beeinflußt und schließlich sogar korrigiert haben.

Beneš erwähnt in seinen „Erinnerungen“, wie er die Interimsregierung gründete: „Ich war gezwungen, allein, fast autoritativ zu entscheiden, nur nach meiner Meinung und meinem Urteil²³.“ Sicher blieb ihm zu jener Zeit keine andere Lösung; sobald jedoch Regierung und Staatsrat konstituiert waren, hätte sich die Praxis ändern sollen. Es war ein Grundfehler, daß auch dann die ganze Macht der Regierung und Legislative — mittels der von Beneš herausgegebenen Dekrete — ausschließlich in seinen Händen konzentriert blieb.

Die Funktion des Staatsrates (die Mitglieder ernannte ebenfalls Beneš selbst) war klar festgelegt und gleichzeitig begrenzt auf eine beratende und nur bis zu einem bestimmten Maße auch auf eine kontrollierende Tätigkeit — die eher finanzielle als politische Angelegenheiten betraf.

Später wurde — wiederum durch ein Dekret des Präsidenten Beneš — die Institution eines Juristischen Beirates errichtet, der im Exil das Höchste Verwaltungsgericht ersetzen sollte. Aber auch dieser Juristische Beirat hatte nur beratendes Recht; seine Gutachten besaßen nicht die Kraft eines rechtmäßigen gerichtlichen Schiedsspruches.

Wie der Präsident der Republik, so konnten — mußten aber nicht — auch die Regierung, ihre Organe und ihre einzelnen Mitglieder die Gutachten des Staatsrates oder den Spruch des Juristischen Beirates zur Kenntnis nehmen und sich nach ihnen richten.

Damit will ich nicht sagen, daß die kontrollierende, beratende und juristische Tätigkeit beider Organe ganz ohne Einfluß auf die Entwicklung des tschechoslowakischen Staatsapparates geblieben wäre. Es ließen sich genug Ergebnisse dieses Einflusses herausfinden. So hat beispielsweise Präsident Beneš in seinen Botschaften an den Staatsrat die Tätigkeitsberichte und auch das Regierungsprogramm für den nächsten Zeitraum festgelegt. Und dann vor allem, die ein-

²³ Beneš: Paměti 180.

zelen Minister haben in Verhandlungen über den Etat ihren Bedarf und ihre Ausgaben in umfassenden Exposés begründet. Ferner mußten sich die einzelnen Ministerien zu den von Einzelpersonen beim Juristischen Beirat eingebrachten Beschwerden äußern und ihre Entscheidungen rechtfertigen. Das alles übte auf den Gang der Dinge einen beträchtlichen, zumindest moralischen Druck und Einfluß aus.

Ich möchte die Situation nicht vereinfachen und behaupten, daß Präsident Beneš für jede einzelne Tat irgendeines seiner Minister verantwortlich gemacht werden könnte; die Wahrheit aber ist, daß alle wichtigen innenpolitischen und namentlich die außenpolitischen Fäden in seinen Händen zusammenliefen.

Bei der Realisierung seiner Vorhaben begegnete er sicher nicht bloß einmal einer grundsätzlich anderen Meinung einzelner Mitglieder der Regierung und des Staatsrates; das spielte sich allerdings im Rahmen der tschechoslowakischen Staatsorganisation ab und zeigte sich nie in der Öffentlichkeit. Weil es meistens nur um die — gewöhnlich privat geäußerte — Meinungsverschiedenheit einzelner, nicht um Beschlüsse der Regierung oder einer organisierten Majorität im Staatsrat ging, setzte der Präsident — bis auf unbedeutende Ausnahmen — seinen Willen durch; namentlich ab der zweiten Hälfte des Jahres 1941, als ihm die Ereignisse des Krieges und der Politik mehr und mehr recht gaben, und seine Gedanken schließlich auch die hartnäckigsten Skeptiker in den Reihen der tschechoslowakischen Staatsorganisation beeinflussten. Das aber führte und verführte das nichtkommunistische Lager zu einem gewissen leichtsinnigen Optimismus. Wir sahen das langsam sterbende nazistische Raubtier und vergegenwärtigten uns nicht — besser gesagt, wir wollten den Gedanken nicht zulassen —, daß ein neues Raubtier nahte, wenn auch vorläufig noch im Schafspelz.

Als die Tage und Stunden der Entscheidung kamen, standen einer disziplinierten, von Trabanten, Überläufern und Spekulanten unterstützten Gruppe von Kommunisten mit einem klaren, gut durchdachten Programm ein „überparteilicher Präsident“ und eine Schar mehr oder minder ratloser, verwirrter und verlassener Offiziere, Soldaten, Flieger, Beamten und Politiker gegenüber.

Die Sowjetunion betritt die Bühne

Zu Benešs Skepsis im Frühjahr 1941 hinsichtlich des diplomatischen Gewerbes gehören zweifellos auch seine schwarzen Gedanken, die zwar in seinen „Erinnerungen“ nicht auftauchen, die er aber seinen engsten Mitarbeitern nicht verheimlicht hat. Zu den Schicksalsschlägen rechnete Beneš die Anerkennung des slowakischen Staates durch die Sowjets, die Liquidierung der tschechoslowakischen Botschaft in Moskau und alle sich daraus ergebenden Folgen, nicht zuletzt das erhöhte Selbstbewußtsein der Slowaken.

Beneš stand mit dem sowjetischen Botschafter in den USA, Umanski, in Kontakt, und — seit Beginn des Exils, also lange vor dem deutsch-sowjetischen Konflikt — in weit vertrauterer Verbindung mit dem Botschafter Maiski in London. Beide sowjetischen Diplomaten erklärten ihm, es handle sich um reine

„Formalitäten“. Aber allein schon die Tatsache, daß Beneš ihre Meinung aufzeichnete, beweist seine Befürchtungen. Smutný bemerkte dazu: „Der russische Verrat (der Pakt Stalins mit Hitler — Anm. J. F.) brachte Beneš nicht mehr als nötig aus der Fassung. Moralisch hat es ihn abgestoßen“²⁴.

Trotz allem war Beneš vielleicht der einzige von allen politischen Faktoren der westlichen Länder, einschließlich aller Tschechoslowaken, bei dem letztlich die Überzeugung dominierte, Hitler werde die Sowjets nicht in Ruhe lassen. Die UdSSR werde sich daher „nolens volens“ auf die Seite der gegen Hitler gerichteten Koalition stellen müssen. Deshalb hat auch Beneš überall, wo er nur konnte, antisowjetische Stimmungen gedämpft, ob zur Zeit des Hitler-Stalin-Paktes, während des finnisch-sowjetischen Krieges oder beim Hineinziehen Moskaus in den kriegerischen Konflikt mit Deutschland.

Hitlers Angriff auf die UdSSR bedeutete einen wichtigen und günstigen Beitrag zu Benešs Kriegs- und Nachkriegskonzeption, gleichzeitig aber auch den Anfang des Weges der tschechoslowakischen Angelegenheit „in die Tiefen der Nacht“. Wer behaupten wollte, daß Beneš diesen Weg in einer Art naiver Begeisterung antrat, würde ihm Unrecht tun. Wir können nicht außer Betracht lassen, daß die Methode, nach der die Sowjetunion vom Münchner Abkommen an hinsichtlich des tschechoslowakischen Problems und ebenso Benešs vorgeing, höchst raffiniert und ihr Spiel bei weitem nicht so durchsichtig war, wie es heute manchen Kritikern Benešs erscheint. Daß sich dabei der Präsident aus Eifer und übertriebenem Ehrgeiz grundsätzliche Fehler zuschulden kommen ließ, und daß er glaubte, seine Loyalität werde von Stalin — zumindest gegenüber seiner Person — erwidert, ist unbestritten.

Ein typisches Beispiel für das Bestreben des Präsidenten, in allem die Initiative zu ergreifen — „immer der erste“ zu sein, wie ihm Jan Šrámek vorwarf —, ist ein Zitat aus seinen „Erinnerungen“. Beneš schildert einen der Besuche Maiskis bei sich, und zwar am 19. September 1939: „... die sowjetischen Heere befanden sich schon auf dem Vormarsch nach Litauen und Ostgalizien. Maiski wollte meine Eindrücke von der Situation aus der Sicht der englischen Umgebung wissen. Er fragte mich auch, wie bei uns in der Heimat das sowjetische Vorgehen betrachtet werde. Ich verschwieg nicht die Tatsache, daß... es bei uns in der Heimat... sehr depressiv wirken werde. Ich betonte aber sofort die Notwendigkeit, daß die sowjetischen Heere bis zu unseren Grenzen gehen sollten... Wir müssen nach diesem neuen Krieg unmittelbar und dauernd Nachbar der Sowjetunion sein. Auch das hat uns München gelehrt. *Die Frage Karpatenrußlands werden wir unter uns lösen, und bestimmt werden wir uns einigen.*“ (Hervorhebung — J. F.)²⁵.

Das raffinierte Spiel der Sowjets mit Beneš, das allmählich seinen Einfluß auf die Mehrheit der Tschechoslowaken außerhalb der Grenzen und in der Heimat ausübte, begann — wie schon erwähnt — lange vor dem deutsch-sowjetischen Krieg. Gleich nach seinem Anfang kam das Spiel in Schwung. Einige Tage

²⁴ Dokument 193, 23. Juni 1941. In: Dokumenty 235.

²⁵ Beneš: Paměti 206 f.

nachdem an der Ostfront die ersten Salven gefallen waren, stattete Botschafter Maiski Präsident Beneš einen offiziellen Besuch ab und teilte ihm im Namen seiner Regierung mit, die Sowjetunion sei ohne irgendwelche Vorbehalte bereit, mit der tschechoslowakischen Regierung diplomatische Beziehungen aufzunehmen, die ohne Verschulden beider Seiten unterbrochen wurden, und Gesandte auszutauschen. Er fügte noch hinzu, die Moskauer Regierung erkenne die Grenzen der Tschechoslowakei in ihrer Vormünder Form an. Maiski erklärte, er sei ermächtigt, mit Beneš und seinen Ministern über alle Einzelheiten in möglichst kürzester Zeit zu verhandeln.

Der Kreml handelte schnell, fast blitzschnell: Bereits am 18. Juli kam der Gesandte Bogomolow, um Beneš sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen. So wurde aus der tschechoslowakischen Interimsregierung in London eine rechtmäßige Regierung. Die sowjetische Diplomatie spielte ihre Rolle bedeutend wirkungsvoller als die britische. Wieder einmal zeigte sich, in was für einer vorteilhaften Situation ein totalitäres Regime ist, das sich ohne irgendwelche Skrupel über Nacht von einer Seite auf die andere drehen kann; denn noch am 20. oder 21. Juni 1941 hatten die sowjetische Flagge auf der sowjetischen Gesandtschaft in Preßburg (Bratislava) und die slowakische auf der slowakischen Gesandtschaft in Moskau geweht.

Nach dem Besuch Maiskis wollte Beneš den Briten gegenüber loyal bleiben. Er schickte deshalb Jan Masaryk zu Lockhart, und Lockhart eilte zum britischen Außenminister Eden. Es ging darum, daß die britische Regierung, die doch um die Konstituierung des tschechoslowakischen Staatsapparates die größten Verdienste hatte, der sowjetischen Initiative zuvorkam und augenblicklich ihren Gesandten keinesfalls bei der interimistischen, sondern bei der rechtmäßigen Regierung der Tschechoslowakischen Republik ernannte. Beneš dachte auch daran, daß bei seiner Regierung gerade der britische Vertreter das Recht des Seniorates besitzen, der Doyen des künftigen diplomatischen Korps sein sollte.

Deshalb kam auch schon am 18. Juli, wenige Stunden vor Bogomolow, der neu ernannte britische Gesandte Nichols mit seinem Beglaubigungsschreiben zu Beneš. Der Schritt Benešs blieb zwar der Aufmerksamkeit Maiskis nicht verborgen, aber es entstand daraus kein Konflikt. Es genügte der sowjetischen Regierung, daß sich ins Bewußtsein der beteiligten Politiker und eingeweihten Kreise prägte: Moskauer Initiative war es gewesen, die das Interimistikum der tschechoslowakischen Regierung in London beendete.

Der raffinierte diplomatische Schachzug Moskaus im Juni 1941 brachte die Angelegenheiten der Tschechoslowakei derart in Bewegung, daß sich die britische Regierung trotz aller Einwände der Beamten des Foreign Office entschloß (praktisch waren es Churchill und Eden, die alles durchsetzten), nicht bloß Benešs Regierung als vollberechtigt anzuerkennen, sondern sich vom Münchner Abkommen zu distanzieren (Mai 1942) und nicht grundsätzlich gegen den Transfer der Sudetendeutschen zu opponieren (Juli 1942). Das alles bestärkte Beneš in der Meinung, daß seine nach Osten ausgerichtete Politik richtig wäre. Selbstverständlich trug dazu in nicht geringerem Maße die Entwicklung an den Kriegsfrenten bei. Während die Strategie der westlichen Verbündeten vorwie-

gend vom Interesse am afrikanischen Gebiet, Mittelmeer, an Frankreich und Italien beherrscht wurde (die Vereinigten Staaten interessierte der Pazifik weit intensiver), erwies sich die Sowjetunion nach dem Sieg von Stalingrad (1942—43) immer mehr als der entscheidende Faktor in Ost- und Mitteleuropa.

Alles was Beneš vom Westen erreichen konnte, hatte er in dieser Zeit schon erreicht. Er wollte aber noch vor Kriegsende sein letztes Ziel verwirklichen: Sicherstellen, daß die Vormüchner Republik in ihren ehemaligen Grenzen wieder geschaffen würde. Das aber konnte und wollte ihm nur die Sowjetunion garantieren. Beneš war bereit, dafür jeden Preis zu zahlen. Er hat, wie die Geschichte beweist, den höchsten gezahlt.

Im November 1941 traten die in London wohnenden Vertreter der tschechoslowakischen Kommunisten in den Staatsrat ein. Zu dieser Zeit hatte der Kreml die sudetendeutsche Frage noch nicht abgeschrieben, Beweis dafür ist, daß unter den Kommunisten im Staatsrat (Václav Nosek, Anežka Hodinová, Jozef Való und später Ivan Petruščík) auch der deutsche Genosse Karl Kreibich saß. Der aber schlug sehr schnell — skrupellos und gemäß dem ihm aus Moskau erteilten Befehl — die tschechoslowakische vaterländische Saite an, im Einklang mit Stalins vaterländischem Krieg. Kreibich stellte sich, was die Grenzen betraf, vorbehaltlos auf den Boden des Vormüchner Staates. Bestimmt war das auch ein Gegenspiel gegen den sudetendeutschen Sozialdemokraten Jaksch.

Die Londoner politische Bühne betrat eine disziplinierte politische Gruppe. Ohne irgendeine Grundsatzklärung gab sie allein durch ihr Verhalten deutlich zu verstehen, daß für sie Benešs Grundsatz — im Exil müsse die Parteipolitik verstummen — nicht galt und nicht gelten konnte. Es war zwar evident, daß die kommunistische Gruppe für eine Zusammenarbeit mit den anderen plädierte — wie es die Taktik Moskaus befahl, die Kriegslage und auch die Situation in der Heimat —, aber diese Gruppe dachte nicht daran, sich in politischen Nebel aufzulösen und trat als selbständiger politischer Faktor auf.

Hier zeigte sich beweiskräftig die bisherige Schwäche aller anderen politischen Richtungen der Londoner Emigration. Eine Schwäche, die man — wie schon erwähnt — nicht allein und ausschließlich dem Präsidenten und seiner Idee zur Last legen kann.

Causa Zdeněk Fierlinger

Als die Sowjets im September 1939 die Slowakische Republik anerkannten und die tschechoslowakische Legation in Moskau einfach zusperrten, erschien der tschechoslowakische Gesandte in Moskau, Zdeněk Fierlinger, zunächst in Paris und später in London. Sowjetische Politiker ermunterten ihn zwar, als ihr Gast und Privatmann in Moskau zu bleiben, doch Fierlinger wußte zu gut, was einem ohne wirksamen diplomatischen Schutz dort alles passieren konnte. Deshalb ging er schnell in den Westen; vorher allerdings, noch als akkreditierter Diplomat, schickte er seinem Bruder, der in New York Konsularbeamter war, sowohl Geld als auch bewegliches Eigentum.

In Paris blieb Fierlinger nicht lange; er ging nach London und schloß sich hier den Unzufriedenen an, die nicht Mitglieder des Pariser Nationalausschusses geworden waren. In diesem Gremium saß kein einziger Sozialdemokrat; bestimmt ein ernster Fehler. Doch man darf nicht vergessen: Der Nationalausschuß wurde in einer derartigen Eile konstituiert, daß ihm außer Beneš überhaupt niemand aus London angehörte; zu den Unzufriedenen zählten nicht bloß Bechyně und Fierlinger, wie die Aufzeichnungen Jaromír Smutnýs aus dieser Zeit beweisen²⁶. Bestimmt wäre es zu Korrekturen gekommen; die schnelle Niederlage Frankreichs machte sie jedoch gegenstandslos.

Die Unzufriedenheit jener, die nicht in den Nationalausschuß gekommen waren, machte dem Präsidenten nichts aus; er selbst war ja mit einigen Taten dieses Organs nicht einverstanden. Mit Fierlinger hat sich Beneš — wie immer in der Vergangenheit — persönlich gut verstanden; beide waren sich einig in der Bewertung der Rolle der UdSSR in den kommenden Phasen des Krieges. So hat nicht einmal die Tatsache, daß Fierlinger später Bechyně in der oppositionellen Kampagne gegen Šrámeks Interimsregierung (in der schon von den Londonern Jan Masaryk und drei Sozialdemokraten saßen) sekundierte, Beneš irgendwie beunruhigt. Zumal doch Bechyně in jener Zeit nicht direkt auf ihn, sondern ausschließlich auf Šrámek und die Mitglieder seiner Regierung zielte. Und dann: Kritik gehörte in den Bereich der Kontrollfunktion des Staatsrates, dessen Vorsitzender Bechyně war.

Mit Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges kam der Zeitpunkt, um für Moskau erneut einen Gesandten zu ernennen. Einziger Kandidat des Präsidenten war wiederum Fierlinger, und das war vielleicht der erste tragische Irrtum Benešs. In der Regierung und bei der Majorität der Mitglieder des Staatsrates brach, im wahrsten Sinne des Wortes, Bestürzung aus. Auch die sozialdemokratischen Minister Němec, Bečko und Nečas waren unangenehm berührt. Sie wußten, daß Fierlinger ihnen gegenüber keine freundschaftlichen Gefühle hegte und Fierlinger gab ihnen seine Antipathie hinreichend zu erkennen. Ministerpräsident Šrámek intervenierte mündlich gegen Fierlingers Kandidatur; die für die Außenpolitik verantwortlichen Minister Jan Masaryk und Hubert Ripka äußerten ihre Mißbilligung durch ein Memorandum. Beide warnten vor der Ernennung Fierlingers und empfahlen Oberst Heliodor Pika für diesen Posten.

Der gebildete und fähige Offizier des Generalstabes Pika war damals in Moskau vorzüglich angeschrieben. Seit Kriegsbeginn wirkte er auf dem Balkan, nachher im Iran; an beiden Wirkungsstätten erwies er durch seine Tätigkeit auch den Sowjets gute Dienste. Vor Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges — doch schon zu einer Zeit, da der Konflikt vor der Tür stand — ersuchten sowjetische Organe Präsident Beneš, Pika nach Moskau zu delegieren. Er sollte ihnen bei der angenommenen Mobilisierung der Tschechen, Slowaken und Karpatenrussen durch seinen Rat helfen und an die Hand gehen. Als der Krieg

²⁶ Dokument 45, 7. Februar 1940. In: Dokumenty 70; Dokument 55, 29. Februar 1940. In: Dokumenty 80; Dokument 89, 20. April 1940. In: Dokumenty 108.

im Osten ausbrach, hielt sich Heliodor Pika in der sowjetischen Hauptstadt auf. Kaum jemand war mit der dortigen Situation so vertraut wie er, dazu noch sehr beliebt, besonders bei den sowjetischen Offizieren.

Ich weiß, daß Beneš in persönlichen Gesprächen mit Masaryk und Ripka für die Absicht, seinen Freund Fierlinger nach Moskau zu schicken, unter anderem damit argumentierte, es sei notwendig, auch eine gewisse Kontinuität mit der Vormünchner Zeit durch die Person des ehemaligen tschechoslowakischen Repräsentanten in der UdSSR — der Fierlinger war — zu symbolisieren. Beneš aber schenkte dem Argument Ripkas keine Beachtung, daß in einem solchen Falle allerdings auch Moskau seinen letzten Vertreter vor dem Kriege in Prag, Alexandrowski, zu unserer Regierung delegieren sollte — von dem schon damals niemand so recht wußte, wo er sich befand. Wie so viele andere war er in der stalinistischen Versenkung verschwunden.

So ging denn Fierlinger nach Moskau. Seine negative Einstellung gegenüber der Londoner Regierung und allen ihren Mitgliedern hinderte den Präsidenten nicht; ihm genügte die Überzeugung, daß ihm dieser alte und neue Gesandte persönlich ergeben sei. Fierlinger reiste mit dem Gefühl eines Siegers in die sowjetische Hauptstadt, und als Mitglied sowie als Vertrauensmann der sozialdemokratischen Gruppe Rudolf Bechyněs. Das Zerwürfnis unter den Sozialdemokraten hat sich dadurch noch mehr vertieft.

Während Bechyně mehr und mehr bestrebt war, die Zusammenarbeit mit der Regierung zu stören, betrieben die Londoner Kommunisten eine durchwegs positive Politik. Ihre vorwiegend von Nosek vorgetragene Kritik war ruhig und konstruktiv; ihr Verhältnis zum Präsidenten, zu Mitgliedern der Regierung und des Staatsrates war freundschaftlich. Nosek und seine Genossen, beeinflußt von den vaterländischen Anstrengungen des britischen Volkes, übten diese Politik ohne große Überwindung aus; in Privatgesprächen, manchmal aber auch in Erklärungen im Staatsrat, gaben sie ihre Abneigung gegen Bechyněs destruktive Opposition zu erkennen. Das zeigte sich deutlich im April 1942, als Beneš die Reise Laušmans nach Moskau finanziell ermöglichte. Die Londoner Kommunisten wußten, daß Laušman eigentlich als Kurier Bechyněs auftreten und auch versuchen würde, die kommunistischen Mitglieder des Staatsrates bei Gottwald gehörig anzuschwärzen.

Damals ersuchte mich Nosek, ich solle ihm durch Intervention bei Šrámek helfen, Laušmans Reise nach Moskau zu verhindern. Šrámek kam Nosek entgegen und besprach die Angelegenheit mit dem Präsidenten, allerdings vergeblich. Laušman machte sich auf den Weg nach Moskau. Die Nachrichten, die er Nosek nach seiner Rückkehr nach London mitbrachte, deuteten an, daß er das Vertrauen Gottwalds gewonnen hatte, jedoch um den Preis, unauffällig von Bechyně abzurücken und sich mehr der kommunistischen Taktik anzuschließen.

Bechyněs endgültiger Sturz näherte sich. Sein Linksradikalismus war Moskau offensichtlich unangenehm. Dieser „Mann des Dezember 1920“ schrieb in seiner Londoner „Nová svoboda“ („Neue Freiheit“) einen mordbrennerischen Artikel, der — ohne den Präsidenten namentlich zu erwähnen — darauf hinwies,

wie in der Vergangenheit Benešs Diplomatie versagt, und wie auch die jetzige keinen großen Sinn habe. Es genüge, wenn sich die Tschechoslowakei als nächste Republik der Sowjetunion anschließe, und die Freiheit der Nation würde am besten gesichert sein.

Der Artikel war eine Sensation und wirkte wie ein Bumerang. Die tschechoslowakische Öffentlichkeit und die Verbündeten glaubten nämlich, der Artikel sei von Moskau inspiriert, es handle sich um einen Versuchsballon. Das war freilich ein Irrtum, und so zogen sich unauffällig einige sowjetische Diplomaten von Bechyně zurück, die früher mit ihm — durch Vermittlung von Břetislav Palkovský — Kontakte gepflegt hatten. Václav Nosek trat, ostentativ gegen Bechyně gerichtet, aus dem Staatsrat aus und erklärte seinen Artikel für eine antisowjetische Herausforderung.

Wie sich Fierlinger in Moskau verhielt, wie er sein Schicksal ganz und gar mit Gottwalds politischer Führung verband und dadurch unmittelbar mit den sowjetischen Interessen, davon hat der amerikanische Diplomat George Kennan in seinen Erinnerungen ein vielsagendes Zeugnis abgelegt²⁷; er war in den Jahren 1944 und 1945 Botschaftsrat in Moskau und die rechte Hand des Botschafters Harriman.

Kennan sagt: Nach allem, was Fierlinger (mit dem er in persönlichem Kontakt stand) planmäßig tat, habe er den Eindruck gewonnen, nicht mit dem Vertreter der freien und unabhängigen Tschechoslowakei zu verkehren, sondern mit einem ausgesprochen sowjetischen Agenten. Dieses Bild gewann Kennan von Fierlinger in der wichtigsten, in der Schlußphase des Krieges. Doch schon lange vorher war allen Tschechoslowaken in London, einschließlich den Kommunisten, klar, in wessen Diensten der tschechoslowakische Gesandte arbeitete. Auch Präsident Beneš kannte die Situation aus vertraulichen Berichten, die ihm Oberst Pika durch britische Kuriere zukommen ließ. Zwischen Pika — der als Chef der tschechoslowakischen Militärmission in Moskau geblieben war — und Fierlinger spielte sich ein verborgener Kampf ab. Und dieser Kampf war, wie bekannt, die Ursache für Pikas tragisches Ende nach dem Februarumsturz 1948²⁸.

Pika, ein ehrenhafter Soldat, referierte nach London, wie Fierlinger der kommunistischen Infiltration im Offizierskorps unserer Einheit half; wie er den Oberst, späteren General und „Helden der Sowjetunion“, Ludvík Svoboda, korrumpierte; wie Fierlinger den Russen das Eigentum tschechoslowakischer Firmen (u. a. der Skodawerke) im Iran zuspielte. Über all das gab es im Archiv des Präsidenten in London eine umfangreiche Dokumentation. Nach der Besetzung im August 1968 wurde das Archiv der Londoner tschechoslowakischen Regierung von Prag nach Moskau transportiert. Es würde mich nicht wundern, wenn der Sinn dieser Aktion auch darin gelegen hätte, das Archivmaterial von beweiskräftigen Dokumenten für die Untreue Fierlingers zu „säubern“.

²⁷ Kennan, George: *Memoires 1925—1950*. Boston-Toronto 1967, S. 254.

²⁸ Lockhart, R. H. Bruce: *Two Czech Martyrs (Šámal und Pika — Anm. J. F.)*. In: *Giants Cast Long Shadows*. London 1960, S. 161—171.

Šrámeks Regierung versuchte in den Jahren 1942—1943 zweimal, den Präsidenten zu einer Abberufung Fierlingers aus Moskau zu bewegen. Beneš wollte es nicht — und konnte es vielleicht auch nicht mehr tun. Denn Fierlinger war in dieser Zeit mit den Sowjets und Gottwald schon derart liiert, daß Moskau seine Abberufung als — wie man in der Diplomaten-sprache sagt — unfreundlichen Akt angesehen hätte, was nach Meinung des Präsidenten mißliche Folgen haben konnte.

Wann selbst Beneš anfang, an der Loyalität Fierlingers auch seiner Person gegenüber zu zweifeln, und wann ihre gegenseitige Entfremdung begann, die in offener Feindschaft gipfelte, läßt sich nicht genau bestimmen — wenigstens nicht aus meinen Aufzeichnungen und aus den mir zugänglichen Quellen. Eine Andeutung seiner Zweifel kann man nur in der Notiz Smutnýs vom Oktober 1943 finden; da sagt der Präsident: „. . . und diesen Fierlinger, den haben sie (die Russen — Anm. J. F.) um den Finger gewickelt“²⁹.

Die gegenseitige Entfremdung dieser beiden Männer begann vermutlich während Benešs Besuch in Moskau, als Fierlinger und Molotow ohne Wissen und Einverständnis des Präsidenten den vorher zwischen der Londoner tschechoslowakischen Regierung und Moskau präzise vereinbarten Vertragstext modifizierten. Damals hat auch Fierlinger dem Präsidenten mitgeteilt, er habe sich entschlossen, zu gegebener Zeit den diplomatischen Dienst zu verlassen und sich der Innenpolitik zu widmen. Beneš erkannte seine Entscheidung zwar als legitim an, doch gleichzeitig wurde er sich klar darüber, daß die innenpolitische Arena ein Mann betrat, der sich auf das außergewöhnliche Vertrauen Stalins und Gottwalds stützte und damit seine eigenen innenpolitischen Pläne störte. Fierlinger war daher nicht mehr sein Beamter und Freund, sondern Rivale.

Zum Teil war ich selbst Zeuge des dramatischen Finales der Freundschaft zwischen Beneš und Fierlinger. Ende Januar oder Anfang Februar 1948 sprach ich zum letzten Mal mit dem Präsidenten; ich begleitete Petr Zenkl zu ihm. Als die Rede auf Fierlinger kam, stieg dem Präsidenten die Zornröte ins Gesicht. Er erzählte uns, daß Fierlinger in seine Villa in Alttabor (Sezimovo Ústí) eingedrungen sei. Die Folge war ein neuer Schlaganfall des Präsidenten.

Beneš schloß seine aufgeregte Schilderung mit den Worten: „Merken Sie sich, Fierlinger ist ein Schwein!“

Wer weiß, daß der Präsident fast nie, ja vielleicht überhaupt nicht, Kraftausdrücke gebrauchte, kann sich vorstellen, wie Beneš am Ende seines Lebens und seiner so tragisch endenden Karriere seinen einstigen Freund und Vertrauten verachtete.

Der tschechoslowakisch-sowjetische Vertrag

Eigentlich handelte es sich um zwei Verträge. Der erste geriet in Vergessenheit; die Sowjets selbst schlugen ihn durch Vermittlung Maiskis vor, der ihn

²⁹ Dokument 324, 16. Oktober 1943. In: Dokumenty 394.

auch zusammen mit Jan Masaryk am 18. Juli 1941 in London unterschrieb. Der Vertrag war sehr kurz; er sprach lediglich vom Austausch der Gesandten, von gegenseitiger Hilfe im Krieg gegen Hitlerdeutschland und von der tschechoslowakischen militärischen Einheit auf dem Territorium der UdSSR. Während der vorangegangenen Gespräche antwortete Maiski auf die Frage Beneš, ob Moskau Zdeněk Fierlinger als Gesandten akzeptieren würde: „. . . wenn es die tschechoslowakische Regierung wünscht, ist die Sowjetunion mit der Rückkehr des Gesandten Fierlinger nach Moskau einverstanden⁹⁰.“ Diese trockene Antwort deutete an, was ansonsten allgemein bekannt war: Fierlingers schnelle Abreise aus Moskau hatte in der sowjetischen Hauptstadt keinen besonders günstigen Eindruck hinterlassen. Man muß noch hinzufügen, daß Maiski und Masaryk die britische, polnische und jugoslawische Regierung über den Vertrag informierten.

Dieser Vertrag befriedigte Präsident Beneš in keiner Weise, denn er besagte nichts über die grundsätzliche Haltung der Sowjets gegenüber Nachkriegsdeutschland und der damit zusammenhängenden Frage der Sudetendeutschen, nichts über das Verhältnis zu Polen, nichts über eine Garantie, daß die Sowjetunion nicht in unsere inneren Angelegenheiten eingreifen werde. Deshalb fragte Beneš noch vor seinem Besuch der Vereinigten Staaten in Moskau an, ob man bereit wäre, einen breiter gefaßten Vertrag, analog dem britisch-sowjetischen, abzuschließen. Moskau stimmte zu und ersuchte um einen Entwurf, den der Präsident am 22. August 1943 dem Gesandten Bogomolow übergab.

Im Grunde genommen ging es um nichts Neues und Revolutionäres: Einen Bündnisvertrag mit der Sowjetunion hatten wir seit 1935; der aber war an den tschechoslowakisch-französischen Vertrag gebunden. Beneš wollte diese Zweiseitigkeit abbauen und durch eine neue Form den Vertrag mit Moskau vertiefen. Der Präsident ließ aber nicht die Ziele des internationalen Kommunismus außer acht, und deshalb wollte er sich unter anderem auch eine ungestörte innenpolitische Entwicklung und demokratische Ordnung vertraglich sichern.

Den Entwurf zum tschechoslowakisch-sowjetischen Bündnisvertrag bereitete Beneš schon seit dem Jahre 1941 vor. Entscheidende Schritte schob er jedoch auf. Einerseits wartete Beneš die Ergebnisse der großen militärischen Operationen ab, andererseits mußte er auf die Polen Rücksicht nehmen.

Die sowjetisch-polnischen Auseinandersetzungen bewirkten denn auch, daß Beneš mit seinem Plan auf die Mißbilligung der Briten stieß. Die britische Regierung hatte allerdings noch einen anderen gewichtigen Grund für ihre Einwände: Sie besaß einen Vertrag mit Moskau, der diese beiden Großmächte gewissermaßen zu Schiedsrichtern der Nachkriegsordnung in Europa prädestinierte. Benešs Plan eines tschechoslowakisch-sowjetischen Vertrages schob sich in einem bestimmten Sinne des Wortes zwischen die beiden, damals durch den Krieg befreundeten Mächte: Nach Realisierung von Benešs Plan hätte die tschechoslowakische Republik schon im vorhinein, vor Kriegsende, durch eine der Vertragsmächte alles zugesichert und bestätigt gehabt. Dergleichen paßte den

⁹⁰ Beneš: Paměti 242.

britischen Diplomaten im Foreign Office nicht. Diesmal stimmte selbst Minister Eden nicht zu.

Im Sommer 1943 trat daher in den Beziehungen zwischen Benešs Regierung und den Briten eine Krise ein, die sich in gewissem Maße auch auf die innenpolitische Situation der tschechoslowakischen Staatsorganisation auswirkte. Beneš wollte seine Zustimmung zur Unterzeichnung des Vertrages mit der Sowjetregierung nicht gegen den Willen der Briten geben. Aber die Majorität der Mitglieder seiner Regierung und des Staatsrates — die unter erheblichem Einfluß sowjetischer Diplomaten stand — befürwortete die Unterzeichnung des Vertrages ohne Rücksicht auf den britischen Wunsch, die Aktion zu vertagen. In diesem Sinne nahm auch die tschechoslowakische Regierung in London einen Beschluß an und legte ihn dem Präsidenten vor.

Die Dinge nahmen ein rühmlich-unrühmliches Ende: Beneš entschied, er stimme der Vertragsunterzeichnung nicht zu, solange sich nicht die Großmächte selbst über die Angelegenheit einigten. Am 19. November 1943 — jenem Tag, an dem die historische Sitzung der Außenminister der Vereinigten Staaten, Großbritanniens und der Sowjetunion in Moskau begann — gab der britische Außenminister Eden nach einer Unterredung mit Molotow sein Einverständnis zur Unterzeichnung des tschechoslowakisch-sowjetischen Vertrages.

Im Dezember 1943 unterschrieben Fierlinger und Molotow in Gegenwart von Beneš, Stalin, Kalinin und anderen Würdenträgern den historischen Vertrag „Über Freundschaft und gegenseitige Hilfe und Zusammenarbeit nach dem Kriege zwischen der Tschechoslowakischen Republik und der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken“. Die Unterschrift und alles, was sich um sie herum abspielte, schien — nicht bloß in tschechoslowakischen Augen — ein Triumph Benešs zu sein. Denn die Tschechoslowakei war zu dieser Zeit der einzige Staat, der von einer der Siegermächte und unter stillem Einverständnis der übrigen Verbündeten ordnungsgemäß garantierte Grenzen und durch eine Zusatzklausel auch seine innenpolitische Entwicklung sichergestellt hatte. Erwägen wir den Unterschied zwischen dem tragischen September 1938 und dem Dezember 1943, erwägen wir auch die Form, wie Moskau den Präsidenten offiziell willkommen hieß und die Bedeutung seines Aufenthaltes unterstrich, dann wäre es wirklich unmöglich, nicht von einem Triumph der Persönlichkeit Benešs und seines Werkes zu sprechen.

Doch schon damals fiel ein Schatten, den kein Außenstehender sah, auf den tschechoslowakisch-sowjetischen Vertrag. Wie Beneš selbst in seinen „Erinnerungen“ erwähnt, legte er den Vertragsentwurf dem Gesandten Bogomolow am 22. August 1943 vor. Über den Text wurde zwischen Moskau und Beneš Ende August, im September und Oktober diskutiert und — so Beneš — „vor meiner Reise voll vereinbart“. Dann fährt Beneš fort: „Er (der Text — Anm. J. F.) wurde aber in einigen Details von Fierlinger und Molotow noch vor meiner Ankunft ergänzt . . . Da ich diese Diskussionen nicht verlängern wollte, nahm ich die Moskauer Vorschläge an . . .“³¹.

³¹ Beneš: Paměti 380.

Beneš führt nicht näher aus, worum es ging. Nur beiläufig erwähnt er, es habe sich um die von ihm verlangte Ratifikation durch die Nationalversammlung und dann um die Laufzeit des Vertrages gehandelt. Sei es wie immer: Allein schon die Tatsache zeigt klar, daß der Gesandte der Republik in Einvernehmen mit dem sowjetischen Außenminister jenen Vertragstext abgeändert hat, der vorher vom Präsidenten der Republik vereinbart war. Noch ärger jedoch ist: Der Präsident hat diese grobe Unloyalität seines Gesandten akzeptiert. Es war das Vorzeichen für Ereignisse von weitaus größerer Tragweite.

Moskau — Teheran — Jalta

Die Konferenz der Außenminister in Moskau war ein wichtiger Meilenstein in der politischen Entwicklung Europas im allgemeinen und der Tschechoslowakei im besonderen. Hier verständigten sich die drei Großmächte zum ersten Mal über eine gemeinsame militärische Strategie und Nachkriegspolitik. Zu diesem Zweck setzten sie eine ständige Beratungskommission mit Sitz in London ein, die der Ort für einen Meinungsaustausch über laufende politische und militärische Fragen sein sollte. Die Moskauer Zusammenkunft der Außenminister bereitete auch die Konferenzen in Teheran und Jalta vor.

Über die Ergebnisse von Teheran und Jalta hinsichtlich der Tschechoslowakei wurde schon viel geschrieben. Vor allem wurde die Frage behandelt, ob man auf diesen Konferenzen der führenden Staatsmänner der drei Großmächte auch über die Tschechoslowakische Republik gesprochen hat. Vereinfacht kann man es so erklären: Weder in Teheran, noch in Jalta wurde ausdrücklich über die Tschechoslowakei gesprochen. Die Tschechoslowakei war eine verbündete Macht, konnte daher nicht Gegenstand von Vereinbarungen sein. Über ihre Nachkriegsexistenz gab es keine Kontroversen, auch nicht über ihre Grenzen. Mit Polen dagegen stand es anders. Denn die Sowjetunion bestand auf der sogenannten Curzon-Linie. Das bedeutete Polen ohne ukrainische Gebiete; als Ersatz bot die Sowjetunion Teile deutschen Territoriums an.

Dessenungeachtet haben jedoch sowohl die Moskauer Konferenz der Minister als auch die Zusammenkunft Churchills, Roosevelts und Stalins in Teheran das künftige Schicksal der Tschechoslowakei indirekt bestimmt: „... es wurde über die Aufteilung der Kriegszonen in Deutschland und Mitteleuropa zwischen dem Westen und Osten entschieden. Polen, die Tschechoslowakei, Rumänien, Ungarn und Jugoslawien wurden der sowjetischen Zone einverleibt. Uns haben sie das damals weder offiziell, noch inoffiziell mitgeteilt. Das haben wir erst während des slowakischen Aufstandes erfahren³².“ Tatsächlich äußerte sich das zum ersten Mal bei diesem Geschehen: Als Beneš für die Slowaken um Hilfe bat, verwiesen ihn die Regierungsvertreter der westlichen Großmächte eindeutig auf Moskau. Am Sachverhalt ändert nichts die Tatsache, daß die Westmächte trotzdem eine gewisse Hilfe (Medikamente usw.) in die Slowakei schickten.

³² Beneš: Paměti 375.

Beneš war von diesem Standpunkt unliebsam überrascht. Großbritannien und die Vereinigten Staaten sagten zwar nicht, daß die kriegsoperativen Zonen gleichzeitig auch die Interessensphären nach dem Kriege zu bedeuten hatten, aber die militärischen und politischen Ereignisse im Osten belehrten diese beiden Mächte, daß Moskau nicht geneigt war, einen großen Unterschied zwischen einer Operations- und einer Interessenzzone in Polen, Rumänien, Bulgarien und Ungarn zu machen. „Hinter dem Donner der russischen militärischen Front erhob der Kommunismus sein Haupt. Rußland kam als Befreier; der Kommunismus war die Lehre, die er mitbrachte“, bemerkt Churchill in seinen Kriegserinnerungen. Deshalb eilte er mit Eden Anfang Oktober 1944 nach Moskau, um durch ein Übereinkommen mit Stalin für den Westen zumindest auf dem Balkan zu retten, was noch zu retten war³³. Auch über Polen verhandelten sie erneut, aber vergeblich in Moskau. Von uns war wiederum nicht die Rede. Wir hatten doch „alles“ vertraglich zugesichert. Und diesen Vertrag mit den Sowjets, dem die Briten ungern zugestimmt hatten, respektierten sie. Um so mehr, als wir sie durch unser Vorgehen von jenen Sorgen befreit hatten, die ihnen jetzt die polnische Regierung bereitete.

Die dramatische Entwicklung auf den Kriegsschauplätzen bewirkte, daß die Tschechoslowakei vollständig in die Operationszone der Roten Armee und damit in die Interessensphäre der Sowjets geriet. Daran konnte nicht einmal General Patton etwas ändern, der mit seinen Abteilungen gegen Kriegsende Pilsen und den südwestlichen Teil Böhmens besetzte. Daß die westlichen Großmächte gewillt waren, die vereinbarten Kriegszonen strikt einzuhalten, beweist eine Begebenheit, die sich am 28. März 1945 in London abspielte.

Beneš und die neue Regierung — außer Ripka — bereiteten sich in der sowjetischen Hauptstadt auf die Reise nach Kaschau (Košice) vor, das bereits von der Roten Armee besetzt war. Aus London wurde eine Gruppe tschechoslowakischer Offiziere, Beamter und Politiker in das befreite Gebiet geschickt. Unter ihnen befanden sich auch Adolf Procházka und Vlado Clementis, die nicht wußten, daß sie auf der Ministerliste standen. Diesem Unternehmen sollten sich auch Mitglieder des diplomatischen Korps anschließen, 22 Briten, 15 Amerikaner, vier Franzosen, ein Belgier und ein Holländer. Auf dem freien tschechoslowakischen Territorium sollten die ausländischen Diplomaten mit dem Präsidenten und seiner Regierung zusammentreffen und gemeinsam die Reise nach Prag antreten. Im entscheidenden Augenblick, als in Glasgow schon das Gepäck auf das britische Schiff verladen wurde (dessen Ziel der rumänische Hafen Constanza war), teilte der sowjetische Chargé d'affaires Tschitschajew dem amtierenden Minister Ripka mit, das sowjetische Oberkommando halte es aus technischen und Sicherheitsgründen für notwendig, die Abreise des diplomatischen Korps zu verschieben.

Diesem Eingriff fügten sich schließlich alle westlichen Diplomaten — obwohl eindeutig war, daß nicht technische, sondern politische Gründe eine Rolle spielten: Moskau war daran interessiert, daß den Präsidenten auf seinem trium-

³³ Churchill, Winston S.: The Second World War. Bd. 6. New York 1962, S. 196 f.

phalen Wege von Kaschau nach Prag ausschließlich der sowjetische Botschafter Zorin symbolisch begleiten sollte. Aus britischen Dokumenten geht hervor, daß Eden am 28. März 1945 dem Botschafter Gusew (Maiski war inzwischen aus London abberufen worden) sein Mißfallen äußerte. Und Lord Halifax, zu dieser Zeit Botschafter in Washington, berichtete nach London, der amerikanische Botschafter in Moskau, Harriman, sei aufgefordert worden, die Angelegenheit der sowjetischen Regierung vorzutragen. Damit endete die ganze Affäre.

Gegen Ende des Krieges überließen die Vereinigten Staaten — gemäß der Übereinkunft zwischen Roosevelt und Churchill — Großbritannien die mitteleuropäischen Fragen und paßten sich dem Vorgehen Churchills an³⁴. Gegenüber der tschechoslowakischen Problematik, der Regierung in London und ebenso gegenüber der Politik Beneš bewahrten die USA stets eine freundschaftliche Haltung, auch wenn sich Beneš optimistisches Referat über seine Reise in die Vereinigten Staaten von den bisher bekannten offiziellen amerikanischen Aufzeichnungen unterscheidet.

Der schicksalhafte Dezember

Während sich in London die oben erwähnte Begebenheit abspielte, die deutlich symbolisierte, welch geringer Einfluß den westlichen Großmächten in jenem Gebiet geblieben war, in dem die Tschechoslowakei lag (eine Begebenheit, die sich eigentlich nur an andere Tatsachen reihte, die immer tiefer die Moral der in Großbritannien lebenden tschechoslowakischen Politiker, Beamten, Soldaten und Exulanten untergruben), fand der Schlußakt schon einige Tage vorher statt. Über ihn wurde zu jenem Zeitpunkt in London vermutlich nur Tschitschajew informiert; daher kam denn auch seine entschiedene, ja arrogante Haltung.

In Moskau kam es am 26. März 1945 zur abschließenden Vereinbarung zwischen der politischen Delegation aus London (als Repräsentantin des tschechoslowakischen Staatsapparates in Liquidation) und den Vertretern der kommunistischen Partei der Tschechoslowakischen Republik: Es wurde das Kaschauer Programm (Košický program) angenommen; es wurde eine Regierung vereinbart mit dem Ministerpräsidenten Zdeněk Fierlinger an der Spitze, mit kommunistischen Ministern des Inneren, der Landwirtschaft, der Information und sozialen Fürsorge und — das kann man heute schon mit Bestimmtheit sagen — mit dem kryptokommunistischen Minister für nationale Verteidigung Ludvík Svoboda. Der Einfluß des Außenministers Jan Masaryk wurde nachhaltig eingeschränkt durch die Ernennung von Vladimír Clementis — einem der intelligentesten und fähigsten slowakischen Kommunisten — zum Staatssekretär im Außenministerium. Der Erfolg der Kommunisten wurde durch die Berufung des Kommunisten Zdeněk Nejedlý — als „Fachmann“ — zum Chef des Schulministeriums gekrönt.

³⁴ Churchill: The Second World War VI, 181.

Die Ressorts, mit denen sich die anderen politischen Parteien begnügen mußten, repräsentierten im Sinne von Macht sehr wenig bzw., wie sich später zeigte, im Grunde genommen absolut nichts. Denn wir müssen bedenken: Das wichtige Industrieministerium, das zum großen Teil nationalisiert werden sollte, fiel Bohumil Laušman zu, über dessen damalige Abhängigkeit von dem erklärten kommunistischen Trabanten Fierlinger kein Zweifel bestand. Die Antwort darauf, warum die nichtkommunistischen Delegaten in eine derartige „Vereinbarung“ einwilligten — oder, genauer gesagt, einwilligen mußten —, darf man nicht erst im März 1945, sondern schon an der Jahreswende 1943 suchen.

Neben allen offiziellen und für die Welt außergewöhnlich gründlich vorbereiteten Aktionen des Staatsbesuches von Beneš im Dezember 1943 in Moskau absolvierte der Präsident einige vertrauliche Gespräche mit Stalin und Molotow, bei denen der stellvertretende Außenminister der UdSSR (auch zuständig für die Tschechoslowakei), Kornejtschuk, der tschechoslowakische Gesandte Fierlinger und Jaromír Smutný, Benešs vertrautester Mitarbeiter und Chef seiner Kanzlei, anwesend waren. Smutný hat die Gespräche aufgezeichnet. Seine Witwe übergab diese Aufzeichnungen der Columbia-Universität in New York; hier übersetzte Vojtěch Mastný dieses historisch wertvolle Material und versah es mit einem umfangreichen Vorwort³⁵.

Der Inhalt der Moskauer Verhandlungen Benešs mit Stalin gibt der Geschichtsforschung eine völlig neue Richtung. Er zeigt nämlich, daß in Moskau eigentlich der Präsident selbst die Republik in die Interessensphäre der Sowjetunion eingefügt hat. Beneš war entschlossen — oder hat es zumindest in den Gesprächen mit Stalin und Molotow so vorgeschlagen —, weder auf militärisch-strategischem Gebiet, noch in innenpolitischen Angelegenheiten einen ersten Schritt ohne Wissen und Zustimmung der sowjetischen Führung zu tun.

Im Rahmen dieser Arbeit ist es nicht möglich, auf alle Einzelheiten einzugehen. Vielleicht aber genügt es, auf zwei Fakten hinzuweisen: Während der Ausführungen über die Sudetendeutschen sagte der Präsident, er habe das grundsätzliche Einverständnis Großbritanniens und der Vereinigten Staaten zum Transfer der deutschen Bevölkerung, wobei er eventuelle Grenzkorrekturen erwäge, aber zu dieser Frage möchte er gerne auch die Ansicht der Sowjetregierung wissen und gleichzeitig ihre Zustimmung erhalten.

Es leuchtet ein: Ohne Zusammenspiel aller drei Großmächte hätte die tschechoslowakische Regierung den Transfer der Sudetendeutschen schwerlich durchführen können. Einige Details allerdings, mit denen Beneš seine Ausführungen begleitete — er sprach von Konfiskation und Nationalisierung deutschen Eigentums, fügte aber gleichzeitig auch den damit zusammenhängenden Vorsatz hinzu, die tschechoslowakische Industrie und die Banken zu nationalisieren, was bei Molotow echte oder vorgetäuschte Verwunderung hervorrief —, spielen schon in den innenpolitischen Bereich hinein.

Es gibt aber ein noch anschaulicheres Beispiel dafür, wie Beneš im Verlauf der Moskauer Gespräche mit der sowjetischen Führung seine Ansichten über

³⁵ Mastný : The Beneš - Stalin - Molotov Conversations.

die künftige innenpolitische Entwicklung seines Landes aufgedeckt hat. Der Präsident erklärte Molotow, wie er nach dem Kriege mit den slowakischen Kollaboranten zu verfahren gedenke und erbat dafür die sowjetische Unterstützung. Der Präsident erwähnte sogar namentlich jene, die hingerichtet werden sollten. Zu registrieren wäre auch seine generelle Analyse der Slowaken, von denen er sagte, zumeist hätten sie zwei Eisen im Feuer.

Im Lichte dieser Gespräche verblaßt ziemlich jene Klausel des tschechoslowakisch-sowjetischen Vertrages, in der von Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten der Nachkriegs-tschechoslowakei gesprochen wird.

Interessant ist, daß Stalin und Molotow — nach Smutnýs Aufzeichnungen, deren Glaubwürdigkeit man nicht bezweifeln kann — Benešs Ausführungen zunickten, ansonsten aber zurückhaltend waren; bei seinen Worten über die Slowakei bemerkte Molotow sogar: „Wir können nicht gut die Slowaken mit den Deutschen und Ungarn in einen Sack werfen.“

Der Grund dieser Zurückhaltung war klar: Die Rote Armee kämpfte noch auf sowjetischem Territorium; erst in Teheran erhielt Moskau die Zusicherung und genaue Daten über die Errichtung einer zweiten Front. Sofern es um Deutschland ging, wollten weder Stalin noch Molotow aus propagandistischen wie militärischen Gründen ihre wahre Gesinnung zu erkennen geben. Und daß sie nicht laut zustimmten, als Beneš von Konfiskation und Nationalisierung der tschechoslowakischen Industrie und der Banken sprach, ist ebenfalls erklärlich: Stalin und Molotow wollten nicht unnötig und vorzeitig die westlichen Verbündeten und den nichtkommunistischen Teil der Emigration und der Heimat beunruhigen. Man kann jedoch nicht bezweifeln, das Benešs ganze Erörterung Musik für ihre Ohren war und so ganz den Vorstellungen der sowjetischen Führung von der Nachkriegsentwicklung in der befreiten Tschechoslowakei entsprach. Über den Inhalt der Gespräche hat Fierlinger bestimmt Gottwald und seine Genossen eingehend informiert; sie konnten sich für die bevorstehende Zusammenkunft mit dem Präsidenten gut wappnen. Benešs Verhandlungen mit den tschechoslowakischen Kommunisten in Moskau sind auch dementsprechend ausgefallen.

In den „Erinnerungen“ führt Beneš den Inhalt dieser Zusammenkunft in Hauptpunkten an³⁶. Beneš sagt nicht, mit welchen Gefühlen er seine Sätze schrieb, und ob er damals tatsächlich alles geglaubt hat, was er in dem an Jan Masaryk und an die Regierung in London gerichteten Telegramm optimistisch mitteilte. Beneš gibt zu, daß er mit den Kommunisten über Dinge sprach, in denen sie mit ihm nicht konform gingen, beispielsweise mit seinem Vorgehen vor München. Doch Beneš erwähnt weder im Telegramm, noch in den „Erinnerungen“, was für einen dramatischen Verlauf das Gespräch nahm, und zu welchen Ergebnissen es führte.

Es ist gut, sich zu vergegenwärtigen, daß Beneš seine „Erinnerungen“ in einer Zeit schrieb, da er aktives Staatsoberhaupt war; als Diplomat unterdrückte er daher alle seine Gefühle und eventuell kritischen Bemerkungen, er paßte auch

³⁶ Beneš: Paměti 40.

den Inhalt seinem eigenen Interesse an. Man muß deshalb sein Buch eher für eine Zusammenfassung von Daten und Fakten halten, als für einen analytischen und objektiven Rückblick. Es besteht ein beträchtlicher Unterschied zwischen den Büchern „Paměti“ („Erinnerungen“) und „Mnichovské dny“ („Münchener Tage“). Das letztgenannte Buch, Benešs persönliche Aufzeichnungen, wurde postum ediert. Er konnte und wollte es bestimmt auch nicht als Präsident veröffentlichen.

Über den dramatischen Verlauf der Moskauer Verhandlungen Beneš mit den Kommunisten im Dezember 1943 existiert ein kommunistisches Dokument³⁷, das viel klarer schildert, wie sich alles abgespielt hat. Das Gespräch endete eigentlich damit, daß der Präsident — vielleicht nur zum Schein — fast den gesamten Londoner tschechoslowakischen Staatsapparat den Kommunisten auf Gnade und Ungnade auslieferte.

Dieses — publizierte — kommunistische Dokument muß durch jenen Teil ergänzt werden, den die tschechoslowakischen Kommunisten bis heute nicht zu veröffentlichen wagten. Er zeigt, wie die Verhandlungen der führenden kommunistischen Persönlichkeiten mit Beneš an Erpressung grenzten.

Eine Niederschrift dieser Ungeheuerlichkeiten hat Legationsrat Jaroslav Kraus verfaßt, der zu dieser Zeit leitender Beamter des tschechoslowakischen Informationsdienstes in London war. Er gehörte, durch sein perfektes Russisch besonders qualifiziert, zur Begleitung Benešs in Moskau. Jaroslav Kraus, Freund Ripkas, Peroutkas und noch aus der Heimat auch der meinige, traf in Moskau mit seinem alten Freund und Mitkämpfer Vlasta Borek zusammen. Beide waren nach dem Ersten Weltkrieg Redakteure des „České slovo“. Kraus ging später zum Pressedienst des Außenministeriums. Nach dem Bruch Vrbsenskýs mit den Nationalen Sozialisten trat Borek mit ihm gemeinsam in die kommunistische Partei ein und wurde Redakteur der kommunistischen Presse. Während Benešs Aufenthalt in Moskau war Vlasta Borek Presseattaché unserer Legation.

Borek, kommunistischer Vertrauensmann, informierte seinen alten Gefährten Kraus über einige Details der Verhandlungen mit den führenden kommunistischen Persönlichkeiten. Kraus zeichnete nach seiner Rückkehr nach London Boreks Informationen für seinen Chef und Freund Huber Ripka auf.

Nach seinen Gesprächen mit Stalin, Molotow und weiteren Persönlichkeiten hielt es Beneš für sicher, daß die tschechoslowakischen Kommunisten in Moskau mit ihm ebenso ehrenhaft verhandeln würden wie ihre Genossen in London. Doch in Kopecký, Gottwald und in den anderen fand Beneš keine loyalen Mitarbeiter, sondern selbstbewußte Partner. Ich habe nicht die Kopie der Kraus'schen Aufzeichnungen zur Hand, weiß aber, daß Václav Kopecký von Anfang an oberster Wortführer der kommunistischen Gruppe war. Er erinnerte in sehr scharfem Ton an eine ganze Reihe verfassungswidriger Taten Benešs: München, die militärische Kapitulation ohne Zustimmung des Parlaments usw. Kopecký warf Beneš auch vor, er biete ständig den westlichen Verbündeten —

³⁷ Cesta ke květnu [Der Weg zum Mai]. Hrsg. v. d. ČSAV [Tschechoslowakische Akademie der Wissenschaften]. Prag 1947.

ohne von jemandem ermächtigt zu sein — Grenzkorrekturen an, und das in einer Zeit, da ihm doch schon klar sein könnte, daß die Sowjetunion nur die Vormünder Grenzen anerkennen werde. In Kopeckýs Angriff fehlte nicht einmal die Aufrechnung der Fehler der Londoner Regierung: Antisemitismus in der Armee; überhaupt die Tolerierung faschistenfreundlicher Offiziere, die General Ingr schützt . . . Und vieles andere, was Bechyně sozialdemokratische Linke — und bestimmt auch die Londoner Kommunisten — fleißig dem Gesandten Fierlinger nach Moskau berichteten.

Kopecký warf ferner dem Präsidenten ein unentschlossenes Verhalten gegenüber Hácha und der Protektoratsregierung vor und unterließ nicht zu erwähnen, daß ihre Verbrechen den Taten der Regierung Beneš vor und nach München nicht unähnlich seien. Darauf folgte eine Kritik des Inhalts der Londoner tschechoslowakischen Rundfunksendungen: Sie würden die Partisanenbewegung sabotieren, der doch vom Moskauer Rundfunk so große Aufmerksamkeit gewidmet würde. Schließlich herrschte Kopecký den Präsidenten sogar wegen eines angeblich von London betriebenen Doppelspiels in Angelegenheit der unmittelbaren Verwaltung im befreiten Gebiet an: Hier habe nach seiner Meinung die tschechoslowakische Regierung eher den Gedanken einer Militärverwaltung als einer Volksverwaltung begünstigt.

Wortführer der Kommunisten in der folgenden Debatte war Gottwald, der zwar Kopeckýs grobe, ja beleidigende Ausführungen abschliff und glättete, aber in der Sache selbst keinen Schritt zurückwich.

Durch das von kommunistischer Seite veröffentlichte Dokument wissen wir, wie sich Beneš in der Beurteilung des Londoner Staatsapparates sukzessiv der Seite der Moskauer Kritiker zuneigte, wie verächtlich er von Jaroslav Stránský sprach. Am meisten nahm er Ripka gegen die kommunistischen Angriffe in Schutz: „Er befolgt ergeben die Linie seiner (Beneš — Anm. J. F.) Außenpolitik. Das Projekt der tschechoslowakisch-polnischen Föderation ist nicht Ripkas Schuld.“ Noch am 20. Dezember, beim festlichen Empfang in der tschechoslowakischen Gesandtschaft in Moskau, ersuchte der Präsident die kommunistische Führung, sie möge Hubert Ripka und den Abgeordneten Clementis so nachsichtig als möglich beurteilen. Dafür besiegelte Beneš das Schicksal Feierabends durch das Einverständnis, daß der Terminus „Landwirte“ („zemědělci“) — die neben den Kommunisten, Sozialisten und Volksparteilern einen weiteren Teil der Nationalen Front bilden konnten — „nicht mit Feierabend als Repräsentanten der Agrar-Bourgeoisie identifiziert wird“.

Zum Vorschlag der Kommunisten, ihnen sollten die Ressorts des Innenministeriums und der Nationalen Verteidigung vorbehalten bleiben, erklärte Beneš, er habe dagegen keine Einwände. Und er fügte hinzu: „Zwischen mir als Oberstem Befehlshaber der Armee und einem Kommunisten als Minister der Nationalen Verteidigung könnte eine ideale Zusammenarbeit herrschen.“ Ferner ließ Beneš gelten, daß die Kommunisten als stärkste Partei Anspruch darauf hätten, den Ministerpräsidenten zu stellen. Gottwald erwiderte schlaue: „Die Verhältnisse werden außerordentlich sein. Wir wollen Ihnen keine Schwierigkeiten machen und glauben, Ministerpräsident sollte Ihr Mann werden.“

Daß Gottwald ihm im März 1945 als „seinen Mann“ Zdeněk Fierlinger vorschlug, hatte sich der Präsident wirklich nicht vorgestellt. Nach seiner Rückkehr nach London sprach Beneš auch vor Kommunisten darüber, daß es entweder František Němec oder — wenn er das Konzentrationslager überlebe — Petr Zenkl sein könnte. Deshalb wohl mußte Němec mit seiner Mission in Karpatenrußland scheitern. Deshalb wurde Zenkl im Konzentrationslager am Leben bedroht und dann zu Hause als Zielscheibe ihrer hemmungslosesten Propaganda benutzt.

Die Gespräche Benešs mit den Kommunisten im Dezember 1943 in Moskau gipfelten in dieser Versprechung des Präsidenten: „Ihr werdet das stärkste Element des neuen Regimes sein. Und dieses Element werde ich stets halten. Ich will, daß die Verhältnisse in der Republik schon solider sein sollten . . .“ Darauf sagte Gottwald zu Beneš: „Wenn unsere Vereinbarung ehrlich und ehrenhaft sein wird, dann stellen Kommunisten und Beneš zusammen eine Kraft dar, die niemand bezwingt“³⁸.

Höchstwahrscheinlich hat Gottwald den Präsidenten an dieses Versprechen mit allem Nachdruck erinnert, als er ihm die Liste seiner de facto bereits kommunistischen Regierung im Februar 1948 vorgelegt hat.

Der sozialistische Block

Beneš kehrte am 6. Januar 1944 als äußerlich sehr selbstbewußter Sieger nach London zurück. Niemand, vielleicht er selbst nicht, ahnte, daß der Moskauer Sieg ein Pyrrhussieg war. Die Wendung in der tschechoslowakischen Außen- und Innenpolitik war anfangs nicht auffällig. Wie bereits erwähnt, wollte Stalin nicht die Deutschen ängstigen und im Westen Mißtrauen hervorrufen. Gottwald wiederum dachte nicht daran, die nichtkommunistischen Kräfte im Exil und vor allem in der Heimat zu erschrecken. Die Haltung des tschechoslowakischen kommunistischen Führers offenbarte sich am deutlichsten in dem Schreiben, das er durch Vermittlung des Präsidenten in offenem Briefumschlag an Václav Nosek nach London schickte — mit der Anweisung, er solle auch die übrigen Politiker mit dem Inhalt bekanntmachen. Das Schreiben war in einem sehr freundschaftlichen, keineswegs aggressiven Ton gehalten.

Gottwald führte beispielsweise an, die Kommunisten hätten sich mit dem Präsidenten darüber geeinigt, wie in der Regierung der Republik — die zur gegebenen Zeit zusammentreten werde — neben den drei sozialistischen Parteien auch die Volksparteiler und die Repräsentanten der Landwirte vertreten sein sollten. Gottwald fügte allerdings hinzu, der Präsident habe zugestimmt, daß die drei sozialistischen Parteien (Kommunisten, Sozialdemokraten und Nationale Sozialisten) in der Regierung einen Block des in Stadt und Land arbei-

³⁸ Cesta ke květnu. Neudruck unter dem Titel: Moskevská jednání Beneše s představiteli KSČ v prosinci 1943 [Die Moskauer Verhandlungen Benešs mit den Repräsentanten der KPTsch im Dezember 1943] als Beilage der Zeitschrift „Tvorba“, wobei der Text in einigen Fällen ergänzt wurde. Tvorba Nr. 19 u. 20, Prag, Mai 1970, S. 12, 22, 23, 25, 26.

tenden Volkes bilden sollten. So ein Block wurde tatsächlich schon im März 1944, kurz nach Benešs Rückkehr nach London, konstituiert. Es trat bloß eine grundlegende Veränderung ein: Die Sozialdemokraten waren in diesem Block außer durch die Minister Němec und Bečko durch zwei Mitglieder der Linken, nämlich Bechyně und Laušman, vertreten. Die Nationalen Sozialisten vertraten Stránský, Ripka, David und Uhlíř; die Kommunisten Nosek, Való, Spurný und Laštovička.

Šrámek bemühte sich nicht, seine volksparteiliche Gruppe zu organisieren. Dafür taten sich in aller Eile die tschechischen Agrarier unter der Leitung von Feierabend zusammen, dem Minister Lichner, ehemaliger Abgeordneter der Agrarpartei, sekundierte. Sie forderten, daß mit ihnen wie mit legitimen Vertretern der Agrarier verhandelt werden sollte. Mißerfolge in dieser Hinsicht führten schließlich zur Demission Feierabends³⁹.

Einzelheiten seiner so schwerwiegenden Gespräche mit Stalin und Molotow teilte der Präsident weder der Regierung noch den Mitgliedern des Staatsrates mit; er referierte auch nicht über seine Verpflichtungen gegenüber Gottwald. Diese Fakten blieben lange Jahre hindurch in den vertraulichen Dokumenten Jaromír Smutnýs und in den kommunistischen Archiven verborgen. Erst die jüngsten Publikationen entschleierten das Geheimnis jener dramatischen Szenen.

Dessenungeachtet offenbarte sich der Inhalt der Moskauer Diskussionen zum Teil in Äußerungen Benešs. Beispielsweise drückte sich der Optimismus des Präsidenten in diesen seinen Worten aus: „Die Fakten (bezeichnend für die Entwicklung zu einem neuen sowjetischen Reich) hinsichtlich der Internationale, der Religion, der Zusammenarbeit mit dem Westen, der slawischen Politik usw. nur als reine Taktik anzusehen, wäre ein fundamentaler Irrtum⁴⁰.“ Seine Gespräche mit Gottwald riefen allerdings eine gewisse Skepsis hervor. So machte der Präsident kein Hehl daraus, daß ihm die unfreundliche Haltung der Moskauer Kommunisten gegenüber Ripka Sorgen bereite; der Präsident äußerte Zweifel, ob er Ripka in der Nachkriegsregierung halten könne. In einem vertraulichen Gespräch bot er Ripka den Posten eines Botschafters in Paris an. Ripka dankte dem Präsidenten und bat ihn, er möge sich um seine Person keine Sorgen machen. (Nebenbei bemerkt: Der Präsident beabsichtigte, bald nach dem Kriege auch Petr Zenkl nach Frankreich zu schicken, der ihm wegen seiner radikal antikommunistischen Haltung einige Sorgen bereitete.)

Ich besitze diesbezüglich keine Notiz, weiß aber: Beneš erklärte auch Šrámek, er rechne zwar mit seiner weiteren Mitarbeit in der Heimat, nichtsdestoweniger aber werde Šrámek nicht lange in seiner Funktion als Ministerpräsident verbleiben. Die Majorität der übrigen Regierungsmitglieder wurde sich plötzlich bewußt, daß es höchste Zeit war, ihre Position durch eine gediegene politische Basis zu untermauern. Die Theorie, daß im Exil kein Platz für Parteipolitik sei, brach zusammen.

Sowie sich politische Gruppen bildeten und vor allem in dem Moment, da

³⁹ Feierabend: Prag-London II, 336—349.

⁴⁰ Beneš: Paměti 396.

der sozialistische Block entstand, war jedem klar, daß die langsame Liquidation des tschechoslowakischen Staatsapparates begonnen hatte. Der Schwerpunkt wurde in den Nationalen Block des in Stadt und Land arbeitenden Volkes verlagert. Von dort kamen die meisten Impulse in die Regierung und in den Staatsrat.

Dieser Block ging in freundschaftlicher Atmosphäre an die Arbeit; bald aber begann — zunächst im verborgenen, später offenkundig — das Ringen zwischen der Konzeption der Regierung in London und jener der Kommunisten in Moskau. Es handelte sich, neben anderen wichtigen Problemen, um den Entwurf eines Dekretes des Präsidenten über die Organisation der staatlichen und territorialen Administration in der befreiten Republik, d. h. über die Nationalausschüsse, die — wie wir wissen — in der Heimat zum wirkungsvollsten Instrument der Kommunisten bei der Machtergreifung wurden. Um den Komplex dieser fundamentalen Frage entbrannten heftige Auseinandersetzungen zwischen den Nationalen Sozialisten (ihr Hauptsprecher war Minister Stránský) und den Kommunisten, deren Argumentation auf verschiedenen Wegen aus Moskau kam.

Bezüglich dieser Fakten ist die nichtkommunistische Literatur sehr dürftig. Das gesamte dokumentarische Material des Präsidenten, Ripkas, des Ministerrates u. ä., sowie selbstverständlich auch das kommunistische, wurde nach dem Kriege von London nach Prag gebracht. Dort hatte Bohuslav Laštovička Gelegenheit, diesen Zweikampf zwar detailliert, doch auch tendenziös verzeichnet zu schildern⁴¹. Trotzdem wird aus seinen Ausführungen offenkundig: Bald nach seiner Rückkehr aus Moskau wurde sich der Präsident bewußt, daß er zu weit gegangen war. Vermutlich aber wurde ihm ebenso bewußt, daß er sich durch verschiedene Vorbehalte bei den Gesprächen mit Gottwald und seinen Genossen immerhin freie Hand bewahrt hatte. „Beneš erklärte, daß er über die Verhandlungen mit uns in London referieren werde die Partner des Blocks müssen sich vor allem einigen“⁴². Zudem bot das Nebelhafte der Moskauer Vorschläge Beneš die Gelegenheit zu einer bestimmten Gegenoffensive. Stránský und Ripka kämpften selbstverständlich im Block auch für ihre Sache; doch ohne Zustimmung des Präsidenten hätten sie keinen derartigen Dialog führen können.

Schließlich aber traten doch sowohl der Präsident als auch die Nationalen Sozialisten — denen Majer (er löste Němec im Block ab) half, soweit er irgendwie konnte — den Rückzug an. Das Resultat dieses Rückzugs waren das Dekret über die Nationalausschüsse und eine Reihe weiterer Dekrete, die Regierung und Staatsrat verabschiedeten, der Präsident unterschrieb. Wieso es dazu kam, erklärt Laštovička wahrheitsgemäß: „. . . bleibt noch die Frage zu beantworten, worauf die plötzliche Wendung der Benešanhänger zurückzuführen ist . . . Den großartigen Effekt bewirkte, wie früher so oft, wiederum eine Ver-

⁴¹ Laštovička, Bohuslav: V Londýně za války, zápas o novou ČSR [In London während des Krieges, der Kampf um eine neue ČSR]. Prag 1961, S. 333—378.

⁴² Moskevská jednání Beneše 25.

änderung der Kriegslage. Die Rote Armee stand schon unmittelbar vor unseren Grenzen . . . Beneš hatte zwei Eisen gleichzeitig im Feuer. Er befürchtete, es könnte ein ‚tschechoslowakisches Lubliner Komitee‘ entstehen . . . Die alte agrarisch-sozialistische Solidarität kam nicht mehr zur Geltung. Weder Stránský noch Majer waren bereit, sich die Finger an den Agrariern und ihren Trabanten zu verbrennen . . . Im tschechischen Lager waren neben den Kommunisten nur drei Parteien annehmbar: Die Sozialdemokraten, die Nationalen Sozialisten und die Volksparteiler⁴³.“

Laštovičkas Bemerkung, es könnte eine tschechoslowakische Version des Lubliner Komitees entstehen, hatte viel für sich. So eine Befürchtung existierte tatsächlich, und nicht bloß in den Gedanken des Präsidenten seit dem Frühjahr 1943, als die Sowjets die diplomatischen Beziehungen zur polnischen Regierung in London abbrachen. Die Tätigkeit Professor Nejedlýs und die ihm von sowjetischer Seite erwiesenen Ehren riefen schon früher den Verdacht hervor, ob ihn Moskau nicht als Gegenkandidat Benešs in Reserve hielt. In Privatbriefen und amtlichen Depeschen unterstrich Fierlinger die Bedeutung Nejedlýs gehörig. Im September 1943, in der Zeit also, da sich der Präsident weigerte, ohne Vereinbarung mit den Briten der Unterschrift unter den tschechoslowakisch-sowjetischen Vertrag zuzustimmen, sandte Fierlinger ein ausführliches Telegramm nach London, das auch diesen Absatz enthielt: „Es scheint, daß die Wahl Nejedlýs zum Mitglied der Akademie heute schon sicher ist. Er wird zum Ehrenmitglied ernannt, was die größtmögliche Ehre bedeutet. Gegenwärtig gibt es nur drei Ehrenmitglieder, unter ihnen Stalin. Die Wahl wird natürlich eine erhebliche politische Bedeutung haben. Die Wahlen finden am Montag statt“⁴⁴.“

Die Sowjets hatten daher in der Vorstellung des Präsidenten Beneš, einiger Mitglieder seiner Regierung und des Staatsrates die Möglichkeit — ähnlich wie aus „ihren“ Polen —, „ihren“ tschechoslowakischen Ausschuß zu bilden und an seine Spitze den Professor der Karlsuniversität, das Ehrenmitglied der Sowjetischen Akademie, den Vorsitzenden des Slawischen Verbandes in Moskau, den Biographen Masaryks und Smetanas, Zdeněk Nejedlý, zu stellen! Mit diesem Professor, mit dem Helden der Sowjetunion und „Nichtkommunisten“ General Svoboda, mit Benešs Vertrautem Fierlinger und mit anderen besaßen die Sowjets eine tschechische und slowakische Garnitur, die entschieden repräsentativer war als das polnische Lubliner Komitee. Niemand konnte ernsthaft bezweifeln, daß sich diesem tschechischslowakischen Komitee auch noch andere bekannte Trabanten wie Laušman, Patzak und dergleichen Leute anschließen würden.

Wenn wir Gründe dafür suchen, warum sich Präsident Beneš im Dezember 1943 und die nichtkommunistischen Mitglieder der Delegation im März 1945 dermaßen dem kommunistischen Willen beugten, dann muß man dieses wichtige Motiv in Betracht ziehen.

⁴³ Laštovička: V Londýně za války 378 u. 483.

⁴⁴ Dokument Nr. 307, 25. September 1943. In: Dokumenty 376.

Das Ende des Staatsapparates

Im Frühjahr 1944 erreichten die sowjetischen Heere mit der tschechoslowakischen Brigade die karpatenrussische Grenze. Sie überschritten diese Grenze zwar nicht, doch die Tatsache selbst machte gewaltigen Eindruck auf die Bevölkerung der Republik; bestimmt wurde dadurch der Boden für den Slowakischen Nationalaufstand gesinnungsmäßig vorbereitet, der Ende August desselben Jahres ausbrach.

Gemäß der Vereinbarung von Teheran wurde auf dem europäischen Kontinent eine zweite Front errichtet. Die deutsche Kriegsmaschinerie im Westen zerbrach aber nicht so schnell, wie man erwartete; der Vormarsch der Alliierten verlangsamte sich außergewöhnlich. Daran änderte weder die Invasion in Südfrankreich, der siegreiche Vormarsch in Italien, noch die Befreiung von Paris etwas Wesentliches.

Der Slowakische Nationalaufstand wurde zwar infolge unzureichender Unterstützung durch die Sowjetunion niedergeschlagen, die gemäß den strategischen Dispositionen das alleinige Recht und die Pflicht hatte, in diesem Territorium zu operieren. Doch aus dem Slowakischen Aufstand ergaben sich weitreichende Konsequenzen. Für die Londoner Regierung bedeutete er außenpolitisch einen unbestreitbar großen Erfolg. Der Aufstand erkannte ihre Autorität voll an, allerdings mit innenpolitischen Vorbehalten, die der Slowakische Nationalrat zum Ausdruck brachte. Er trat hier als Repräsentant einer eigenberechtigten Nation auf.

Die Veränderung gipfelte darin, daß sich hier als entscheidender, ja als einziger politischer Faktor nur die Kommunisten und die Partei der slowakischen Demokraten vorstellten. Für den Gedanken einer einheitlichen tschechoslowakischen Nation läutete die Sterbeglocke. Die wichtigsten Parteien der Ersten Republik, die Agrarier und Sozialdemokraten, verschwanden einfach in der Slowakei.

Diese neue Situation zwang Beneš, den entschiedenen Verfechter der nationalen Einheit, sich ihr unter bestimmten Vorbehalten zu unterwerfen. Er hoffte aber immer noch, die weitere Entwicklung werde — sobald sich die revolutionären Wellen beruhigt hatten — gewisse Korrekturen bringen.

Im August 1944 wurde ein Delegierter der Regierung, Minister František Němec, entsendet, um gemäß einer separaten, zu diesem Zweck zusätzlich abgeschlossenen Vereinbarung vom sowjetischen Oberkommando im befreiten Gebiet die politische Macht und damit auch die Verwaltung zu übernehmen. In Karpatenrußland scheiterte seine Mission völlig; es entstand die Gefahr, daß ihm oder irgendeinem anderen etwas Ähnliches in der Slowakei passieren konnte.

Minister Němec hatte in Karpatenrußland (am 4. November 1944 kam er mit seinen Beratern nach Chust) keinen Erfolg, weil die sowjetischen politischen und militärischen Organe die sogenannte „Volksbewegung“ für den Anschluß an die Westukraine ausriefen; wer von den Einwohnern seine Zustimmung verweigerte, wurde einfach deportiert. Die tschechoslowakische Regierung in

London und der Staatsrat — einschließlich der Londoner Kommunisten — waren überrascht. Viel weniger Beneš selbst; er hatte auf Karpatenrußland schon lange vorher verzichtet. Im September 1939 bezeichnete er Karpatenrußland zum ersten Mal als Gebiet, über das er sich mit Moskau einigen möchte; ähnliche Erwägungen wiederholte er auch später einige Male vor sowjetischen Politikern.

Aber die Niedertracht und Tücke, mit der der sowjetische Kommissar General Mechlis in Karpatenrußland vorging, erschütterten den Präsidenten. Und dann die versteckte Drohung in einem Brief, der an Beneš in London adressiert und von Stalin unterschrieben war. Durch diesen Schock bekam der Präsident den ersten Schlaganfall.

Am 9. Januar 1945 kam die offizielle Einladung der sowjetischen Regierung, die tschechoslowakische Regierung solle den Ort ihrer Tätigkeit nach Moskau verlegen, um so dem befreiten Territorium der Republik näher zu sein. Es handelte sich um eine bloße Formalität. Unmittelbar darauf schickte Gottwald ein Telegramm mit dem Vorschlag, die Verhandlungen über die neue Regierung nach Moskau zu verlegen. Die bestehende Regierung sollte weiterhin in London bleiben; in die UdSSR würden nur die politischen Vertreter jener Parteien fliegen, die für die neue Regierung in Frage kämen, ferner der Präsident mit seinen engsten Mitarbeitern. Beneš, Šrámek und die Mitglieder des Blocks nahmen diesen Vorschlag an.

Wegen einer plötzlichen Erkrankung mußte der Präsident seine Abreise nach Moskau um einige Tage verschieben; die politische Delegation verließ London am 9. März 1945. Ausgeschlossen wurden — auf Wunsch Moskaus — „ungebetene“ Personen: Feierabend, Ingr, Slávik. In London blieb auch Hubert Ripka; er gehörte zwar nicht zu den „ungebetenen“, mußte aber als Verbindungsmann zu den westlichen Alliierten fungieren; denn Jan Masaryk begleitete den Präsidenten nach Moskau.

Wir, die beim Abflug des Präsidenten nach Moskau zugegen waren, konnten sehen: Jan Masaryk brachte keinen selbstbewußten Staatsmann hin, sondern einen physisch und psychisch angeschlagenen Mann. Beneš mußte wissen, daß er in eine Falle reiste. Das bestätigte uns auch Masaryk, als er über London nach San Francisco zur konstituierenden Versammlung der Vereinigten Nationen flog.

Beneš griff in die Moskauer Verhandlungen nicht direkt ein; er nahm das an, worüber sich die politischen Parteien geeinigt hatten. Vielleicht stand er im Hintergrund jenes dramatischen und schon überflüssigen Zusammenstoßes zwischen Stránský und Gottwald wegen der slowakischen Angelegenheit, nach dem die Nationalen Sozialisten die Konferenz demonstrativ verließen. Ich weiß es nicht sicher; doch die Tatsache, daß sich Beneš auch noch in der Heimat mit der slowakischen Realität nicht abfinden konnte, würde dafür sprechen.

Trotz des dramatischen Extempores endete alles, wie es enden mußte: Die Nationalen Sozialisten kamen am nächsten Tag zur Konferenz, nahmen die Entschuldigung der Kommunisten an und stimmten ihren Vorschlägen zu, die mit den Vorschlägen der slowakischen Vertreter, einschließlich Šrobárs, identisch waren.

Nur die Kommunisten hatten einen bis ins einzelne ausgearbeiteten Plan und ein Programm. Die anderen kämpften ohne Plan und Einvernehmen das letzte Rückzugsgefecht. Sie konnten nur kleinere Veränderungen im Regierungs- und Personalprogramm, so wie sie ihnen die Kommunisten zur Billigung vorlegten, erzielen. Im Grunde genommen nahmen sie alles an, einschließlich der Person eines ausgesprochenen sowjetischen Agenten für das Amt des Ministerpräsidenten.

Die Ergebnisse sind unter dem Namen „Kaschauer Regierungsprogramm („Košícký vládní program“) bekannt. Bestimmte, ja beträchtliche Vorteile erzielten von den Nichtkommunisten nur die Slowaken, die sich auf die Vereinbarungen mit den slowakischen Kommunisten während des Slowakischen Nationalaufstandes stützten.

Allen Nichtkommunisten blieb nur die Hoffnung, in der Heimat werde der tschechoslowakische Wähler in freien Wahlen mit seiner Stimme den Boden für gerechte Korrekturen vorbereiten.

SPRACHE UND BESIEDLUNG DER NEUHAUSER SPRACHZUNGE IN SÜDBÖHMEN

Von Horst Kühnel

Die Neuhauser Sprachzunge (NhSZ), politisch bereits zu Böhmen gehörend, stellt den westlichen Ausläufer des bis 1945/46 deutschsprachigen Südmähren dar. Im Folgenden soll anhand ausgewählter wortgeographischer Beispiele die Sonderstellung dieser Sprachzunge im bairischen Dialektraum beschrieben und der Frage nachgegangen werden, woher im einzelnen die deutschen Kolonisten des Mittelalters gekommen sind. Als Material dienen u. a. die Fragelisten des Sudetendeutschen Wörterbuches in Gießen, die Karten des Deutschen Wortatlasses (DWA; Gießen 1952 ff.) und des Atlases der Deutschen Volkskunde (ADVk; Leipzig 1936 ff. Neue Folge, Marburg 1958 ff.).

Die Mundart der NhSZ gehört zu den altertümlichsten des gesamtbairischen Dialektraumes, bedingt durch die verkehrtsferne Lage und die anderssprachige, d. h. tschechische Nachbarschaft. Sprachliche Neuerungen des Donauraumes, die z. B. das östliche Südmähren erreicht haben, sind bis in die NhSZ nicht vorgedrungen¹. Trotz ihrer Randlage spricht die NhSZ keine einheitliche Mundart. Dem beherrschbaren nördlichen Teil um Neuhaus schließt sich der relativ moderne, südliche Teil um Neubistritz an. Drei Untermundarten mit entsprechenden Übergangszonen bzw. -orten sind zu erkennen²: die südliche NhSZ, die sich nur wenig vom östlich anschließenden Zlabingser Ländchen unterscheidet, die mittlere NhSZ um Neubistritz und die nördliche NhSZ um Neuhaus, die fast schon Sprachinselcharakter hat, da lediglich ein deutscher Ort die Verbindung zum südlichen Teil aufrechterhält.

Aufgrund der engen mundartlichen Übereinstimmungen haben ohne Zweifel Menschen aus dem benachbarten Waldviertel einen Großteil des mittelalterlichen Siedlerkontingentes gestellt. Das niederösterreichische Adelsgeschlecht der Raabser und seine Ministerialen gründeten die Mehrzahl der Ortschaften im Süden der Sprachzunge³. Echte und analogische genitivische Ortsnamen rei-

¹ S. dazu Beranek, Franz Josef: Die Mundart von Südmähren (Lautlehre). Reichenberg 1936, S. 283 ff. (Beiträge zur Kenntnis sudetendeutscher Mundarten 7). — Kranzmayer, Eberhard: Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. (Mit Kartenmappe). Wien 1956, S. 6 u. öfter. — Schwarz, Ernst: Sudetendeutsche Sprachräume. 2. Aufl. München 1962, S. 26 ff. (Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte 1).

² Die Einteilung erfolgt nach Beranek 10.

³ Simschitz, Erika: Ein mundartlicher Vergleich von Reingers im nordwestl. Waldviertel und der ehemaligen Neuhauser Sprachzunge in Südböhmen. Diss. Wien 1964 (Masch.), S. 8.

chen vom Waldviertel herüber⁴. Der am häufigsten vertretene Ortsnamentyp sind Rodungsnamen auf -schlag. Sie sind ebenfalls im anschließenden Waldviertel vertreten, finden sich aber auch im Mühlviertel, von wo sie in den Süden des Böhmerwaldes und nach Südböhmen ausstrahlen. Es ist deshalb auch mit Kolonisten aus Oberösterreich zu rechnen⁵, zumal die Witigonen, die seit dem 13. Jahrhundert in Neuhaus, Kamenitz, Landstein und Platz nachgewiesen sind⁶, ihren Stammesbesitz entlang der Mühl bis Salnau hatten⁷. Sie werden Siedler aus Oberösterreich in die NhSZ mitgebracht haben. In diesem Zusammenhang ist interessant, daß es in der südlichen und mittleren NhSZ vier Namen auf -schlag gibt, in der nördlichen NhSZ hingegen 13. Die ausgeprägte wortgeographische Eigenständigkeit gerade der nördlichen NhSZ, auf die noch einzugehen sein wird, könnte mit den Witigonen in Verbindung gebracht werden, da sich der Geltungsbereich der Schlag-Namen in Südböhmen und der NhSZ recht genau mit den dortigen Witigonen-Besitzungen deckt⁸. Weiterhin ist zu berücksichtigen, daß der Süden der NhSZ zur Zeit der Besiedlung im 12. Jahrhundert, genau ab 1179, als die Grenze zwischen Böhmen und Österreich für dieses Gebiet festgeschrieben wurde, zum Waldviertel gehörte⁹ und erst 1282 zu Böhmen kam. Die Besiedlung der beiden Sprachzungen teile wird somit eine Zeitlang getrennte Wege gegangen sein.

Bei der Beurteilung der sprachlichen Verhältnisse der NhSZ muß auch noch folgendes berücksichtigt werden. Neubistritz, Münichschlag, Altstadt und Landstein gehörten zur Diözese Passau¹⁰, deren Einfluß jahrhundertlang bis Neuhaus reichte. Diese Verbindung nach Passau wird mit den Witigonen in Zusammenhang stehen, denn der Kontakt war eng. Zahlreiche bayrische Ministeriale aus dem Gebiet der Passauer Kirche waren Dienstmannen der Rosenberger¹¹; 1259 mußte sich Wok von Rosenberg verpflichten, dem Passauer Bischof keine Dienstmannen und Untertanen mehr abspenstig zu machen¹². Es existierten enge Familienverbindungen zwischen den Witigonen und bayrischen Geschlechtern, die Handelsbeziehungen waren rege, Passauer Münzen, Gewichte und Maße galten in Südböhmen¹³ zumindest bis Ende des 15. Jahrhunderts.

⁴ S. dazu und zum Folgenden Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. 2. Aufl. München 1961, Deckblatt 4 'Deutsche Rodungsnamen' und Deckblatt 6 'Genitivische Ortsnamen' (Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte 2). — Sudetendeutscher Atlas. Hrsg. von E. Meynen. 2. Aufl. München 1955, Blatt 6 'Die deutschen Ortsnamen in Böhmen und Mähren-Schlesien' von E. Schwarz.

⁵ Schwarz: Sprachräume 50.

⁶ Zatschek, Heinz: Die Witigonen und die Besiedlung Südböhmens. DALV 1 (1937) 110—130, hier S. 130.

⁷ Zatschek 116.

⁸ Zatschek Karte II nach S. 130.

⁹ Zatschek 114.

¹⁰ Simschitz 9. — Schmidt, Valentin: Kulturelle Beziehungen zwischen Südböhmen und Passau. MVGD 45 (1907) 112—120, hier S. 112. — Zatschek 129.

¹¹ Schmidt 117.

¹² Zatschek 129.

¹³ Schmidt 114 ff.

Dies beweist ein Zinsregister des Rosenbergschen Gerichtes Reichenau an der Malsch vom Ende des 15. Jahrhunderts, in dem die Leistungen zunächst in bayrischer, dann erst in böhmischer Währung aufgeführt sind¹⁴. Peter IV. von Rosenberg hat dann 1502 Reichenau mit drei anderen Ortschaften dem Klarissinnenkloster in Krumau tauschweise gegen die in der NhSZ liegenden Dörfer Riegerschlag, Draschhof und Klein-Radeinles überlassen¹⁵.

Auch Beziehungen zwischen der NhSZ und dem Land südlich der Donau sind möglich; denn der Stadtpatron von Neuhaus war St. Hippolyt, was auf eine Verbindung zum Hippolytkloster St. Pölten hinweist¹⁶.

Bei der Erschließung des westlichen Südmährens und der NhSZ waren auch Oberpfälzer beteiligt. Dies bezeugen Restlautungen sogenannter gestürzter Diphthonge, wie sie BERANEK für die nördliche NhSZ (*rëigvšlō* = ON Riegerschlag < mhd. *Rüedegêrsslac*) und für die benachbarten Datschitzer Randorte (u. a. *tëizl* = Tüchlein < mhd. *tüechlin*) aufgezeichnet hat¹⁷. Eine Verbindung der NhSZ zu der im Nordosten vorgelagerten Iglauer Sprachinsel, die einen nordbairischen Dialekt spricht, liegt nahe. SCHWARZ hat anhand von deutschen Ortsnamen eine Siedlerbrücke zwischen dem Westen Südmährens und der Iglauer Sprachinsel wahrscheinlich gemacht¹⁸. Bestimmenden Einfluß auf die Mundart Südmährens konnten die nordbairischen Siedler indessen nicht nehmen.

Im Gegensatz zu weiten Teilen Böhmens, wo sich um 1300 bereits eine deutliche Sprachgrenze herausgebildet hatte, siedelten in Südmähren Deutsche neben Tschechen, was sich u. a. in der gegenseitigen Übernahme zahlreicher Orts- und Flurnamen manifestiert hat. Die neuzeitliche Sprachgrenze bildete sich erst relativ spät aus¹⁹. Während die Kolonisationsarbeit in der südlichen NhSZ überwiegend von Deutschen geleistet wurde, kolonisierten im Norden seit der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts Deutsche und Tschechen gemeinsam. Ihren Niederschlag hat diese Nachbarschaft bei den Deutschen nicht zuletzt in zahlreichen tschechischen Lehnwörtern gerade in der nördlichen NhSZ gefunden.

So heißt z. B. im Norden der Sprachzunge die Musikantenbühne *Musikpalanda f.* (tschech. *palanda* = bühnenartiger, hochgestellter Schlafplatz für das Gesinde), der Kienspan *Lutsche f.* (tschech. *louč*, mda. *luč* = Kienholz, -span). Die Mehrzahl der Lehnwörter ist auch in der Nachbarschaft der NhSZ zu finden, teilweise auch in anderen sprachgrenznahen Gebieten der Sudetenländer, etwa: (*Spiel*)*Panna f.* ‚Kinderpuppe‘ (tschech. *panna*) in der nördlichen NhSZ, nördlichen Iglauer Sprachinsel und im mittleren Böhmerwald;

¹⁴ Mörath, Anton: Kleine Beiträge zur Geschichte der Deutschen im südlichen Böhmen und insbesondere in Krumau. VIII. Ein deutsches Zinsregister des Gerichtes Reichenau a. d. Malsch vom Ende des 15. Jahrhunderts. MVGDDB 45 (1907) 445—556, hier S. 555 f.

¹⁵ Mörath 554.

¹⁶ Simschitz 8.

¹⁷ Beranek 282.

¹⁸ Schwarz: Sprachräume 101 ff.

¹⁹ Zu den Nationalitätenverhältnissen in der NhSZ s. Schwarz, Ernst: Volkstumsgeschichte der Sudetenländer. 2 Bde. Teil 1: Böhmen. Teil 2: Mähren-Schlesien. München 1965—66, hier Teil 1, S. 447 ff. und Abbildung 81 ‚Sprachgrenze der vorhussitischen Zeit in Südböhmen‘.

Kudelf. ‚weiblicher Hund‘ (tschech. *kudla* = Dirne) und Hosen(t)schanda m. ‚Hosenträger‘ (tschech. (*k*)šanda, mähr.-mda. čanda) in der nördlichen NhSZ, Budweiser Sprachinsel und im Saazer Land. In den meisten Fällen, wo tschechische Lehnwörter im sudetenländischen Sprachraum größere Gebiete bilden, ist die NhSZ mit einbezogen. Tragatsch m. (tschech. *trakač*) ‚Leiterschubkarren‘ gilt neben der nördlichen NhSZ im Süden des Böhmerwaldes einschließlich Budweiser Sprachinsel, am Nordrand des östlichen Südmähren und in den Sprachinseln von Brünn, Wischau, Olmütz und Wachtel-Deutsch Brodek²⁰. (T)schischka m. (tschech. *šiška*) ‚Tannenzapfen‘ umfaßt die NhSZ samt benachbartem Westsüdmähren, Teile des mittleren Böhmerwaldes und Südböhmens, die Iglauer und Wischauer Sprachinsel sowie sprachgrenznahe Gebiete im Westen und Norden Böhmens²¹; in der Zusammensetzung Kukuruz-schischka wird das Wort in der nördlichen NhSZ und der Budweiser Sprachinsel auch als Bezeichnung des Maiskolbens verwendet. Vom mittleren Böhmerwald bis in die NhSZ gilt Malina(bee)re f. (tschech. *malina*) für die Himbeere, ebenso am Südostrand Westböhmens und am Ostrand des Kuhländchens. Wie DWA 10, Karte ‚Himbeere‘ zeigt, greift das Wort auch vom Böhmerwald und der NhSZ nach Ober- und Niederösterreich aus. Spunt m. ‚Flaschenkorken‘ ist in den Sudetenländern ebenfalls als Entlehnung aus dem Tschechischen anzusehen. Das Wort kam mit dem italienischen Weinhandel nach Deutschland und ist seit dem 11./12. Jahrhundert als Doppelform belegt: ‚Spunt‘ (< lat. *expungere*) und ‚Punt‘ (< lat. *pungere*; ital. *punto*)²². Nach Aussage von DWA 18, Karte 3 ‚Korken‘ gilt heute ‚Punte‘ in der Schweiz, ‚Punten‘ neben ‚Spunten‘ im Elsaß, Breisgau und Schwarzwald. Die Sudetenländer haben für den Flaschenkorken Bezeichnungen des Typs ‚Stöpfel/Stöpfel‘, nur die nördliche NhSZ, der untere Böhmerwald und Südböhmen entlang der Sprachgrenze, die Budweiser und der Nordzipfel der Iglauer Sprachinsel kennen ‚Spunt‘. Einzelbelege finden sich in der südlichen NhSZ, bei Brünn, Znaim, im Böhmerwald, in West-, Nordwest- und Nordböhmen entlang der Sprachgrenze, im Brüx-Duxer Kohlenrevier, das bis 1945 einen hohen Anteil tschechischer Arbeiter hatte, sowie im Ostschlesischen von Teschen bis Opeln. Vergleicht man die Verbreitung des Wortes mit den oben beschriebenen Geltungsbereichen der übrigen Lehnwörter, so spricht in den Sudetenländern alles für eine Übernahme des tschech.-mda. *špunt*.

Nach diesem Exkurs in die Lehnwortgeographie, die den bis in die mittelalterliche Besiedlungszeit zurückreichenden Kontakt beider Völker deutlich macht, soll im Folgenden anhand der Wortgeographie die Stellung der NhSZ innerhalb des sudetendeutschen und gesamt-bairischen Sprachraumes herausgearbeitet werden. Die Altertümlichkeit der Mundart kommt nicht nur im Phonetischen zum Ausdruck, auch in lexikalischer Hinsicht stellt die NhSZ ein Rück-

²⁰ Schwarz, Ernst: Sudetendeutscher Wortatlas. 3 Bde. München 1954—57, hier III, Karte 101.

²¹ Schwarz: SWA I, Karte 33.

²² Grimm, Jakob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. 16 Bde. Leipzig 1854—1954, hier X/2/1, 230.

zugsgebiet dar. Während z. B. der Großraum Wien als Bezeichnung für die Tasse das aus dem Italienischen stammende moderne Tatz(e)lein (*tatsl*, -*vl*; < ital. *tazza*) hat, spricht die nördliche NhsZ und ein schmaler Streifen in Westsüdmähren noch Schale (*šǫln*)²³. Das im Mittelbairischen einmal weit verbreitete Wort krigelecht, -ig ‚heiser‘²⁴ ist auf böhmisch-mährischer Seite nur noch in der nördlichen NhsZ (*krīhlēt*) und im Nordzipfel des östlichen Südmährens samt Wischauer Sprachinsel gebietsbildend, sonst nur noch in Einzelbelegen nachgewiesen²⁵. DWA 15, Karte 9 ‚Lerche‘ zeigt, daß die NhsZ zusammen mit der Iglauer Sprachinsel die dem Althochdeutschen *lérībha*, *lérabha* noch sehr nahestehende Lautung *lěvřoxv* kennt, während in der Nachbarschaft jüngere Lautungen des Typs ‚Lerche, -(e)lein‘ herrschen. In Südmähren und dem anschließenden Österreich hat das slawische Lehnwort Peitsche das alte Stammwort Geißel — von Einzelbelegen abgesehen — verdrängt; nur im Norden der NhsZ und der Iglauer Sprachinsel sowie in der Wischauer Sprachinsel hat sich ‚Geißel‘ (*goißl*, *govßl*) gehalten²⁶.

Der DWA liefert auch Beispiele dafür, daß die NhsZ isoliert im gesamtdeutschen Sprachraum steht, so bei den Synonymen für den Backenzahn²⁷. Während in der Umgebung einheitlich ‚Stockzahn‘ gilt, kennt die mittlere und nördliche NhsZ daneben auch Rachen Zahn (*rǫxvřtsqun*). Die Wörterbücher haben das Wort nicht verzeichnet. Ob ‚Rachenzahn‘ eine Eigenschöpfung der Sprachzunge darstellt oder als Restform eines ehemals weiteren Geltungsbereiches anzusehen ist, bleibt dahingestellt. Ähnlich isoliert verhält sich die NhsZ bei der Bezeichnung für die Stachelbeere²⁸. Nur hier und im angrenzenden Teil des Zlabingser Ländchens ist Zitzelein (*tsitsil*, *tsitsäl*) bekannt, das übrige Südmähren und Niederösterreich haben ‚Agrasel‘ nebst Varianten (zu mhd. *agrâz* = Obstbrühe < mittellat. *agresta*)²⁹, Südböhmen und der untere Böhmerwald ‚Marusel‘ (< tschech. *meruzalka*). Andernorts, etwa in der Oberpfalz, um Nürnberg³⁰, in Oberösterreich und der Steiermark³¹ taucht das Wort als Bezeichnung der Beere des gemeinen Sauerdornes (*berberis vulgaris*) auf. ‚Zitze‘ bedeutet ursprünglich ‚Brustwarze‘; ein Vergleich mit den Sauerdornbeeren bzw. der Stachelbeere liegt nahe³².

²³ DWA 18, Karte 13 ‚Tasse‘.

²⁴ Schmeller, Andreas: Bayerisches Wörterbuch. 2 Bde. 2. Aufl. München 1872—77, hier II, 1167.

²⁵ DWA 20, Karte 8 ‚heiser‘.

²⁶ DWA 12, Karte ‚Peitsche‘.

²⁷ DWA 20, Karte 4 ‚Backenzahn‘.

²⁸ DWA 11, Karte 10 ‚Stachelbeere‘.

²⁹ Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 18. Aufl. Bearb. von Walter Mitzka. Berlin 1960, S. 736 s. v. ‚Stachelbeere‘.

³⁰ Schmeller II, 1167.

³¹ Marzell, Heinrich / Wissmann, Wilhelm: Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. Leipzig 1943 ff., Bd. 1, S. 570. — Grimm XV, 1723.

³² Schwarz: SWA II, 35. — Die Erklärung bei Tank, Ilse: Wortgeographie der Stachelbeere. Diss. Marburg 1947 (Masch.), S. 117, wo ‚Zitzelein‘ wegen der hellgeadernten Schale der Stachelbeere mit tschech. *žila* = Ader in Verbindung gebracht wird, kann nicht überzeugen.

Innerhalb der sudetendeutschen Dialekte steht die NhSZ allein bei folgenden Wörtern (in Auswahl): Bögel, -lein m. (*bēigl*) = Fischnetz, das mit Hilfe einer gebogenen Rute an einer Stange befestigt ist; Butterrecht n. (*butret*) = Rückstände beim Butterauslassen; Grefhenne f. (*grēifhein*) = Rebhuhn; Gähher m. (*gōh̄er, gāh̄er*) = Dohle; Brändel m. (*brandl*) = Deckname des Teufels. Inwieweit dieser Katalog Isolatwörter der NhSZ darstellt oder ob Beziehungen, etwa nach Bayern, bestehen, kann erst entschieden werden, wenn entsprechende Vergleichsmöglichkeiten vorhanden sind. Nach Auskunft der Wiener Wörterbuchkanzlei sind diese Bezeichnungen in Österreich nicht belegt.

Die bisher angeführten Beispiele aus der Wortgeographie haben gezeigt, daß die NhSZ auch im Wortgut ihren beharrlichen bzw. eigenständigen Charakter zeigt. Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, ob aufgrund wortgeographischer Bezüge ein besiedlungsmäßiger Zusammenhang auch über das angrenzende Niederösterreich hinaus — was unbestritten ist — hergestellt werden kann. Die Behauptung von WEINELT³³, daß sich Übereinstimmungen zwischen der NhSZ und dem benachbarten Südböhmen nicht erbringen lassen, ist in dieser Absolutheit nicht aufrechtzuerhalten. Die Sprachzunge geht zwar in zahlreichen Fällen mit Südmähren³⁴, doch sind Verbindungen auch mit Südböhmen und dem anschließenden Böhmerwald vorhanden. Z. B. kennen nur die nördliche und mittlere NhSZ und Südböhmen (in Einzelbelegen) T a u c h e f., m. (*tāuh̄e*) = Soße. Um Gratzen in Südböhmen ist Ohrschleufer m. (*ōv̄šlūif̄e*) ‚Ohrwurm‘ bekannt, die ältere Bildung Ohrschleufe m. (*ōvr̄šlūif*) hat die NhSZ³⁵. Vom mittleren Böhmerwald bis in die NhSZ reicht die Bezeichnung Bögel-, Bogenmann m. (*bēigl-, bōuymō*) für den Wassermann³⁶. Im größerräumigen Zusammenhang gilt vom mittleren Böhmerwald bis ins westliche Südmähren A n s a g e r m. (*on-, ōusōḡe*) für den Gemeindediener³⁷. Auch bei bestimmten Eßgewohnheiten und Bräuchen korrespondiert die NhSZ mit Südböhmen und dem Böhmerwald³⁸. So werden z. B. vom mittleren Böhmerwald bis in die NhSZ am Heiligen Abend Krapfen gegessen, im oberen Böhmerwald hingegen Striezel, in Südmähren Gugelhupf. Während die Weihnachtsbescherung in ihrer ältesten Form in den Sudetenländern am 25. Dezem-

³³ Weinelt, Herbert: Untersuchungen zur landwirtschaftlichen Wortgeographie in den Sudetenländern. Brunn-Prag-Leipzig-Wien 1938, S. 151 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 2).

³⁴ Beispiele u. a. im DWA und bei Schwarz: SWA.

³⁵ Schwarz: SWA III, 30 und Karte 91 ‚Ohrwurm‘.

³⁶ Wolf-Beranek Hertha: Hausgeister und Kinderschrecker in den Sudetenländern. JbODV 15 (1972) 104—131, hier S. 125 und Karte 7 ‚Wassergeist‘. — Die Etymologie des Wortes ist unklar. Vielleicht besteht eine Beziehung zu dem in der NhSZ bekannten ‚Bögel‘ = Art Fischnetz (s. oben). Dafür spricht die Verbreitung; denn ‚Bögel-, Bogenmann‘ ist im Gebiet der südböhmischen Fischteiche beheimatet.

³⁷ Kühnel, Horst: Wortgeographische Untersuchungen zur ländlichen Sozial- und Wirtschaftsordnung der Sudetendeutschen. München 1969, S. 81 f. und Karte 20 ‚Gemeindediener (b)‘ (Wissenschaftliche Materialien und Beiträge zur Geschichte und Landeskunde der böhmischen Länder 10).

³⁸ Das Folgende nach einer freundlichen Mitteilung von Frau Dr. H. Wolf-Beranek.

ber früh stattfand, wurden im Böhmerwald und in der NhSZ bis in die Gegenwart die Kinder kurz vor oder nach der Christmette zur Bescherung geweckt.

Mehrere im DWA und ADVk veröffentlichte Karten deuten auf eine Verbindung der NhSZ nach Oberösterreich und Bayern. DWA 11, Karte 6 ‚Mohrrübe‘ zeigt, daß im bairischen Dialektraum allein in der NhSZ die Lautung *mīvr̥v* für Möhre gebietsbildend ist. Sonst gilt im bairischen Verbreitungsgebiet von ‚Möhre‘, d. h. vom mittleren Böhmerwald bis ins Znaimer Ländchen und daran anschließend in einer breiten Zone bis ins Südbairische die Lautung *mēvr̥v* und Varianten. Sie zeigt die lautgerechte Entwicklung von mhd. *ö* vor *r*: mhd. *mörhe* < ahd. *moriba*, wobei der *i*-Svarabhakti — analog etwa zu ‚Föhre‘ < ahd. *foriba* — den Umlaut bewirkt hat³⁹. Auch in der NhSZ wurde mhd. *ö* vor *r* zu *ē*, während in den anderen Fällen mhd. *ö* mit dem primären Umlauts-*e* zusammengefallen ist⁴⁰. Somit hätte mhd. *mörhe* auch in der NhSZ *mēvr̥v* ergeben müssen, wie etwa *fēvr̥v* ‚Föhre‘, *tēvfv* ‚Dörfer‘ usw.⁴¹. *mīvr̥v* setzt demnach ein mhd. **mürhe* voraus, d. h. den sogenannten echten oder alten Umlaut des mhd. *o*, wie er z. B. in den Oppositionen ‚Topf : Tüpflein‘, ‚Knopf : knüpfen‘, ‚Roggen : rüggen‘ vorhanden ist⁴². Die Lautung *mīvr̥v* ist deshalb alt.

Nun tauchen Schreibungen wie ‚Miere/Miern‘ auch im mitteldeutschen Sprachgebiet auf, etwa im Schlesischen um Liegnitz und Sagan, im Kuhländchen, in der Bielitzer Sprachinsel, um Erfurt, Einzelbelege auch in Nordböhmen und anderswo. Diese Formen sind jedoch lautgerechte Entwicklungen des mhd. *ö* bei Dehnung⁴³, stehen also in keinem Zusammenhang mit *mīvr̥v* in der NhSZ.

In Bayern hingegen (s. Abbildung 1), westlich und südlich von Passau, sind ebenfalls vereinzelte *i*-Lautungen nachzuweisen. In diesem Raum gilt wie im Schwäbisch-Alemannischen, Rhein-, Süd- und Ostfränkischen ‚Gelr‘übe‘ / ‚gele R‘übe‘. Das Kompositum taucht Anfang des 16. Jahrhunderts erstmals in einer schriftlichen Quelle in Basel auf, ist aber altes Schweizerdeutsches Stammwort⁴⁴ und hat von hier aus, bis auf Restformen, ‚Möhre‘ verdrängt⁴⁵. Heute trennt die bairisch-österreichische Landesgrenze im wesentlichen ‚Gelr‘übe‘ von ‚Möhre‘. Zu den im Westen stehengebliebenen Restformen zählen auch die oben angeführten Lautungen des Typs mhd. **mürhe* bei Passau, sind also alt und werden einmal einen größeren Geltungsbereich gehabt haben. *mīvr̥v* in der NhSZ ist offensichtlich keine Rückzugsform, da im anschließenden Österreich

³⁹ Zum Problem ausführlich Schrader, Edda: Die räumlichen und historischen Schichten in der Synonymik für ‚Mohrrübe‘. In: Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen. Untersuchungen zum Deutschen Wortatlas. Bd. 4. Gießen 1964, S. 355—470, hier S. 378 ff.

⁴⁰ Beranek 68 f.

⁴¹ Weitere Beispiele bei Beranek 68 f.

⁴² Kranzmayer 39 f.

⁴³ Unwerth, Wolf von: Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt. Breslau 1908, S. 17 (Wort und Brauch 3). — Wenzel, Fritz: Studien zur Dialektgeographie der südlichen Oberlausitz und Nordböhmens. Marburg 1920, S. 16 (Deutsche Dialektgeographie 6).

⁴⁴ Schrader 389 f., 393.

⁴⁵ Schrader 394.

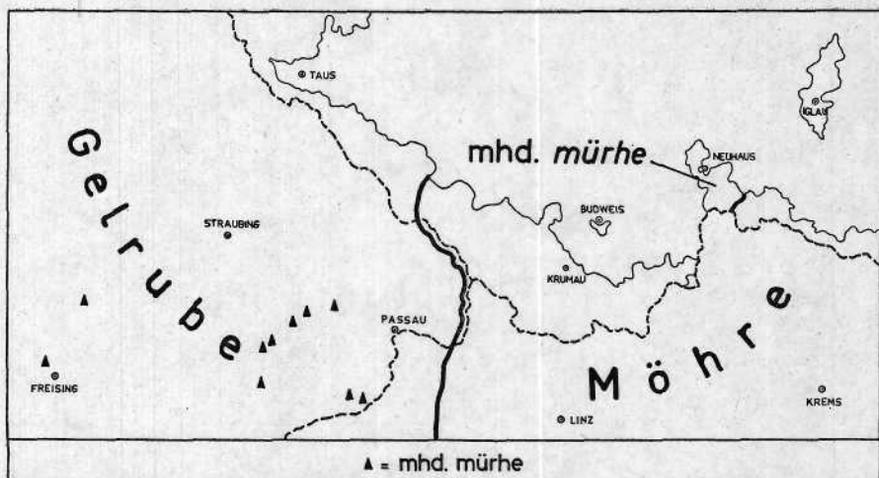


Abbildung 1

zumindest Einzelbelege dieser Lautung stehengeblieben sein müßten, was nicht der Fall ist. In Anbetracht dessen, daß zwischen Passau, den Witigonen und der NhSZ enge Kontakte bestanden haben (s. oben S. 269), spricht alles dafür, daß mhd. **mürhe* während der mittelalterlichen Kolonisationszeit vom Passauer Raum in die Sprachzunge gekommen ist.

Einfluß aus dem Westen, d. h. aus dem mittelbairisch-nordbairischen Berührungsraum, läßt sich auch an der Synonymik für ‚barfuß‘ ablesen⁴⁶. Von den beiden Bezeichnungen, die in diesem Zusammenhang relevant sind: *barfuß*, *-füßecht* und *bloßfüßig*, *-füßecht*, ist letzteres ein typisch österreichisches Wort. Nur die Mittelsteiermark und, im Anschluß an Bayern, Süd- und Nordtirol sowie das nördliche Inn- und Hausruckviertel kennen ‚barfuß‘. Der Süden der Sudetenländer stellt sich als Fortsetzung der österreichischen und bayrischen Sprachlandschaft dar — mit Ausnahme der NhSZ und der Wischauer Sprachinsel. Von Südmähren bis in den unteren Böhmerwald gilt ‚bloßfüßig‘, vom mittleren Böhmerwald nach Norden ‚barfüßig, -füßecht‘, in Westböhmen ‚barfuß‘, beide Male im Anschluß an das benachbarte Bayern (s. Abbildung 2). Daß die Sprachverhältnisse — zumindest auf sudetenländischer Seite — alt sind, beweist die Wischauer Sprachinsel. Hier gilt, wie in Teilen Nordmährens, ‚barfüßig‘. Mitteldeutsch-nordmährische Einflüsse im östlichen Südmähren sind zahlreich⁴⁷. Man wird demnach auch ‚barfüßig‘ in der Wischauer Insel dazu rechnen dürfen. Nach Nordmähren wird das Wort von Siedlern aus Ostfranken mitgebracht worden sein, wo es ebenfalls bekannt ist⁴⁸. Die NhSZ schließlich hat gemeinsam mit der Iglauer Sprachinsel *barfuß* (*bōfwvs*; im Nor-

⁴⁶ DWA 20, Karte 5 ‚barfuß‘.

⁴⁷ Schwarz: Sprachräume 42 ff. und Abbildungen 8—10. — Beranek 289 ff.

⁴⁸ Zu den ostfränkischen Einflüssen in Nordmähren s. Schwarz: Sprachräume 270 ff.

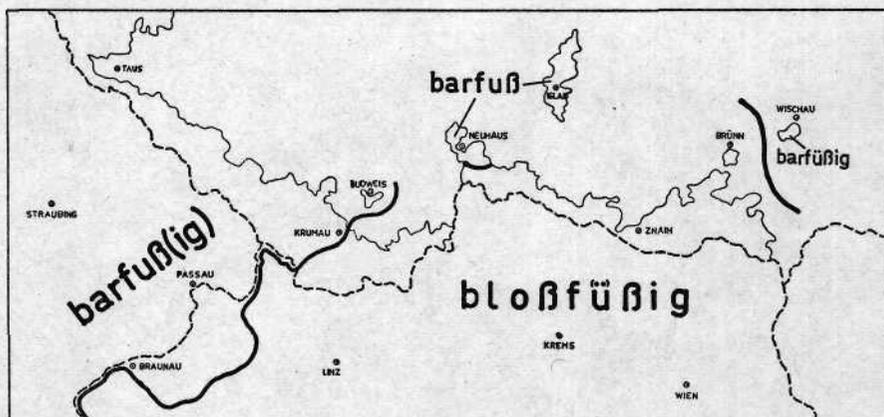


Abbildung 2

den der Iglauer Insel *bōrbōs*), stimmt also mit Westböhmen und Bayern überein. ‚Barfuß‘ ist bis jetzt auch die einzig bekannte, eindeutige wortgeographische Parallele zwischen der NhSZ und der Iglauer Sprachinsel. Die Übereinstimmung ist entweder den nordbairischen Siedlern zuzuschreiben, die in beiden Gebieten (s. oben S. 270) kolonisiert haben; in die NhSZ kann ‚barfuß‘ jedoch auch über Passau vermittelt worden sein.

Im Bereich Ernte und Erntebrauchtum haben sich alte, typische Bauernwörter erhalten, so z. B. in den Sudetenländern für das Fest nach Beendigung der Erntearbeiten ‚Sichellege‘, ‚Schnitthahn‘ und ‚Abschnitt‘⁴⁹. Abschnitt (s. Abbildung 3) gilt in der NhSZ (*šnit*, *-šnīd* m. u. n.), im südlichen Westböhmen, hier auch in den Zusammensetzungen ‚Abschnittfest, -tanz‘, einmal ist es im Schönhengst und mehrmals in Nordmähren belegt. ADVk, AF Karte 78 ‚Der Name des Erntefestes‘ zeigt, daß dieselbe Bezeichnung auch im Nordbairischen von Amberg bis Wunsiedel und verstreut auch im Ostfränkischen um Bamberg und Coburg belegt ist⁵⁰. Man kann demnach ‚Abschnitt‘ in der Bedeutung ‚Erntefest‘ als nordbairisch-ostfränkisches Wort definieren. Wie seine Verbreitung in Böhmen und Mähren zeigt, muß das Wort bereits den mittelalterlichen Kolonisten bekannt gewesen sein. Durch ostfränkische Vermittlung kam es in den Schönhengst und nach Nordmähren⁵¹, wo es heute nur noch sporadisch auftritt, durch nordbairische Vermittlung nach Westböhmen und — wieder ein Beweis dafür, daß kolonisationsbedingte nordbairische Einflüsse vorhanden sind — in die NhSZ.

Aufgabe der vorliegenden Untersuchung war es, anhand ausgewählter wort- und formengeographischer Beispiele die Sonderstellung der NhSZ im bairischen

⁴⁹ ‚Schnitt‘ in der Bedeutung ‚Getreideernte‘ ist bereits im Mhd. häufig belegt, insbesondere für das Oberdeutsche; s. Grimm IX, 1346 f.

⁵⁰ ‚Abschnittbier‘ gilt zwar in einem kleinen Gebiet nördlich von Ulm, ist aber für die Beurteilung der Verhältnisse im böhmisch-mährischen Raum nicht von Bedeutung.

⁵¹ Zu den ostfränkischen Einflüssen im Schönhengst s. Schwarz: Sprachräume 298 ff.

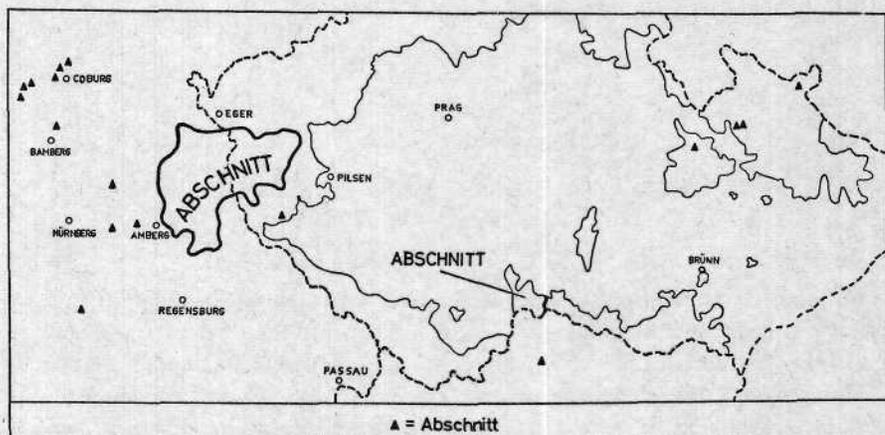


Abbildung 3

Dialektraum herauszuarbeiten. Lehnwörter dokumentieren die engen Beziehungen mit den tschechischen Nachbarn, die bis ins Mittelalter zurückreichen (*Pa-landa; Lutsche* und mehr). Wörter wie *Schale, krigelecht* und *Geißel* charakterisieren die NhSZ als Rückzugsgebiet. Wortgeographische Eigenständigkeit in Bezug auf den gesamtdeutschen Sprachraum beweisen *Rachenzahn* und bedingt auch *Zitzelein*. Kontakte mit Südböhmen sind vorhanden (*Tauche; Ohrschleufe(r); Bögelman*), ebenso mit dem Passauer (mhd. **mürhe*; u. U. *barfuß*) und dem Oberpfälzer Raum (*Abschnitt*; u. U. *barfuß*).

In wortgeographischer Hinsicht nordbairische Einflüsse in der NhSZ weiter zu verfolgen, ist gegenwärtig schwierig, da noch entsprechende Vergleichskarten zu Österreich und Bayern fehlen. Kontaktwörter zwischen Westböhmen und der NhSZ sind vorhanden, u. a.: *Geschäft n.* = Geschlechtsorgan; *Schellef.* = Hode; *Sensnagel m.* = Handgriff am Sensenstiel; *Gesott* bzw. *Windgesott n.* = Spreu⁵². Bei der Beurteilung der nordbairischen Einflüsse in der NhSZ ist auch zu beachten, daß bei den zahlreichen wortgeographischen Parallelen, die zwischen Westböhmen und der Iglauer Sprachinsel bestehen, die NhSZ ausgespart bleibt. Es muß deshalb in Betracht gezogen werden, daß die nordbairischen Siedler der Sprachzunge nicht nur über die Iglauer Sprachinsel nach Süden gekommen sein können, sondern unmittelbar aus dem Altland, und zwar über Passau und die Witigonen, ins Neuhaus-Neubistritzer Gebiet versetzt wurden. Die Verbreitung von ‚Abschnitt‘ im Nordbairischen weist — bei aller Vorsicht, die aufgrund weiterer, bis jetzt noch fehlender Übereinstimmung geboten ist — in die nördliche Oberpfalz, während die Siedler in der Iglauer Sprachinsel bekanntlich aus der mittleren und südlichen Oberpfalz stammen⁵³.

⁵² Schwarz : SWA III, Karte 102 ‚Die beim Dreschen abfallende Spreu‘.

⁵³ Schwarz : Sprachräume 95 f.

RINGS UM DEN KORB IM SUDETENLAND

Eine kultur-, wirtschafts- und sprachgeschichtliche Untersuchung

Von *Hertha Wolf-Beraneke*

Bei oberflächlicher Betrachtung muß das Thema als wenig versprechend erscheinen, doch stellt sich bei der Beschäftigung mit ihm bald heraus, daß es voller Fragen und Probleme ist, die einer genaueren Untersuchung wert sind.

Unter dem Korb allgemein verbirgt sich eine Vielzahl von Formen, Anwendungsbereichen und Bezeichnungen, die, wie sich herausstellen wird, in den Sudetenländern von Stamm zu Stamm wechseln und damit das Tohuwabohu nur noch vergrößern. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Wortschatz, aber auch die Volkskultur einer Landschaft, dem Gesichtskreis und der stammlichen Veranlagung seiner Bewohner entspricht. Das heißt in unserem Fall, daß stammliche Zugehörigkeit, siedlungsgeschichtliche Zusammenhänge und die slawische Nachbarschaft die Grundbezeichnungen, geographische, geophysische und wirtschaftliche Gegebenheiten die Formen und deren Verteilung im Raum geprägt haben, die ihrerseits, soweit es sich um Wirtschaftskörbe handelt, im Laufe der Zeit durch wirtschaftsgeschichtliche Veränderungen abgewandelt bzw. den neuen Anforderungen angepaßt wurden. Die Haushaltskörbe hingegen unterlagen außer einer natürlichen Entwicklung in Richtung Zweckmäßigkeit auch der jeweiligen Mode, wobei dem Angebot durch wandernde Händler sowie auf Märkten und Jahrmärkten eine ganz besondere Rolle zufiel.

Schwarz hat sich in seinem Wortatlas bei der Behandlung des Rückenkorbes¹ und des Handkorbes² diesen Schwierigkeiten ebenfalls gegenübergesehen, wie er in beiden Artikeln ausdrücklich dartut.

Die Dinge des täglichen Lebens, um die sich, um mit der alten Nomenklatur zu sprechen, die Sachvolkskunde bemüht hat oder sich bemühen wollte, lassen sich nur behandeln, wenn neben der Benennung gleichzeitig eine Skizze des Gegenstandes vorliegt, da das aufgezeichnete Material nur so transparent und einordnungsfähig wird. Die Ausfüllung der Fragen nach den Körben in Fragebogen 53 des Sudetendeutschen Wörterbuchs stellt den Auswerter vor die gleichen schwierigen sprachlichen Probleme, auf die Schwarz hinweist. Erst die Frage des Archivs für sudetendeutsche Volkskunde „Benennen Sie bitte an Hand von Zeichnungen alle in ihrer Heimat üblich gewesenen Arten von Körben nebst Angaben der besonderen Verwendungszwecke“ machte die vorliegende Untersuchung möglich. Die guten bis sehr guten Skizzen und insbeson-

¹ Schwarz, Ernst: Sudetendeutscher Wortatlas. 3 Bde. München 1954—1958, hier Bd. 2, S. 9 ff. und Karte 41.

² Ebenda 13 f. und Karte 45.

dere die oft sehr weit reichenden Erläuterungen für rund fünfhundert Orte schufen dafür die Grundlage. Auf eine Heranziehung des Wörterbuchmaterials wurde, außer bei den Synonymen für Korb, verzichtet, um jeder Ungenauigkeit aus dem Wege zu gehen. Was aber nicht besagen soll, daß Vergleiche von Kartenskizzen unterlassen wurden, die aber wegen der oben angeführten Schwierigkeiten nur in wenigen Fällen möglich waren. Nicht eingezeichnet wurden in die Karten auch Belege des volkskundlichen Archivs, die keine Skizzen bei sich hatten und deren Sachinhalt daher nicht eindeutig war. So kamen die leeren Stellen in den Karten zustande, die aber die gesamte Aussagekraft nicht beeinträchtigen.

Der Gebrauch des Korbes ist alt und reicht bis in germanische Zeit zurück, in der es bereits mehrere Gattungen davon gab³, von denen nicht alle geflochten waren. Hier sollen nur geflochtene Körbe behandelt und auf eventuelle andere Tragmöglichkeiten lediglich am Rande verwiesen werden.

Die Wirtschaftskörbe wurden während des Winters meist auf den Bauernhöfen selbst hergestellt, das Material war meist vorhanden bzw. wurden Korbweiden wie in Südmähren und an den Flußläufen besonders gezogen⁴. Daneben gab es auch haupt- und nebenberufliche *Korbflechter*, so im gesamten sudenteutschen Gebiet benannt, mit Ausnahme des Schönhengsts, wo er *Korbstricker*, und des nördlichen Böhmerwaldes, wo er *Korb-* bzw. *Kürbenzeuner* hieß. Die daneben vorkommende Benennung *Korbmacher*, verstreut über das gesamte Gebiet, scheint jüngeren Datums zu sein. Zur Zeit als noch überall Weidewirtschaft betrieben wurde, gehörte das Korbflechten auch zum Winterberuf der Hirten. Korbmacher gingen aber auch auf die Stör und flochten bei den Bauern neue Körbe, für die immer Bedarf war, oder besserten alte aus.

Sachlich gesehen stehen einander flechten mhd. *vlēhten*, zainen mhd. *zeinen*, zeunen mhd. *ziunen* und weben mhd. *weben* sehr nahe. Alle bedeuten flechten, weben, darüber hinaus wirken, spinnen. Die Flechttechnik verschiedenster Art spielte ja auch seit den ältesten Zeiten in der Wirtschaft, im Haushalt, beim Hausbau (Wand und Dach), bei der Uferbefestigung und bei der Schiffbarmachung von Bächen und Flüssen, aber auch im Wehrbau eine sehr wichtige Rolle und hatte sich in den einzelnen Sparten den jeweiligen Bedürfnissen, aber auch dem Material, das zur Verfügung stand oder das man zusätzlich zu gebrauchen gelernt hatte, angepaßt. Die Körbe sind davon nur eine Sparte.

Die Länder Böhmen, Mähren und Sudetenschlesien gehören zwar zu den waldreichsten Gebieten Mitteleuropas, hatten aber dennoch in den sudeten-deutschen Gebieten einen sehr heterogenen Waldbestand. Dichte nadelwaldbestandene Gegenden wie der Böhmerwald wechselten ab mit Mischwald und fast waldarmen Gebieten, wie Mittel- und Ostsüdmähren oder das Saaz-Poderm-Bilinerbecken. Diese Voraussetzungen bestimmten die Art des Materials zur Korbflechterei.

³ Hoops, Johannes: Reallexikon der germanischen Altertumskunde. 4 Bde. 1. Aufl. Straßburg 1911—1919, hier Bd. 3, S. 91.

⁴ Siehe dazu auch: Zinke, Anton: Die Korbflechterei im Elbtal. MNExKl 13 (1890) 45—47.

Die stabilsten und haltbarsten, aber auch vom Eigengewicht her schwersten Körbe wurden aus Wurzeln, besser gesagt, Wurzelbändern geflochten, die durch Aufspalten von Fichten-, Föhren- und Legföhrenwurzeln gewonnen wurden. Dazu eigneten sich am besten Fichten oder Föhren, die an Waldrändern standen und deren Wurzeln, nur wenig mit Erdreich bedeckt, oft meterweit in die Wiesen hineinragten. Sie lieferten sehr lange Bänder, die sich gut verarbeiten ließen. Es hat den Anschein, daß die Wurzelbänder früher in einem weit größeren Bereich zur Korbflechterei verwendet wurden und daß sich uns nur Reliktlandschaften erhalten haben. Frauen von Mitarbeitern berichteten, daß sie sich sogar noch an Wäschekörbe aus Wurzelbändern erinnern können. Grund und Ursache für das Abkommen war der Mangel an geeignetem Wurzelmaterial, hervorgerufen durch forstwirtschaftliche Veränderungen, die den Nadelwald zugunsten von Buchen- und Eichenbeständen zurückdrängten, aber auch durch das Verschwinden des Weidelandes, das meist unter den Pflug genommen wurde und damit der Entwicklung der begehrten und gebrauchten Wurzeln entgegenstand. Wurzelkörbe wurden nach der Jahrhundertwende noch fast ausschließlich im nördlichen Böhmerwald und im südlichen Westböhmen hergestellt. Von da aus gesehen finden sie sich sporadisch nach Norden bis ins Egerland, in den Ascherzipfel und von da nach Osten bis in die Gegend von Chiesch. Allerdings dürften sie hier, zumindest in der letzten Zeit, vom Böhmerwald her über Märkte, Jahrmärkte und Hausierhandel verbreitet worden sein. Vom nördlichen Böhmerwald nach Süden und Osten treffen wir sie nur wenig, gehäuft aber in der Neuhauser und Iglauer Insel wie auch im Zlabingser Ländchen, vor allem bei den Wirtschaftskörben an, während die Haushaltskörbe aus Weiden hergestellt waren.

Die Wurzelflechttechnik, bei der erst ein vollständiges Korbgerüst aus Zainen oder Spänen = dünne, flache Holzstäbe, gespalten aus Fichten- oder Föhren-, früher auch aus Eichenholz⁵, stehen mußte, bevor mit der eigentlichen Flechtarbeit begonnen werden konnte, hatte wohl die Spanflechterei angeregt und weiterentwickelt, als die Wurzeln rar wurden, denn bereits im mittleren und südlichen Böhmerwald wurden neben aufgespaltenen Haselruten Kiefernspäne verflochten. Man nannte die Verarbeitung dieser Späne hier *zaindln*, das zu *zainen* zu stellen ist. Im Erzgebirge und in dessen Vorland nannte man diese Späne *Schienen*. Man benützte hier allerdings zu ihrer Herstellung neben Fichten- und Kiefern- zumeist Eichenholz, das sehr haltbar war. Diese *Schienen-* oder *Spankörbe*, wie man sie nannte, herrschten im Raum zwischen Karlsbad und Teplitz-Schönau z. T. ausschließlich, und von da ab bis zum Riesengebirge neben den Weidenkörben vor. Ab dem Riesengebirge nach dem Osten verwendete man nur Weiden- bzw. in Nordmähren mitunter auch Birkenruten zum Flechten. Da die Weiden hier allgemein als *Ruten* bezeichnet wurden, finden sich die Erzeugnisse in diesem Gebiet als *Rutenkörbe*, dem die *Wieder-* (= Weide)*körbe* im Egerland gegenüberstehen. Um Bodenstadt nannte man die

⁵ Dazu heißt es bei Grimm XI, 2796 unter Kürbe 2 „Kürben aus Eichenholz zu machen wurde 1762 verboten“.

Späne *Flüschen*⁶ und die Erzeugnisse daraus *Flüschenkörbe*. Im waldarmen Mittel- und Ostsüdmähren benützte man vor allem Weidenkörbe. Die Bauern zogen die Korbweiden selbst und lieferten den Flechtern das Material für ihre Körbe.

Veränderungen in der Aufbereitung des Holzes zu Schienen und Spänen und der Weiden, die für Haushalts- und Rückenkörbe mehr und mehr im geschälten Zustand verwendet wurden, wie auch in der Verarbeitung dürften die im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts an vielen Stellen des Sudetengebietes entstandenen Lehrwerkstätten für Korbflechtereie mit sich gebracht haben. Da durch den Einsatz von Maschinen bei der Ernte und Druscharbeit in der Landwirtschaft mehr Menschen frei wurden, als man zunächst bei den schlechten Verkehrsverhältnissen in der Industrie unterbringen konnte, suchte man einen Teil von ihnen in der Korbflechtereie unterzubringen, was aber in den meisten Fällen mißlang. Diese Lehrwerkstätten hatten bis auf wenige nur eine kurze Lebensdauer; sie waren es wohl auch, die ausländisches Flechtmaterial wie Peddigrohr u. ä. zur Verarbeitung einführten und die Korbmöbelmode propagierten.

Alt als Flechtmaterial für Haushaltskörbe wie Backschüsseln, Semmel- und Brotkörbe für den Tisch u. ä. und taschenähnliche Behältnisse sind Roggenstroh, das sehr lang und biegsam ist, Binsen und Schilf. Alle diese Rohmaterialien mußten selbstverständlich auch erst aufbereitet, d. h. biegsam gemacht und aufgespalten werden, bevor man sie verarbeiten konnte.

Wie oben bereits erwähnt worden war, mußte zur Herstellung eines Wurzelkorbes erst ein Korbgerüst erstellt werden, das dann mit Wurzelbändern ausgefüllt wurde. Diese Arbeitstechnik entspricht in etwa der eines *Zeuners*⁷, dem früher die Uferverbauung und die Erhaltung der Fahrrinne für Schiffe auf Flüssen durch die Erstellung und Erhaltung von Wasserzäunen oblag. Das oben bereits erwähnte *Zaindln* = Verflechten von Kiefernspänen im mittleren und südlichen Böhmerwald ist eine vollkommen andere Flechttechnik, die dem Weben näher steht. Die Verflechtung von Spänen im Norden Böhmens war ähnlich.

Bei den Weiden- und Rutenkörben endlich wurde zuerst der Boden geflochten, in den man im mährisch-schlesischen Raum meist ein umflochtenes Holzkreuz, das dem Korb einen besseren Stand geben sollte, mit einflocht. Die sehr langen, starken Ruten wurden, sobald der Boden die gewünschte Größe erreicht hatte, nach oben gebogen und mit einem Reif zusammengehalten oder zusammengebunden. Der untere Korbansatz wurde sodann mit dem Boden stärker verflochten. Erst dann begann das Flechten von unten nach oben. Hatte der Korb eine gewisse Höhe erreicht, wurde aufgebunden bzw. der Reif, der die Ruten zusammengehalten hatte, entfernt. Jetzt folgte das Kürzen der Ru-

⁶ Vergleiche dazu: Schlesisches Wörterbuch I, 328: *Flusche* = dünnes, flaches Stück von etwas.

⁷ zu mhd. *ziunen* = flechten, umflechten, einschließen. Im Hochdeutschen geht es mit zäunen zu mhd. *zun*, *zoun* = Hecke, Gehege, Zaun, Umzäunung, durcheinander.

ten auf die gewünschte Länge und das Einsetzen stärkerer Ruten für den Rand, in den die überstehenden Rutenenden mitverflochten wurden. Die Henkelruten waren in Haarnadelform beim Beginn des Aufflechtens eingesetzt worden und brauchten jetzt nur noch umflochten werden, wobei die Enden der Umflechtung mit in den Rand verarbeitet wurden.

Letzten Endes führte die Weiterentwicklung, vor allem aber der Einsatz von Maschinen zur Herstellung von sehr billigen, meist rechteckigen Körben in verschiedener Größe, versehen mit einem Henkel, die aus sehr dünnen, breiten Spanbändern zubereitet waren. Sie waren für einen raschen Verschleiß bestimmt und wurden vor allem in den Obstgebieten des Sudetenlandes zum Versand von Beeren- und Steinfrüchten benützt. Ihre Zahl ging jährlich in die Tausende.

Wichtig für die Entwicklung und Verbreitung verschiedener Korbarten und Korbformen ist die Tatsache, daß zumindest in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in landwirtschaftlich weniger günstigen Gebieten die Korbmacherei als Hausindustrie betrieben und die Körbe durch Hausierhandel sowie auf Märkten und Jahrmärkten vertrieben wurden. So wurde aus dem Egerland berichtet, daß die dortigen Jahrmärkte neben einheimischen, vornehmlich von Korbflechtern aus dem Böhmerwald beschickt wurden, die vor allem sehr haltbare Wurzelkörbe anboten. In sprachgrenznahen Gebieten versuchten auch die Tschechen, die ausgezeichnete Korbmacher waren, ihre Erzeugnisse abzusetzen.

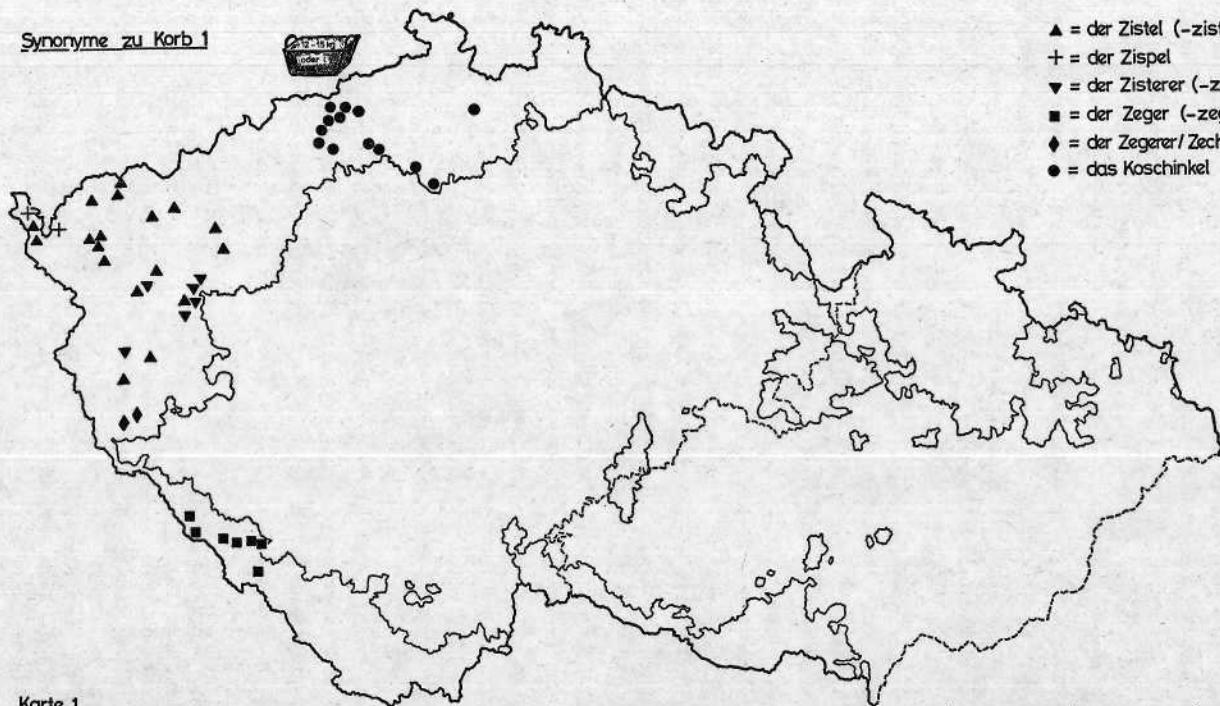
Bunt wie die Herstellungsart und das -material waren in den Sudetenländern, vor allem im Westen und Süden, auch die Grundbenennungen dessen, was wir unter dem hochdeutschen Begriff Korb zusammenfassen.

Karte 1 gibt einen Überblick über die Verbreitung der Benennungen *Zistel*/*Zispel* und *Zeker* in Westböhmen und im nördlichen Böhmerwald⁸ sowie von *Koschinkl* u. ä. im weiteren Elbetal. *Zistel* und *Zeker* bezeichnen überwiegend Handkörbe, doch wurde der *Zistel* auch in der Bedeutung Wäschekorb *Weschzistel* und Kinderkorb *Kinnazistel* neben einfachem *der Zistel*, *Erdäpfelzistel*, *Handzistel* (Handkorb), *Henkelzistel* (Henkelkorb) und *Zeker* ebenfalls als *Weschzeker*, *Erdäpfelzeker* und einfacher *Zeker* angeführt. Das Wort *Zistel* mhd. bereits als *zistel* auch bei *Jelinek* belegt, ist ein lat. Lehnwort, das sehr früh eingedeutscht wurde. Zugrunde liegt lat. *cista* bzw. *cistella*. *Grimm*⁹ gibt an: Handkorb verschiedener Form und Verwendungsart, wie dies tatsächlich im

⁸ Schwarz 13 f. und Karte 45. — Weinelt, Herbert: Untersuchungen zur landwirtschaftlichen Wortgeographie in den Sudetenländern. Brünn-Prag-Leipzig-Wien 1938, 212 S. und 37 Karten, hier S. 36 f. und Karte 7 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 2). — Braun, Hermann: Wortgeographie des historischen Egerlandes. Halle/Saale 1938, 228 S. und 32 Kartenskizzen, hier S. 145 f. und Karte 113 (Mitteldeutsche Studien 12). — Prexl, Maria: Wortgeographie des mittleren Böhmerwaldes. Brünn-Leipzig 1939, 63 S. und 78 Karten, hier S. 24 und Karte 59 (Arbeiten zur sprachlichen Volksforschung in den Sudetenländern 7).

⁹ Grimm XV, 1651. — Siehe dazu auch *Jelinek*, Franz: Mittelhochdeutsches Wörterbuch zu den deutschen Sprachdenkmälern Böhmens. Heidelberg 1911, S. 994. — Schmeller II, 1159.

Synonyme zu Korb 1



- ▲ = der Zistel (-zistel)
- + = der Zispel
- ▼ = der Zisterer (-zisterer)
- = der Zeger (-zege)
- ◆ = der Zegerer/Zeherer
- = das Koschinkel u. ü.

Karte 1

Entwurf: Dr. Wolf-Bezanek

sudetendeutschen Bereich s. o. auch zutrifft. Ferner heißt es dort: ein bair.-österreich. Mundartwort, in Österreich ein runder, tiefer Korb, der immer enger wird, zum Aufsammeln von Obst von der Erde. Dieser Schilderung entspricht der *Erdäpfelzistel* in Westböhmen. Bei Braun¹⁰ endet der Gebrauch des Wortes *Zistel* hart an der Landes- bzw. Staatsgrenze, reicht also nicht in das anschließende Bayern. Es fehlt bei ihm vollkommen im Ascher Zipfel, wo *Zistel* sowohl in der 53. Frageliste des Sudetendeutschen Wörterbuches als auch im Archiv für sudetendeutsche Volkskunde mehrfach als *Zistel* = schwingenähnlicher, niedriger Korb mit Henkel belegt ist. In Schönbach(Asch) und Schönbach(Wildstein), also in einem Gebiet, das Braun¹¹ ausdrücklich als Bewahrer alten Wortgutes angibt, findet sich die Dissimilationsform *Zispel*, die in *Mistel/Mispel* für die *Mistel*¹² eine Parallele hat. Den neuen Aufnahmen fehlt der *oamarkzistel* = Einkaufskorb zu einmarkten, einkaufen, den Schwarz¹³ in seiner Karte für den Raum Graslitz angibt. Im mittleren und südlichen Raum von Westböhmen war die Lautung *Zisterer* gebräuchlich, die eine Vielzahl von Parallelen in dieser Landschaft aufweist. Der *Zistel* als Erdäpfelkorb mit zwei oder einem Henkel war darüber hinaus ein Maßkorb, er faßte 25 kg oder Liter bzw. 12,5 kg oder Liter. Ähnlich wie *Zisterer* ist im Anschlußgebiet der *Zekerer* zu *Zeker* gebildet. Das *Zeker*-gebiet reicht vom südlichen Westböhmen, wo es den *Zistel* ablöst, bis in den mittleren Böhmerwald¹⁴ und über die Grenze nach Bayern. Schmeller gibt an, daß dieses Wort aus Böhmen stamme¹⁵. Tatsächlich reicht das Wort *Zeker*, allerdings in verschiedener Sachbedeutung, von den Alpen bis nach Schlesien¹⁶. Weinelt versucht das Wort, das bisher etymologisch nicht geklärt ist, von deutsch-tirolischem *zikel* = Ziehbrunnen, luserisch Wassereimer < lat. *situla* = Eimer, abzuleiten und verweist auf *cygjer* = eine Art Eimer * in Wilmesau¹⁷. Wenn das Wort, wie Schmeller annimmt, aus Böhmen stammt, dann bietet sich noch eine weitere Deutung an. Wie Machek¹⁸ anführt, benützten die Moldauflößer zum Fischfang ein sackartiges Netz, das sie *cícha*, altsched. als *ciecha*, *cajcha*, *cejcha* belegt, nannten. Er führt dieses Wort auf mhd. *zieche*, *ziech* = Bettdecke, Kissenüberzug, Sack zurück, das selbst eine sehr frühe Übernahme < gr. lat. *thēca* ist. Da das angeführte Netz wohl ursprünglich eine Art Reuse war (siehe dazu die Etymologie von Netz), wäre schon wegen der geographischen Lage der Zusammenhang mit Korb in diesem Raum gegeben. Darüber hinaus aber ergibt sich die Mög-

¹⁰ Braun 145 f. und Karte 113.

¹¹ Ebenda 160.

¹² Siehe Sammlungen des Sudetendeutschen Wörterbuches (weiterhin SW), Fragelisten 16 und 71, Kartenskizzen 16/22 und 71/39.

¹³ Schwarz Karte 45.

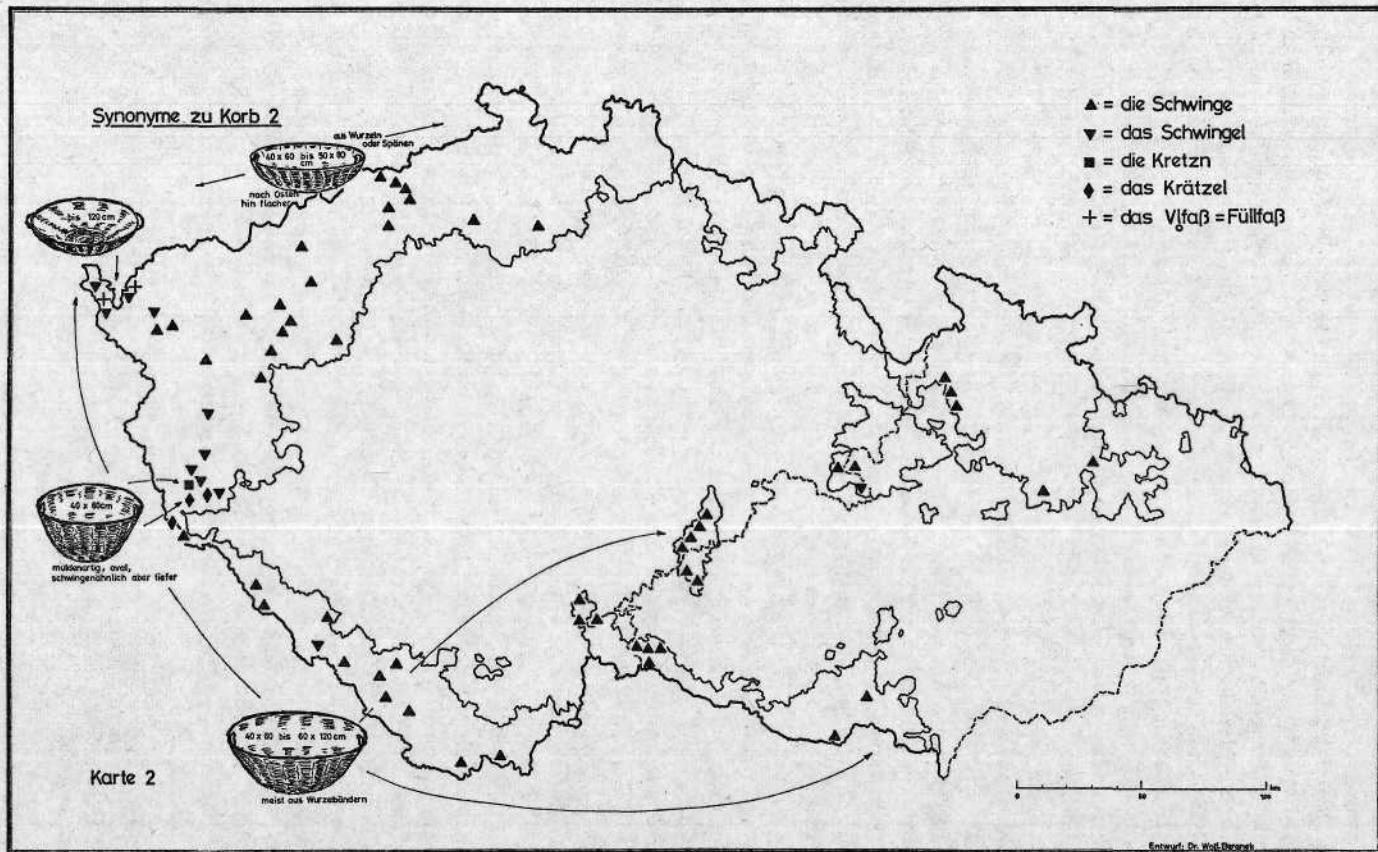
¹⁴ Ebenda 13 und Karte 45. — Weinelt 34—38 und Karte 7. — Prexl 24 und Karte 59. — Braun 145 und Karte 113.

¹⁵ Schmeller II, 1081.

¹⁶ Schwarz 13. — Weinelt 37.

¹⁷ Weinelt 37 und Anm. 1.

¹⁸ Machek, Václav: Etymologický slovník jazyka českého [Etymologisches Wörterbuch der tschechischen Sprache]. 2. Aufl. Prag 1968, S. 85.



lichkeit, zur Herstellung auch Bast, Binsen oder Schilf zu verwenden. Damit könnte eine Verbindung hergestellt werden zu dem aus Stroh, Bast oder Schilf geflochtenen schmalen, tiefen *Zecker* in Südmähren, der der Aufnahme von mitgenommener Verpflegung und zum Tragen von Zweiliterweinflaschen, daher auch *Flaschenzecker* genannt, diente, sowie zu dem taschenartigen *Zecker* in Nordmähren-Schlesien, der von den Frauen zum Einkaufen und insbesondere von den Mädchen als Schultasche, daher *Schulzecker*¹⁹, benützt wurde. Da *R a n k*²⁰ *cícha/cejcha* auch als Hopfensack kennt, ist damit auch die Bedeutung = Verhältnis zum Tragen gegeben. *G r i m m*²¹ gibt an: „Zecker, aus Böhmen stammender Handkorb aus Rohr, Bast, Binsen oder Stroh geflochten. In den Grenzländern ebenfalls verbreitet.“ *U n g e r - K h u l l* kennt ihn als breite Tasche aus Bast²².

Nur einmal belegt in Schönthal(Petschau) ist als Synonym zu *Zistel* das Wort *Rutscherl*, Vklf. *Rutscherla* (= Rutscherlein) = ein Handkorb von bauchiger runder Form mit einem Henkel. Vielleicht hängt sein Name mit seiner Form zusammen und ist an *die Rutschen* = Schaukel, Wiege anzuknüpfen. Da es sich um einen sprachgrenznahen Ort handelt, könnte auch an eine Anknüpfung an tsch. *ručka* = Händchen, Handhabe, Henkel, dazu das Adjektiv *ruční* gedacht werden.

Aus jüngerer Zeit, vielleicht aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, stammt wohl die im weiteren Umkreis des Elbtales gebräuchliche Bezeichnung *Koschinkel*, *Kuschinkel*, *Kotschinkel* und die Vollform *Koschinke* < tsch. *košinka* = Wagenkorb, Wagenflechte (siehe dazu Karte 1). Wie die Skizze auf der Karte ausweist, handelt es sich dabei um einen rechteckigen Korb aus groben Weiden mit einem Fassungsvermögen, das je nach Fruchtart zwischen 10 bis 15 kg schwankte, aber für eine bestimmte Frucht ohne nachzuwiegen als handelsverbindlich galt. Es war ein billiger Korb, der in Akkordarbeit hergestellt wurde und hauptsächlich zum Transport von Kirschen, Pflaumen und ähnlichen Früchten Verwendung fand. Daneben findet sich in der Umgebung die deutsche Bezeichnung *Pflaumenkorb*, seltener *Obstkorb*.

Auf Karte 2 ist die Verbreitung der sogenannten *Schwinge* dargestellt, die wegen ihrer Form meist nicht zu den Körben gezählt wird. Ihre wichtige Stellung im Bereich der Wirtschaftskörbe des sudetendeutschen Gebietes wird weiter unten behandelt werden. Die Benennung selbst weist keine Probleme auf. Sie ist bereits mhd. als *swinge* = Flachs-, Hand-, Getreide-, Futterschwinge belegt. Das Wort gehört zu *schwingen* = schwingend bewegen, schütteln. Dieser Korb ist wohl ursprünglich auch in diesem Sinne als Schwingwanne zur Reinigung von Getreide, Flachs usw. durch Schwingen verwendet worden. Die *Schwinge*,

¹⁹ SW Frageliste 16, Kartenskizze 18/16.

²⁰ *R a n k*, Josef: Všeobecný slovník příručný jazyka českého e německého [Allgemeines Handwörterbuch der tschechischen und deutschen Sprache]. 2 Bde. 9. Aufl. Prag-Wien-Leipzig 1920, hier Bd. 1, S. 45.

²¹ *G r i m m* V, 438.

²² *U n g e r*, Theodor / *K h u l l*, Ferdinand: Steirischer Wortschatz als Ergänzung zu Schmellers Bayrischem Wörterbuch. Graz 1903, S. 645.

ein ovaler, verschieden flacher und großer Korb, wurde in der Landwirtschaft außer zur Fruchtreinigung als Traggerät in Scheuer, Stall und Haus benützt. Sie konnte bis 1,20 m lang und bis zu 60 cm breit sein. Sie wurde je nach Größe von einer oder zwei Personen getragen und war, wie die Karte ausweist, insbesondere im oberdeutschen Raum der sudetendeutschen Gebiete, wo die sehr hohen Körbe für die gleichen Zwecke fehlen, im Gebrauch. Hergestellt war sie meist aus Wurzelbändern, da mit ihr auch sehr schwere Lasten bewegt wurden.

Der *Schwinge* ähnlich ist das Füllfaß, belegt als *Vlfoß* im Ascher Ländchen in Schönbach und ebenfalls in Schönbach im Bezirk Wildstein. Diese Korbform reicht mit ihrer Benennung von Bayern bis in den nordwestlichsten Raum von Böhmen herein. Es handelt sich dabei um einen sehr großen, flachen, aber muldenförmigen, aus starken Weidenruten geflochtenen ovalen Korb, der von zwei Personen getragen werden mußte und zum Transport schwerer Sachen, in unserem Raum zum Misttragen, Verwendung fand. Braun stellt das Füllfaß als Synonym zu *Schwinge*²³.

Ebenfalls hierher gehört wegen seiner Form der *Kretzen* und das *Kretzl* = Krätzlein zu mhd. *kretze* mit der Bedeutung Traggestell, Rückenkorb. In unserem Gebiet handelt es sich aber um einen schwingenartigen Korb mit zwei eingearbeiteten Griffen, ist aber tiefer als die Schwinge und wannenartiger. Seine Größe erreicht die Maße 40 x 60 cm. Dieser Korb wurde vor allem wie eine gleich große Schwinge zum Futtereinschütten benützt. Schmeller²⁴ kennt das Wort sowohl als Rückenkorb wie auch als geflochtenes wannenartiges Gebilde.

Schwingenförmig, aber mit einem sehr hohen Henkel versehen, war das im Ascher Zipfel und in den Bezirken Eger und Wildstein vorkommende *Körbl* = Körblein, das in dieser Form hier auch *Zistel* und *Schwingel* genannt wurde und vornehmlich zum Kartoffellegen und -klauben bei der Ernte Verwendung fand. Es hatte ein Fassungsvermögen von 10 kg, reichte aber über das eigentliche Egerland nicht hinaus. Jenseits davon wurde ein runder, mehr tiefer Henkelkorb, der 12,5 kg aufnehmen konnte, mit der Benennung *Zistel*, *Handkorb*, *Erdäpfelkorb* usw. (siehe Karte 5) verwendet. Immerhin ist es interessant festzustellen, daß sich historische Grenzen auch in den Dingen des Alltags noch nachweisen lassen.

Um einen Rückentragekorb besonderer Art handelte es sich bei der Kürbe ma. *kivm* und der älteren Spitzkürbe ma. *spitzkivm*. Schwarz gibt an, daß diese Korbform aus der Oberpfalz nach Böhmen gekommen sei²⁵. Nach Grimm²⁶ ist die Kürbe eine weibliche Nebenform zu Korb und < ahd. *churpa*, eigentlich *churpia/churbia* abgeleitet. Zur Verbreitung siehe Karte 6.

Fast vergessen und nur einmal in Bratelsbrunn (Nikolsburg) in Südmähren

²³ Braun 119 und Karte 52.

²⁴ Schmeller I, 1388 f.

²⁵ Schwarz 10.

²⁶ Grimm V, 2796.

belegt ist die Krenze ma. *kreinze*, die Beranek²⁷ und Schwarz²⁸ noch für das Gebiet der Pollauer Berge als *kreendsn*, das Znaimer Ländchen als *kreendsn* und das Jaispitztal als *kraendsn* kennen. Die Bezeichnung reichte von Österreich, wo sie noch gebräuchlich sein soll, nach Südmähren herein. Wie ich kürzlich persönlich bei einer Tagung der Südmährer festgestellt habe, handelte es sich dabei um einen Korb, mit dem der Bäcker oder Bäckerlehrling Brot und Semmeln = Brötchen austrug. Die Körbe waren sehr schmal und hoch (siehe Karte 8 unten). Da mit Kriegsbeginn 1939 die Bäcker nicht mehr austragen durften, sind Name und Sache in Vergessenheit geraten. Die genannten Belege sind durchwegs an mhd. *krenze* anzulehnen.

Im sudetendeutschen Sprachraum am weitesten verbreitet ist als Grundwort hd. *Korb* mit allen seinen mundartlichen Spielarten, die von *korb-körbe* für Einzahl und Mehrzahl über *korb-karbe*, *karb-kärbe*, *kurb-kürbe* und *kov-keṽ*, *kuv-küv* bis zu *korb-kar* und *kov-kā(r)* reichen. Sprachlich interessant und einer persönlichen Nachprüfung der genauen Aussprache wert sind die Lautungen *kov-kā(r)*, da sich dort möglicherweise mhd. *kar* = Geschirr, Schüssel, Getreidemaß, Bienenkorb, verbergen könnte, was selbstverständlich den Sprechern nicht mehr bewußt war. Da es sich um ein Gebiet handelt, in dem die Schwinge als Wirtschaftskorb vorgeherrscht hat, wäre es auch sachlich möglich²⁹.

Die Körbe als Tragbehelfe lassen sich ihrer Verwendung nach in zwei große Gruppen unterteilen, nämlich in Wirtschafts- und Haushaltskörbe.

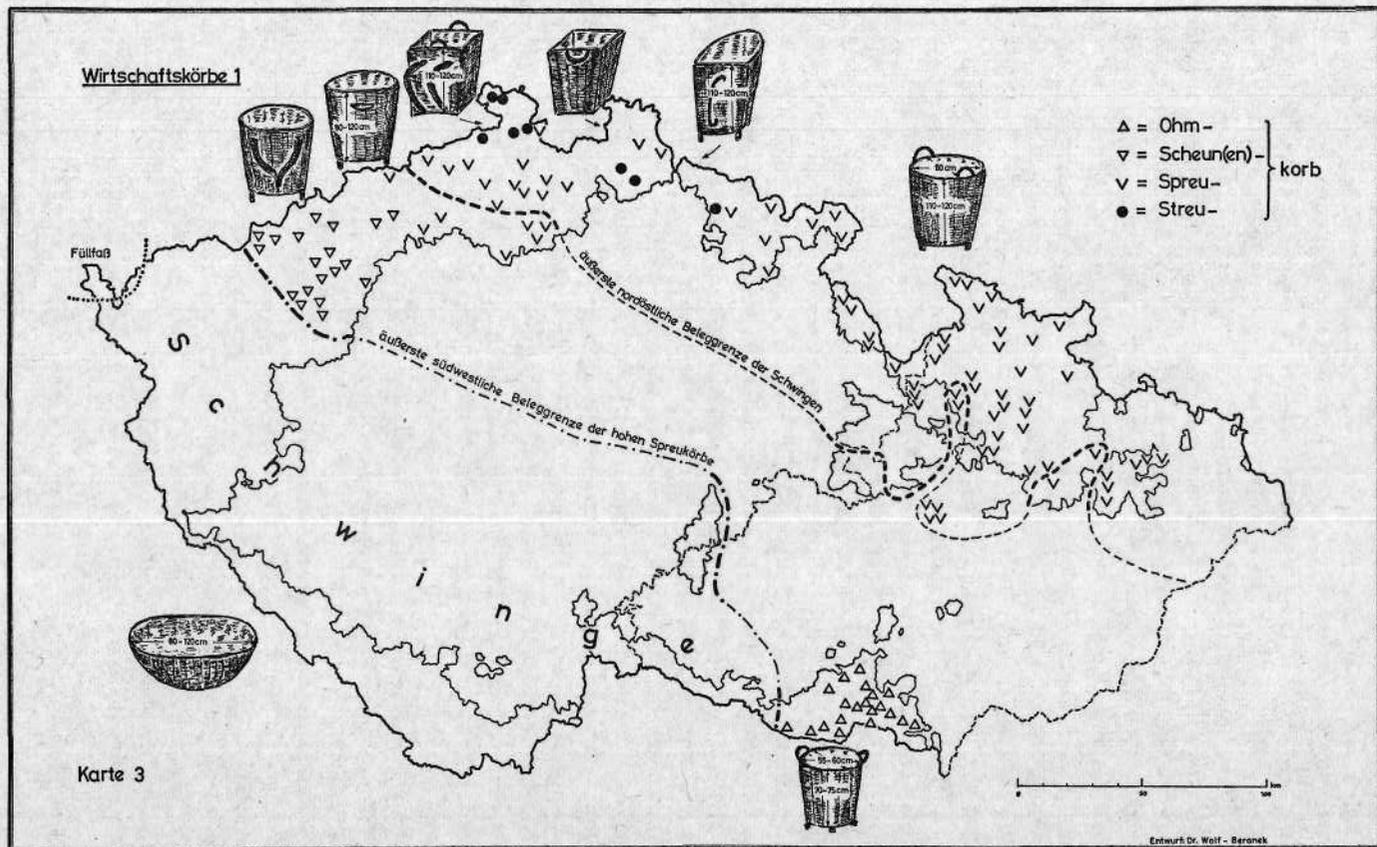
Zu den ältesten Tragbehelfen gehören wohl die in der Scheuer beim Drusch verwendeten Körbe, die ein großes Fassungsvermögen haben konnten, da die beim Dreschen anfallende und abzutragende Getreidespreu zwar voluminös, aber sehr leicht war.

Wie ein Blick auf Karte 3 dartut, zeigt das sudetendeutsche Gebiet — abgesehen von den Benennungen — für die verwendete Korbform zum Abtragen dieser Abfälle eine Dreiteilung: ein Gebiet, in dem die Schwinge, ein solches, in dem der sehr hohe breite Korb und ein solches, in dem beide Formen nebeneinander vorkommen, wobei die Schwinge bereits stark im Rückzug begriffen war und für diese Arbeiten nur noch vereinzelt eingesetzt wurde. Eine Ausnahme bildet die Iglauer Insel, in der es nur Schwingen jeder Größe als Wirtschaftskörbe gab. Selbst der Tragkorb, den die tschechischen Nachbarn kannten und benützten, hatte bei ihnen keinen Eingang gefunden. Die in den nördlichen Teilen des Beleggebietes vorkommenden Körbe waren durchwegs sehr hoch, 80 bis 120 cm und 60 bis 80 cm breit. Mit Ausnahme des eigentlichen Nordböhmens, das sehr große rechteckige Körbe bevorzugte (siehe Skizzen auf Karte 3), waren diese Körbe durchwegs rundlich und an der Tragseite

²⁷ Beranek, Franz J.: Die Mundart von Südmähren (Lautlehre). Reichenberg 1936, 298 S., hier S. 187 und 218 (Beiträge zur Kenntnis sudetendeutscher Mundarten 7).

²⁸ Schwarz 10.

²⁹ Die Lautkarten für Korb und Körblein wurden wegen der Schwierigkeit des Materials von der Verf. persönlich anhand der Fragen 48 und 49 der Frageliste 53 gezeichnet. Sie sollen in absehbarer Zeit in einem Wörterbuchbericht veröffentlicht werden, um sie interessierten Forschern zugänglich zu machen.



etwas abgeflacht. Im Westen und Norden waren an den Körben Griffe aus Textilien, Leder oder Hanfseilen befestigt, ab dem Riesengebirge nach dem Osten hatten sie aber zwei eingearbeitete Korbhenkel (siehe dazu die Skizzen auf Karte 3). Eben solche Körbe, aber meist etwas niedriger, etwa 70 bis 80 cm hoch und nur 55 bis 60 cm breit, wurden im östlichen Südmähren benützt. Das geschlossene ost-südmährische Beleggebiet, in dem dieser Korb Ohmkorb ma. *om-loumkori* benannt wurde, deckt sich mit dem Raum, in dem mitteldeutsches Wortgut und Wortformen keine Seltenheit sind. Der Ohmkorb, der für das Zlabingser Lädchen eingezeichnet ist, besitzt eine andere Form und gehört seiner Entwicklung nach zu einer anderen Gruppe. Er wird später behandelt werden. Alle diese Spreukörbe wurden zum Abtragen mit einer Hand am Griff oder am Henkel gefaßt und mit Hilfe der zweiten auf den Rücken geschwungen, wozu allerdings eine große Geschicklichkeit erforderlich war. In diesem Sinne waren sie Rückenkörbe und erklären die Eintragungen Tragkorb auf der Karte für Rückentragkörbe bei Weinel³⁰ und Schwarz³¹ in Nordmähren-Schlesien, was beiden irgendwie bedenklich erschien. Lediglich die größeren rechteckigen Körbe in Nordböhmen wurden mitunter an zwei Trägern über den Achseln getragen. Beim Ausleeren und Absetzen waren die ersteren aber im Vorteil, da sie keine Abstelle benötigten. Die Benennung Ohmkorb ist auf Südmähren beschränkt. Ihm liegt mhd. *ome/om* = Spreu zugrunde³². In Nordwestböhmen heißt dieser Korb Scheunenkorb ma. meist *scheikorb/-karb*. Ansonsten gilt Spreukorb bis auf den Schönhengst und Nordböhmen, wo im äußersten westlichen Norden ausschließlich, ansonsten zum Teil *Streukorb* vorkommt (siehe Karte 3). In den übrigen Gebieten wurde zu diesen Arbeiten, wie überwiegend mitgeteilt wurde, eine sehr große Schwinge, die einer flachen Wanne glich und von zwei Personen getragen werden mußte, benützt. Man bediente sich ihrer meist auch noch zum Abtragen der Getreidekörner.

Als die Weidewirtschaft zugunsten der Stallfütterung aufgegeben wurde und die Futtermittelswirtschaft ihren Einzug in der Viehhaltung hielt, bekamen eben diese Körbe eine weitere Funktion. Sie wurden zum Tragen von Heu und Stroh von der Scheuer zum Stall eingesetzt, was wegen des leichten Gewichtes des zu Tragenden ohne weiteres möglich war. Wir finden diese Körbe daher in den gleichen Räumen auch allgemein als *Futter-* und im besonderen als *Heu-* oder *Strohkörbe*.

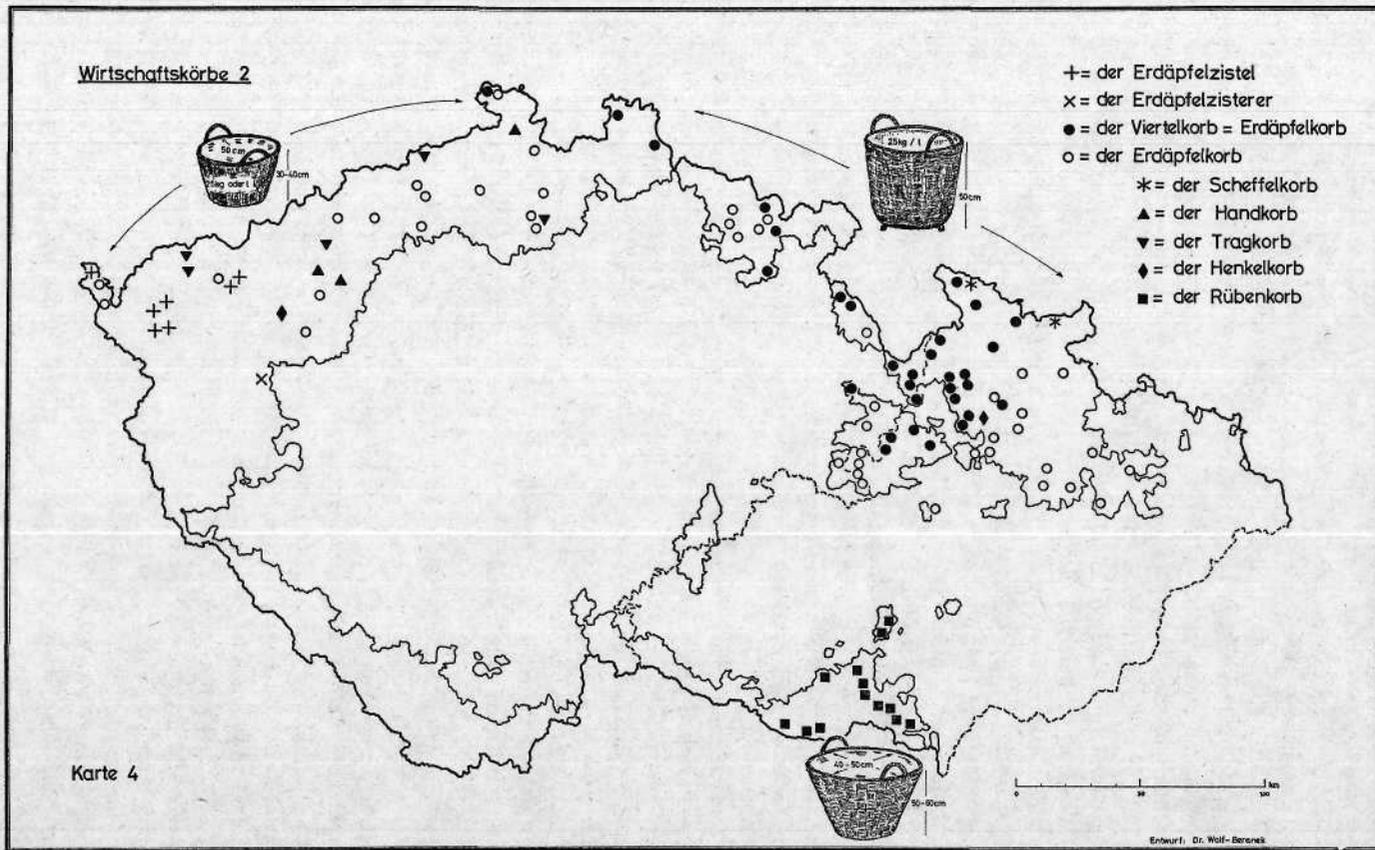
In den Gebieten, in denen, wie Karte 3 ausweist, bei der Druscharbeit nur Schwingen verwendet wurden, hatte sich für die Viehfütterung ein mittelgroßer Korb besonderer Art neu entwickelt, dem augenscheinlich der Rückentragkorb des nördlichen Böhmerwaldes, die Kürbe in ihrer weiterentwickelten Form, Pate gestanden hatte (siehe die Skizzen auf Karte 6). Er begegnet uns als ma. *holmkorb* zu Halm im südlichen Westböhmen, wo das Stroh als Halm bezeichnet wird, im Böhmerwald als *Heu-* oder *Futterkorb*, im Zlabingser Ländchen als

³⁰ Weinel 30.

³¹ Schwarz 10.

³² Siehe dazu auch: Schmeller I, 1094.

Wirtschaftskörbe 2



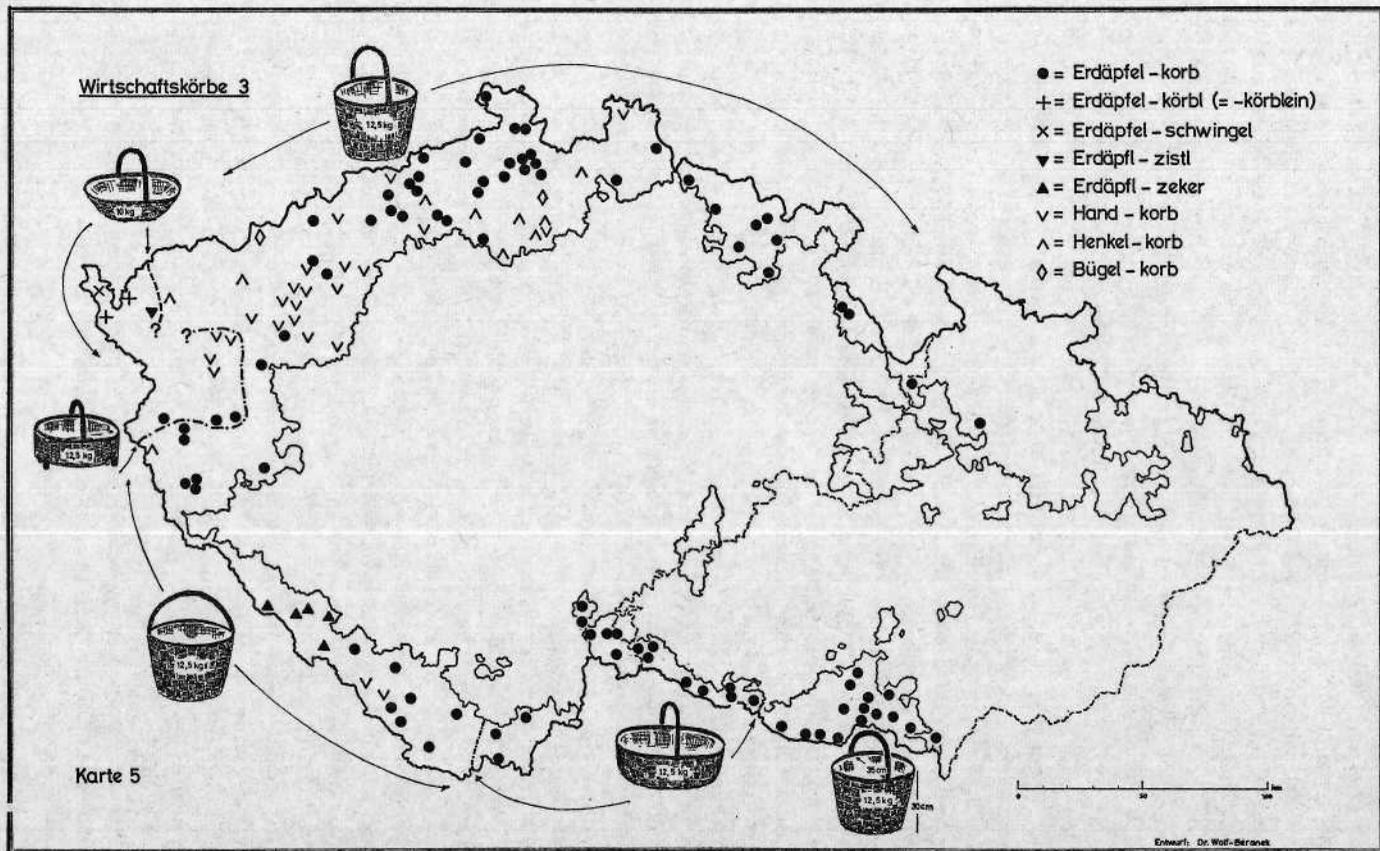
Karte 4

Heukorb bzw. *Ohmkorb* (s. oben) und im Raum um Joslowitz als *Strohkorb*. In etwas abgewandelter Form (siehe Skizzen auf Karte 6) finden wir ihn im nördlichen Westböhmen als *Heukorb*. Damit ist der Anschluß an das Gebiet mit den hohen Druschkörben hergestellt. Zum Unterschied zu den hohen Druschkörben, die immer am Rücken getragen wurden, trug man die neu entwickelten Formen an der breiten Handhabe am Arm.

Mit der Intensivierung der Stallviehzucht war man auch dazu übergegangen, dem Vieh Mischfutter aus Stroh, Heu, Gras, Klee, Spreu und Getreideabfällen zu füttern, da dieses leichter verdaulich und nahrhafter ist. Dazu wurden die einzelnen Bestandteile zerkleinert, beziehungsweise wie Spreu und Getreideabfälle überkocht. Dieses Gemisch, das vom Gewicht her schwerer war als Stroh und Heu, nannte man in den Sudetenländern Häcksel, Siede, Gesott (ma. *gsō*) und Gehäck (ma. *ghak*)³³. Im Westen finden wir die oben beschriebenen Körbe, die eine mittlere Größe hatten, auch als *Sied-* und *Gsottkörbe* wieder. Im Bereich der hohen Druschkörbe aber hatte sich für diese Zwecke ein etwas kleinerer Korb in der gleichen landschaftlichen Form wie diese herausgebildet, der ebenfalls am Rücken getragen und nun *Sied-, Häcksel- oder Gehäckkorb* genannt wurde. Daneben verwendete man im Raum um Luditz, Podersam, Jechnitz, Saaz sowie im Daubaer Land einen niedrigen, schwingenartigen, aber mehr runden Korb zum Einschütten, den *eischietkorb* = Einschüttkorb bzw. *eischierter* = Einschütter.

Verschieden alt ist in den Sudetenländern in den einzelnen Landschaften der Kartoffelanbau. Auch er hat die Entwicklung der Wirtschaftskörbe und ihre Form wesentlich beeinflusst. Bis zum Beginn der Jahrhundertwende spielte auf den Dörfern des Sudetenlandes das Hohlmaß gegenüber dem Gewicht eine weit größere Rolle. Und so darf es uns nicht wundern, daß wir in diesem Raum einen großen Korb mit zwei Henkeln, den man vor sich hertrug, der aber auch von zwei Personen getragen werden konnte, und einen kleineren Korb mit einem Bügel = Henkel, der aber verschiedene Formen ausweist, als Maßkörbe für Kartoffel finden. Der größere faßt 25 Liter oder Kilogramm, der kleinere gerade die Hälfte. Der größere von ihnen, ein runder Korb aus starken Weidenruten, war im Westen etwas niedriger, dafür unten breiter und im Osten umgekehrt (siehe Skizze auf Karte 4). Die Benennung *Erdäpfel-* bzw. in Nordböhmen samt dem Riesengebirge *Erdbirnen-korb* wird nur im nördlichen Westböhmen durch *Erdäpfelzistel* bzw. *-zisterer* überlagert. Die in Nordwestböhmen auftretenden Bezeichnungen *Tragkorb, Henkelkorb, Handkorb*, die eindeutig den Kartoffelkorb meinen und auch bei der Ernte eingesetzt wurden, sprechen wohl dafür, daß der Kartoffelanbau in diesen Gebieten jüngeren Datums ist, oder aber, daß diese Körbe neu eingeführt sind und die Schwinde verdrängt haben, die hier als Wirtschaftskorb im Gebrauch war. Wirtschaftlich interessant ist die Benennung *Viertelkorb* von Nordböhmen bis in den Westen von Nordmähren, Sudetenschlesien und in den Norden des Schönhengstes. Auffallend ist der vereinzelt auftretende *Erdäpfelzeger* im südlichen Teil

³³ Siehe dazu: SW Kartenskizzen 52/53.



des nördlichen Böhmerwaldes, in einem Raum, in dem Glasindustrie und Bergbau beheimatet waren. Im nördlichsten Gebiet von Sudetenschlesien wurde für Jauernig und Hermannstadt *Scheffelkorb* gemeldet. Nach preußischem Maßsystem hat ein Scheffel 54 962 Liter, was ungefähr dem Viertelkorb = Viertel eines Doppelzentners entsprechen würde. *Metzenkorb* ist aus Unterheinzendorf im Schönhengst gemeldet³⁴. Bei Karte 4 fällt auf, daß fast der gesamte Süden, in dem der Kartoffelanbau verhältnismäßig jung war, unbelegt blieb. Die Eintragung der Rübenkörbe im Raum Südmähren, für die der gleiche Korb benützt wurde, darf dabei nicht stören, als Erdäpfelkorb fehlte er hier.

Das Verbreitungsgebiet des kleineren Kartoffelkorbes, der vor allem zum Legen und bei der Ernte der Kartoffeln zum Klauben benützt wurde, weist Karte 5 aus. Er wurde auch im Haushalt als Tragkorb für diese Erdfrüchte benützt. Schon die Vielzahl der Formen dieses Korbes, der in Nordwestböhmen als Handkorb für Erdäpfel sowie im südlichen Nordböhmen als Henkelkorb für Erdäpfel und dreimal als Bügelkorb für Erdäpfel umschrieben wird, zeugen davon, daß dieser Korb in seiner Eigenschaft nicht sehr alt ist. Wahrscheinlich war es das Maß, das ihm zum Durchbruch verhalf. Erhärtet wird die Annahme dadurch, daß er in Ostböhmen fast, in Nordmähren-Schlesien, im Kuhländchen und im Schönhengst sowie in der Iglauer Insel ganz fehlt. Im Ascherländchen und in einem kleinen Teil des Bezirkes Eger und Wildstein heißt das Kartoffelkörbchen, das dort schwingenähnlich, aber mit einem großen Bügel versehen war, *Körbl* = Körblein. Im übrigen Bezirk Eger und Wildstein sowie in den Bezirken Graslitz und Falkenau wurde die gleiche Form, die zehn Kilogramm faßte, *Erdäpfelschwinge* genannt. Der anschließende *Erdäpfelzistel* war bereits ein hoher runder Henkelkorb (siehe Skizzen auf Karte 5). In den Bezirken Tepl und Petschau hatte der *Erdäpfelkorb* wieder mehr die Form einer erhöhten Schwinge mit Bügel. Die gleiche Korbform, aber ohne Füße, findet sich auch im Raum Kaplitz im südlichen Böhmerwald. Sie reichte von dort bis zum Bezirk Frain in Südmähren. Ansonsten herrschte überall die Form der beschriebenen *Erdäpfelzistel* vor. Gemeinsam ist ihnen allen, ohne das historische Egerland, das Fassungsvermögen von 12,5 Kilogramm oder Liter. Außer *Erdäpfelzeker* und *Henkelzeker* im Böhmerwald und den bereits beschriebenen Benennungen heißt dieser Korb überall *Erdäpfel-* bzw. *Erdbirnenkörbl*, natürlich in den mundartlichen Lautungen, auf die aber hier wegen ihrer Buntheit verzichtet werden soll³⁵.

Als sich der Rübenanbau durchzusetzen begann, wurde der Viertelkorb in der nordmährisch-schlesischen Form in Ostsüdmähren zur Ernte und zum Transport dieser Hackfrüchte benützt und hier als Rübenkorb ma. *ruibmkori* bezeichnet, was umso leichter möglich war, als hier ein Erdäpfelkorb in dieser Form fehlte.

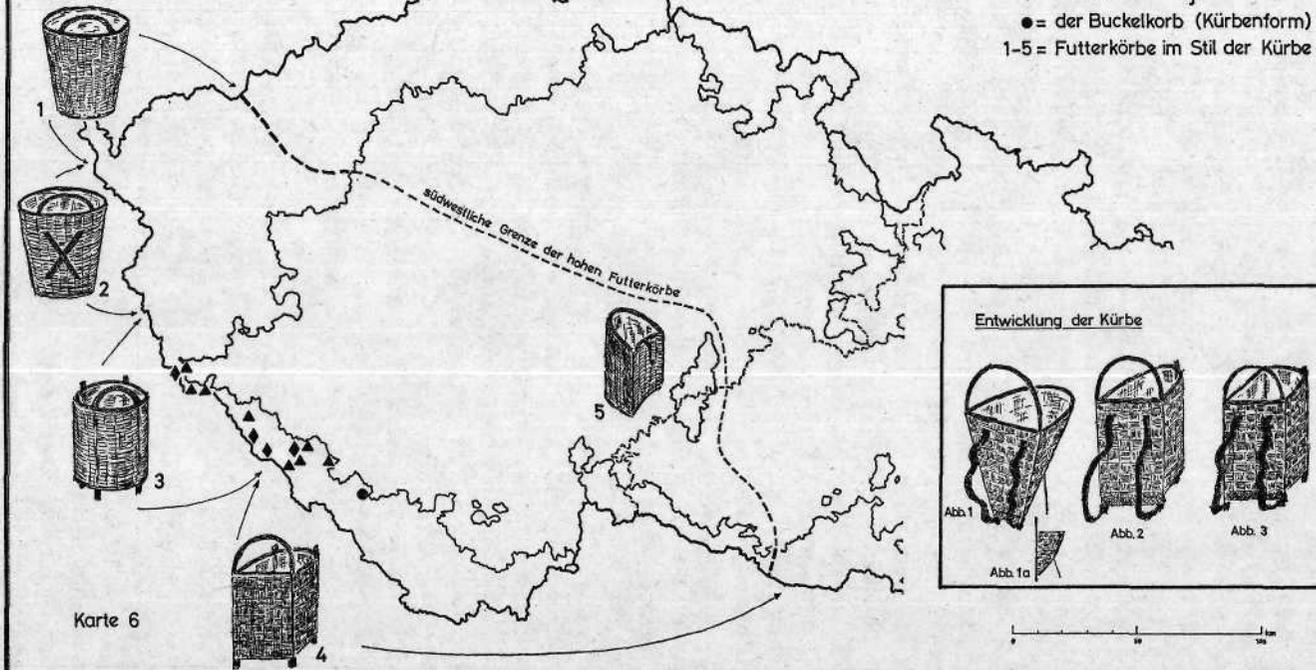
Daneben wurden im gesamten Verbreitungsgebiet der Schwingen diese orts- und fallweise immer noch zum Kartoffelklauben benützt.

³⁴ Das Metzenmaß war landschaftlich sehr verschieden in den Sudetenländern.

³⁵ Siehe Anm. 29.

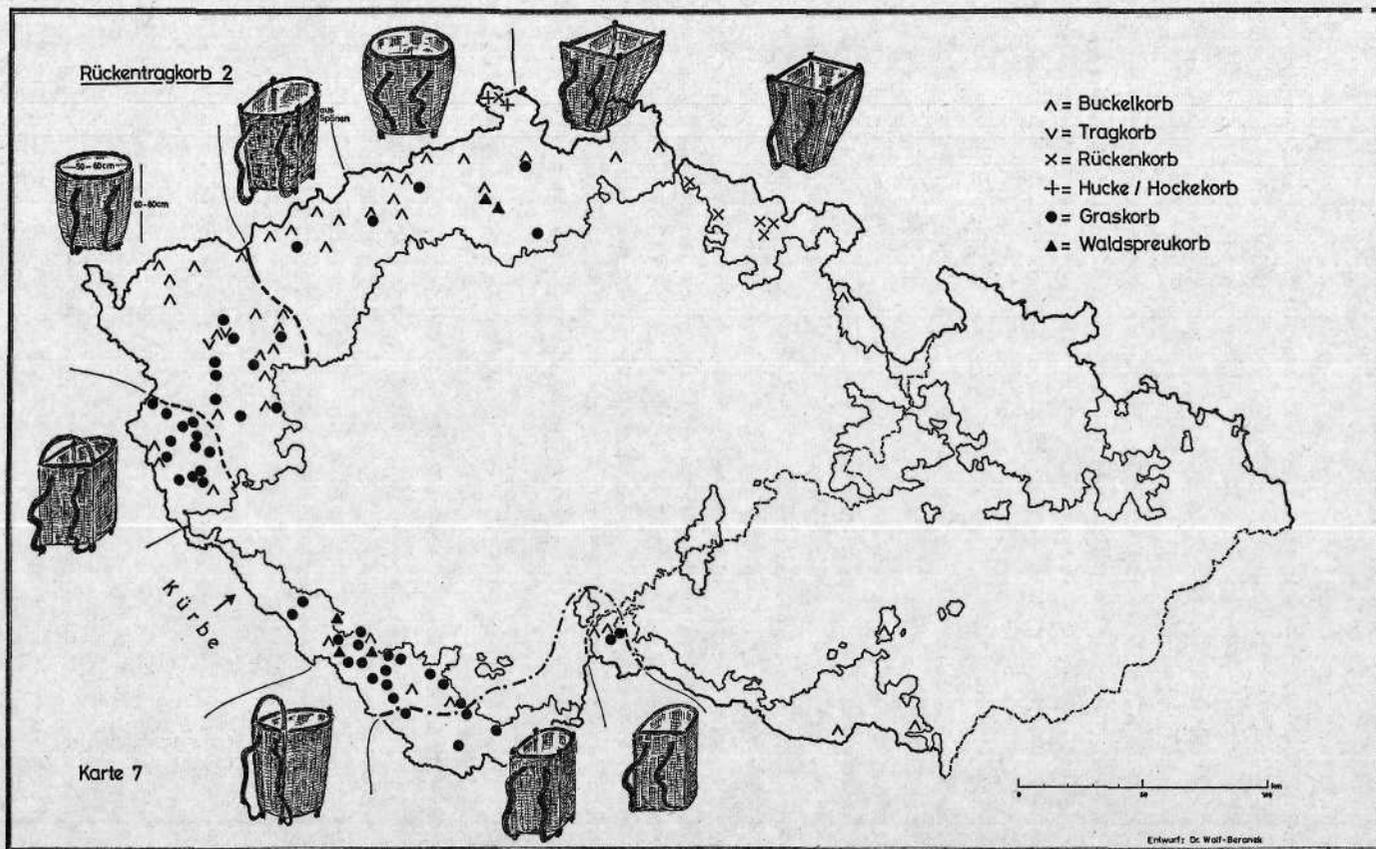
Rückentragkorb 1

die Kürbe



Neben diesen Körben, die in der Scheuer, im Stall, im Kartoffelanbau und bei ihrer Ernte eine sehr große Rolle gespielt haben und beinahe unentbehrlich waren, gab es in Böhmen und nur dort zum Transport größerer Lasten Rückenkörbe, die mit zwei Trägern über den Achseln getragen wurden. Sie müssen von Haus aus rund gewesen sein. In Mähren und Sudetenschlesien fehlen sie bis auf wenige mit dem Bäcker- und Fleischerhandwerk verbundene Rückenkörbe wie *peknkarb* = Bäckerkorb, *herndlakorb* = Hörnleinkorb, *kipflkorb* = Kipfleinkorb, *fleischerkoarb* = Fleischerkorb. In dieser Eigenschaft sind die Rückenkörbe dort ebenso jung wie das Brot- und Semmelaustragen auf die Dörfer. Wir finden sie im Adlergebirge, im Schönhengst und von da im westlichen Teil von Nordmähren (siehe Karte 8). Östlich davon benützte man dazu sehr große ovale Körbe, die einem kleineren Wäschekorb ähnlich waren, aber mit Bügel. Selbstverständlich gab es auch in Böhmen Bäcker- und Fleischerkörbe, die aber unter den vielen Rückenkörben nicht auffielen (siehe Karte 8).

Ein Rückentragkorb besonderer Art war die im nördlichen Böhmerwald erhaltene Kürbe (ma. *kiem*), die sich aus der Spitzkürbe entwickelt hatte (siehe die Skizzen auf Karte 6). Wie oben bereits erwähnt worden war, mußte bei den Kürben zuerst ein fertiges Gerüst erstellt werden, bevor mit dem Verflechten, vorwiegend mit aufgespaltenen Baumwurzeln, begonnen werden konnte. Das Grundgestell aus festen Holzleisten, in die später erst die Späne oder Zainen eingezogen wurden, entsprach bei der alten Spitzkürbe des nördlichen Böhmerwaldes, die keinen eigentlichen Korbboden hatte, der Skizze 1 auf Karte 6. Die Weiterentwicklung behielt zwar vorerst die Dreieckform noch bei, verschaffte dem Korb aber durch ein T-artiges Holzstück am Boden einen besseren Stand. Die Kürbe hatte nun drei Füße (siehe Skizze 2). Erst die nächste Entwicklungsstufe, bei der am Boden von einem H-artigen Gerüst ausgegangen wurde, machte auch die Kürbe den sonst im Sudetenland üblichen Körben ähnlicher. Sie hatte nun vier Füße, wurde aber nicht mehr als Kürbe, sondern als Korb bezeichnet. Charakteristisch für alle diese Körbe, gleichgültig, ob sie nun dreieckig oder viereckig waren, das heißt drei oder vier Füße hatten, war weiterhin der mächtige, fest eingebaute Korbbügel, der ein höheres Beladen, ein leichteres Aufnehmen auf den Rücken, aber auch ein Tragen am Arm ermöglichte. Die Verbreitung vor allem der vierfüßigen Armtragekörbe bei der Stallarbeit bis in den Joslowitzer Bezirk in Südmähren sowie nach Norden bis ins Egerland (siehe Skizze auf Karte 6 und oben S. 290, 292) läßt die Vermutung aufkommen, daß die Kürbe einst weiter verbreitet war. Die Benennung Kürbe war zuletzt auf den nördlichen Böhmerwald beschränkt. Die Kürbenform als Rückentragform findet sich im südlichen Westböhmen, im mittleren Böhmerwald und im nördlichen Teil des südlichen Böhmerwaldes (siehe Karte 7) meist als *Graskorb*. Er wurde vor allem von ärmeren Leuten zum Grasholen aus dem Wald benützt. Dem Rückenkorb in Südböhmen und in der Neuhauserinsel, der dem eben beschriebenen Korb sehr ähnlich ist, fehlt der Bügel. In der Neuhauser Insel näherte sich die Korbform mitunter einer Tragbutte, die sowohl hier wie auch im Böhmerwald früher sehr verbreitet gewesen sein muß. Die



Bezeichnung *Buttenkorb* im Raum um Neuhaus verdeutlicht das Gesagte. Im mittleren und südlichen Böhmerwald waren diese Körbe, wie oben bereits erwähnt worden war, meist aus Spänen geflochten.

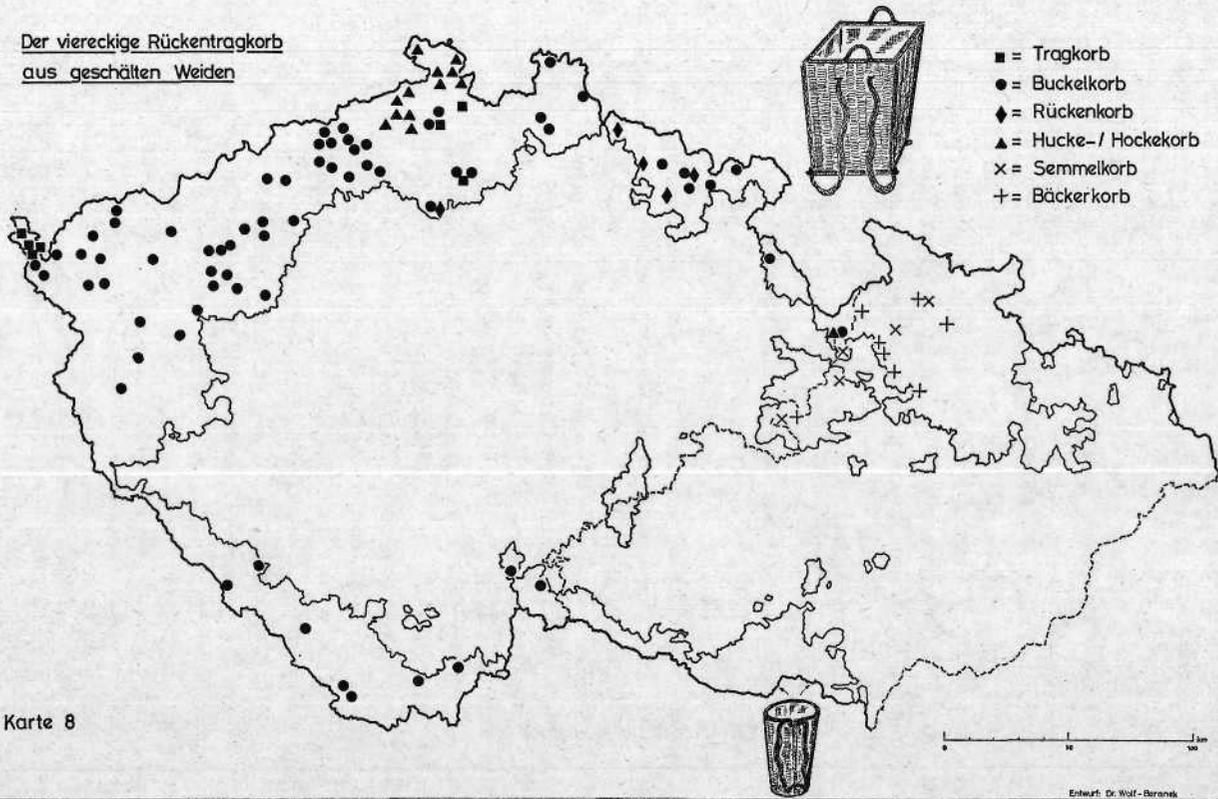
Bei genauer Betrachtung des Grundgestells dieser Korbform drängt sich der Verdacht auf, daß zumindest bei der Weiterentwicklung der alten Spitzkürbe die Krächse oder das noch ältere Reff Pate gestanden hätten. Die Krächse (ma. *kraxn*) wurde in einfacher oder weiterentwickelter Form in diesem Raum noch immer zum Tragen schwerer, aber auch sperriger Lasten, wie etwa Holzzweige und -äste, benützt. Gestützt wird diese meine Vermutung durch die Tatsache, daß genau derselbe Korb auf drei Füßen, also mehr dreieckig, aus feinen Spänen geflochten oder gestrickt, wie es dort heißt, in vier verschiedenen Größen um Kremnitz in der Mittelslowakei unter dem Namen *krěkest* = Krächse vorkommt.

Im Norden von Böhmen waren die Rückentragkörbe meist rund (siehe Karte 7). Sie wurden von den ärmeren Kreisen und insbesondere von den Gebirglern zum Tragen von Holz, Gras, Waldspreu und ähnlich benützt und daher mitunter auch *Busch*(= Wald)*korb* genannt. An der dem Rücken zugewandten Seite waren die meisten Rückenkörbe etwas abgeflacht. Hergestellt waren sie aus Wurzeln oder ungeschälten Weiden, *Grün-* oder auch *Schwarzweide* genannt, in der Mehrzahl aber aus feinen Spänen geflochten. Im anschließenden sächsischen Teil des Erzgebirges waren diese Körbe, zumindest im östlichen Teil, ebenfalls rund. Gearbeitet waren sie dort aus breiten, dünnen, hellen Holzbändern. In der Mitte des Korbes waren mitunter rot-, blau- oder grünfarbige Späne eingezogen, die dem Äußeren ein sehr nettes Aussehen gaben. Diese sogenannten *Sachsenkörbe*, die für Graslitz, Joachimsthal und Wisset, alle im Erzgebirge gelegen, gemeldet wurden, fanden nur als Essentragkörbe und zum Marktbesuch Verwendung³⁶, ansonsten benützte man den etwas größeren runden Weiden- oder Spankorb.

Als ebenfalls besserer Korb — außer er war bereits durch einen neuen ersetzt worden — galt der im gesamten Norden von Böhmen und vereinzelt im Böhmerwald vorkommende rechteckige Buckelkorb, geflochten aus feinen geschälten Weidenruten. Man benützte ihn zum Essentragen aufs Feld, hauptsächlich aber für den Gang auf den Markt. Man nahm darin Butter, Eier und Quark in die Stadt mit und brachte für deren Erlös benötigte Lebensmittel wie Zucker, Backzutaten, Kaffee usw. zurück. In den Städten wurde dieser Korb von den Hausfrauen auch als *Wäsche-* oder *Mangelkorb* benützt, da man in ihm die Wäsche zur Mangel brachte. Er hatte den Vorteil, daß er von einer Person über größere Strecken getragen werden konnte, während die ovalen oder recht-

³⁶ Braun, Karte 29, weist für den nordbayerischen Raum Arzberg - Wunsiedel - Weissenstadt den Sachsenkorb aus. Als Leitbild steht unter Tragkorb die Skizze eines rechteckigen Korbes. Die vielen Doppelbelegungen für einzelne Orte, die auf der Karte zusätzlich festgehalten sind, lassen es aber fraglich erscheinen, ob wirklich immer diese Korbform gemeint war. Dazu kommt, daß auf sudetendeutscher Seite dieser Korb als rund angegeben wird, mit dem Zusatz, daß die Rückenkörbe in Sachsen rund gewesen seien.

Der viereckige Rückentragkorb
aus geschälten Weiden



Karte 8

eckigen *Wäschekörbe* zwei Personen benötigten. An der Rückwand waren oben und unten je zwei Ösen eingearbeitet, durch die ein breites Gurtband geführt wurde, das rückwärts im Korb, einmal durchgezogen und das zweite Mal durch ein Querholz, meist einen Kochlöffel, der das Abrutschen zumindest nach der einen Seite verhinderte, festgehalten wurde. Diese Körbe gab es in größeren und kleineren Ausführungen. Den verhältnismäßig wenigen Benennungen *Tragkorb*, vor allem im Ascher Ländchen³⁷, *Rückenkorb* im Riesengebirge stehen als Gros die *Bügel-/Buckelkörbe* = Rückentragkorb gegenüber. Diese Bezeichnungen galten sowohl für die runden (siehe Karte 7) als auch für die eckigen (siehe Karte 8) Formen. Fast ausschließlich einen rechteckigen Rückenkorb meint die Benennung *Hucke-/Hocke-/Aufhucke-/Aufhockekorb*, die sich im Tetschner Raum und im anschließenden nordböhmischem Zipfel von Hainspach und Rumburg fand. Das Bestimmungswort gehört zu *hucken* = eine Last tragen³⁸. Die *o*-Lautung ist in diesem Raum mundartlich lautgerecht. Dieser Korb wurde auch von den Bäckern und Fleischern benützt und stellt im mährischen Raum in dieser Eigenschaft die einzigen Rückentragkörbe neben den runden Formen, von denen bereits die Rede war.

Sprachliche Schwierigkeiten bereitet die Benennung eben dieses Korbes in Westböhmen, im Bezirk Weipert und im mittleren Böhmerwald, von wo aus sie nach Norden und Süden ausstrahlte. In Westböhmen und im Erzgebirge hieß dieser Rückenkorb, der vor allem zu Marktbesuchen benützt wurde, *Prachr-*, *Prachv-*, *Brachv-korb*, *-kurb*, *-kov*, *-kuv*, im Bereich des Bezirkes Podersam *Prechvkorb* und im Böhmerwald *Pragakov* neben *Pragl-/Bragl-kov(b)*. Das immer helle *a* in *Prachv* u. ä., das einen Umlaut *ä*, also Prächer voraussetzt, schließt eine Ableitung vom Ortsnamen Prag aus, zu dem es *Weinelt*³⁹ gestellt hatte. Denn dann müßte das Bestimmungswort in Westböhmen *prouchv*, im Böhmerwald *progv* und im Erzgebirge *pröchv* lauten⁴⁰. Der Benennung muß die Lautung Prächer ma. *prachv* bzw. das Verbum *prachern* zugrundeliegen. Die ma. *prachv*-Lautung im Podersamer Bezirk in Orten, in denen sich der Umlaut immer erhalten hatte und nie $> a$ wurde, spricht dafür, daß wir es mit einem alten Mundartwort zu tun haben, das als solches in den Sudetenländern vielleicht bereits im Laufe des vorigen Jahrhunderts ausgestorben war und sich nur in dieser Wortzusammensetzung gehalten hatte.

Den ersten Hinweis auf einen möglichen Wortzusammenhang brachte kürzlich ein Beleg *Prachrwogn* = Prächerwagen aus Weipert im Erzgebirge, mit der Bedeutung Zigeunerwagen. *Wolf*⁴¹ nennt unter Nr. 677 *Breger* = Bettler und *Pracher* = Bettler sowie *prachern* und *prachen* = betteln und eine Reihe von

³⁷ Siehe dazu auch *Braun* Karte 29. — *Weinelt* Karte 6. — *Schwarz* Karte 41.

³⁸ Ursprünglich wurde in Nord- und Nordostböhmen alles, was man am Rücken trug, als *Hucke* bzw. *Hocke* bezeichnet. Das konnte eine Krähse, ein Tragtuch, eine Last, die mit einem Tragband getragen wurde, aber auch ein Korb sein. *Huckekorb* nennt das eigentliche Tragmittel, das aufgehuckt wird.

³⁹ *Weinelt* 31.

⁴⁰ *Beranek*, Franz J.: Neues zum Siedlungsnamen Prag (mit einer Karte). *BzN* 3 (1968) 42—51, hier 44 und Karte S. 46.

⁴¹ *Wolf*, Siegmund A.: Wörterbuch des Rotwelschen. Mannheim 1956, Nr. 677.

Zusammensetzungen. *Avé-Lallemant*⁴² kennt *Pracher* und *prachern* ebenfalls in dieser Bedeutung. Vollkommen abwegig ist aber seine Ableitung < hebr. *b^erachab* = Segen, das im Jiddischen, und nur durch dieses wäre eine Vermittlung möglich, *broche/brouche* lautet, also immer mit einem *o*-Laut verwendet wird.

Tatsächlich ist *Pracher* und *prachern* = Bettler, betteln und eine Nebenform *Breger* in fast allen einschlägigen Wörterbüchern zu finden⁴³. *Müller-Fraureuth* nennt *prachern* †⁴⁴. Es fehlt vollkommen bei *Schmeller*. Das Sudetendeutsche Wörterbuch kennt das Wort nicht bzw. nicht mehr. Es wurde weder bei der Frage nach der Benennung des Bettlers, betteln, noch aber bei der nach fahrenden Leuten, Hausierern u. ä. angegeben. Der *Prachrwogn* = Zigeunerwagen in Weipert war der einzige Beleg.

Eine Umfrage in den einzelnen Wörterbuchkanzleien⁴⁵ ermöglichte es, das Verbreitungsgebiet dieses Wortes im deutschen Sprachraum nach der heutigen Sicht und Kenntnis historischer Belege festzustellen. Es findet sich: im niederdeutschen Raum gehäuft und in Zusammensetzungen beim Ost- und Westpreußischen, Pommerschen, Mecklenburgischen⁴⁶, Niedersächsischen und Hamburger Wörterbuch;

im mitteldeutschen Raum beim Brandenburg-Berlinischen⁴⁷, Sächsischen⁴⁸, Thüringischen⁴⁹ und im Schlesischen Wörterbuch⁵⁰, während das Wort in den Sammlungen des Hessen-Nassauischen Wörterbuchs⁵¹ sowie in den bereits er-

⁴² *Avé-Lallemant*, Friedrich Christian Benedict: Das deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. 4 Bde. Leipzig 1858—1862, hier Bd. 4, S. 586.

⁴³ *Grimm* VII, 2042. — *Mitzka-Kluge* 17561 f. — *Trübner* Bd. 1, Synonym zu betteln, S. 314. — *Adelung* III, 819. — *Höfer*, Matthias: Etymologisches Wörterbuch der in Oberdeutschland vorzüglich aber in Osterreich üblichen Mundart. Linz 1815, hier Bd. 2, S. 347 *prachten*. — *Wahrig* 2768.

⁴⁴ *Müller-Fraureuth* I, 141 gibt *prachern* als bereits ausgestorben an.

⁴⁵ Ich habe allen angeführten Wörterbuchkanzleien für ihre zum Teil sehr weitreichenden Auskünfte herzlichst zu danken, natürlich auch denen, die eine Belegung verneinen mußten, was bei der Abgrenzung des Belegraumes ungemein wichtig war. Verbunden fühle ich mich auch einem Kollegen in der ČSSR, der dort nach Anknüpfungspunkten Ausschau hielt.

⁴⁶ Siehe auch Mecklenburgisches Wörterbuch. Bd. 5. Berlin-Neumünster 1970, Sp. 571—573.

⁴⁷ Es handelt sich vor allem um nord- und mittelmärkische Belege. Spärlich ist die Belegdichte in der Niederlausitz.

⁴⁸ Für Sachsen gibt es für den ganzen Arbeitsraum nur noch 16 Belege, die sehr verstreut liegen. Siehe dazu auch Anm. 44.

⁴⁹ Herr Dr. Karl Spangenberg stellte mir freundlicherweise eine Abschrift des Artikels „Pracher“ zur Verfügung, der in der elften Lieferung des 1. Bandes des Thüringischen Wörterbuchs erscheinen wird, wofür ich ihm herzlichst zu danken habe.

⁵⁰ Das Schlesische Wörterbuch weist in II, 1034 einige wenige Belege aus, von denen ein einziger, *prachern* = geizig aus Alt-Bürgersdorf (Jägerndorf) im Sudetenland stammt. Die übrigen liegen stark verstreut.

⁵¹ Nach Auskunft der Wörterbuchkanzlei ist in den Sammlungen *Pracher* = Bettler nicht vorhanden. Das Verbum *prachen* im Hessen-Nassauischen Volkswörterbuch. Marburg 1943 ff., Bd. 2, Sp. 681 mit der Bedeutung „mit Gewalt abhandeln“ gehört aber doch wohl hierher. Siehe dazu auch Baader, *Theuthon*. 2 (1925/26) 153.

schieneenen Südhessischen und Rheinischen Wörterbüchern fehlt. Es fehlt vollkommen im oberdeutschen Raum, so im Badischen Wörterbuch sowie in den Wortsammlungen des Ostfränkischen, Bayerischen und Österreichischen (= Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich) Wörterbuchs⁵².

Es muß aber im deutsch-polnischen Raum im 17. Jahrhundert allgemein gebräuchlich gewesen sein, da aus dieser Zeit und zwar aus dem Jahre 1670 eine Oper des deutsch-polnischen Komponisten Joh. Valentin Meder mit dem Titel „Der polnische Pracher“⁵³ stammt.

Das Wort *Pracher* und seine lautlichen Entsprechungen reichen im Westen und Norden weit über die Grenzen hinaus. So findet sich in den Niederlanden *Pracher* und *prachen* = Bettler und betteln⁵⁴ und in den sprachlichen Entsprechungen *prakker* und *prake* = verschuldete Person, zusammenscharren, erwerben in Dänemark und *prakker* und *pracka* = Hausierer, Bettler, Händler, durch lumpige Mittel Gewinn suchen, jemanden zum Kauf verführen im Schwedischen⁵⁵.

Die Annahme der meisten Wörterbücher, daß es sich bei allen diesen Belegen um eine Übernahme aus dem Slawischen handle und das Niederdeutsche der Vermittler war, steht auf schwachen Füßen und auch Eichler⁵⁶ widerspricht einer solchen Entlehnung. Nach Brückner⁵⁷ gibt es ein polnisch-umgangssprachliches *pracharz* = Bettler, das aus deutsch *pracher* entlehnt wurde, das aber seinerseits auf ukrainisch *procháty* zurückgeht. Das Ukrainische kennt das Wort *procháty* = bitten, es ist aber, wie Vasmer⁵⁸ festgestellt hat, eine junge Neubildung < ukrainisch *prostýty* = verzeihen, vergeben, heilen. Es kommt daher als Grundwort für eine Ableitung nicht in Frage. Außerdem ist das Wort *pracharz* vollkommen unpolnisch, da dort urslaw. *tort/tolt* infolge der Liquidametathese > *trot/tlot* wurden. Nur im Slowakischen und Tschechischen fand eine Entwicklung > *trat/tlat* statt. Es findet sich daher im Polnischen *proch*, im Tschechischen *prach* und im Russisch-Ukrainischen *póroch* = Staub zu einer urslaw. Wurzel **porchъ* < idg. **pers-/pors-*. Im Tschechischen heißt das Verbum dazu *prašiti* = stäuben, pulvern, da der harte Konsonant *ch* vor der Infinitivendung *-iti* > *š* erweicht werden mußte. Im Polnischen

⁵² Unger / Khull kennt 105 *brach* in adjektivischer Bedeutung aus zwei historischen Belegen: „zween brachen Stier“ 1620 aus Pöls und „ain pracher Kalbitzen“ aus Seckau Gültsschätzung von 1543, das wohl hierher zu stellen ist.

⁵³ Für die Mitteilung dieses Beleges habe ich einem Prager Kollegen sehr herzlich zu danken.

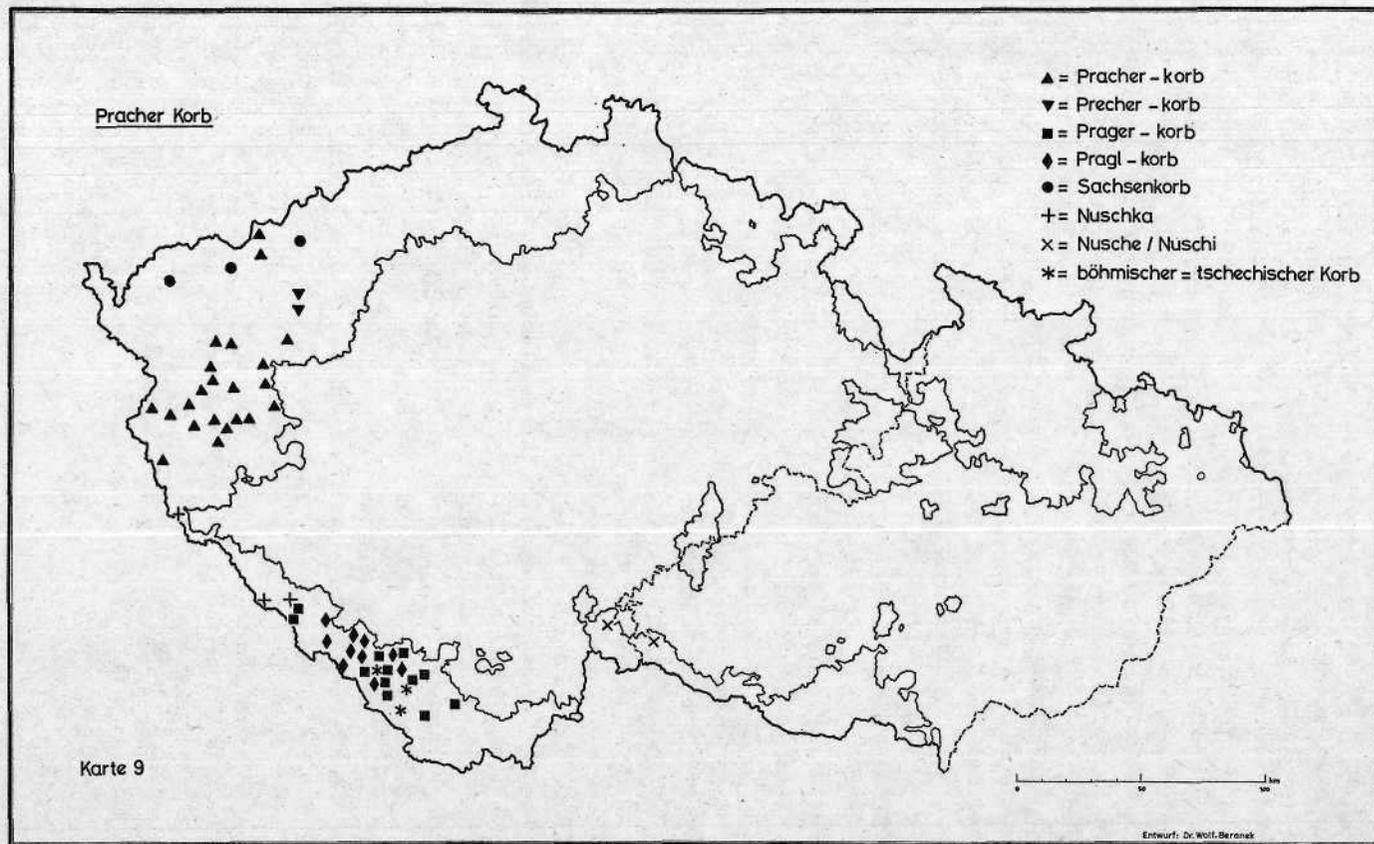
⁵⁴ Kluge / Mitzka 461. — Falk, H. S. / Torp, Alf: Norwegisch-dänisches etymologisches Wörterbuch. 2 Bde. Heidelberg 1910—1911, hier Bd. 2, S. 846.

⁵⁵ Ebenda.

⁵⁶ Eichler, Ernst: Etymologisches Wörterbuch der slawischen Elemente im Ostmitteldeutschen. Bautzen 1965, 189 S., hier S. 104 (Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Schriftenreihe des Instituts für sorbische Volksforschung in Bautzen 29).

⁵⁷ Brückner, Aleksy: Słownik etymologiczny języka polskiego [Etymologisches Wörterbuch der polnischen Sprache]. Krakau 1926—1927, Neudruck: Warschau 1957, S. 438 *prosić*.

⁵⁸ Vasmer, Max: Russisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1953—1958, S. 448 und S. 444.



fehlt das Verbum in dieser Bedeutung, es gibt nur *sproszkować* = pulvern, pulverisieren. Wenn es polnisch-umgangssprachlich ein *pracharz* gibt, dann wäre besser an eine Entlehnung aus dem Tschechischen, das bis ins 17. Jahrhundert stark auf das Polnische eingewirkt hatte, zu denken. Im Tschechischen hatte sich nämlich im Jargon zu *prach* = Staub das Wort *prachy* = kleine Münzen, Kleingeld, Geld und dazu weiter *prachatý* = reich und *pracháč* = der Reiche gebildet. Darüber hinaus hatte auch *prachař* = urspr. Pulvermüller, Pulververkäufer im Jargon die Bedeutung von *pracháč* = Reicher angenommen. Da im Polnischen für *pracharz* die Bedeutung Bettler angegeben wird, muß angenommen werden, daß eine solche auch im Tschechischen vorhanden war. Die tschechischen Mundarten weisen aber, soweit man das übersehen kann⁵⁹, keine Entsprechungen *pracháč* oder *prachař* = Bettler aus, möglicherweise sind sie verlorengegangen sowie das Wort *Pracher* samt Verben in den sudetendeutschen Mundarten untergegangen ist. Daß es im Sudetendeutschen einmal vorhanden war, bezeugt die dichte Belegung von Prächerkorb sowie ein Beleg *prachernd* = geizig für Alt-Bürgersdorf (Jägerndorf) im Schlesischen Wörterbuch und zwei Schimpfworte aus der Iglauer Sprachinsel, die *Waschiczek*⁶⁰ als *Pracher* und *Prachander* angibt.

Es fällt auf, daß das Wort *Pracher* im niederdeutschen Raum wiederholt in Flurnamen vorkommt. Hier bestünde allerdings noch die Möglichkeit, daß sich ein solcher auch unter den sudetendeutschen Flurnamen findet. Diese sind aber noch nicht so weit aufbereitet, daß man dies feststellen könnte.

Vollkommen klar scheint es zu sein, daß es sich bei Prächer und prächern um Wortgut aus dem Lebensbereich des fahrenden Volkes, der Bettler, Spielleute, entlaufenen Klosterschüler, Hausierer, Kleinhändler usw. handelt, das mit diesem auch weitergetragen wurde.

Bei der Betrachtung der Karte 9, die das Vorkommen des Prächerkorbs ausweist, taucht unwillkürlich die Frage nach dem Grund der eigenartigen Lagerung der Belegräume auf, die zur Überlegung und zur Suche dessen zwingt, was diese Räume verbindet, beziehungsweise, was ihnen ehemals gemeinsam war. Um diese Fragen lösen zu können, müssen wir hundert bis zweihundert Jahre zurückdenken in eine Zeit, in der die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln meist noch von der landschaftlichen Eigenerzeugung, und wo diese nicht ausreichte, vom Handel mit angrenzenden Überschußlandschaften abhing. In der heutigen Zeit mit ihren reich sortierten Angeboten an Nahrungsmitteln aus aller Welt vergessen wir nur zu leicht, daß das Problem der Massenherstellung von Nahrungsmitteln und ihrer Versendung über große Räume erst durch die Industrialisierung und die Verkehrsentwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelöst wurde. Bis dahin müssen wir in anderen Werten und anderen Vorstellungen auf dem Sektor der Agrarwirtschaft denken. In dieser Zeit aber war die Agrarstruktur Westböhmens und des anschließenden Saaz-Podersamer

⁵⁹ Für diese Feststellung habe ich wiederum dem Prager Kollegen herzlich zu danken.

⁶⁰ *Waschiczek*, Heinrich: Iglauer Schimpfnamen. SZVk 11 (1938) 151.

Beckens von der zur Jahrhundertwende doch sehr verschieden. Das Gros der Bevölkerung arbeitete in der Landwirtschaft und das dort fruchtbare Ackerland trug überwiegend Getreidefrüchte, die im Erzeugerraum nicht verbraucht werden konnten. Dadurch wurde dieses Gebiet zum wichtigsten Getreidelieferanten für Sachsen und Preußen einerseits und Österreich andererseits. Agrarmärkte, zu denen auch die Schafwoll-, Gansfedern- und Hopfenaufkaufmärkte zählten, belebten diesen Raum und bestimmten seine Struktur. In den beiden anderen Belegräumen aber wohnten und wirkten die Menschen, die vor allem den Getreideüberschuß aus dem westböhmischem Raum mit ihren großen Frachtwägen über die Grenzen brachten. In Reischdorf (Weipert) wohnten fast nur Getreidefrächter⁶¹, die jahraus, jahrein diese wertvollen Ladungen aus der Ebene über den Gebirgskamm nach Sachsen und weiter brachten. Im Süden aber gruppiert sich das Prächerkorb-Gebiet um die seit alters wichtigen Handelsstädte Prachatz, Winterberg, Wallern und die Handelswege nach den Salzmetropolen in Bayern und Österreich, wohin die Frächter Getreide bringen mußten, um das begehrte Salz laden zu können, denn es hieß „Khern umb Saltz“⁶².

In diesen Zusammenhang, Markt, Frächter und fahrendes Volk, das überall dort zu Hause ist, wo sich größere Menschenansammlungen zusammenfinden, müssen wir auch den Prächerkorb stellen, wobei es nicht zwingend ist, daß er von Anbeginn an rechteckig und aus geschälten Weiden hergestellt war. Fest steht wohl nur, daß es sich um einen sorgfältig gehaltenen Korb gehandelt hat, der für den Marktgang bestimmt war.

Das Milieu, in dem das Wort Pracher zu Hause war, erklärt seine sprachliche und bedeutungsmäßige Wandelbarkeit. Dem Substantivum *Pracher/Brecher* stehen die Verben *prachern, prachen, pracheln* zur Seite. Andererseits weist es eine bunte Bedeutungspalette auf, die von Bettler, Armer, Landstreicher, Wandermusikant, Bettelmusikant, Korbflicker über Angeber, Prahler, Großtuer, Prunker, Geizhals bis zum Hausierer und Händler reicht und durch die Verbalbedeutungen bitten, betteln, prahlen, prunken, geizen, verprassen, eindringlich reden, hausieren ergänzt wird.

Überblickt man das gesamte Material der germanisch bestimmten Länder, dann gewinnt die Annahme in einigen Wörterbüchern⁶³ Boden, daß *pracher, prachern* mit der ursprünglichen Bedeutung Bettler, betteln auf lat. *precari* zurückgehe. Um aber auf einen derart gefächerten Bedeutungsumfang zu kommen, der nicht landschaftlich, sondern überregional bestimmt ist, muß eine bedeutungsmäßige Vermischung und Überlagerung bzw. Anlehnung an ähnlich klingende Wörter verwandten Inhalts angenommen werden. Dazu bieten sich an *pfragner/vragener* = Kleinhändler, den Schmeller⁶⁴ auch als *brachner/prachner/pragner* und Lexer⁶⁵ als *prachner* kennt. Auch *phragen/vragen* =

⁶¹ Siehe dazu auch: Neubert, M.: Reischdorf. EZ 1 (1880) 134—138. — Naaff, Anton August: Reischdorfer Lieder. EZ 6 (1885) 175—185.

⁶² Siehe dazu: Waldheimat. Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Landes- und Volkskunde des Böhmerwaldes. Budweis 1924 ff., hier 4 (1927) 27.

⁶³ Adelung III, 819. — Falk / Torp II, 846.

⁶⁴ Schmeller I, 337 und 812.

⁶⁵ Lexer II, 289.

Markt⁶⁶ gehört hierher, wie auch die mundartlichen Ableitungen des Wortes Pracht < mhd. *braht/prah*t neben *brach* = Lärm, Geschrei, Menge und das Verbum *prangen* = lärmern, prunken, prahlen, das insbesondere im Böhmerwald in häufiger Verwendung stand.

Dem sudetendeutschen Beleg *prachrwogn* = Zigeunerwagen aus Weipert im Erzgebirge liegt *Pracher* = Prächer in der Bedeutung Bettler, Landstreicher, bettelnd Umherziehender zugrunde. Der sudetendeutsche Sprachschatz kennt Bettelkorb ma. *battlkorb* z. B. in Altendorf (Römerstadt) und Bettelkörblein in Südmähren, in beiden Fällen aber ein Handkorb. Bei Blau⁶⁷ findet sich ein sehr eindrucksvolles Bild eines Bettlerpaares aus Haselbach im nördlichen Böhmerwald, das Kürben, die Korbform dieser Gegend, am Rücken trägt.

Der *Prachkorb* u. ä. wird übereinstimmend als rechteckiger, nicht zu großer Rückentragkorb, geflochten aus feinen geschälten Weiden beschrieben, den man vornehmlich zum Marktgang benützte. Vereinzelt wurde er auch als *Markt-* bzw. *Stadtkorb* angegeben. Auch wurde die Mitteilung eingeflochten, daß sich nicht jede Frau oder jedes Mädchen einen solchen Korb leisten konnte und daß die Besitzerinnen durch öfteres Waschen darauf achteten, daß dieser Korb immer sein schönes, helles Aussehen behielt. Diese Beschreibung paßt allerdings nicht zur Grundbedeutung *Pracherkorb* = Bettlerkorb. Welche der oben angeführten Bedeutungen für *Pracher* ihm zugrundeliegen, läßt sich heute kaum mehr feststellen, sondern nur vermuten.

Eine weitere Frage wirft die Benennung *Pragl-/Braglkorb* im mittleren Böhmerwald auf (siehe Karte 9), die nicht einfach zu *Pracher* gestellt werden kann. Analogiewortbildungen wie *Zolkerkörbl* = Einkaufskorb, Marktkorb im östlichen Schönhengst zu *zolkern* = saumselig gehen und *Schwodi-/Schwodekorb* ma. *schwodikoa*⁶⁸ = Einkaufskorb, Eierkorb für den Markt, zu *schwadern* = tratschen, schwätzen, die in der Neuhauser-Insel in Riegerschlag und Deutsch-Moliken belegt sind, weisen den Weg. Lexer⁶⁹ kennt *bregler* = Schwätzer und *preglen/breglen*⁷⁰ = braten, murren, schwätzen, Höfer⁷¹ *prägneln* und Grimm⁷² *prägneln/pregeln* = braten, murren, schwätzen. Der *Praglkorb* hätte somit die gleiche Bedeutung wie *Schwodikorb*, also Marktkorb. Vielleicht gab es auch früher zu *Pracher* die Bedeutung Schwätzer, denn Adlung⁷³ nennt ein veraltetes *brachen* = reden, sagen.

⁶⁶ Ebenda 261.

⁶⁷ Blau, Josef: Böhmerwäldler Hausindustrie und Volkskunst. 2 Bde. Prag 1917, hier Bd. 1, S. 386 (Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde 14).

⁶⁸ Eine ähnliche Bildung wie *Schwodi-/Schwodekorb* findet sich bei Simschitz, Erika: Ein mundartlicher Vergleich von Reingers im nordwestlichen Waldviertel und der ehemaligen Neuhauser Sprachzone in Südböhmen. Wien, Diss. Masch. 1964, S. 195 im Wort Dötsche-kugeln, ma. *dedsikbugün* = Nockerle, Nudeln aus Erdäpfelsterz.

⁶⁹ Lexer II, 291.

⁷⁰ Lexer I, 346.

⁷¹ Höfer II, 348.

⁷² Grimm II, 2055.

⁷³ Adlung III, 819. — Siehe dazu auch frz. *prêcher* in: Gamillscheg, Ernst: Etymologisches Wörterbuch der französischen Sprache. Heidelberg 1928, S. 715.

Alle diese Benennungen aber beweisen, welche Rolle früher Märkte im allgemeinen sowie Wochen- und Jahrmärkte im besonderen im Leben der bäuerlichen Bevölkerung gespielt haben.

Im nördlichen Böhmerwald (siehe Karte 9) fällt ein häufigeres Vorkommen der Benennung *Nuschka* < tsch. *nůše*, Vklf. *nůška*⁷⁴ = großer Korb, Tragkorb auf, der sachlich der böhmische (= tschechische) Korb⁷⁵ im südlichen Böhmerwald entspricht⁷⁶. Dazu wurde mehrfach von den Gewährsleuten aus dem nördlichen Böhmerwald mitgeteilt, daß tschechische Korbflechter im nördlichen Böhmerwald rechteckige, aus geschälten Weiden hergestellte Rückenkörbe gegen die Erlaubnis, Baumwurzeln graben zu dürfen, bei den Bauern eingetauscht haben. Mit dem Korb wurde der Name übernommen. Das häufige Vorkommen dieser tschechischen Benennung hat in diesem Tauschhandel seine Ursache. Im südlichen Teil des Böhmerwaldes, wo dieser Korb *böhmischer Korb* genannt wird, erwarb man solche Körbe gern von den tschechischen Händlern, da sie sich leichter tragen ließen als die Rundkörbe und außerdem ein viel geringeres Eigengewicht hatten. Dasselbe gilt wohl für die Neuhauser Insel und das Zlabinger Ländchen, wo diese Körbe *Nusche/Nuschi* < tsch. *nůše* (siehe oben) genannt wurden. Anders ist der Sachverhalt in der Iglauer Insel, für die Schwarz und Weinelt⁷⁷ eine größere Anzahl von Belegen ausweisen. Wie oben (S. 288) bereits festgestellt wurde, hatte sich der Rückentragkorb bei den Deutschen der Insel nicht einbürgern können. Wohl aber kannten die anwohnenden tschechischen Händler diese Korbform, die sie *nůška* nannten. Sie kamen damit in die Dörfer, um bei den deutschen Bauern Eier, Quark und Butter aufzukaufen. Die Deutschen der Insel kannten somit das Wort *Nuschka*, benützten selbst aber die Sache nicht, was verdient festgehalten zu werden. Das in Gastorf (Dauba) gemeldete ma. *nieschel* = kleiner Rückenkorb muß wohl schon mit Rücksicht auf die Nähe der Sprachgrenze als *Nüschlein* angesetzt werden zu einer deutschen Verkleinerung von tsch. *nůše*. Es dürfte sich dabei wohl um eine ältere Eindeutschung handeln. Schwarz⁷⁸ hat es in seiner Karte in den Bezirken Dauba, Wegstädtl und Leitmeritz einige Male eingezeichnet.

Wie die Karten 7 bis 9 ausweisen, fehlte in Mähren-Schlesien sowie in Südmähren und in den mährischen Inseln, abgesehen von Rückentragkörben, die von Bäckern, Bäckerlehrlingen und Fleischern zum Ausfahren ihrer Waren benützt wurden und die wie das Ausfahren selbst neueren Datums waren, diese Gattung von Körben so gut wie vollständig. Für den Marktgang wurde ein großer, ovaler Handkorb benützt, der, wenn er voll war, d. h. wenn man die Einkäufe getätigt hatte, auf ein Tragtuch gesetzt und auf den Rücken gebunden wurde. Tragtücher und Tragbänder waren auch im böhmischen Raum nicht

⁷⁴ Rank I, 387.

⁷⁵ Bei Braun, Karte 29, hat die Benennung „böhmischer Korb“ das Land Böhmen vor Augen im Gegensatz zum „Sachsenkorb“.

⁷⁶ Siehe dazu auch die Belege bei Schwarz auf Karte 41 und bei Weinelt auf Karte 6.

⁷⁷ Ebenda.

⁷⁸ Schwarz Karte 41.

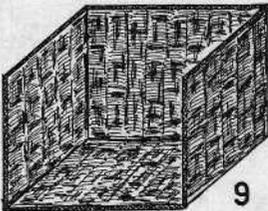
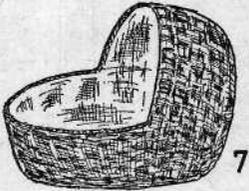
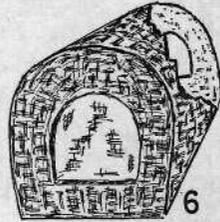
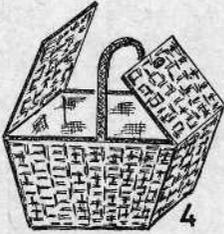
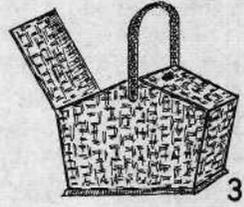
fremd, ja es mutet beinahe widersinnig an, wenn man bedenkt, daß die Dienstboten im böhmischen Raum beim Dienstortwechsel ihre Habe zum Transport in Tücher eingebunden haben, die am Rücken getragen werden konnten, während in Nordmähren dazu und zur alltäglichen Aufbewahrung Truhen, Laden, Schränke, Almern und Holzkoffer benützt wurden, die Eigentum der Dienstboten waren und diese stets beim Dienstwechsel begleiteten⁷⁹.

Bei den Haushaltskörben spielte der *Trag-, Hand- oder Henkelkorb* in verschiedener Ausführung und Größe eine sehr wesentliche Rolle. Er war fast durchwegs aus Weiden geflochten, doch entschied der Verwendungszweck darüber, ob grobe oder feine, geschälte oder ungeschälte Ruten dafür verwendet wurden. Einem *Trag-, Hand- oder Henkelkorb* größeren Formates, der immer aus groben, ungeschälten Weiden geflochten war, sind wir bereits bei den Wirtschaftskörben in Form des *Erdäpfelkörbleins* begegnet (siehe Karte 5). Ein ähnliches Körbl, von kleineren Ausmaßen, mit etwa ein bis zwei Liter oder Kilo Fassungsvermögen, war in einem oder mehreren Stücken auf jedem Bauernhof zu finden. Es wurde überall dort eingesetzt, wo man ein leicht zu tragendes, nicht zu großes Behältnis benötigte. In den Obstgebieten finden wir es als *Obst-, Pflück-/Pfluck- und Reißkörblein*, zu reißen = pflücken, verstreut über die einzelnen Landschaften als *Eierkörblein*, zum Aufsammeln der Eier vom Nest.

Neben diesen gewöhnlichen Hand- oder Henkelkörben, die mitunter im Winter auch am Bauernhof selbst gefertigt wurden, gab es solche von aufgespaltenen, feineren und meist auch geschälten Ruten, die aber fast durchwegs von fahrenden Händlern oder aber auf Märkten gekauft wurden. Sie fehlten seinerzeit in keinem Haus und waren meist auch in verschiedenen Größen vorhanden. Man benötigte sie, um das Essen aufs Feld, in Bergbaugebieten zur Grube oder zum Schacht oder später in die Fabrik zu tragen, andererseits aber, und das insbesondere in Mähren-Schlesien, wo man den Rückentragkorb nicht kannte, als Marktkorb, um Eier, Butter, Quark wegtragen zu können, oder allgemein als Einkaufskorb. Entsprechend seiner Funktion wurden die Benennungen *Trag-, Henkel-, Hand-, Einkaufs-, Butter-, Eier-, Eß-, Essentrag-, Vesper-, Markt-, Stadtkorb* gebraucht, ohne daß sie für irgendeine Landschaft charakteristisch gewesen wären. Im nördlichen Teil Westböhmens kam der *Handzistel* dazu. Da es sich bei diesen Körben um Handelsprodukte handelte, gab es auch keine Korbformen dieser Art, die für die eine oder andere Landschaft charakteristisch gewesen wären. Man kann sie lediglich in zeitlicher Hinsicht nach ihrer Form in ein gewisses Schema bringen. Diese Handkörbe hatten früher alle einen oder zwei Deckel, mit denen sie nach oben abgeschlossen werden konnten. Die älteste Korbform scheint rund gewesen zu sein (siehe Tafel 1, Skizze 1). Der runde Deckel hing seitlich am Henkel, damit er nicht verloren ging, und konnte zum Abdecken leicht über den Inhalt gezogen werden. Ver-

⁷⁹ Wolf-Beranek, Hertha: Die bäuerlichen Dienstboten in den Sudetenländern. Eine historisch-soziologisch-volkskundliche Betrachtung. BohJb 14 (1973) 270. — Außerdem SW Kartenskizzen 85/57.

Haushaltskörbe



Entwurf: Dr. Wolf-Beranek

einzelte Stücke wurden noch aus der Neuhauser Sprachzunge und aus Ostsüdmähren gemeldet. Möglich, daß sie einst dieser Landschaft eigen waren, da sie sonst nirgends aufschienen. Der in Ostsüdmähren gebrauchte lange Zeker mit Deckel aus Bastgeflecht (siehe Tafel 1, Skizze 2) scheint ihm verwandt zu sein.

Alt war auch der Handkorb, wie ihn Skizze 3 auf Tafel 1 zeigt. Er fehlte nach der Meldung bereits ab mittlerem Westböhmen bis nach Südböhmen sowie in Südmähren, ausgenommen der Brüner Insel, und in Nordwestböhmen. Hier war bereits eine jüngere ähnliche Korbform, die neben der älteren Form zu finden war, im Gebrauch (siehe Tafel 1, Skizze 4). Lediglich in Südwestböhmen, im nördlichen und mittleren Böhmerwald sowie in Westsüdmähren samt der Neuhauser Sprachzunge wurde dafür eine mehr ovale Form (siehe Tafel 1, Skizze 5) benützt. Die neueren Körbe sind offen und werden lediglich mit einem Tuch abgedeckt. Ihre Formen waren sehr unterschiedlich und unterlagen stark der jeweiligen Mode.

Kleine Körbl in der Form von Skizze 3 gehörten sowohl im Egerland wie auch in der Iglauer Insel zur Frauenfesttagstracht. Man trug sie bei Besuchen und beim Kirchgang am Arm. Leider gibt es keinen Anhaltspunkt, wie das *gautsbeichkarbl* = Gotteswegkörblein, Wallfahrtskörblein in der Wischauer Sprachinsel ausgesehen hat.

Alt dürfte im Haushalt der Gebrauch des Wäschekorb sein. Er war niedrig, oval oder mehr rechteckig und hatte zwei Griffe. Er soll früher auch aus Wurzelbändern hergestellt gewesen sein. Man benötigte ihn, um gewaschene Wäsche zu einer Wasserstelle zum Schweifen zu tragen und nachher zur Aufnahme der trockenen Wäschestücke. Er hieß allgemein *Wäschkorb*. Lautungen wie *Waschkorb* ma. *woschkorb* waren ganz vereinzelt und selten. Als die Kinderwiegen mehr und mehr abkamen, legte man die Säuglinge in solche kleine Körbe und nannte sie dementsprechend *Kinderkorb*.

Allgemein zum Haushalt gehörten auch die aus Stroh geflochtenen Körbchen, in die die geformten Brotteiglaibe zum Aufgehen abgelegt wurden. Zu *Backschüssel* im Norden und *Backkörblein* im Süden beziehungsweise *Sümperlein* ma. *simperl* in Ostsüdmähren gab es noch eine große Anzahl von Synonymen als Eigenbezeichnungen für kleinere und größere Landschaften, deren Aufzählung hier zu weit führen würde⁸⁰.

Über das gesamte sudetendeutsche Gebiet war früher der *Hühnerkorb* (siehe Tafel 1, Skizze 6) verbreitet. Er war aus Weiden, selten aus Stroh geflochten. Man verwendete ihn zum Brüten der Hennen, mitunter aber auch zum Eierlegen. Seine Benennung ist meist *Hühnerkorb*, aber auch *Brutkorb*, *Hühnerlege- und Legekorb*. In Malitschen (Leitmeritz) hieß er *Gockermitze*, wahrscheinlich zu tschechisch *kokerbati* = krähen. Nur aus Mödritz in der Brüner Sprachinsel wurde eine andere Korbform (siehe Tafel 1, Skizze 7) gemeldet. Möglich,

⁸⁰ Siehe dazu: SW Kartenskizzen 61/33 bzw. Rösner-Kraus, Walter: Sprachliche Untersuchungen zum Komplex „Brot“ in den Sudetenländern bis 1945. Arbeit zur Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen. Gießen SS 1971, S. 29—36 sowie Karten 8 und 9.

daß es sich dabei um die Korbform handelt, die die anwohnenden Tschechen benützten.

Vor einigen Jahrzehnten wurden in den Sudetenländern noch aus Stroh geflochtene Bienenkörbe, ma. *bien-/bei-korb* verwendet, die unterdessen aber abgekommen waren.

Ebenfalls fast überall vorhanden waren sogenannte *Näh-* oder *Flickkörblein*, die vor allem zur Aufbewahrung von Nähutensilien dienten. Sie gehörten in ihren Formen allen Zeitepochen an und waren meist Geschenke, die von Generation zu Generation weitervererbt wurden. *Handarbeits-* und *Strickekörblein* waren meist neueren Datums.

Der neueren Zeit gehörten auch die *Reisekörbe* an, die aus geschälten Weiden hergestellt waren und eine Verschlussvorrichtung hatten. Sie waren ursprünglich unwahrscheinlich groß. Dieselbe Korbform in klein begegnet uns im gesamten Sudetengebiet als *Wäschkörblein*. Es war fast ständig per Post unterwegs, um auswärts, meist in der Stadt, wohnende unverheiratete Familienmitglieder stets mit sauberer Wäsche zu versorgen, da es damals noch keine öffentlichen Waschanstalten gab.

Im Jahresbrauchtum spielt das *Fronleichnams-, Streu-, Blumen-, Blumenstreu-, Schmeckenstreu-* oder *Sträußlein-körblein* eine sehr wesentliche Rolle. Seine Formen sind wie die der Näh- oder Flickkörbchen recht bunt. Am Vorabend vor Fronleichnam wurden diese Körbchen reich mit Blumen geziert und mit zerzupften Blütenblättern gefüllt. Mit ihnen bestreuten am nächsten Tag beim Fronleichnamsumgang die schulpflichtigen Mädchen der unteren Klassen den Weg, über den das Allerheiligste getragen wurde.

Zum Abschluß soll noch auf einige Sonderkörbe, die im Sudetenland üblich waren, verwiesen werden. Einige gehörten wohl schon der Vergangenheit an, wie der schöne Federnkorb ma. *fadrkorb* (siehe Tafel 1, Skizze 8), der aus dem Daubaerraum aus Horka beschrieben wurde. Er war ein Meter hoch und hatte auch einen Durchmesser von etwa einem Meter. Er diente der Aufnahme von ungeschlissenen Federn. Da die Korbflechten luftdurchlässig waren, konnten die Federn darin schön austrocknen.

Im Hopfengebiet, also im Saaz-Podersamer Raum und im Dauba-Auschaer Land wurden zur Hopfenernte zum Pflücken und Messen bestimmte Maßkörbe benützt. Sie waren viereckig und wurden von den Hopfenlesern zum Pflücken und von den Abnehmern zum Messen verwendet. Man nannte sie *hoppmkorb* = Hopfenkorb im Saaz-Podersamer Raum und *huppakörbl* im Dauba-Auschaer Land. Daneben gab es den niederen *Meßkorb*.

Zum Versand von Kernobst, das ausgeprakt = ausgelesen auf der Elbe nach Deutschland verfrachtet wurde, gebrauchte man kreisrunde hohe Körbe aus groben Weiden mit zwei Griffen, die jeweils 50 Kilo faßten. Sie wurden nach der Abnahme = Kontrolle vom Aufkäufer mit Sackstoff oben zugenäht, bevor sie verfrachtet wurden.

Die Weinbauern Südmährens gebrauchten bei der Weinkelterung den sogenannten *setzkori* = Setzkorb. Das war ein Korb ohne Boden, den man in die großen Bottiche einsetzte. Er hatte zylinderartige Form.

Ein ähnliches Gebilde, aber an den Seiten offen, war der sogenannte *stompfkuab* = Stampfkorb, mit dem man auf Fischfang ausging, indem man ihn immer wieder vor sich hersetzte und durch Eingreifen in den Korb feststellte, ob sich Fische gefangen hätten (Eisgrub/Nikolsburg).

Im Haida-Steinschönauer Raum in Nordböhmen wurde die Glasveredelung in Hausindustrie betrieben. Das Rohglas holte man in großen, mit Stoff ausgekleideten Rückentragkörben = *Glasheimtragkörbe* aus den Glashütten. War der Veredler nicht gleichzeitig auch Verleger, dann wurde die Fertigware auf gleichem Weg zu den Vertragsbetrieben gebracht.

Oben wurde bereits erwähnt, daß es früher üblich war, Körbe als Maße für verschiedene Erzeugnisse und Materialien zu benutzen. So kaufte man in den Städten, wo zur Unterbringung von Brennmaterial wenig Platz war, Holz und Kohle nach Körben. Ein Korb faßte meist 50 kg Kohle.

Als Letztes soll noch die *Flecht* oder *Flechte(n)* erwähnt werden, die eine sehr große Rolle gespielt hatte, als noch die Fuhrmannswägen über die Landstraßen rollten. Die Fuhrmannswägen, die oftmals eine ansehnliche Größe erreichten, waren große, eisenbeschlagene Leiterwägen, wie sie bis zur Aussiedlung in Nordböhmen als Erntewagen benützt wurden. Die Leitern vorn und rückwärts waren mit einem Geflecht aus Weidenruten ausgefüllt, den sogenannten *Flechten*. In der vorderen Flechte saß der Fuhrmann. Solche Flechten wurden aber auch im Winter auf den Bauernwagen gesetzt, wenn der Bauer zur Stadt fahren wollte. Man legte sie mit Stroh aus und breitete Decken darüber. So war man auch bei strenger Kälte geschützt und warm.

Im Vorangegangenen wurde versucht, die Vielfalt vor allem der althergebrachten Korbformen darzutun und zu zeigen, daß ihre Form und Entwicklung keine zufällige war, sondern jeweils dem Fortschreiten der Landwirtschaft und der Neueinführung von Agrarfrüchten wie etwa Kartoffel und Rüben, aber auch den Änderungen in der Viehhaltung entsprach. Den beigegebenen Karten fiel dabei die Aufgabe zu, landschaftliche Verschiedenheiten in der Verwendung von Korbformen, die meist stammlich bedingt waren, aufzuzeigen und die reiche, aber landschaftlich fest verankerte Nomenklatur darzutun.

DIE BENEDIKTINERABTEI SANKT WENZEL UND DAS VIKARIAT BRAUNAU (1938—1948)

Von Erhard Meissner

Nachdem drei Jahrzehnte seit der Vertreibung der Sudetendeutschen aus ihrer Heimat verflossen sind, wird die Heimatgeschichte der jüngsten Zeit vor der Aussiedlung immer mehr zum Gegenstand der einschlägigen Forschung. Daher stellt sich die folgende Abhandlung die Aufgabe, auch den kirchlichen Sektor dieses Bereichs zu sichten, um die Lage der Kirche und der Seelsorge für die landesgeschichtliche Betrachtungsweise aufzubereiten. Der vorliegende Beitrag soll sich daher mit der kirchlichen Struktur des Braunauer Landes und Nordostböhmens befassen und die Möglichkeiten des religiösen Lebens jener Jahre zeigen. Es wurde damals wie heute stark behindert. Die Schwierigkeiten der Quellenlage werden durch den Umstand sichtbar, daß weder der damalige Landesprälat und Abt Dr. Dominik Prokop noch einer der städtischen Seelsorger umfangreichere Aufzeichnungen über die fraglichen Jahre hinterlassen haben. Zeitungsberichte, Programme von seelsorglichen Veranstaltungen und Hirtenbriefe fallen als Unterlagen nahezu aus, da sie in den Wirren der Vertreibung meist verloren gingen oder nicht greifbar sind. Dennoch ist es möglich, auf Grund kataloghafter zeitgenössischer Publikationen die Grundzüge kirchlicher Arbeit und Organisation im Braunauer Landkreis zu rekonstruieren. Wichtige Hinweise konnte der HH Geistliche Rat P. Athanas Reißmüller aus dem Erzkloster Břevnov geben, da er seinerzeit die Direktorien und Kleruskataloge für die böhmisch-mährischen Benediktinerabteien herausgegeben hat. HH Abt Virgil Kinzel von Braunau in Rohr/Niederbayern und HH Professor Dr. Johannes Müller, Subprior von Sankt Anselmo zu Rom, ermöglichten in dankenswerter Weise den Zugang zu wichtigen Archivalien und besorgten in einzelnen Fällen Ablichtungen.

Da das Heimatbuch „Braunauer Land“, das 1971 vom Heimatkreis Braunau/Sudetenland e. V. in Forchheim ediert wurde, angesichts der Jahrhunderte umfassenden Thematik die jüngste Zeit vor der Aussiedlung und insbesondere die kirchliche Situation nur streifen konnte, ergibt sich von dieser Seite ein Nachholbedarf. Es soll aber versucht werden, aus dem engen geographischen Rahmen herauszukommen und die Beziehungen des Vikariates zu den Nachbarbezirken, zum Generalvikariat in Trautenau und zur Königgrätzer Diözese zu erarbeiten, damit die Situation des Landkreises als modellhaft für andere deutlich zu werden vermag. Andererseits wird die Verbindung der Benediktinerabtei Sankt Wenzel zu den übrigen Abteien Böhmens die Sonderstellung von

Braunau erkennen lassen, aber auch erklären, warum Stadt und Kloster trotz räumlicher Bedingtheit zu einem religiösen und kulturellen Zentrum Nordostböhmens werden und es selbst in so schwierigen Zeiten bleiben konnten.

Seelsorgearbeit und Gottesdienste in der Stadt Braunau

Das kirchliche Leben im Landkreis Braunau hatte schon zu Beginn der zwanziger Jahre einen erheblichen Aufschwung genommen, der seinen Ausgang, wie sich von selbst versteht, von der Benediktinerabtei her nahm. Der spätere Abt, Dr. Dominik Prokop, damals Professor am Stiftsgymnasium, initiierte eine rege Jugendseelsorge, vor allem im Rahmen des sudetendeutschen Quickborn, der bald in Braunau seinen Mittelpunkt erhielt¹. Seit 1928 wurde er rege unterstützt von P. Beda Menzel. Beide sahen den Ausgangspunkt ihrer seelsorglichen Arbeit im Bereich des Gymnasiums, waren aber mit Erfolg bemüht, die nicht studierende Jugend zu erfassen. Tagungen, Einkehrwochen und Aufführungen religiöser Spiele überregionaler Verbände wurden in Braunau zur Selbstverständlichkeit². 1935 wurde P. Virgil Kinzel zum Priester geweiht und als Religionsprofessor eingesetzt. Schon als Kleriker hatte er sich initiativ der Jugendarbeit gewidmet und förderte sie in der Folgezeit durch den Ausbau der schon bestehenden Kontakte zu den anderen Ordensgemeinschaften in Nordböhmen, die sich nun noch enger aufeinander abstimmten. P. Paulus Sladek wurde seither ein Freund und Förderer dieser Zusammenarbeit. Während auf diese Weise das Kloster St. Wenzel ein Mittelpunkt religiöser Erneuerung für Nordostböhmen wurde, widmeten sich vor allem Dechant P. Emeran Selinger und Oberkaplan P. Justin Schütz der ordentlichen Pfarrseelsorge in der Stadt. Sichtbares und heute noch greifbares Werk ihrer Tätigkeit sind drei Gesangbücher, die zur Neugestaltung der Meßfeier von der Abtei herausgegeben wurden: das „Gotteslob“, das „Lobt froh den Herren“ und das ältere, aber überarbeitete Kirchengesangbuch. Dazu kam noch das Kreuzwegbuch. Eine Reihe von Texten für einzelne Feiern oder Einkehrtage folgte. Der Druck des „Gotteslobs“ erfolgte in mehreren Auflagen bei der bekannten Buchdruckerei und Buchbinderei Dimter, Stuchlik & Co, deren verdienstvolle Leistungen zur Verbreitung kirchlicher und heimatgeschichtlicher Publikationen beitrugen. Die Kirchenlieder zeigten in Wort und Melodie, in Thematik und Rhythmus einen deutlichen Auftrieb und hoben sich von den älteren durch reiche Abwechslung, sachlicheren Text und kraftvollere religiöse Aussagen klar ab. Eine Belebung der Volksmesse wurde dadurch erreicht, daß das Volk die lateinischen Antworten im Chor sprach oder sang und daß die Lieder auf die einzelnen Teile der Meßfeier abgestimmt waren³. Auch deutsche Singmessen, die Speyerer Domfestmesse, die Schubertmesse, wurden eingeführt. Regelmäßige Jugendgottes-

¹ H u b e r : Die katholische Jugendbewegung 306.

² E b e n d a 306: „Braunauer Spielschar“.

³ Gotteslob 3 ff.: „Betsingmesse“: enthält die lateinischen und deutschen Responsorien und zeigt die Beteiligung des Volkes am Gottesdienst.

dienste aktivierten die Schüler, die monatliche Kommunion und Beichte wurden in Kürze zur Selbstverständlichkeit.

War die Jugendbewegung, wie Augustin Huber schreibt⁴, vor dem Ersten Weltkrieg „aus der Abwehr gegen die massiven Angriffe des Liberalismus, des radikalen Nationalismus und Sozialismus“ entstanden, so sah man nach dem Ersten Weltkrieg in der Kirche eine geistige Ordnungsmacht. „Vielen schien sie die Sehnsucht nach Lebenserneuerung zu erfüllen.“ Daß diese Hinwendung zur Kirche auch Kritik an überholten Einrichtungen und Gewohnheiten zur Folge hatte, wirkte sich durchaus fruchtbar aus. Die Jugendarbeit in Braunau, die Neugestaltung der Gottesdienste sind Zeugnisse dafür, mit welchem Elan und in welchem Tempo die Benediktiner einen gewissen Traditionalismus im kirchlichen Leben Nordostböhmens überwandten und zeitgemäße Formen schufen, die die religiösen Inhalte mit neuem Leben erfüllten. Die Verbindungen zu den Trägern der „Liturgischen Bewegung“, zu Beuron, Maria Laach, Klosterneuburg, waren rege. Sie führten zu einer Belebung des mönchischen Chorgebetes und des Gregorianischen Chorals, an dem sich auch ein Kreis von zivilen Akademikern beteiligte. Der „Schott“, das lateinisch-deutsche Volksmeßbuch fand daraufhin rasch Verbreitung.

Eine Vertiefung des religiösen Lebens und eine Ausweitung auf weite Bevölkerungskreise waren die erfreulichen Erfolge. Doch setzte ihnen der Anschluß des Sudetenlandes (1938) an das Deutsche Reich nationalsozialistischer Prägung eine Grenze. Zwar wurde die kirchenfeindliche Haltung des Dritten Reiches noch nicht unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Truppen sichtbar, sie nahm aber im Verlauf des Jahres 1939 zu, um sich nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs zu steigern und ab 1941 einem Höhepunkt zuzusteuern. Die Auflösung und Beschlagnahme des Schwesternklosters der Borromäerinnen bei der St. Wenzelskirche am Florianusplatz, die Belegung von Gebäuden und Gebäudeteilen der Benediktinerabtei durch Behörden- und Parteiorgane, die Zurückdrängung der Fronleichnamsprozession auf den Platz vor der Dekanalkirche und die Beschränkung des Religionsunterrichts auf eine Wochenstunde bzw. eine Stunde in zwei Wochen waren die äußeren Zeichen. Selbstverständlich wurden die katholischen Jugendorganisationen aufgelöst, die Jugendlichen in der Hitlerjugend organisiert und dadurch am Besuch der Gottesdienste gehindert, daß zu den entsprechenden Zeiten Sonntagsveranstaltungen angesetzt wurden. Das Klosterschulhaus löste man von seiten der NS-Schulbehörde auf, doch wurde auf eine Initiative des Bürgermeisters Josef Spitzer in der ehemaligen tschechischen Schule am Schwarzen Weg eine staatliche Oberschule errichtet, so daß der Stadt und dem Landkreis wenigstens eine Höhere Lehranstalt erhalten blieb⁵. Hier war vor allem der Geschichtsunterricht antikirchlich und antisemitisch ausgerichtet, wie das auch an den Volks- und Hauptschulen der Fall war, um die Jugend von Kirche, Gottesdienst und religiösem Leben abzuhalten. Der Verfasser erinnert sich, wie in einer Geschichtsstunde

⁴ Huber: Die katholische Jugendbewegung 306.

⁵ Meissner: Die Braunauer Oberschule für Jungen 42 ff.

des Schuljahres 1941 in der ersten Oberschulklasse die Bibel als das Geschichtsbuch der Juden charakterisiert und polemisch, völlig unwissenschaftlich abqualifiziert wurde. Da die Beschäftigung mit diesem „arierfeindlichen“ Werk den nationalsozialistischen Aufbruch zersetze, so folgte man, müßten die Schüler dieses Buch ablehnen und von ihren Eltern den Kirchenaustritt verlangen. Allerdings kam man später nicht mehr darauf zu sprechen, so daß anzunehmen ist, es habe sich um die Durchführung einer Vorschrift der vorgesetzten Behörde gehandelt, über deren geringe Wirkung man sich im klaren war. Gewiß wurde der Unterricht an den meisten Schulen antikirchlich, vor allem anti-päpstlich ausgerichtet, aber bei aller Behinderung der Katecheten⁶ wurden doch die Religionsstunden nicht so stark eingeschränkt wie anderwärts. Alles in allem wirkten sich Unterricht und Instruktion bei der Hitlerjugend für den Kirchenbesuch der Kinder und Jugendlichen nicht günstig aus. Unter den Erwachsenen zeigte sich zunächst ein Nachlassen im Besuch der Gottesdienste, aber doch nur in der führenden Schicht, die aus der Sudetendeutschen Partei in die NSDAP übernommen worden war, allerdings auch in diesem Kreis nicht ohne Einschränkung; denn auch Parteiführer zeigten sich, anfangs sogar in Uniform, bei der Messfeier, obwohl sie sich vor Parteikontrollen in acht nehmen mußten. In den beiden letzten Kriegsjahren nahm der Kirchenbesuch sogar deutlich zu und erreichte 1945 einen Höhepunkt. Die geplagte Bevölkerung suchte Hilfe im religiösen Bereich. Auf dem Boden dieser Entwicklung ist die Gottesdienstordnung und -gestaltung zu sehen.

1. Die *Dekanalkirche St. Peter und Paul*⁷ stand als Pfarrkirche im Mittelpunkt der pastoralen Tätigkeit der Benediktiner im Bereich der Stadt und der eingepfarrten Gemeinden Weckersdorf, Hauptmannsdorf, Rosenthal und des Ortsteils Ölberg, der während der Ersten Tschechoslowakischen Republik zu Großdorf, dann aber zu Braunau gehörte. P. Emeran Alfred Selinger löste im Jahr 1938 P. Gunther Kahler als Dechant von Braunau ab und betreute die etwa 10 000 Seelen zählende Gemeinde, unterstützt von den Kaplänen P. Ambros Erben, P. Justin Schütz (Oberkaplan) und P. Basil Urbaschek⁸. Als der Kriegsdienst die Kapläne ins Feld rief, half P. Franz Frank, der als ehemaliger Kapuzinermönch 1938 den Weg zu den Benediktinern gefunden hatte, in der Seelsorge aus. Nach dessen plötzlichem Tod versorgte Dechant Selinger die große Pfarrei allein.

Die zeitliche Gottesdienstordnung ging noch auf die Jahre vor P. Emerans Amtsübernahme zurück⁹. Der Sonntag begann mit der 7-Uhr-Messe, die fast immer als reine Singmesse gestaltet wurde und gut besucht war. Der Kindergottesdienst um 8 Uhr war meist eine Betsingmesse, in der die Kirchgänger

⁶ U t z : Der Religionsunterricht 58 f.

⁷ T ö l g : Die Stadt Braunau 320: Die Stadtpfarrkirche war 1912 zur Dekanalkirche erhoben worden.

⁸ Proprium (1939) 25. — H K A Forchheim, S c h ü t z : Gottesdienste 1: P. Konstantin wurde 1939 nach dreiwöchiger Kaplanszeit einberufen.

⁹ H K A Forchheim, S c h ü t z : Gottesdienste 2; M e i s s n e r : Ministrantenordnung 3.

dem Priester die lateinischen Antworten gemeinsam gaben. Sie erfreute sich der größten Besucherzahl, auch aus den Dorfgemeinden. Das Hochamt um 10 Uhr, im Volksmund überhaupt „der Gottesdienst“ geheißen, wurde meist von P. Emeran gehalten, an Hochfesten mit Assistenz und großem Ministrantenaufgebot. An den Wochentagen fand täglich eine Singmesse um 7 Uhr statt, die vor allem von Rentnern, Frauen und wenigen Berufstätigen besucht wurde. Während P. Emeran besonders um die Erwachsenenseelsorge bemüht war, engagierten sich die Kapläne überwiegend in der Jugendarbeit. P. Justin entwickelte, gewissermaßen im Vorgriff auf spätere Jahre, einen Diskussionsstil oder doch Frage- und Antwortstil, um dadurch die jungen Menschen enger an das Opfergeschehen heranzuziehen, und hatte damit viel Erfolg. Vor allem in der 8-Uhr-Messe am Sonntag war es ihm möglich, eine Reihe von Schülern zu versammeln und durch seine Art zu predigen den stark gekürzten Religionsunterricht zu ergänzen. Um der Indoktrination der Jugend durch Schule und Hitlerjugend im Rahmen des Möglichen entgegenzuwirken, mußte mehr getan werden. Aber das war nicht leicht, da es außerhalb des Gottesdienstes und der Religionsstunde kaum eine Gelegenheit gab. Die Kapläne richteten daher pro Schulklasse eine sogenannte Seelsorgestunde wöchentlich ein, die in den Räumen des ehemaligen Klostersgymnasiums abgehalten wurde¹⁰. Allerdings war es nicht leicht, die Kinder heranzuholen. Im Religionsunterricht durfte der Katechet nicht dafür werben, so daß man die Einladungen von Mund zu Mund weitergeben mußte. Buben und Mädchen waren mit Sportdiensten, Heimabenden und Musikproben oft überfordert, so daß dieser zusätzliche Religionsunterricht schon attraktiv gestaltet werden mußte. Die Ministrantengruppen von Dekanal- und Abteikirche und die Marianische Mädchenkongregation, die als einzige Jugendorganisationen das Verbot überdauert hatten, waren zwar rege, erfaßten aber doch nur einen kleinen Kreis. Fahrten oder Wanderungen mußten unterbleiben, da solche Öffentlichkeitsarbeit untersagt war. Man konnte von Glück reden, wenn die Seelsorgestunden nicht suspendiert wurden.

Im Verlauf des Kirchenjahres wurden die Höhepunkte des religiösen Lebens in den Gottesdiensten der Dekanalkirche entsprechend sichtbar. Die Rorate-Ämter der Adventszeit, die weihnachtliche Mitternachtsmesse, die Kreuzwegandachten, begleitet von dem Lied „Sieh Deinen Heiland an!“, zählten zu ihnen¹¹. Eine für Nordostböhmen typische Andacht stellte die Auferstehungsfeier, kurz die „Auferstehung“ genannt, dar, die den meisten Gläubigen die vormittägliche Karliturgie ersetzte. Die Intonation des Liedes „Seht, auferstanden ist der Herr!“ durch P. Emeran trat an die Stelle der Verkündigung des Oster-Alle-

¹⁰ HKA Forchheim, S c h ü t z : Gottesdienste 2 f. — Es existieren noch Volksschottmeßbücher mit P. Justins Widmung „Nimm und bete!“, die eifrigen Besuchern der Seelsorgestunden überreicht wurden. — E b e n d a 3: Auch die Mitglieder der ehemaligen „Apostolischen Liga“ wurden in der Seelsorge aktiv. Die Jugendarbeit hatte etwas vom „Katakombenchristentum“; 1941 und 1942 wurden dreitägige Exercitien in einem Privathaus gehalten.

¹¹ Gotteslob 15 ff. und Kreuzwegbuch. — HKA Forchheim, S c h ü t z : Gottesdienste 2: in den ersten Kriegsjahren wurden an Freitagen auch Fastenpredigten gehalten.

luja¹². Die Andacht muß in früheren Jahrzehnten mit größerem Aufwand gefeiert worden sein. Der Umstand, daß bis 1946 die „Fleischerlaterne“, eine kniehohe, barocke Laterne, die an einem Querbalken von zwei Meßdienern zu tragen war, bei der Prozession mitgeführt wurde, weist auf eine frühere korporative Beteiligung der Fleischerinnung und vielleicht auch anderer Handwerksinnungen hin. Die Maiandachten wurden fast immer mit einer Predigt ausgestattet, so daß das Wort Gottes die Gläubigen in diesem Monat besonders intensiv erreichte. Das war notwendig, da weder Einkehrtage noch Missionswochen abgehalten werden durften^{12a}. So gelang es doch trotz aller Beschränkungen, auch die Erwachsenen immer wieder zu erfassen. Auch durch die Teilnahme an der Fronleichnamsprozession, die in den ersten Jahren vom Abt auf dem Ringplatz gehalten, dann aber auf den Platz vor der Dekanalkirche zurückgedrängt wurde, bewiesen viele Braunauer, daß sie trotz aller NS-Propaganda am Glauben festhielten. Peter und Paul wurde als „Kirchweihfest“ (eigentlich Patrozinium) feierlich begangen, doch erregten die Patrozinien der Dorfkirchen (die „Kermsen“) größere Aufmerksamkeit, weil zu den geistlichen Feierlichkeiten noch die weltlichen Einladungen hinzukamen. Erntedank, Christkönig, Allerheiligen und Allerseelen wurden in der üblichen Weise begangen und schlossen das Kirchenjahr ab.

Das Kriegsende im Mai 1945 führte die Menschen wieder häufiger in die Kirche, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Hilfsbereitschaft wuchs. Dabei war es nicht immer einfach, die Gottesdienste zu besuchen, denn oft war tschechische Geheimpolizei (SNB) in der Nähe der Kirche postiert, um aus den Kirchgängern Arbeitskräfte zu rekrutieren. Auch die Gegenwart ehemaliger Partisanen wirkte nicht gerade beruhigend. Im Verlauf der Sommermonate hatte die tschechische Bevölkerung so zugenommen, daß ein deutscher Pfarrer nicht mehr tragbar war. So beschränkte sich P. Emeran, nunmehr unterstützt von P. Konstantin, auf die Seelsorge den Deutschen gegenüber. P. Prokop Houdeček aus Břevnov wurde zum neuen Dekananten bestellt¹³. Er richtete für die tschechischen Gläubigen ein Hochamt ein, das stets um 9 Uhr an Sonntagen gehalten wurde, so daß das kirchliche Leben sogar eine Steigerung erfuhr. Mehrfach unterstützte P. Athanas Reißmüller aus Břevnov die Seelsorger und war vor allem als Prediger beliebt und als Beichtvater stark gefragt. Im Frühjahr 1946, nachdem schon mehrere Aussiedlungstransporte Stadt und Landkreis verlassen hatten, wurden die deutschen Gottesdienste in die Abteikirche verlegt, die Dekanalkirche hörte auf, Seelsorgezentrum für die angestammten Stadtbewohner zu sein.

Zur Zeit P. Emerans wurde auch für das Äußere der Meßfeier durch Neu-

¹² Gotteslob 21 f.; Kirchliche Gesänge 33.

^{12a} HKA Forchheim, Schütz: Gottesdienste 3: Prediger der Maiandachten 1940—1942: P. Felix Witte (Weißer Vater), Dr. Büchner und P. Petsch (Redemptoristen). P. Dr. Augustin Reimann (Redemptorist) predigte Allerheiligen 1942. Exercitien konnten 1939—1942 jährlich für die Mädchen der Marianischen Kongregation auf privater Basis gehalten werden.

¹³ Catalogus Pragensis (1948).

anschaffungen und Reparaturen gesorgt. Mehrere Ornate sind zu erwähnen, unter denen sich zwei weiße Garnituren mit Blumen- bzw. Blattmustern befanden. Ein Ornat aus schwerem Goldbrokat fand stets am Karsamstag Verwendung. Die rote Gewandfolge, wie die anderen aus Casel, zwei Pluvialia und zwei Dalmatiken bestehend, war in Purpur gehalten und mit reicher Goldstickerei verziert. Als besonderes Prunkstück galt ein barocker Kelch mit Emaillemedaillen, der regelmäßig an Hochfesten Verwendung fand. Kirche und Sakristei wurden von Herrn Siegmund Selinger, dem Bruder des Dechanten, betreut. Seine Stellung spiegelte gewissermaßen die Bedeutung der Dekanalkirche im Landkreis wider. In allen Pfarreien des Braunauer Ländchens genoß der Mesner bei den Gläubigen großes Ansehen. Deshalb wurde er in den Dörfern mit der vertraulichen Anrede „Vetter“ und „Kirchvater“ angesprochen. Wie aber der Stadt-Dechant unter den Pfarrern hervorragte, so bezeugte man auch dem Mesner der Dekanalkirche erhöhten Respekt. Man sprach von ihm nur als vom „Kirchendiener“ oder „Sakristan“ und immer vom „Herrn Selinger“; denn im Unterschied zu seinen Kollegen, die ihren Dienst in Zivil versahen, trug er Talar, Rochett und großen Kragen. Kirchenchor und Orgel wurden von Chordirektor Heribert Schröter betreut, der sich als Komponist und Dirigent einen Namen erworben hatte¹⁴. Besonders der kirchenmusikalischen Gestaltung der Hochämter und Vespere an den Hochfesten und der Feier der Karliturgie widmete er viel Mühe. In den Kriegsjahren wurde er als Musiklehrer an die Oberschule berufen und später in der Polizeiverwaltung kriegsdienstverpflichtet, so daß Frl. Anna Matzner, Handarbeitslehrerin der Mädchenbürgerschule, häufig an der Orgel aushalf. Ihr war es zu danken, wenn die Gottesdienste bis zur Aussiedlung mit musikalischer Begleitung gefeiert werden konnten. Verschiedene Verbesserungen, die P. Emeran eingeleitet hatte, konnten durch die Kriegsumstände nicht verwirklicht werden. Zwar wurde das Glockengeläut elektrifiziert, aber die großen Glocken wurden in den ersten Kriegsjahren vom Staat beschlagnahmt, damit das Material für militärische Zwecke verwendet werden konnte. Der Einbau einer Heizung mußte schon während der Anfangsarbeiten eingestellt werden, da sie nicht kriegswichtig war.

Die Dekanalkirche war als einzige Kirche der östlichen Hälfte des Landkreises vom Bischof konsekriert worden. Das zeigten neben einer Tafel, die an der Rückseite des Hochaltars angebracht war, die großen goldbraunen Apostelkreuze an den Pfeilern, die mit je einem Kerzenleuchter versehen waren. Die übrigen Kirchen des inkorporierten Braunauer Bezirks waren von Äbten benediziert worden.

Ein eigenes Pfarrhaus besaß die Dekanalkirche nicht, angesichts der Nähe des Klosters. An dessen Eingang, links neben der Pforte, befand sich innerhalb des Klosterareals ein Haus, in dem das Dekanalamt untergebracht war. Dort amtierte oft P. Romuald Schweidler, der nach der Auflösung des Gymnasiums

¹⁴ Eppinger: Chordirektor Heribert Schröter 217 bemerkt: „Die von ihm ins Leben gerufenen geistlichen ‚Abendmusiken‘ in der Klosterkirche waren für ganz Ostböhmen Erlebnisse!“ — Meissner: Die Braunauer Oberschule 43 und 53 und passim.

nicht rasten wollte, und besorgte einen großen Teil der standesamtlichen Aufgaben der Stadtpfarrei. Auch nach dem Anschluß an das Dritte Reich wurden die Matriken in der bisherigen Weise umfassend weitergeführt und von der Bevölkerung beansprucht, obwohl ein staatliches Standesamt errichtet worden war. Das sogenannte Glöcknerhaus neben der Dekanalkirche, das den Sakristan beherbergte, wurde 1950 Pfarrhaus, als das Kloster säkularisiert wurde.

2. Die *Abteikirche St. Adalbert* der Braunauer Benediktiner war ganz der Jurisdiktion des Abtes unterworfen, so daß der Bischof weder ein Visitations- noch Verfügungsrecht besaß¹⁵. Sie war der Diözese gegenüber völlig exemt. Die Gottesdienste waren, wie sich das bei den Mönchen des heiligen Benedikt von selbst versteht, von der lateinischen Liturgie und vom Gregorianischen Choral bestimmt. Nach der Einführung des Schottmeßbuchs und des lateinisch-deutschen Vesperbuchs nahmen auch Laien als Besucher teil, zumal auch dem Volksgebet gebührend Raum gegeben wurde. An allen Tagen der Woche wurde bereits um 6 Uhr morgens eine Frühmesse still am Hochaltar zelebriert, um 8 Uhr folgten Terz und Konventamt, die von den Mönchen rezitiert bzw. gesungen wurden, an der Orgel begleitete Chordirektor Heinrich Schweizer, später auch P. Konstantin; P. Virgil und P. Marcellus wirkten meist als Kantoren. An hohen Festen hielt Abt Dominicus ein Pontifikalamt, zu dessen Feier der Prälatenthron unter dem Baldachin der Epistelseite aufgestellt wurde. Diese Anordnung verursachte einige Schwierigkeiten. Da Bischöfen und Höheren Prälaten eigentlich ein Baldachin und Thron auf der angeseheneren Evangelienseite zukommen, richtet sich natürlich auch die Liturgie nach dieser Vorschrift. So mußten die zeremoniellen Handlungen für die Bedürfnisse der Braunauer Klosterkirche erheblich umdisponiert werden, so daß sich die Pontifikalfeierlichkeiten nicht im vollen Maß entfalten konnten, die Wege verkürzt wurden und die Verdoppelung der Assistenz entfallen mußte. Der Pontifex wurde also von Presbyter Assistens, Diakon, Subdiakon und Zeremoniar assistiert, die Funktionen der beiden Diakone ad thronum übernahmen Diakon und Subdiakon zusätzlich. An Sonntagen wurde in der Abteikirche um 11 Uhr eine Singmesse gehalten. Sie glich in ihrer Gestaltung den entsprechenden Gottesdiensten der Dekanalkirche. P. Otto Kaasch, in den Jahren 1944/45 Betreuer der Ministranten beider Kirchen, versuchte mehrfach, dieser Spätmesse eine eigenständige Gestaltung zu geben, indem er eine Schülerschola bildete und mit ihr einen deutschen Choralgesang einübte, den die Buben im Wechsel mit den Kirchenbesuchern sangen. Diesem volksliturgischen Versuch schien eine erfreuliche Zukunft bevorzustehen, zumal er von den Gläubigen wohlwollend aufgenommen wurde, doch setzte ihm die Vertreibung der Deutschen ein Ende. Um 17.30 Uhr fand täglich die feierliche, gesungene Vesper statt, die an Sonntagen von einem Zelebrans gehalten wurde. Eine kurze Segensandacht für die Besucher und die rezitierte Komplet, das monastische Nachtgebet, folgten. Unterdessen beteten die anwesenden

¹⁵ Catalogus OSB (1920) 521: „Ecclesia monasterialis (jurisdictioni Abbatis omnino subjecta) in titulum S. Adalberti Ep. M. dedicata est.“

Gläubigen, soweit sie den Text nicht in einem Vesperbuch verfolgen wollten, ihre Privatgebete, manchmal noch nach alten, in den Familien vererbten Gebetbüchern mit kunstvoll gestalteten Buchdeckeln, Beschlägen und Schließen. Diese fügten sich nicht recht in die liturgischen Reformen ein, erfüllten aber doch einen religiösen Zweck. An Sonntagen schloß sich an den Mönchschor noch die Abendmesse an, die vor allem in den Jahren 1945 und 1946 sehr beliebt und daher stark besucht war. Sie wurde wiederum als Singmesse gehalten. Ursprünglich sollte sie den Braunauer Bürgern, die am Vormittag durch Parteiveranstaltungen daran gehindert wurden, die Messe zu besuchen, eine Möglichkeit für die Erfüllung ihrer Sonntagspflicht bieten. Bald wurde sie aber für viele zum Zweitgottesdienst an Sonn- und Feiertagen. Das Kirchenjahr brachte im großen und ganzen dieselben Höhepunkte wie in der Dekanalkirche. Einen besonderen Akzent erhielt allerdings das Fest der Unbefleckten Empfängnis Mariens, da an diesem Tag die Marianische Studenten- und die Mädchenkongregation ihr Patrozinium feierten. In der Weihnachtszeit wurde die vielbewunderte Krippe mit den überlebensgroßen Figuren häufig besucht. Die Karwoche, besonders das Triduum Sacrum, brachte die lateinische Liturgie zu voller Entfaltung. Alte Gebete und Gesänge rezitierte oder sang man in diesen Tagen in den Matutinen oder Vormittagsgottesdiensten. Die Ordensfeste wurden innerhalb der Mönchsgemeinde festlich begangen, besonders das Benediktusfest am 19. März.

Die ordnende Hand in der Abteikirche führte P. Bonifaz Burkard als Zereemoniar. Vom Abt aus dem Kloster Grüssau gerufen, hatte er den Choral und die monastische Liturgie in Braunau erneuert und manche Verbesserung durchgeführt¹⁶. Zwei große Ornate aus dem Bestand der Klostersakristei verdienen Erwähnung, zumal es 1945 gelang, sie nach Rohr mitzunehmen. Der weiße Abt-Dominicus-Ornat besteht aus einer Casel, sechs Pluvialia und zwei Dalmatiken; der ebenfalls weiße Virgil-Ornat, das Primizgeschenk für P. Virgil, umfaßt eine Casel, ein Pluviale und zwei Dalmatiken. Beide Garnituren werden heute in Rohr bei Pontifikalämtern mit Doppelassistenten kombiniert verwendet, da hierfür vier Dalmatiken notwendig sind. Für die Choralämter hatte man die entsprechenden Gesangbücher, die sogenannten Gradualia, für die Vespere die Antiphonalia bereit, für das rezitative Chorgebet neue Brevierausgaben in Großformat angeschafft. Als Direktor des Chores überwachte P. Maurus Klein, zeitweilig Prior der Abtei, den Ablauf des Chorgebetes und veranlaßte regelmäßig Choralübungen zur Vorbereitung der Gottesdienste. Das monastische Gotteslob wurde bis zur Säkularisierung des Klosters im Jahr 1950 ununterbrochen gefeiert, da die amerikanisch-tschechischen Patres aus Lisle rechtzeitig eintrafen, um die deutschen Benediktiner abzulösen¹⁷.

Verschiedene seelsorgliche Arbeiten wurden direkt vom Kloster aus durchgeführt. Im Turnus betreuten die Priestermonche die Filialkirchen Hutberg, Johannesberg und Ölberg, auch die Krankenhaus- und Siechenhauskapelle der

¹⁶ Proprium (1939) 26. — APR, Cassetta Rohr, Prokop: Zur Geschichte 5.

¹⁷ APR, Cassetta Rohr, Prokop: Zur Geschichte 3. — Catalogus OSB (1950) 192 und 436.

dortigen Ordensschwwestern vom heiligen Karl Borromäus. P. Virgil war als Religionsprofessor an der staatlichen Oberschule tätig¹⁸ und wurde nach seiner Einberufung zur Wehrmacht von P. Roman abgelöst. Nach Kriegsende im Mai 1945 mußten die im Klosterkeller inhaftierten Landsleute seelsorglich und praktisch unterstützt werden. Alle Sonntage hielt einer der Patres einen Gottesdienst im Aussiedlungslager hinter dem Friedhof. Mancher Braunauer erhielt auf diesen Wegen Zuspruch und materielle Hilfe, die dazu beitrugen, Aussiedlung und Neuanfang zu meistern.

3. Die *St.-Wenzels-Kirche* am Florianusplatz, ursprünglich Kirche der im angeschlossenen kleinen Kloster lebenden Ordensschwwestern vom heiligen Borromäus, diente seelsorglichen Aufgaben, nachdem durch NS-Behörden das Schwesternheim in die Gebäude der Abtei verlegt und der Kindergarten aufgelöst worden war. P. Marcellus Witte fungierte als Rector Ecclesiae und hielt die regelmäßigen Gottesdienste, die vor allem von Bewohnern des Florianusplatzes, des Niedertors und der „Sände“ besucht wurden. Die Meßfeier fand täglich um 6 Uhr statt, am Sonntag um 9 Uhr, oft als stille Messe, manchmal mit Gesang- und Orgelbegleitung¹⁹. Am Sonntagnachmittag wurde eine Segensandacht gehalten, an welcher der gleiche Besucherkreis teilnahm. Die Schwestern und die Marianische Mädchenkongregation trafen sich hier zu religiösen Feierlichkeiten. An dieser Stelle sei auch an die historische Bedeutung der Wenzelskirche erinnert! Nachdem sie zur Zeit der Reformation in protestantische Hände übergegangen war, sollte sie 1618 gleichzeitig mit der protestantischen Kirche in Klostergrab bei Prag geschlossen werden. Im Gegensatz zur landläufigen Meinung erfolgte die Schließung zwar in Klostergrab — wie Hugo Herrmann festgestellt hat, jedoch nicht in Braunau²⁰. Dennoch lösten die Streitigkeiten in beiden Städten den Dreißigjährigen Krieg aus, der in Böhmen seinen Anfang nahm. Damals ging Braunau in die europäische Geschichte ein. Wenn Hindenburg einmal von Hitler als dem „böhmischen“ Gefreiten sprach, lag es daran, daß er wohl Braunau in Böhmen wegen seiner geschichtlichen Bedeutung kannte und mit Braunau am Inn, Hitlers Geburtsort, verwechselte.

4. Die *Heilig-Geist-Kirche* wurde sofort nach dem Anschluß des Sudetenlandes an das Großdeutsche Reich säkularisiert, verlor also ihren religiösen Charakter. Die Bilder und der Altar wurden mit dunklen Tüchern verhüllt. Die Kriegszeit über diente die Kirche als Leichenhalle. Die Entkirchlichung des Gotteshauses erschien den Nationalsozialisten offenbar notwendig; denn man hoffte, wie an anderer Stelle schon gezeigt wurde, viele Familien würden ihre Konfession aufgeben und „gottgläubig“ werden, d. h. auf diese Weise den nationalsozialistischen Forderungen entsprechend die Glaubenslosigkeit unterschreiben. So

¹⁸ Proprium (1939) 25. — Meissner: Die Braunauer Oberschule 43 und 53.

¹⁹ In der Ersten Tschechoslowakischen Republik wurde am Sonntag in St. Wenzel immer ein tschechisch-sprachiger Gottesdienst gehalten.

²⁰ Herrmann: Der Bericht 26 ff.

mußte der sakrale Charakter der Kirche beseitigt werden, damit Staats- und Parteibegräbnisse säkularisierter Prägung von der so geschaffenen Leichenhalle ihren Ausgang nehmen konnten. Daher versteht es sich, daß auch Gottesdienste in dieser Kirche nicht mehr gefeiert werden durften. Dennoch diente sie trotz allem noch weiterhin sakralen Zwecken, nämlich den katholischen Begräbnisfeierlichkeiten. Da nur sehr wenige Katholiken zugunsten der neuen „Gottgläubigkeit“ ihre Kirche auch formell im Stich ließen, die Zahl der evangelischen Christen aber sehr gering war, waren es nach wie vor die katholischen Leichenbegängnisse, die von der Heilig-Geist-Kirche ihren Anfang nahmen. Von hier führten die Prozessionen zum Friedhof. Wenn gesagt wurde, daß nur wenige Gläubige die Kirche offiziell verließen, so heißt das jedoch nicht, daß sich alle Bürger offen zur Kirche bekannnten; vielmehr verhielten sich viele trotz ihrer beibehaltenen Konfessionszugehörigkeit recht distanziert. Auf Taufe, Teilnahme ihrer Kinder an der Erstkommunion und christliches Begräbnis für die Angehörigen legten aber auch diese Familien Wert. So war die Säkularisierung der Heilig-Geist-Kirche nur bedingt gelungen, sie wurde vielmehr zu einem Sinnbild des passiven Widerstandes der Kirche gegen das nationalsozialistische System im Bereich des Braunauer Landes.

5. Die *Friedhofskirche zu Unserer Lieben Frau*, die bekannte Marienkirche, eine der ältesten Holzbauten Böhmens, in der vorderen Hälfte des Friedhofes stehend, besaß etwas Trutzig-Standhaftes durch ihr wetterhartes Holz; etwas Schützendes durch ihren schlanken Turm, den Wächter über die Grabstätten; etwas Anheimelndes durch ihren Geborgenheit spendenden, fast wehrhaften Laubengang; etwas Weihevollendes durch die kernig-schlichte Gestaltung des Kirchenraumes. Sie diente vornehmlich der Begräbnisliturgie. Die Prozession kam entweder von der Heilig-Geist-Kirche oder von der Wohnung des Verstorbenen her, je nach dem, wo er aufgebahrt worden war. Fand die Bestattung am Vormittag statt, zog die Trauergemeinde in die Friedhofskirche. Dort wurde das Requiem in Gegenwart des Sarges gehalten, anschließend ging man zur Bestattung. Am Nachmittag wurden in der Kirche die üblichen Tumbagebete gesprochen, ehe die Beerdigung stattfand. In diesem Fall wurde das Requiem am nächsten Tag in der Dekanalkirche zelebriert.

Auch freudigen Festen diente die Marienkirche auf dem Friedhof, und zwar der Feier von Mariae Heimsuchung am 2. Juli und von Mariae Himmelfahrt am 15. August. Beide Feste wurden alljährlich unter großer Beteiligung der Bevölkerung begangen und von der Dekanalkirche aus organisiert. Am Festtag oder am darauffolgenden Sonntag, auf den die Feierlichkeiten meist verlegt wurden, begannen die Gottesdienste bereits um sechs Uhr früh mit einer stillen Messe, um sieben Uhr folgte eine Betsingmesse. In der Dekanalkirche wurde nur die 8-Uhr-Messe in gewohnter Weise zelebriert, die anderen Gottesdienste entfielen oder wurden, besser gesagt, in die Friedhofskirche verlegt. Dort fand um 10 Uhr das festliche Hochamt statt, in den früheren Jahren als Assistenzamt. Der Gottesdienst erhielt dadurch einen Gemeinschaftscharakter, daß zu Beginn, nach der Wandlung und zum Schluß von der Gemeinde Marienlieder

gesungen wurden, während die übrigen Teile der Messe der Kirchenchor begleitete. Die Festlichkeiten fanden ihren Abschluß durch die Segensandacht am Nachmittag, die mit der lauretanischen Litanei oder den in den Kriegsjahren eingeführten Marienrufen eingeleitet wurde. Die Gläubigen beantworteten den Anruf Mariens mit der Antwort „Muttergottes, wir rufen zu Dir“, die gegen Kriegsende wie ein Hilferuf aufgefaßt wurde. An die Andacht schloß sich die große Prozession zur Dekanalkirche an. Zelebrans war immer der älteste Kaplan. Dieser trug das Sanctissimum unter dem Baldachin, P. Emeran führte als Diakon die übrigen konsekrierten Hostien in einer Versehgangsbursa mit. Der Weg ging am Stadtrand entlang und führte eine ansehnliche Strecke durch die freie Natur. In der Dekanalkirche schloß die Nachmittagsandacht, indem der Priester den Segen mit dem Allerheiligsten erteilte.

6. Die *Sternkirche Maria Schnee* wurde nur einmal im Jahr, am Fest Maria Schnee (am 5. August), dem Patroziniumsfest, von einer größeren Anzahl von Gläubigen besucht. An diesem Tag waren viele Braunauer gewohnt, einen Ausflug auf den „Stern“ zu unternehmen und dabei den Gottesdienst, den gern Abt Dominicus hielt, zu besuchen. So verbanden sie den Sonntagsspaziergang mit einem religiösen Anliegen, so daß man fast von einer Wallfahrt sprechen konnte. Auf halber Höhe blieben die Wanderer vor der kleinen „Schneekapelle“ stehen, die schon von Weckersdorfer Frauen mit Kränzen und Blumen geschmückt worden war, und beteten ein erstes „Ave, Maria“. Die Sternkirche auf dem Berg faßte kaum die Zahl der Besucher. Nach dem Hochamt blieben die meisten auf dem Gebirgskamm, um eine Wanderung durch die Felsen zu unternehmen oder im Sterngasthaus einzukehren. Nach der Segensandacht ging es bergab, und mancher kehrte noch im Gasthof „Amerika“, einer beliebten Ausflugsgaststätte am Fuße des Gebirges, ein, ehe er den endgültigen Heimweg antrat.

Die Darstellung zeigt, mit welchen Schwierigkeiten die Seelsorger zu ringen hatten, wenn sie trotz der Beschränkung ihrer Möglichkeiten noch einigen religiösen Einfluß auf die Gläubigen und vor allem auf die Jugend ausüben wollten. Besonders die Bemühungen der Parteiführer im Rahmen der Hitlerjugend, aber auch mancher Lehrer im Schulunterricht machten deutlich, wie rasch sich Kinder vom kirchlichen Leben wegführen ließen, wenn man ihnen dieses als reaktionär und verweichlicht, die national-sozialistische Weltanschauung dagegen als fortschrittlich und weltbezwingend hinstellte. Die verschiedenen Maßnahmen wie die zusätzliche Seelsorgestunde, die „Predigt-Diskussion“ P. Justins, der Erstkommunion-Unterricht²¹ und die Gestaltung verschiedener Feste, in deren Rahmen es gelang, die Bevölkerung anzusprechen, zeitigten doch erfreuliche Erfolge. Mit Geschick verband man oft, wie beim Ausflug auf den „Stern“ klar wurde, das Nützliche mit dem Angenehmen und erreichte damit einen Kreis von Menschen, die nicht zu den regelmäßigen Gottesdienstbesuchern ge-

²¹ Vgl. Gotteslob 47 ff. und 56 ff. Enthält Beichtvorbereitungen für Erwachsene und für Kinder. Kürzer in: Kirchliche Gesänge 49—53.

hörten. Nur auf private Verabredung konnte man größere Wallfahrten nach Albendorf unternehmen. Die Familien wanderten oder fuhren dann jede für sich in unseren Nachbarort. Dort traf man sich zur vereinbarten Messe in der Kirche, um anschließend zum Bittgang auf den Kalvarienberg zu pilgern. Im Jahr 1943 oder 1944 fand auch einmal eine offizielle Bittprozession nach Barzdorf statt. Die Gläubigen sammelten sich in der Nähe des Friedhofs und zogen unter Leitung des Abtes Dominicus und des Dechanten P. Emeran über die Felder zur Kirche St. Barbara, um dort am Gottesdienst teilzunehmen. Aber so eine offizielle Wallfahrt war schon eine große Ausnahme. Die Frage war nur, wie lange die einzelnen Veranstaltungen noch erlaubt blieben und wie lange der Einfluß der Seelsorger der Einwirkung der NS-Propaganda erfolgreichen Widerstand leisten konnte. Erst das herannahende Kriegsende, das die Menschen wieder in verstärktem Maße Gott suchen ließ, änderte die Situation.

Die kirchliche Organisation des Braunauer Ländchens

Der Landkreis Braunau war in kirchlicher Hinsicht ebenso wie im Bereich der staatlichen Verwaltung in drei Teile gegliedert, die als Vikariat Braunau und als Teil des Vikariats Nachod zur Diözese Königgrätz gehörten. Das östliche Gebiet mit der Stadt im Mittelpunkt, der ehemalige Gerichtsbezirk Braunau, wurde von der Benediktinerabtei bestimmt und setzte sich aus überwiegend deutsch besiedelten Gemeinden zusammen. Weltgeistliche des Königgrätzer Bistums betreuten die ebenfalls deutschen Pfarreien des westlichen Drittels, des sogenannten Wekelsdorfer Gerichtsbezirks, zu dem auf kirchlichem Sektor auch die Pfarrei Qualisch hinzugerechnet wurde. Der Bezirk Politz, der sich zwischen die beiden anderen von Süden her hineinschob, war tschechisches Gebiet und gehörte bis 1938 zum Landkreis, aber nicht zum Vikariat. Auch dieses Gebiet betreuten die Benediktiner, so daß es zu Braunau in enger Beziehung stand, obwohl es zum Vikariat Nachod gehörte.

Der Abt unterstand als Höherer Prälat mit den Mönchen und dem Kloster wie alle selbständigen Benediktinerabteien direkt dem Heiligen Stuhl und der Religiosenkongregation, die das päpstliche Ministerium für Ordensangelegenheiten darstellt. Er war daher von der bischöflichen Jurisdiktion exempt. Die Braunauer Abtei genoß noch einen Sonderstatus. Während die meisten Klöster zu Kongregationen zusammengefaßt sind und unter einem Präses als Vorsitzendem eine Vereinigung bilden, gehörte Braunau einem solchen Verband nicht an, sondern ließ seine Interessen entweder vom Abt Primas der alle Benediktiner umfassenden Konföderation vertreten oder wurde selbst an der Kurie vorstellig. Eine weitere Besonderheit stellte der Umstand dar, daß Braunau zusammen mit Břevnov, seinem Mutterkloster, eine Doppelabtei bildete. Seit der Zerstörung Břevnovs durch die Hussiten im Jahre 1420 war jedoch Braunau das Hauptkloster und der Sitz des Abtes und blieb es auch nach der Wiedererrichtung Břevnovs 1674, so daß nun dieses das Tochterkloster darstellte²².

²² Catalogus OSB (1920) 520: „Resuscitato postmodum archicoenobio Břevnoviensi (a. 1674) sedes abbatialis Braunovii mansit.“

Kirchenrechtlich wurde es so formuliert, daß zwei Klöster eine Abtei darstellen. Der Prälat führte den Titel „Abt von Břevnov in Braunau“ oder überhaupt „Abt von Braunau“²³. Diese Situation änderte sich 1938. Als Břevnov auf eine Initiative des tschechischen Priors P. Anastaz Opasek unter Mitwirkung von P. Hraban Miller von Braunau losgelöst wurde, behielt dieses den alten Abteititel. Abt Dominicus zählte folglich als 59. Abt von Braunau und Erster infulrierter Landesprälat von Böhmen. Der Status des Prager Klosters blieb eine Zeitlang in der Schwebe. Die Religiosenkongregation wollte zunächst ein sogenanntes Konventualpriorat errichten²⁴, d. h. ein Priorat mit weitgehender Selbständigkeit, entschied sich aber wegen der intensiven Bemühungen der genannten Patres für die Konstituierung einer neuen Abtei Břevnov, die allerdings vorläufig von einem Konventualprior, nämlich P. Anastaz, geleitet werden sollte²⁵. Zugleich wurde dem Haus der alte Titel eines Archisteriums (Erzklosters) wiedergegeben.

Die Abtei Braunau betreute auf Grund einer alten Regelung, die in ihren Anfängen bis auf die Gründerzeit zurückgeht, im Benehmen mit dem Diözesanbischof von Königgrätz den östlichen Teil des Ländchens im Bereich der Seelsorge, und zwar eine Dechantei, fünf Pfarreien und zwei Exposituren²⁶. Diese acht „Pfarreien“ waren der Abtei inkorporiert, also unwiderruflich zur Pastorierung überlassen, so daß der Abt die Seelsorger ernannte und der Bischof sie bestätigte. Die Inhaber der Pfarreien unterstanden rechtlich dem Abt, waren aber in Seelsorgeangelegenheiten dem Bischof gegenüber weisungsgebunden. Dieser besaß auch ein Visitationsrecht über die Pfarreien, nicht aber über das Kloster. Er ließ es in der Regel durch den Vikar (Bezirksvikar) ausüben. Die inkorporierten Gemeinden und ihre Seelsorger waren:

1. Die Dechantei Braunau:

Dechant P. Emeran Selinger, bischöflicher Konsistorialrat. Kapläne: P. Ambros Erben, P. Justin Schütz, P. Basil Urbaschek (1939—40/41); P. Franz Frank (1941—42); P. Konstantin Mach (1945/46).

Dekanalkirche St. Peter und Paul, St. Wenzelskirche, Heilig-Geistkirche, Friedhofskirche zu Unserer Lieben Frau, Kapelle im Krankenhaus, Kapelle im Siechenhaus.

Eingepfarrte Gemeinden: Ölberg als Ortsteil von Braunau (Ölberg-Kirchelein zur Schmerzhaften Mutter Gottes), Großdorf (Kapelle St. Johann von Nepomuk), Hauptmannsdorf (Kapelle zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit und

²³ M e n z e l : Abt Franz Stephan 46: „Stephan Rautenstrauch wurde in Wien immer nur als Abt oder Prälat von Braunau angesprochen und amtlich so geführt.“

²⁴ APR, Rel.-Kongr., Colloquium de 13. 1. 1939, Nr. 9322/838: „Monasterium S. Venceslai de Braunau m a n e t Abbatia sui iuris cum omnibus iuribus et privilegiis abbatiae autonomae competentibus.“ — Aussage des Unterhändlers P. Hraban Miller über die Verhandlungen um den Status Břevnovs.

²⁵ M e n z e l : Abt Franz Stephan 47: Abt Korbinian Hofmeister wurde für Břevnov als Apostolischer Delegat eingesetzt. — APR, Cassetta Rohr, P r o k o p : Zur Geschichte 1 f.

²⁶ Zu Pfarrern und Pfarreien vgl.: Proprium (1939) 23 ff.

Grieger-Kapelle), Rosental (Kapellen St. Johann von Nepomuk, St. Florian und Maria Hilf), Weckersdorf (Maria-Schnee-, Kreuzweg- und Sternkirchlein auf dem Gebirgskamm)²⁷.

2. Pfarrei Deutsch-Wernersdorf:

Pfarrer P. Theobald Birke; Kaplan: P. Angelus Chmelarz (bis 1943), P. Ignaz Riedel (ab 1943).

Pfarrkirche St. Michael, Maria-Hilf-Kirche am „Brünnl“.

Eingepfarrte Gemeinden: Birkigt, Bodisch, Hutberg (mit Kapelle im Forsthaus) (gehörte bis 1938 zu Politz), Wiesen (ab 1940/41 von Halbstadt aus betreut).

3. Pfarrei Hermsdorf:

Pfarrer P. Christin Franz (bis 1940), P. Anselm Geisler (1940—1946).

Pfarrkirche zu Allen Heiligen, eine Kapelle.

Eingepfarrte Gemeinden: Johannesberg (Kirche St. Johann Baptist, Filialkirche, aber von Braunau aus betreut), Straßenau.

4. Pfarrei Märzdorf:

Pfarrer P. Lambert Jakisch († 7. 7. 1943), Abt Dominicus (1943—45), P. Odo Hlawatschke (1945—48); Kaplan: P. Ignaz Riedel (1937—43), P. Angelus Chmelarz (1945/46).

Pfarrkirche St. Georg, Mutter-Anna-Kapelle.

Eingepfarrte Gemeinde: Ottendorf (Filialkirche St. Barbara, von Märzdorf aus betreut).

5. Pfarrei Ruppersdorf:

Pfarrer P. Dr. Beda Menzel, Gymnasialdirektor a. D. (1939—45).

Pfarrkirche St. Jakob.

Zugehörige Gemeinden: Dittersbach (mit Dreifaltigkeitskapelle, auch Laudon- oder Georg-Groher-Kapelle genannt), Heinzendorf.

6. Pfarrei Schönau:

Pfarrer P. Dr. Alban Prause, Gymnasialprofessor a. D. (1939—45); Kaplan P. Ansgar Schmitt (1945).

Pfarrkirche St. Margareta, Friedhofskirche zur Rosenkranzkönigin, Kapelle beim Hof Franz Tölg, Kapelle am Waldrand der Schölzerei.

7. Expositur Barzdorf (Tochtergemeinde von Märzdorf):

Expositus P. Hildebrand Riedel (bis 1946).

Pfarrkirche St. Magdalena, Marienkapelle beim Brünnl.

8. Expositur Halbstadt und Wiesen (Tochtergemeinden von Deutsch-Wernersdorf):

²⁷ Die Angaben der Filialkirchen und Kapellen sind Knittel / Rosenberg: Die Gemeinden 335 ff. entnommen.

Expositus P. Anselm Geisler (bis 1940), in rascher Folge: P. Winfrid Riedel, P. Basil Urbaschek, P. Angelus Chmelarz (alle 1940), dann P. Roman Utz (1940—46).

Christkönigskapelle in Halbstadt/Semmering 174 mit der Pfarrwohnung, Schloßkapelle, Filiationkirche zur Heiligen Mutter Anna in Wiesen (vorher zu Deutsch-Wernersdorf gehörig, ab 1940 mit Halbstadt vereinigt).

Die übrigen Filiationkirchen wurden meist vom Kloster aus betreut: St. Wenzel in Braunau von Rektor P. Marcellus Witte, das Ölberger Kirchlein von Rektor P. Maurus Klein, Ottendorf vom Märzdorfer Kaplan oder vom HH Abt, Johannesberg und Hutberg von verschiedenen Patres im Turnus. In der Sternkirche wurde nicht regelmäßig Gottesdienst gehalten, stets aber am Fest Maria Schnee (5. August).

Die Dechantei Braunau stellte die angesehenste Pfarrei des gesamten Vikariats dar, so daß der Dechant, auch wenn er nicht Vikar war, einen Ehrentitel in allen Pfarreien besaß, der sich darin zeigte, daß er vom Bischof zum wirklichen oder überzähligen Konsistorialrat ernannt wurde und daß er zu bestimmten Festen, etwa zu den Kirchweihfeierlichkeiten, in die Dorfpfarreien eingeladen wurde. So ist dem Verfasser in Erinnerung, daß P. Emeran am St. Georgsfeiertag 1944 Hochamt und Nachmittagssegen, assistiert von P. Angelus, in Märzdorf zelebrierte. Auch der tschechische Dechant, P. Prokop Houdeček, setzte diese Tradition fort. Er feierte beispielsweise im Winter 1945/46 ein Assistenzamt in Ottendorf, assistiert von P. Odo Hlawatschke, dem damaligen Pfarrer von Märzdorf.

Die Pfarrkirchen richteten sich eigentlich nach dem Direktorium²⁸ und dem Meßbuch des Benediktinerordens, das durch ein Proprium Böhmens, das Weihfest der Dekanalkirche und die Patronatsfeste der einzelnen Kirchen ergänzt wurde. Soweit es die liturgischen Vorschriften zuließen, konnten die heiligen Messen an den Hochaltären, also die Volksmessen, auch dem Missale der Weltgeistlichen und dem Direktorium der Diözese entnommen werden, das einen sehr reichen Heiligenkalender enthielt. So wurde in den letzten Jahren vor der Vertreibung am 31. Januar meist die Messe zu Ehren des heiligen Johannes Bosco, eines bevorzugten Jugendpatrons, auf Wunsch der Ministrantengruppe gefeiert. Sie war dem Diözesanmeßbuch zu entnehmen. Selbstverständlich hielt man sich auch an das Proprium des Bistums und feierte Kirchweihfest und Patrozinium der Königgrätzer Kathedrale in den Pfarreien mit.

Der tschechische Oberhirte der Diözese, Bischof Mauritius Picha, konnte während der Protektoratszeit aus politischen Gründen das deutsche Sudetenland nicht besuchen, so daß von 1938 an die Firmung nicht mehr gespendet wurde; seine Amtsgewalt trat hinter der des Abtes völlig zurück und äußerte sich nur in der Bestätigung der vom Prälaten eingesetzten Pfarrer. So glich der Osten

²⁸ Proprium (1939) 3 ff. enthält die Eigenfeste der Abtei Braunau; S. 10 ff. besondere Bestimmungen über Motivmessen, Konventamt und Chorgebet. Ein Direktorium von 1945 wird in Rohr aufbewahrt.

des Braunauer Ländchens nahezu einer Quasidiözese des Benediktinerabtes. Dieser pontifizierte noch während der ersten Kriegsjahre jährlich einmal in den meisten der inkorporierten Pfarrkirchen und wurde bei diesen Gelegenheiten wie der Diözesanbischof am Kirchenportal empfangen, zog unter Erteilung des Segens, beim Cantus des „Ecce, Sacerdos“ oder des „Beatus Vir“, von Pfarrer und Leviten begleitet, in die Kirche ein und wurde am Abtsthron vor dem Hochaltar mit den Meßgewändern bekleidet. Darauf begann das Pontifikalamt mit feierlicher Assistenz (Presbyter Assistens, Diakon, Subdiakon, Zeremoniar). Mehrere Gottesdienste, die Abt Dominicus in dieser Weise an Fronleichnamstagen in der Dekanalkirche feierte, und ein Pontifikalamt am Patroziniumstag St. Margareta in der Schönauer Pfarrkirche sind dem Verfasser auf Grund eigener Teilnahme bekannt.

Den Vikar, der im bischöflichen Auftrag in einem bestimmten Turnus die Pfarreien und den Religionsunterricht zu überwachen hatte und der den Vorsitz unter den Pfarrern des Landkreises führte, ernannte für den Braunauer Landkreis, also für beide Teile des Vikariats, selbstverständlich der Bischof von Königgrätz. Angesichts der besonderen organisatorischen Struktur hatte sich die Tradition herausgebildet, daß sich ein Ordensgeistlicher und ein Weltgeistlicher, jeweils auf Lebenszeit bestellt, im Amt abwechselten. Traf der Turnus einen Benediktiner, wurde grundsätzlich der Dechant von Braunau zum Vikar bestellt. Nach ihm erhielt ein Pfarrer des Wekelsdorfer Bezirks die Bestallung. So folgte auf Dechant P. Adalbert Krinke im Jahr 1935 ein Weltgeistlicher, nämlich Pfarrer Bayer von Merckelsdorf²⁹, als Vikar nach. Er war der letzte deutsche Vikar des Braunauer Ländchens. Nach der Wiedererrichtung der Tschechoslowakei wurde Pfarrer Bayer von tschechischer Geheimpolizei ermordet. Eine Zeitlang blieb das Vikariat unbesetzt, dann wurde P. Clemens Němčik von Machau ernannt. Das war ein Kuriosum, da dieser seinen Sitz außerhalb des Braunau-Wekelsdorfer Kirchensprengels hatte. Da jedoch Dechant P. Prokop für Verwaltungsarbeiten nicht zu gewinnen war und ein anderer tschechischer Ordenspriester und Pfarrer altersmäßig nicht in Frage kam, mußte man zu dieser Lösung greifen. Folgende kirchliche Gemeinden lagen im Bereich des Wekelsdorfer Bezirks:

1. Pfarrei Merckelsdorf:

Pfarrer Cölestin Bayer, bischöflicher Vikar (bis 1945).
Pfarrkirche zur Allerheiligsten Dreifaltigkeit, Kapelle St. Johann Baptist.
Zugehörige Gemeinden: Liebenau, Nieder-Adersbach (mit Schloßkapelle).

2. Pfarrei Ober-Adersbach:

Pfarr-Administrator Siegfried Reh (1943—1945/6). Patron war Fabrikant Bendix von Qualisch.
Pfarrkirche zur Erhöhung des heiligen Kreuzes (Kreuzerhöhung).
Eingepfarrte Gemeinden: Hottendorf (Kapelle St. Johann Baptist).

²⁹ Knittel / Rosenberg: Die Gemeinden 431. Die Angaben über Pfarrer und Patrone im Wekelsdorfer Bezirk stammen von P. Athanas Reißmüller.

3. Pfarrei Starkstadt:

Pfarrer Kaděra (bis 1937), Dreßler (1937—40), Richard Friedrich (1940—1945/46), Kaděra (ab 1945/46). Patrone waren die Brüder Pejskar von Politz, früher Baron von Kaiserstein.

Pfarrkirche St. Josef, Kapelle zu den heiligen 14 Nothelfern.

Zugehörige Gemeinden: Chliwitz, Deutsch Matha mit Ortsteil Wlasenka, Ober-Drewitsch, Skalka, Wapenka als Ortsteil von Starkstadt, Wüstrei (mit einer Kapelle).

4. Pfarrei Markt Wekelsdorf:

Pfarrer Nosse (1939 bis 1945/46). Patrone waren der Markt und Fabrikant Faltis von Wekelsdorf.

Pfarrkirche St. Laurentius, Maria-Hilf-Kirche im Ortsteil Stegreifen.

Zugehörige Gemeinden: Ober- und Unter-Wekelsdorf, Löchau, Ober-Mohren (mit einer Kapelle), Nieder-Mohren (mit Friedhofskapelle St. Anna).

5. Pfarrei Ober-Wernersdorf:

Pfarrer: Lorenz, Lath, Bošděna. Das Patronat besaß das Domkapitel von Königgrätz.

Pfarrkirche St. Maria Magdalena.

Zugehörige Gemeinden: Bischofstein (Kapelle im Gutshof), Dreiborn, Jibka, Johnsdorf (Kapelle St. Antonius), Unter-Wernersdorf.

6. Pfarrei Qualisch (gehörte politisch zum Kreis Trautenau, kirchlich aber zum Vikariat Braunau):

Pfarrer Lebduschka, Wilhelm Selinger (Bruder von P. Emeran Selinger), Pfeiffer. Patrone waren der Bischof von Königgrätz und Baron Nadherny von Borutin aus Adersbach.

Pfarrkirche St. Jakobus der Ältere.

Zugehörige Gemeinden: Petersdorf, Slatin.

Der dritte Teilbereich des Braunauer Ländchens, der Politzer Bezirk, gehörte zum Vikariat Nachod. Er umfaßte drei Pfarreien, die der Abtei Braunau inkorporiert waren. Das ging noch auf die Zeit zurück, in der zu Politz ein Priorat der Benediktiner bestand. Da dieser Bezirk tschechisch bevölkert war, blieb er 1938 bei der Resttschechoslowakei und 1939 beim Protektorat, die Pfarreien gehörten weiterhin zur Abtei Braunau. Da jedoch der Grenzübergang von staatlicher Seite nur in besonderen Fällen gestattet wurde, betraute Abt Dominicus nach der Teilung des Doppelklosters die tschechischen Patres aus Břevnov mit der Leitung der drei Pfarreien, die sie bisher innegehabt hatten. Sie galten nun, da sie nicht zur Abtei Braunau gehörten, als Pfarr-Administratoren. Es handelt sich um folgende Gemeinden:

1. Pfarrei Politz:

Pfarrer P. Friedrich Kriehofer, P. Wenzel Kollert (1941—43), P. Norbert Lokvenc (1943—64).

2. Pfarrei Bösig:

Pfarrer P. Vitus Rýdl (verstorben 1945).

3. Pfarrei Machau:

Pfarrer P. Clemens Němčík, seit 1947 Vikar des Braunauer Vikariats.

Als die Loslösung des Sudetenlandes den regelmäßigen Verkehr zwischen dem deutschen und dem tschechischen Teil der Diözese Königgrätz durch die neue Grenzziehung erheblich erschwerte, so daß der Bischof seine Pflichten in den deutschen Landkreisen (Braunau, Trautenau, Arnau) nur noch in sehr unzureichendem Maße erfüllen konnte, mußte eine neue organisatorische Regelung gefunden werden³⁰. Schon spielte man mit dem Gedanken, Braunau zum Sitz eines deutschen Weihbischofs der Königgrätzer Diözese zu erheben und den Abt zum Bischof zu bestellen, so daß er im Auftrag des Diözesanbischofs die deutschen Gebiete zu betreuen hätte. Da jedoch einem Weihbischof, der nur Weihegewalt besessen hätte, keine Jurisdiktion über die Vikariate und Pfarreien zukommen wäre, wurde eine andere Form gefunden. Der Bischof errichtete für die deutschen Landkreise ein zweites Generalvikariat und ernannte den Erzdechanten von Trautenau zum Generalvikar. Von päpstlicher Seite wurde Erzdechant Richard Popp zum Apostolischen Protonotar (Protonotarius Apostolicus ad instar participantium) erhoben und erhielt dadurch die Pontifikalien (Mitra, Fischerring, Pectorale), allerdings mit Ausnahme des Hirtenstabes. Er verwaltete weiterhin die Erzdechantei Trautenau, wurde aber dadurch entlastet, daß der erste Kaplan den Titel eines Pfarrers erhielt und die seelsorglichen Aufgaben der Pfarrgemeinde übernahm, während sich Prälat Popp vornehmlich den übergeordneten Verwaltungsaufgaben widmete³¹. Diese Regelung fand 1945 ihr Ende, als nach dem Einmarsch der Tschechen auch im Sudetenland angesichts der beginnenden Vertreibung der Sudetendeutschen tschechische Pfarreien und Vikariate eingerichtet wurden. Diese unterstanden dem Bischof und seinem Königgrätzer Generalvikar wieder direkt. Nach der Aussiedlung der deutschen Mönche und der Übernahme des Klosters Braunau durch die Abtei Břevnov blieben nach wie vor die Braunauer und Politzer Pfarreien in der Hand der Benediktiner.

Die Mönche der Benediktinerabtei Braunau

Die frühere Doppelabtei Břevnov-Braunau und die seit 1938 selbständige Abtei Braunau hatten in unserem Jahrhundert nie unter Mangel an Mitgliedern und an Ordensnachwuchs zu leiden. Wenn trotzdem gelegentlich Klagen

³⁰ Reiß: Das deutsche Generalvikariat in Westböhmen 72 ff. stellt die Probleme des deutschen Teils der Prager Diözese dar und verweist auf die Organisation der übrigen sudetendeutschen Gebiete.

³¹ Als Generalvikar erteilte Prälat Popp die kirchliche Druckerlaubnis für Bücher und Broschüren, z. B. für das „Gotteslob“: „Imprimi potest: Ex mandato Ex. mi Ordinarii NE. 3853 die 8. Aprilis 1941. Mons. Rich. Popp, Vicarius Generalis.“

in dieser Hinsicht laut wurden, ist zu beachten, daß die Aufgaben des Klosters, vor allem im wirtschaftlichen Bereich und in der Verwaltung, sehr vielfältig waren und im Lauf der Zeit sogar zunahmen. Unter Abt Bruno Čtvrtečka (1887—1922) wurden nicht einmal alle Bewerber, die sich um den Eintritt in den Orden bemühten, zugelassen. Man nahm vielmehr nur die beiden Kandidaten mit den besten Abiturzeugnissen in das Noviziat auf. Von diesen bestimmte der Prälat in der Regel einen für die Seelsorge, den anderen für das Lehramtsstudium. Schon Abt Wilhelm (1922—1926) lockerte diese Praxis. Abt Dominicus ging völlig von dieser Gewohnheit ab und ließ alle Bewerber, die um Aufnahme nachsuchten und einen echten Ordens- und Priesterberuf bewiesen, zur Kandidatur zu. Bei der Wahl der beruflichen Aufgabe innerhalb des Klosters wurden die Fähigkeiten und Neigungen der Mönche weitgehend berücksichtigt.

In Braunau sprach man übrigens nur selten von den „Mönchen“, sondern bezeichnete die Benediktiner stets als „Stiftsherren“ oder überhaupt als „die Herren“, die Klosterkirche als Stiftskirche, den Abt als Prälaten. Das lag an der geschichtlichen Entwicklung, die der Abtei die Landesherrschaft gebracht und das gesellschaftliche Leben sowie das kirchliche Zeremoniell mit barocken Formen ausgestattet hatte. Die Mönche, die auf Grund des Armutsgelübdes kein persönliches, sondern nur gemeinsames Eigentum besitzen, erhielten jedoch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Taschengeld, das sogenannte „peculium“³², eine Einrichtung, die als durchaus nicht monastisch gilt. Aber mancher Braunauer weiß noch zu erzählen, in welchem Maß einzelne Stiftsherren dieses Privatgeld anwandten, bedürftigen Studenten des Gymnasiums oder armen Pfarrkindern zu helfen. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung kennt noch ältere Heimatfreunde aus den Dörfern des Landkreises, vor allem aus Schönau, die davon berichtet haben, wie die Patres, beispielsweise Personaldechant P. Pankraz Drechsel, die Armen ihrer Pfarrgemeinde in den Wohnungen aufsuchten und sie durch Geldgeschenke oder eine Gabe in Naturalien unterstützten. Abt Dominicus veranlaßte eine monastische Reform, die das stiftsherrliche Leben in mönchische Formen überführte. Das äußerte sich zunächst darin, daß er selbst lieber als Abt statt Landesprälat, lieber als „Hochwürdigster Vater“ statt „Euer Gnaden“ angesprochen werden wollte. Der Prälatendiener, Herr Wenzel, der bisher auf dem Weg zum Chorgebet an der Seite des Prälaten geschritten war und ihm das Brevier vorausgetragen hatte, blieb nun im Hintergrund, so daß manche Kirchenbesucher fälschlicherweise meinten, er kümmere sich nicht hinreichend um den jungen Abt. Das Peculium entfiel, der Mönch erhielt nach der Klosterregel nur das, was er wirklich brauchte, bisweilen aber mehr als zuvor. Selbstverständlich sorgte Abt Dominicus dafür, daß die Armen auch weiterhin in gleicher Weise unterstützt werden konnten. Der

³² Zur Entstehung des „peculiums“ vgl. Menzel: Abt Franz Stephan 57. — APR, Cassetta Rohr, Prokop: Zur Geschichte 5; „Unter Abt Dominicus wurden . . . durchgeführt: 1. Vita communis, Abschaffung des Peculiums für alle Neueintretenden. 2. Die Erneuerung des monastischen Chorgebetes.“

Verfasser hörte übrigens mehrfach von früheren Angestellten und Arbeitern der Klosterverwaltung und der Meierhöfe, daß sie durch die Aufnahme ihrer Tätigkeit im Klosterdienst ihre Lebensstellung gefunden hatten, daß sie wußten, ihren Posten bis zum Eintritt ins Rentenalter behalten zu können, denn sie waren eindeutig besser besoldet als bei anderen Dienstherrn.

Für die Mönche gab es eine ansehnliche Anzahl von Arbeitsbereichen³³, die den verschiedensten Begabungen Rechnung trugen. Den wirtschaftlichen Sektor leitete der Provisor (Zellerar). Als sein Mitarbeiter sorgte der Güterinspektor für die Meierhöfe Braunau, Großdorf, Halbstadt und Märzdorf. Das Politzer Dominium betreute ein eigener Inspektor. Einem dritten Stiftsherren oblag die Forstverwaltung und die Leitung der Holzwerkstätten, einem vierten die Sorge für die Klostergärten, einem weiteren die Bewirtschaftung der Klosterbrauerei. Patres, die ein zweites Studium auf sich nehmen wollten, wurden für das Höhere Lehramt ausgebildet, die Direktoren und einzelne Professoren waren als Wissenschaftler durch ihre Publikationen bekannt. Patres, die sich der ordentlichen Seelsorge zuwandten, erhielten nach einer angemessenen Kaplanszeit in Deutsch-Wernersdorf, Märzdorf oder Braunau eine Expositur oder Pfarrei zugewiesen, einer der älteren wurde Dechant von Braunau. Manche Pfarrer erhielten vom Diözesanbischof den Ehrentitel eines Personaldechanten, der Dechant von Braunau wurde meist zum bischöflichen Konsistorialrat ernannt³⁴. Seit der Errichtung des Juvenats (Schülerheims für Priesterstudenten) betreute ein Priestermonch die Buben als Erzieher. Wichtige geistliche Aufgaben hatten der Magister der Kleriker und Novizen, sein Gehilfe, der Zelator, und der Instruktor der Laienmönche inne. Kantoren und Zeremoniar sorgten für den benediktinischen Gottesdienst und den Gregorianischen Choral. In früheren Zeiten gab es gelegentlich Patres, die kein voll ausfüllendes Amt bekommen hatten und daher ein geringeres peculium bekamen. Sie nannte man im Volksmund „Stüblapater“, eine Unterscheidung, die in den letzten Jahren keine Rolle mehr spielte, da unter Abt Dominicus jedem Mönch seine Arbeit zugewiesen wurde, nach der Auflösung des Gymnasiums sogar in anderen Vikariaten der Diözese Königgrätz. Die Laienmönche konnten als praktische Leiter der Holzwerkstätten und des Gartenbetriebs gut eingesetzt werden, ja die Abtei hätte dringend einer größeren Zahl von Brüdern bedurft. Die Aufnahme von Laienmönchen förderte erst Abt Dominicus durch seine Reform, in früheren Jahrzehnten gab es sie nur vereinzelt. Als durch die NS-Behörden das Klostersgymnasium geschlossen und durch die staatliche Oberschule ersetzt wurde, setzte der Prälat die geprüften Professoren in der Seelsorge ein. Sie werden im folgenden Schematismus als Gymnasialprofessoren a. D. bezeichnet, während sich die Professoren i. R. bereits vor der Aufhebung der Schule im Pensionsalter befanden.

³³ Proprium (1939) 23 ff.

³⁴ Personaldechant war P. Christin Franz, Konsistorialrat war P. Emeran Selinger als Dechant von Braunau. Der Dechant einer Dekanalkirche wird auch als Aktualdechant bezeichnet (Decanus actualis gegenüber Decanus personalis).

Personalstand zum Jahresende 1938³⁵:

Abt:

Seiner Gnaden, Der Hochwürdigste Herr
Landesprälat Dr. phil. DOMINICUS PROKOP

59. Abt von Braunau, Erster Infulierter Landesprälat von Böhmen, Vater-Abt des Erzklosters Břevnov und der Abtei Raigern, Propst von Wahlstadt und Prior von Politz, Gymnasialprofessor a. D., geb. zu Ottendorf (Böhmen) 6. 8. 1890, Profesß 5. 10. 1911, Priesterweihe 4. 7. 1915, zum Abt gewählt 15. 12. 1926, feierlich benediziert und infuliert 30. 1. 1927³⁶.

2. Prior: P. Maurus Franz Klein, Gymnasialprofessor a. D., Direktor des Mönchschores, geb. zu Dittersdorf (Mähren) 7. 6. 1903, Profesß 1. 11. 1928, Priesterweihe 4. 11. 1928.

3. Subprior: P. Edmund Franz Hanusch, Pfarrer in Ruhe, geb. zu Kaile (Böhmen) 13. 5. 1874, Profesß 5. 10. 1895, Priesterweihe 23. 7. 1899.

4. P. Theodor Gottfried Lebeda, Gymnasialprofessor in Ruhe, Jubilar als Mönch und Priester, Senior der Klosterfamilie, geb. zu Rudersdorf (Böhmen) 28. 4. 1857, Profesß 4. 10. 1878, Priesterweihe 16. 7. 1882.

5. P. Vinzenz Fridolin Maiwald, Gymnasialdirektor in Ruhe, Archiv- und Bibliotheksdirektor, Jubilar als Mönch und Priester, geb. zu Arnau (Böhmen) 11. 12. 1862, Profesß 4. 10. 1883, Priesterweihe 5. 7. 1887.

6. P. Stephan Johannes Ev. Stonjek, Emeritierter Prior von Břevnov, Gymnasialprofessor in Ruhe, Jubilar als Mönch und Priester, geb. zu Gießhübl (Böhmen) 13. 3. 1863, Profesß 29. 9. 1885, Priesterweihe 4. 7. 1889.

7. P. Raymund Franz Xaver Fischer, Provisor (Zellerar), Gymnasialprofessor in Ruhe, geb. Hrdly (Böhmen) 26. 12. 1863, Profesß 17. 10. 1886, Priesterweihe 29. 5. 1890.

8. P. Christin Florian Franz, Personaldechant, Pfarrer von Hermsdorf, geb. zu Gabersdorf (Böhmen) 29. 12. 1880, Profesß 26. 10. 1902, Priesterweihe 1. 7. 1906.

9. P. Romuald Maximilian Schweidler, Inspektor der Klosterbrauerei, Gymnasiallehrer a. D., Bürgermeister der Stadt Braunau a. D., geb. zu Reichenberg (Böhmen) 15. 1. 1883, Profesß 5. 10. 1903, Priesterweihe 30. 6. 1907.

10. P. Theophil Alphons Hermann, Pfarr-Administrator von Goldenöls im Vikariat Trautenau, geb. zu Schatzlar (Böhmen) 14. 4. 1885, Profesß 7. 10. 1907, Priesterweihe 16. 7. 1911.

³⁵ Die Daten sind dem Proprium (1939) entnommen und an Hand des Catalogus OSB (1950) kontrolliert worden.

³⁶ Der Titel des „Pater-Abbas Břevnoviensis“ ergibt sich aus der Tatsache, daß die alte Abtei in Braunau verblieb (vgl. Anm. 24!). Er ist Analogon zum Titel des „Pater-Abbas Rajhradensis“, den die Braunauer Äbte seit der Erhebung Raigerns zur Abtei (1813) führten. Vgl.: Familia Břevново-Braunaviensis (1867 und 1881).

11. P. Alban Julius Prause, Dr. phil., Gymnasialprofessor a. D., Pfarrer von Schönau, geb. zu Hermsdorf (Böhmen) 3. 2. 1887, Profefß 5. 10. 1908, Priesterweihe 14. 7. 1912.

12. P. Lambert Josef Jakisch, Pfarrer von Märzdorf, geb. zu Halbstadt (Böhmen) 4. 10. 1887, Profefß 5. 10. 1909, Priesterweihe 6. 7. 1913.

13. P. Emeran Alfred Selinger, Bischöflicher Konsistorialrat, Dechant von Braunau, geb. zu Königshan (Böhmen) 1. 5. 1889, Profefß 5. 10. 1911, Priesterweihe 4. 7. 1915.

14. P. Bonifaz Josef Burkard, aus der Abtei Grüssau, Zeremoniar des Landesprälaten, Präfekt der Sakristei, geb. zu Hattenheim (Rheingau) 5. 11. 1884, Profefß 29. 6. 1912, Priesterweihe 7. 3. 1907.

15. P. Theobald Otto Birke, Pfarrer von Deutsch-Wernersdorf, geb. zu Starkstadt (Böhmen) 20. 5. 1889, Profefß 11. 1. 1920, Priesterweihe 8. 7. 1923.

16. P. Beda Franz Menzel, Dr. phil., Gymnasialdirektor a. D., Pfarrer von Ruppertsdorf, geb. zu Braunau (Böhmen) 2. 1. 1904, Profefß 8. 10. 1924, Priesterweihe 1. 7. 1928.

17. P. Anselm Erhard Geisler, Expositus von Halbstadt, geb. zu Braunau (Böhmen) 18. 5. 1907, Profefß 28. 3. 1928, Priesterweihe 28. 6. 1931.

18. P. Winfrid Ernst Riedel, Inspektor der Gutshöfe Braunau, Märzdorf, Großdorf und Halbstadt, geb. zu Köpprich (Schlesien) 13. 10. 1904, Profefß 23. 4. 1929, Priesterweihe 10. 8. 1930.

19. P. Hildebrand Otto Riedel, Expositus von Barzdorf, geb. zu Braunau (Böhmen) 2. 4. 1909, Profefß 9. 10. 1929, Priesterweihe 29. 6. 1933.

20. P. Odo Ernst Hlawatschke, Pfarr-Administrator von Dittersbach im Vikariat Landskron, geb. zu Braunau (Böhmen) 6. 3. 1909, Profefß 9. 10. 1929, Priesterweihe 26. 11. 1933.

21. P. Notker Ernst Tolde, Inspektor des Gutshofes Politz, geb. zu Braunau (Böhmen) 12. 12. 1909, Profefß 8. 9. 1930, Priesterweihe 24. 6. 1934.

22. P. Angelus Emil Chmelarz, Kaplan von Deutsch-Wernersdorf und Rektor der Fialkirche in Wiesen, geb. zu Groß-Seelowitz (Mähren) 4. 10. 1904, Profefß 5. 10. 1930, Priesterweihe 24. 6. 1934.

23. P. Ansgar Alfons Schmitt, Inspektor der Forstverwaltung und des Sägewerkes, geb. zu Hermsdorf (Böhmen) 18. 3. 1910, Profefß 8. 9. 1931, Priesterweihe 5. 5. 1935.

24. P. Virgil Rudolf Kinzel, Gymnasialprofessor an der staatlichen Oberschule Braunau, Kantor, geb. zu Komerau (Schlesien) 1. 9. 1910, Profefß 21. 9. 1931, Priesterweihe 5. 5. 1935.

25. P. Marcellus Wilhelm Witte, Instruktor der Laienmönche, Kantor, Spiritual am Kranken- und am Siechenhaus, Rektor der St. Wenzelskirche zu Braunau, Kücheninspektor, geb. zu Wien (Österreich) 5. 9. 1897, Profefß 5. 10. 1931, Priesterweihe 5. 5. 1935.

26. P. Roman Josef Utz, Inspektor der Klostergebäude, geb. zu Gießhübl (Böhmen) 18. 9. 1912, Profesß 8. 9. 1933, Priesterweihe 29. 6. 1938.

27. P. Ignaz Richard Riedel, Kaplan von Märzdorf und Rektor der Filialkirche in Ottendorf, geb. zu Braunau (Böhmen) 19. 5. 1912, Profesß 8. 9. 1933, Priesterweihe 29. 6. 1938.

28. P. Ambros Johannes Nepomuk Erben, Student der Theologie im 5. Jahr, weilt in Prag, geb. zu Niederhof (Böhmen) 10. 1. 1913, Profesß 9. 9. 1934, Priesterweihe 29. 6. 1939.

29. P. Otto Adalbert Kaasch, Zelator (Zweiter Magister der Kleriker und Novizen), Inspektor der Klostergärten und Werkstätten, Imkermeister, geb. zu Bad Ischl (Österreich) 20. 4. 1906, Profesß 22. 4. 1935, Priesterweihe 8. 1. 1939.

30. P. Michael Erhard Langer, Magister der Kleriker und Novizen, geb. zu Niederkamnitz (Böhmen) 23. 9. 1908, Profesß 22. 4. 1935, Priesterweihe 29. 6. 1938.

31. P. Justin Richard Schütz, Oberkaplan an der Dekanalkirche Braunau, geb. zu Brünn (Mähren) 21. 2. 1913, Profesß 12. 9. 1935, Priesterweihe 1. 5. 1938.

32. P. Konstantin Friedrich Mach, Kaplan an der Dekanalkirche Braunau, zur Wehrmacht eingezogen, geb. zu Brünnlitz (Böhmen) 4. 3. 1915, Profesß 14. 9. 1937, Priesterweihe 9. 7. 1939.

33. P. Basil Wilhelm Urbaschek, Kaplan an der Dekanalkirche Braunau und Katechet, geb. zu Littau (Mähren) 22. 2. 1915, Profesß 14. 9. 1937, Priesterweihe 29. 6. 1939.

Kleriker³⁷:

1. Fr. Hugo Johannes Tatzel, Student der Theologie im 2. Jahr in Prag, geb. zu Bautsch (Mähren) 13. 12. 1916, Profesß 15. 9. 1938.

2. Fr. Raphael Erwin Nießner, Student der Theologie im 1. Jahr in Prag, geb. zu Jägerndorf (Schlesien) 6. 6. 1918, Profesß 8. 9. 1939.

3. Fr. Leander Adolf Hirsch, Student der Theologie im 1. Jahr in Prag, geb. zu Engelsberg (Schlesien) 8. 2. 1916, Profesß 8. 9. 1939.

³⁷ Erläuterungen: Unter „Profesß“ verstehen wir die Ordensgelübde. Nach kurzer Zeit als Postulant und dem einjährigen Noviziat legt der Ordensangehörige zunächst die sogenannten einfachen Gelübde für drei Jahre ab, dann folgen für den Chormönch die feierlichen ewigen Gelübde, für den Laienbruder die einfachen ewigen Gelübde, die auf Lebenszeit Geltung besitzen. Hier ist jeweils nur die einfache Profesß mit Datum notiert. Die Höheren Weihen (Subdiakonat, Diakonat, Priesterweihe) erhält der Kleriker in der Regel nach Ablegung der feierlichen Profesß, doch sind Ausnahmen möglich, wenn zum Beispiel ein Weltpriester oder ein Priester aus einem anderen Orden in ein Benediktinerkloster aufgenommen werden. Die Priesterweihe wird Weltpriestern auf den Titel ihres Diözesanbischofs, den Ordensleuten in „titulum paupertatis“ (d. h. auf Grund ihres Armutsgelübdes) erteilt.

Der Titel „Pater“ (abgekürzt P.) steht Priestermönchen zu und wird häufig auch Diakonen zuerkannt. Frater (abgekürzt Fr., Mehrzahl Fratres) ist ein Kleriker (Theologiestudent), ein Laienmönch oder Novize, also ein Mönch, der nicht zum Priester bzw. Diakon geweiht worden ist.

4. Fr. Alfons Josef Kerschbaum, Student der Theologie im 1. Jahr in Prag, geb. zu Pirkenhammer (Böhmen) 4. 4. 1919, Profefß 8. 9. 1939.

5. Fr. Heinrich Ernst Geyer, Student der Theologie im 1. Jahr in Prag, geb. zu Braunau (Böhmen) 24. 7. 1919, Profefß 8. 9. 1939.

Chornovize³⁷:

P. Franz Ferdinand Frank, geb. zu Wikletitz (Böhmen) 18. 5. 1875, Eintritt in den Franziskanerorden, Priesterweihe 15. 7. 1900, Einkleidung als Novize OSB 10. 7. 1939.

Laienmönche³⁷:

1. Fr. Christoph Karl Guber, Pförtner, geb. zu Blisova (Böhmen) 28. 1. 1903, Profefß 24. 2. 1935.

2. Fr. Kaspar Julius Roßmanith, Schreiner, geb. zu Raase (Schlesien) 3. 6. 1913, Profefß 20. 8. 1936.

3. Fr. Melchior Hubert Färber, Gärtner, zur Wehrmacht eingezogen, geb. zu Raase (Schlesien) 25. 7. 1915, Profefß 15. 10. 1936.

4. Fr. Callistus Karl Urbanek, Friseur, Hausverwalter, zur Wehrmacht eingezogen, geb. zu Zwittau (Mähren) 3. 10. 1915, Profefß 26. 5. 1938.

In den tschechischen inkorporierten Pfarreien weilten:

1. in Politz: P. Friedrich Karl Krieshofer, aus dem Erzkloster Břevnov, Pfarrer und Gutsinspektor in Ruhe, geb. zu Opořany (Böhmen) 7. 3. 1865, Profefß 17. 10. 1886, Priesterweihe 29. 5. 1890.

2. in Politz: P. Wenzel Anton Kollert, aus dem Erzkloster Břevnov, Pfarr-Administrator von Politz, geb. zu Pořiči (Böhmen) 27. 5. 1882, Profefß 10. 10. 1906, Priesterweihe 29. 6. 1908.

3. in Bösig: P. Vitus Franz Rýdl, aus dem Erzkloster Břevnov, Pfarr-Administrator von Bösig, geb. zu Červená Hora (Böhmen) 3. 6. 1869, Profefß 6. 10. 1889, Priesterweihe 16. 7. 1893.

4. in Machau: P. Clemens Anton Němčík, aus dem Erzkloster Břevnov, Pfarr-Administrator von Machau, geb. zu Orlau (Schlesien) 31. 5. 1888, Profefß 5. 10. 1909, Priesterweihe 6. 7. 1913.

Veränderungen 1940—1948:

Folgende Patres starben im Verlauf der folgenden Jahre: P. Franz Frank (am 27. 2. 1942), P. Lambert Jakisch (7. 7. 1943), P. Raymund Fischer (26. 1. 1944), P. Theodor Lebeda (Januar 1945) und P. Stephan Stonjek (8. 2. 1945)³⁸. Große Unruhe gab es im Landkreis, als der bekannte und beliebte P. Lambert während der Kriegsjahre von einer Märzdorfer Bürgerin wegen angeblicher parteifeindlicher Äußerungen in einer Predigt angezeigt und vor Gericht zitiert wurde. Infolge von Zeugenaussagen und einer Aussage des Braunauer Bürgermeisters mußte er freigesprochen werden.

³⁸ Nekrologium s. d. anniversarium.

P. Winfrid Riedel und P. Basil Urbaschek wurden 1942 bzw. 1943 inhaftiert und wegen unfreundlicher Bemerkungen gegen den nationalsozialistischen Staat bis 1945 im Konzentrationslager Dachau festgehalten, von wo sie nach Braunau zurückkehrten. Besonders P. Basil konnte in den schweren Monaten nach dem Kriegsende als ehemals Verfolgter des faschistischen Regimes manchen nun von der tschechischen Polizei Inhaftierten hilfreich zur Seite stehen.

P. Maurus Klein, nach dem Tode von P. Thomas Rosenberg (1939) für vorerst drei Jahre zum Prior ernannt, trat nach Ablauf dieser Frist (1942) aus Gesundheitsgründen von seinem Amt zurück, das nicht mehr besetzt wurde. P. Maurus zählte nach seinem Profesalter zwischen P. Anselm und P. Winfrid und nahm somit den 17. Platz ein. P. Christin Franz wurde 1940 als Pfarrer pensioniert, P. Anselm übernahm die Pfarrei Hermsdorf, P. Roman die Expositur Halbstadt, die nach der Erkrankung des Wernersdorfer Kaplans und Rektors von Wiesen, P. Angelus, mit Wiesen verbunden wurde³⁹. Märzdorf wurde nach P. Lamberts Tod von Abt Dominicus persönlich übernommen. Als die Braunauer Kapläne zum Militärdienst eingezogen wurden, half P. Franz bis zu seinem Tod im Jahr 1942 in der Dekanalkirche aus. 1945 wurde P. Odo Hlawatschke Pfarrer von Märzdorf, P. Angelus Kaplan und Rektor der Kirche in Ottendorf. Nach der Ermordung des Schönauer Pfarrers P. Alban und des kurzfristig ernannten Kaplans P. Ansgar durch die tschechische Geheimpolizei⁴⁰ wurde die Pfarrei Schönau nicht mehr besetzt, sondern vom Kloster aus betreut, meist von Abt Dominicus oder von P. Basil. Da ein deutscher Dechant von Braunau nach dem Einmarsch der Tschechen nicht mehr tragbar war, übernahm P. Prokop Houdeček von Břevnov im Sommer 1945 die Dechantei.

Zur Wehrmacht wurden eingezogen: P. Virgil, P. Ambros, P. Michael, P. Justin, alle Kleriker und die drei jüngeren Laienbrüder. P. Ambros und Fr. Callistus kehrten aus dem Felde nicht mehr zurück, die übrigen Genannten fanden sich in den Jahren 1946 und 1947 in Rohr ein, ohne nochmals nach Braunau zu kommen. P. Konstantin wurde ebenfalls eingezogen, kehrte jedoch nochmals in unsere Heimatstadt zurück. Fr. Leander Hirsch verließ die Abtei und trat, ohne die feierlichen, ewigen Gelübde abzulegen, ins Zivilleben über, soweit erinnerlich im Jahr 1940. P. Notker Tolde verließ das Kloster 1945. Fr. Johannes Bergmann fand während des Krieges als Postulant den Weg zu den Benediktinern und mußte als solcher zum Studium nach Prag geschickt werden, da die Militärbehörde ein Studium gestattete, einen Novizen aber sofort eingezogen hätte. Im ersten Studienjahr wurde er trotzdem eingezogen. Er kehrte von der Front nicht mehr zurück.

Abt Dr. Dominik Prokop wurde im November 1945 zusammen mit P. Romuald, P. Maurus, P. Winfrid und Fr. Christoph nach Bayern ausgesiedelt⁴⁰. Nach kurzem Aufenthalt in der Abtei Metten errichteten sie am 7. März die „Abtei Braunau in Rohr“, deren Erneuerung kurz darauf vom Heiligen Stuhl

³⁹ Hlawatschke: Benediktiner 471. — Vgl. auch Directorium (1945).

⁴⁰ Kinzel: Die Abtei Braunau in Rohr 90. — APR, Cassetta Rohr, Prokop: Zur Geschichte 2.

kanonisiert wurde. In Braunau übernahm P. Emeran Selinger als Superior Regularis und damit als Höherer Ordensoberer die Leitung des zurückgebliebenen deutschen Restkonvents bis zu dessen endgültiger Auflösung und Aussiedlung. Im Mai 1946 folgte P. Marcellus mit einem Transport Braunauer Katholiken dem Abt nach Rohr nach. P. Konstantin und Fr. Melchior wurden von den tschechischen Behörden noch mehrere Monate festgehalten. Bis Weihnachten 1946 wurden die übrigen Patres ausgesiedelt, doch blieben P. Vinzenz, P. Edmund und P. Theobald für dauernd, P. Odo noch bis 1948 in der Tschechoslowakei. Mit seiner Abreise wurde die Aussiedlung des Braunauer Konventes nach Rohr/Niederbayern abgeschlossen.

In Rohr begann sofort ein intensiver Aufbau. Der Abt übernahm selbst die Pfarrei und wurde von P. Virgil Kinzel unterstützt, den er zum Kaplan ernannte. Dann veranlaßte er einzelne Patres, die außerhalb des Klosters einen Wirkungskreis gefunden hatten, nach Rohr zu gehen. Um dem Konvent eine gemeinsame Aufgabe zu geben und ihn dadurch zusammenzuhalten, errichtete er bereits 1947 ein Gymnasium mit Internat. P. Beda Menzel gab seine Stelle als Flüchtlingsseelsorger der Diözese Passau auf und übernahm die Leitung des zunächst zweiklassigen Gymnasiums. Schwierig war es für P. Roman Utz, der mit seinen Angehörigen in die Ostzone ausgesiedelt worden war und in Thüringen eine Pfarrei übernommen hatte, nach Bayern zu kommen. Es gelang ihm schließlich auf abenteuerlichem Wege. Abt Dominicus übertrug ihm die Finanzverwaltung und den Wiederaufbau der verfallenen Klostergebäude des ehemaligen Augustinerstifts. Zugleich übernahm P. Roman die Leitung des Internates. Seinem Organisationstalent war es zu danken, daß in wenigen Wochen die nötigen Räume für Unterricht und Schülerheim bereitgestellt werden konnten. Auch P. Hraban Miller, Angehöriger der Abtei Břevnov, fand den Weg nach Rohr, da er als Deutscher nicht nach Prag zurückkehren wollte. Er wurde 1948 zum Prior ernannt. P. Athanas Reißmüller von Břevnov hatte dort die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft erhalten und als Vikar des Abtes Anastaz die tschechische Seelsorge im Braunauer Land organisiert; gleichzeitig war er am Aufbau der slawischen Benediktinerkongregation als deren Generalsekretär und Kenner des kanonischen Rechts intensiv beteiligt. Nach deren Konstituierung gab er jedoch angesichts der schwierigen Verhältnisse im Jahr 1948 die Staatszugehörigkeit auf und verließ die ČSR. So fand er den Weg nach Rohr, wo er auf Wunsch des Abtes am Gymnasium wirkt. P. Justin Schütz war nach Kriegsende in die Abtei Scheyern gekommen und folgte ebenfalls dem Ruf des Abtes nach Rohr, wo er diesen als Pfarrer ablöste. Später gab er das Amt an P. Emeran Selinger ab und übernahm Seelsorgeaufgaben in Ursberg. Trotz der oft schwierigen wirtschaftlichen Situation konnte in wenigen Jahren das Gymnasium zur Vollanstalt ausgebaut werden. Die ersten Abiturienten legten 1951 ihr Abitur an einer staatlichen Schule in Landshut ab. Mit Fr. Adalbert Bittner und Fr. Benedikt Gleißner fanden sich die ersten Novizen seit Kriegsbeginn ein, weitere sollten folgen. So zeichnete sich nach kurzer Zeit ein erfreulicher Aufstieg der Abtei ab, da nicht nur Gymnasium und Internat ausgebaut wurden, sondern die Anzahl der Konventualen wieder zunahm. Durch die Leistun-

gen auf dem Gebiet der Erziehung, durch wissenschaftliche Tätigkeit auf dem Gebiet der Geschichte und durch die Einrichtung der Musica-Sacra-Veranstaltungen erwarb sich die Abtei bereits in den fünfziger Jahren erneut weltweites Ansehen.

Die Slawische Kongregation vom Heiligen Adalbert

Der Abtei Břevnov-Braunau und den übrigen böhmisch-mährischen Benediktinerklöstern war es zur Zeit der Ersten Tschechoslowakischen Republik nicht möglich, sich den Ordensgewohnheiten entsprechend zu einer eigenständigen Kongregation zusammenzuschließen. Zur Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie hatten sie verschiedenen Verbänden angehört. Die älteste Abtei, das Erzklöster Břevnov-Braunau, war Mitglied der österreichischen Kongregation zu Unserer Lieben Frau, die Abtei Raigern in Mähren Mitglied der österreichischen St.-Josefs-Kongregation gewesen⁴¹. Elf Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges (1929) schieden die beiden Klöster aus ihren Vereinigungen aus, da ein Zusammengehen über die Staatsgrenzen hinweg zu dieser Zeit nicht gut möglich war. Sie standen jetzt isoliert da, zumal sich die österreichischen Kongregationen in Auflösung befanden und ihre Klöster mit Ausnahme der böhmisch-mährischen erst 1930 zu einer einzigen zusammengefaßt wurden. Zwar hätten sich Břevnov-Braunau und Raigern gern zu einer neuen slawischen Einheit zusammengeschlossen, doch sind dazu mindestens drei Abteien (oder Konventualpriorate) notwendig. Man wandte sich daher mit entsprechenden Vorschlägen an die dritte Abtei auf tschechoslowakischem Boden, an Emmaus in Prag, die aber auf ihre besondere Entwicklung Rücksicht nehmen mußte. Emmaus war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Auflösung begriffen, aber 1880 von den vertriebenen Mönchen der Erzabtei Beuron besiedelt worden⁴². Als ein Teil von ihnen unter Führung des Erzabtes nach Seckau zog, wurde Emmaus erneut als Abtei konstituiert und blieb selbstverständlich der Beuroner Kongregation inkorporiert. Aus dieser wollten Abt und Konvent nicht ausscheiden. Auch das Jahr 1938 änderte die Situation kaum. Obwohl Břevnov von Braunau im Zusammenhang mit dem Anschluß des Sudetenlandes an das Deutsche Reich getrennt wurde, konnten sich Břevnov, Braunau und Raigern, obzwar sie nun drei selbständige Abteien darstellten und den zahlenmäßigen Anforderungen genügten, in Rücksicht auf die neue Grenzziehung nicht enger zusammenschließen, zumal solchem Bestreben auch die nationalen Gegensätze nicht förderlich waren. So standen die drei Abteien weiterhin außerhalb der Ordensverbände.

Erst das Jahr 1945 brachte durch das Kriegsende eine neue Lage. Angesichts des Zusammenbruchs des Deutschen Reiches und der Wiedererrichtung des tschechoslowakischen Staates konnte Emmaus aus politischen Rücksichten nicht

⁴¹ APR, Congr. degli Abati, Prot., 1947, S. 11. — APR, Casseta Rohr, Prokop: Zur Geschichte 1. — Catalogus OSB (1920) 509 ff., 564 ff.

⁴² Prokop: Die Benediktiner 78. — Hemmerle: Die Benediktiner 141.

mehr einer Vereinigung angehören, deren Schwergewicht im ehemals feindlichen, jetzt besiegten Deutschland lag, sondern trennte sich von den Beuronern und erklärte sich nunmehr zur Gründung einer böhmisch-mährischen Kongregation bereit. Da zu dieser Abtei auch noch das einfache Priorat Lubin in Polen gehörte und da auch das jugoslawische Konventualpriorat Maribor (1948 nach Opatija, später nach Čokovač auf Pašman transferiert) Interesse zeigte, wurde der neuen Vereinigung der slawischen Klöster ein erweiterter Umfang gegeben. Sie wurde 1945 unter dem Titel des heiligen Adalbert (Vojtěch) konstituiert) und allgemein, wenn auch nicht offiziell, als Slawische Kongregation bezeichnet⁴³. Folgende Klöster gehörten ihr also an: das Erzkloster Břevnov, die Abtei Emmaus, die Abtei Raigern, das souveräne Konventualpriorat Maribor⁴⁴ und das von Emmaus abhängige einfache Priorat Lubin. Da infolge der Enteignung der Sudetendeutschen der damalige Konventualprior von Břevnov, P. Anastaz Opasek, glücklicherweise die Säkularisierung der Braunauer Klostergebäude und -besitzungen verhindern konnte und ihre staatsrechtliche Übertragung an Břevnov erreichte, gehörte auch Kloster Braunau kommissarisch zur neuen Kongregation, zumal es auch kirchenrechtlich vom Prior (1947 Abt) als Apostolischem Administrator verwaltet wurde⁴⁵. Mönche aus der Abtei Lisle bei Chicago (USA) unter Prior P. Johannes Cherf unterstützten 1947/48 die tschechischen und wenigen deutschen Patres in der Betreuung der Abtei Braunau und ihrer Pfarreien in Böhmen. Da sie jedoch die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft nicht annahmen, mußten sie 1948 in ihre Heimat zurückkehren. Der Braunauer Konvent gehörte der Verbindung jedoch nicht an; denn die meisten deutschen Patres und alle Fratres waren ausgesiedelt worden und konstituierten in Niederbayern die „Abtei Braunau in Rohr“. Auf Grund der Tatsache, daß Břevnov als erste Klostergründung in Böhmen⁴⁶ den Titel Archisterium (Erzkloster) führte, hätte es nach benediktinischer Tradition dieser Abtei zugestanden, den ersten Präses zu stellen, wie das beispielsweise bei der Erzabtei Beuron in ihrem Bereich der Fall gewesen war, doch entschieden sich die Äbte bei der Wahl im Jahr 1947 für Prälat Maurus Verzicht von Emmaus, der 1946 gewählt worden war, also ein Jahr früher als die Äbte Anastaz und Venceslaus, die nun die Funktion der Assistenzäbte übernahmen⁴⁷. Gene-

⁴³ Catalogus OSB (1950).

⁴⁴ Über Maribor: APR, Cassetta Maribor, besonders: Stiftungsurkunde vom 15. 10. 1938; Vollmacht vom 8. 1. 1940; Errichtungsurkunde vom 1. 8. 1940.

⁴⁵ APR, Cassetta Rohr, Prokop: Zur Geschichte 3: die noch in Braunau befindlichen Patres (Edmund, Emeran, Theobald, Roman, Konstantin, Basil) traten Ende Februar 1946 der Kongregation bei. „Die anwesenden Braunauer Mönche dachten nur an das Kloster Braunau, das von amerikanischen Benediktinern besiedelt werden sollte, und stimmten daher zu.“ Abt Dominicus war bereits seit November 1945 in Rohr und an der Zustimmung nicht beteiligt.

⁴⁶ Hemmerle: Mission 32: Břevnov war das erste Benediktinerkloster Böhmens und sollte „die Mutter“ aller im Königreich zu errichtenden Klöster werden.

⁴⁷ Břevnov wurde seit 1938 von Konventualprior P. Anastaz Opasek geleitet, der 1947 zum Abt gewählt wurde. Emmaus wurde 1941 von der Protektoratsregierung aufgelöst, aber 1945 von den Mönchen restituiert; da Abt Ernst Vykoukal im Konzentrations-

ralprokurator wurde P. Georg Bartsch von Emmaus, der in St. Anselmo zu Rom, der Zentrale der benediktinischen Ordenskonföderation, weilte und die Verbindung zum Abt Primas, zur Religiosenkongregation und zum Heiligen Stuhl aufrechterhielt. Als Generalsekretär fungierte P. Athanas Reißmüller von Břevnov, nachdem er den Hauptanteil an der Ausarbeitung der Kongregationsstatuten geleistet hatte. Ein Exemplar der Statuten ist in der Hand von Prälat Dr. theol. Anastaz Opasek.

Der Umfang des Verbandes erfuhr noch durch einen Zufall eine Erweiterung. Bei der Gründung der großen Konföderation aller Benediktinerklöster im Jahr 1893 war festgelegt worden, daß ihr nur solche Klöster angehören können, die Mitglieder einer Kongregation sind. 1947 wurde nun vom damaligen Abt Primas Fidelis von Stotzingen eine Äbteversammlung nach St. Anselmo in Rom einberufen⁴⁸. Im Gegensatz zu manchen anderen deutschen Äbten erhielt Prälat Dr. Dominicus Prokop von der zuständigen amerikanischen Militärverwaltung die Reiseerlaubnis und traf als einer der ersten Konferenzteilnehmer in Rom ein. Vor Beginn der Sitzungen wurde ihm jedoch von den Organisatoren eröffnet, daß er zur Teilnahme nicht berechtigt sei, denn die Abtei Braunau in Rohr stehe außerhalb jeden Ordensverbandes. Da der Konvent aber infolge der Aussiedlung und Neugründung sowieso schon in eine gewisse Isolierung geraten war, konnte ein Ausschluß aus der Benediktinerkonföderation nicht mehr verkräftet werden. Da unterstützte Präses Maurus Verzicht den Braunauer Abt, indem er den tschechischen Mitäbten vorschlug, Braunau-Rohr nicht nur in den slawischen Verband aufzunehmen, sondern überhaupt festzustellen, daß diesem die Abtei auf Grund ihrer geschichtlichen Beziehungen und ihrer ehemaligen Lage in Böhmen eo ipso angehöre, sei ja auch das Braunauer Kloster selbst, das heißt die Gebäude und Besitzungen in Braunau, Teil der Ordensvereinigung. Die tschechischen Ordensoberen stimmten ohne Bedenken zu. Von Braunauer Seite hätte es allerdings eines Konventsbeschlusses bedurft, aber angesichts der Zwangslage und der knappen Zeitspanne konnte Abt Dominicus eine solche Entscheidung selbstverständlich nicht einholen, weder mündlich noch schriftlich, so daß er angesichts der Dringlichkeit der Frage das Anerbieten des Präses annahm und die Zugehörigkeit der Abtei Braunau in Rohr zur Kongregation vom Hl. Adalbert erklärte. Daraufhin wurde er zu den Sitzungen der Äbtekonferenz zugelassen. Braunau-Rohr betrachtete man von nun an auch als Mitglied der weltumfassenden Benediktinerkonföderation. Trotzdem war die Zugehörigkeit problematisch, das heißt kirchenrechtlich nicht gesichert, da, wie erwähnt, der nach kanonischem Recht notwendige Konventsbeschuß nicht vorausgegangen war und auch nicht nachgeholt wurde⁴⁹. Immer-

lager umgekommen war, wählten die Professoren 1946 P. Maurus Verzicht zum neuen Abt. Prälat Aloys Kotyza von Raigern (geboren 1869) wollte aus Altersgründen nicht für das Amt des Präses kandidieren; er starb 1947. Venceslaus Pokorny wurde sein Nachfolger.

⁴⁸ APR, Congr. degli Abati, 9.—16. Sept. 1947, Protocollum, S. 11.

⁴⁹ Catalogus (1950) zählt Braunau-Rohr extra Congregationem, Catalogus (1965) zählt die Abtei zur Congregatio Sancti Adalberti (Vojtěchi).

hin zählte die Abtei in der folgenden Zeit zum Verband der slawischen Klöster; denn der Konvent hat der Entscheidung des Abtes nicht widersprochen und sie daher indirekt gutgeheißen.

Die Kongregation vom Hl. Adalbert besteht zwar heute noch *de iure*, ist aber leider infolge der politischen Verhältnisse in der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik praktisch im Zerfall begriffen. Im Jahr 1950 wurden die vier böhmischen Klöster aufgehoben, die Gebäude und Besitzungen säkularisiert, das heißt in Staatsbesitz übergeleitet. Abt Anastaz von Břevnov wurde wegen angeblicher Devisenvergehen der Prozeß gemacht, dem Straftaft und Verpflichtung zu ziviler Arbeit folgten. Prälat Maurus und mehrere Emmauser Mönche konnten rechtzeitig ins Ausland fliehen. Sie gründeten in Sasso Vivo bei Foligno in Italien ein kleines Kloster, das in den fünfziger Jahren nach Rasiglia bei Fulginium und später nach Nursia, der Geburtsstadt des heiligen Benedikt, transferiert wurde⁵⁰. Eine Geflügelfarm bildet die wirtschaftliche Grundlage des Hauses, so daß die anfänglichen Schwierigkeiten nunmehr überwunden sind. Wegen der geringen Anzahl von Mitgliedern wird es kirchenrechtlich nicht eigentlich als Nachfolgekloster von Emmaus angesehen, wie dies an sich beabsichtigt war, sondern erhielt den Status eines „*Domus Procurae Congregationis*“, unter dem wir den Sitz des Generalprokurators oder überhaupt der Leitung einer Kongregation zu verstehen haben⁵¹. Tatsächlich führte Abt Maurus ununterbrochen den Titel des Präses, bis er 1969 als Abt von Emmaus resignierte und damit automatisch das Amt des Vorsitzenden niederlegte. Im gleichen Jahr 1969 wurde auch in Braunau-Rohr die Nachfolge akut. Nach der altersbedingten Resignation von Abt Dr. Dominik Prokop wurde unter Leitung von Abt Johannes Hoeck von Scheyern am 7. Juni P. Virgil Kinzel zum Nachfolger gewählt, zum 60. Abt von Braunau. Vor Beginn der Skrutinien hatte die Religiosenkongregation zu Rom über den Abt Primas verlangt, der Konvent solle die strittige Frage der Zugehörigkeit der Abtei zur slawischen Kongregation klären. Sie stellte ihn vor die Wahl, die Zugehörigkeit durch Konventsbeschluß zu bestätigen, der Bayerischen Benediktinervereinigung beizutreten oder sich, ohne einem Verband anzugehören, direkt dem Abt Primas zu unterstellen. Die Mönche wählten diesen letzten Weg, so daß die Abtei Braunau in Rohr jetzt keiner Vereinigung mehr angehört, wohl aber auf Grund einer Revision der Statuten Mitglied der umfassenden Benediktinerkonföderation bleibt⁵². Dieser Schritt bedeutete freilich eine abermalige Schwächung der Kongregation St. Adalbert, denn dadurch fiel die einzige existente Abtei aus, die den Präses hätte stellen können. Vorübergehend gehörte auch das kleine Kloster Cedarburg bei Chicago zum Verband. Es war von wenigen Mönchen aus Lisle als einfaches Priorat gegründet und Präses Maurus direkt unterstellt worden, konnte aber nur schwachen Kontakt halten. Aus wirtschaftlichen Schwierigkeiten wurde es jedoch bald wieder aufgegeben, die Mön-

⁵⁰ Prokop: Die Benediktiner 78. — *Catalogus OSB* (1965) 437.

⁵¹ *Catalogus OSB* (1970) 425.

⁵² APR, Dekret der Religiosenkongregation Nr. 11563/69 vom 17. 5. 1969.

che gingen nach Lisle zurück⁵³. Die Ordensoberen des slawischen Verbandes ordneten im Anschluß an den Äbtekongreß des Jahres 1970 die Leitung der Vereinigung wie folgt⁵⁴: Da de facto keine selbständige Abtei mehr existiert, übernimmt Abt Primas Rembert Weakland von St. Anselmo in Rom ad interim das Amt des Präses, bis es gelingt, die Klöster neu zu konstituieren. Zwar bot auch der „Prager Frühling“ unter der „Ära Dubček“ kaum Hoffnungen, aber man konnte unter Umständen auf die Ausreiseerlaubnis für einzelne Mönche zählen, wie sie ja Prälät Anastaz erhielt, so daß eventuell an die Neugründung eines Klosters im Ausland zu denken war. Der neue Prior-Administrator P. Cyrill Stavěl von Emmaus-Nursia wurde zum Prokurator der Kongregation bestimmt, damit er den Kontakt zwischen den noch intakten Klöstern Nursia, Čokovač und Lubin bzw. den Mönchen der aufgelassenen Abteien aufrechterhalte. Das Kloster Čokovač (früher Opatija, vorher Maribor) verlor den Status eines souveränen Konventualpriorates und wurde einfaches Priorat, das unmittelbar der Jurisdiktion des Präses untersteht. Das polnische einfache Priorat Lubin wurde schon 1959 auf Zeit der belgischen Kongregation zugewiesen und dem Konventualenprior (seit 1969 Abt) des ihr zugehörigen Klosters Tyniec/Polen unterstellt⁵⁵, so daß es kaum noch formell zum slawischen Verband gehört. Es existieren also nur noch die Klöster Nursia, Čokovač und Lubin. Die Aussichten auf eine Wiedererrichtung der böhmischen Klöster stehen zur Zeit leider nicht günstig.

Drei Jahre lang bestand ein weiteres Benediktinerkloster in der Slowakei, und zwar in Komarno (Komorn) an der Donau, südöstlich von Preßburg. Es gehörte allerdings nicht zum Verband der slawischen Klöster, sondern zur ungarischen Kongregation, die ihr Zentrum in der Erzabtei Pannonhalma hat. Von dort war 1947 die Gründung des Klosters Komarno ausgegangen⁵⁶, um den in der Slowakei verbliebenen Ungarn ein religiöses Zentrum zu geben. Zwar waren die Madjaren seit Mai 1945 in ähnlicher Weise wie die Deutschen als Staatsfeinde behandelt und ausgewiesen worden, doch hatte sich die Haltung der tschechoslowakischen Regierung schon gegen Ende des Jahres geändert, da die ungarische Regierung, die man trotz der geforderten Reparationszahlungen nicht eigentlich zu den Verlierern des Zweiten Weltkrieges rechnete, rasch zugunsten ihrer Landsleute interveniert hatte. Im Februar 1946 wurde vielmehr von beiden Regierungen ein Austausch bestimmter Bevölkerungsteile vereinbart, so daß eine Anzahl von Ungarn aus der Slowakei in ihre eigentliche Heimat umgesiedelt wurde; doch blieben viele im Lande. Im Friedensvertrag vom 10. Februar 1947 sicherte die Prager Regierung den in der Slowakei verbliebe-

⁵³ Prior war P. Regis Barwig. — *Catalogus OSB* (1965) 437.

⁵⁴ APR, Congr. degli Abati, 21. 9.—1. 10. 1970, *Protocollum*, enthält zwar keine Angaben über die Slavische Kongregation, doch gibt es eine Niederschrift über ihre Neuordnung auf Grund einer anschließenden Besprechung. Diese ist in der Hand von P. Athanas Reißmüller (Rohr). Die o. a. Bestimmungen sind ihr entnommen.

⁵⁵ APR, Dekret der Religiosenkongregation Nr. 375/58 vom 10. 12. 1959.

⁵⁶ *Catalogus* 1950, S. 64.

nen Madjaren ausdrücklich die Menschen- und Bürgerrechte zu⁵⁷. Im Rahmen dieser Entwicklung erfolgte die Gründung des ungarischen Klosters in Komarno, in das Superior P. Lucian Biro mit zwölf Mönchen aus Pannonhalma einzog. Die Gründung war wohl auch deshalb verhältnismäßig leicht vorzunehmen, weil die katholische Kirche in der Slowakei viel mehr im Volk verwurzelt war als in Böhmen und Mähren, wo man sie lange als Exponenten des österreichischen Herrscherhauses angesehen hatte⁵⁸. Die Patres betreuten drei Pfarreien und waren, soweit ersichtlich, auch in der außerordentlichen Seelsorge für ihre Landsleute tätig. Die Kontakte dieses Hauses zu den böhmisch-mährischen Klöstern waren gering und konnten auch angesichts der kurzen Zeit kaum entwickelt werden, denn wie die tschechischen Klöster wurde auch Komarno im Jahr 1950 von Staats wegen aufgehoben. Die Mönche kehrten nach Pannonhalma zurück und fanden auch dort eine veränderte Situation vor. Außer der Erzabtei waren alle Klöster Ungarns aufgelöst, allerdings 1950 die Residenz Győr wiedererrichtet worden⁵⁹, so daß ein erheblicher Teil der Mönche außerhalb der Klöster leben mußte. An diesem Zustand hat sich bis heute nichts geändert.

Personalstand am 1. Januar 1948⁶⁰:

| | |
|--------------------|--|
| Abt Praeses: | Abt Maurus Verzich (Emmaus) |
| 1. Assistenzabt: | Abt Anastaz Opasek (Erzkloster Břevnov) |
| 2. Assistenzabt: | Abt Venceslaus Pokorny (Raigern) |
| Generalprokurator: | P. Georg Bartsch (Emmaus, dzt. Rom) |
| Generalsekretär: | P. Athanas Reißmüller (Erzkloster Břevnov) |

I. Das Erzkloster St. Adalbert und St. Margareth zu Břevnov bei Prag

Gegründet 993, zerstört 1420, Abt und Konvent verlegten ihren Sitz nach Braunau. Nach dem Aufbau des Klosters (1674) blieb der Sitz des Abtes in Braunau, so daß eine Abtei unter dem Titel „Abtei Břevnov in Braunau“ oder häufig „Abtei Braunau“ in zwei Klöstern existierte, von denen mehrere Propsteien und Priorate abhingen (Raigern, Politz, Wahlstadt). Jedes der beiden Hauptklöster erhielt nach der Trennung im Jahr 1939 die Rechte einer selbständigen Abtei.

Abt:

Seiner Gnaden, Der Hochwürdigste Herr
Prälat ANASTAZ OPASEK

60. Abt des Erzklosters Břevnov, Apostolischer Administrator der Abtei St. Wenzel in Braunau, 1. Assistenzabt der Slawischen Kongregation, geb. 20. 4. 1913 zu Wien, Profesß (Ordensgelübde) 23. 10. 1933, Priesterweihe 11. 7. 1938, Konventualprior 1938, Abtwahl 12. 3. 1947, Abtbenediktion 13. 4. 1947.

⁵⁷ Die Entwicklung in der Tschechoslowakei 7; Heimat und Staat 7.

⁵⁸ Vgl. zur Situation der Kirche: Die Entwicklung in der Tschechoslowakei 19.

⁵⁹ Catalogus 1955, S. 61.

⁶⁰ Angaben für Břevnov und Emmaus nach Catalogus Pragensis (1948) und Catalogus OSB (1950), für die übrigen Klöster nach Catalogus OSB (1950).

2. Prior: P. Alexius Gwuzd, geb. 23. 4. 1915, Profefß 28. 9. 1937, Priesterweihe 29. 6. 1941.

3. P. Leo Mojžisch, Kurat auf dem Weißen Berg, Erzbischöflicher Konsistorialrat und Notar, Jubilar als Mönch und Priester, geb. 1863, Profefß 1884, Priesterweihe 1888.

4. P. Benedikt Laudin, Pfarrer von Metličány, Personaldechant, Erzbischöflicher Notar, geb. 11. 4. 1877, Profefß 1. 11. 1898, Priesterweihe 14. 7. 1901.

5. P. Franz Sales Sommernitz, Gymnasialprofessor i. R., Provisor (Zellerar) von Břevnov und Braunau, Erzbischöflicher Notar, weit in Braunau, geb. 22. 5. 1880, Profefß 11. 10. 1900, Priesterweihe 1904.

6. P. Clemens Němčík, Bischöflicher Vikar des Vikariats Braunau, Pfarrer von Machau, Erzbischöflicher Konsistorialrat und Notar, geb. 31. 5. 1888, Profefß 5. 10. 1909, Priesterweihe 5. 7. 1913.

7. P. Prokop Houdeček, Dechant von Braunau, geb. 20. 12. 1882, Profefß 5. 10. 1909, Priesterweihe 5. 7. 1913.

8. P. Athanas Reißmüller, Delegierter Vikar des Apostolischen Administrators für die Abtei Braunau, Archiv- und Bibliotheksdirektor, Generalsekretär der Slawischen Kongregation, Herausgeber der Direktorien und Schematismen, geb. 12. 12. 1913, Profefß 8. 9. 1933, Priesterweihe 10. 11. 1940.

9. P. Hraban Miller, in Rohr/Ndb., geb. 4. 1. 1907, Profefß 6. 1. 1934, Priesterweihe 29. 6. 1936.

10. P. Norbert Lokvenc, Pfarrer von Politz, geb. 6. 8. 1908, Profefß 30. 9. 1934, Priesterweihe 29. 6. 1941.

11. P. Robert Skyba, Pfarrer von Hermsdorf, geb. 23. 1. 1912, Profefß 11. 11. 1934, Priesterweihe 29. 6. 1941.

12. P. Stanislaus Schroufek, Kaplan in Braunau, geb. 5. 1. 1914, Profefß 15. 8. 1939, Priesterweihe 25. 6. 1944.

Kleriker mit feierlicher Profefß:

Fr. Maurus Pouček, Diakon, stud. theol., in der Abtei Zevenkerken in Belgien, geb. 21. 11. 1920, Profefß 30. 8. 1941.

Kleriker:

1. Fr. Adalbert Vit, stud. theol., in der Abtei Zevenkerken, geb. 2. 2. 1923, Profefß 14. 9. 1945.

2. Fr. Placidus Valter, stud. theol., in der Abtei St. Anselmo in Rom, geb. 17. 3. 1921, Profefß 11. 11. 1946.

Chornovizen:

1. Fr. Wenzel Friedel, geb. 6. 8. 1930, Einkleidung Aug. 1947.

2. Fr. Gaudentius Valik, geb. 8. 5. 1931, Einkleidung Aug. 1947.

Laienmönche:

1. Fr. Ivan Ringel, in Braunau, geb. 28. 8. 1905, Profesß 25. 6. 1933.
2. Fr. Philipp Kochánek, geb. 1. 2. 1912, Profesß 2. 2. 1937.
3. Fr. Simon Kubišta, geb. 7. 3. 1904, Profesß 25. 3. 1939.

Der Abtei Břevnov waren folgende Pfarreien inkorporiert: Břevnov, die Kuratie auf dem Weißen Berg, Podčapl, Metličany und Orlau. Es bestand eine Musikschule für Sängerknaben.

II. Die Abtei St. Wenzel in Braunau

Das Kloster wurde 1322 von Abt Bavar von Břevnov als Propstei errichtet. Nach der Zerstörung Břevnovs 1420 verlegte Abt Nikolaus den Sitz des Abtes nach Braunau. Seither führten die Äbte den Titel „Abt von Břevnov in Braunau“ oder „Abt von Braunau“²³ und den Titel „Infulierter Landesprälat des Königreichs Böhmen“. Nach dem Wiederaufbau Břevnovs (1674) blieb der Sitz des Abtes und Landesprälaten in Braunau, so daß eine Abtei in zwei Klöstern bestand, von der die Propsteien Raigern und Wahlstadt und das Priorat Politz abhingen. Während diese abhängigen Häuser verselbständigt bzw. aufgelöst wurden, blieben die beiden Hauptklöster bestehen. Sie wurden 1939 getrennt, und jedes von ihnen erhielt die Rechte einer selbständigen Abtei. Im Jahr 1945 wurde der Konvent von Braunau vertrieben und erhielt 1946 in Rohr/Ndb. eine neue Heimat. Dort besitzt die „Abtei Braunau in Rohr“ alle Rechte und Privilegien, die ihr in ihrem angestammten Sitz zukamen. Kloster und Besitzungen von Braunau wurden staatsrechtlich der Abtei Břevnov zugesprochen, kirchenrechtlich blieben sie unabhängig, wurden aber dem Abt von Břevnov als Apostolischem Administrator unterstellt, der die Leitung einem delegierten Vikar übertrug. Mönche aus Chicago unterstützten ihn und die wenigen zurückgebliebenen Patres in der Verwaltung des Klosters.

Apostolischer Administrator:
Seiner Gnaden, Der Hochwürdigste Herr
Prälat ANASTAZ OPASEK
Abt des Erzklosters Břevnov

a) Delegierter Vikar
des Apostolischen Administrators:
P. Athanas Reißmüller
aus dem Erzkloster Břevnov

1. Prior: P. Johannes Cherf, aus der Abtei St. Prokop zu Lisle bei Chicago (USA), geb. 28. 11. 1894, Profesß 2. 7. 1913, Priesterweihe 8. 12. 1918.
2. Subprior: P. Edmund Hanusch, Pfarrer i. R., geb. 13. 5. 1874, Profesß 5. 10. 1895, Priesterweihe 23. 7. 1899.
3. P. Vinzenz Maiwald, Gymnasialdirektor i. R., Archiv- und Bibliotheksdirektor i. R., Jubilar als Mönch und Priester, geb. 11. 12. 1862, Profesß 4. 10. 1883, Priesterweihe 5. 7. 1887.

4. P. Alexius Machaček, aus Lisle, geb. 26. 4. 1894, Profesß 26. 7. 1925, Priesterweihe 4. 7. 1929.

5. P. Wenzel Michalička, aus Lisle, geb. 26. 4. 1894, Profesß 6. 7. 1914, Priesterweihe 29. 5. 1920.

6. P. Theobald Birke, Pfarrer von Deutsch-Wernersdorf, geb. 20. 5. 1889, Profesß 11. 1. 1920, Priesterweihe 8. 7. 1923.

7. P. Odo Hlawatschke, Pfarrer von Märzdorf, geb. 6. 3. 1909, Profesß 9. 10. 1929, Priesterweihe 26. 11. 1933.

8. P. Roger Holub, aus Lisle, geb. 9. 9. 1918, Profesß 11. 7. 1939, Priesterweihe 17. 12. 1944.

In Braunau weilen ferner:

b) P. Franz Sales Sommernitz, Provisor, aus Břevnov.

c) P. Prokop Houdeček, Dechant von Braunau, aus Břevnov.

d) P. Stanislaus Schroufek, Kaplan in Braunau, aus Břevnov.

In den Pfarreien weilen:

e) P. Clemens Němčík, Vikar des Vikariats Braunau, Pfarrer von Machau, aus Břevnov.

f) P. Norbert Lokvenc, Pfarrer von Politz, aus Břevnov.

g) P. Robert Skyba, Pfarrer von Hermsdorf, aus Břevnov.

Laienmönche:

1. Fr. Benedikt Kohout, aus Lisle, geb. 23. 6. 1892, Profesß 12. 7. 1915.

2. Fr. Franz Totka, aus Lisle, geb. 1. 12. 1906, Profesß 1. 1. 1934.

3. Fr. Silvester, aus Lisle.

In Braunau weilt ferner:

h) Fr. Ivan Ringel, Hausverwalter, aus Břevnov.

Zur Abtei Braunau gehörten folgende inkorporierte Pfarreien: Dechantei Braunau, Schönau, Märzdorf mit Expositur Barzdorf und Filiale Ottendorf, Hermsdorf, Ruppersdorf, Deutsch-Wernersdorf mit Exposituren Halbstadt und Wiesen (Vikariat Braunau); Politz, Machau und Bösig (Vikariat Nachod).

III. Abtei zu Unserer Lb. Frau und zum Hl. Hieronymus zu Emmaus (Prag)

Die Abtei wurde 1348 von Kaiser Karl IV. gegründet, 1635 von spanischen Mönchen aus Montserrat restauriert, 1880 von den vertriebenen Benediktinern der Erzabtei Beuron besiedelt und 1883 erneut als Abtei konstituiert. Durch die Protektoratsregierung wurde sie 1941 abermals aufgehoben und 1945 erneuert.

Abt:

Seiner Gnaden, der Hochwürdigste Herr
Prälat MAURUS VERZICH

Präses der Slawischen Kongregation, geb 17. 12. 1911, Profesß 15. 8. 1933, Priesterweihe 18. 9. 1938, Abtwahl 8. 6. 1946, Abtweihe 28. 7. 1946.

2. Prior: P. Hieronymus Wenzel, Kuratus im öffentlichen Krankenhaus in Prag II, geb. 28. 1. 1904, Profefß 2. 10. 1924, Priesterweihe 25. 8. 1929.

3. Subprior: P. Marian Schaller, geb. 1892, Profefß 1917, Priesterweihe 1922.

4. P. Bernhard Velišek, emeritierter Prior, Jubilar als Mönch, geb. 1872, Profefß 1894, Priesterweihe 1899.

5. P. Augustin von Galen, Dr. iur. utr., weilt in Frybourg/Schweiz, geb. 1870, Profefß 1899, Priesterweihe 1901.

6. P. Georg Bartsch, Generalprokurator der Slawischen Kongregation, weilt in der Abtei St. Anselmo zu Rom, geb. 24. 1. 1885, Profefß 5. 10. 1906, Priesterweihe 14. 9. 1911.

7. P. Ludwig Slotty, geb. 1885, Profefß 1907, Priesterweihe 1912.

8. P. Linus Prochaska, Dr. iur. utr., geb. 1887, Profefß 1908, Priesterweihe 1913.

9. P. Majolus Klanč, geb. 28. 2. 1894, Profefß 28. 9. 1916, Priesterweihe 13. 8. 1922.

10. P. Anselm Sedlaček, geb. 10. 2. 1893, Profefß 11. 2. 1917, Priesterweihe 13. 8. 1922.

11. P. Methodius Klement, Pfarrer von St. Prokop an der Sazawa, geb. 27. 11. 1889, Profefß 24. 8. 1927, Priesterweihe 10. 7. 1921.

12. P. Benedikt Kovařik, Dr. phil., Professor am Realgymnasium für Mädchen in Prag I, geb. 1902, Profefß 1929, Priesterweihe 1933.

13. P. Basil Lang, weilt in der Diözese Budweis, geb. 27. 10. 1909, Profefß 12. 9. 1929, Priesterweihe 27. 9. 1934.

14. P. Gregor Chyla, geb. 31. 3. 1897, Profefß 12. 3. 1930, Priesterweihe 29. 6. 1932.

15. P. Beda Hlasný, geb. 11. 1. 1901, Profefß 25. 1. 1931, Priesterweihe 16. 6. 1935.

16. P. Prokop Ptaček, geb. 26. 10. 1911, Profefß 30. 11. 1931, Priesterweihe 16. 6. 1935.

17. P. Paulus Hornich, geb. 11. 11. 1910, Profefß 15. 8. 1934, Priesterweihe 18. 9. 1938.

Kleriker:

1. Fr. Cyrill Stavěl, geb. 19. 4. 1921, Profefß 27. 12. 1945.

2. Fr. Odilo Črkva, geb. 23. 2. 1926, Profefß 11. 7. 1947.

Laienmönche:

1. Fr. Roman Stopfer, geb. 5. 8. 1869, Profefß 15. 8. 1893.

2. Fr. Bernward Adamira, geb. 6. 5. 1881, Profefß 30. 11. 1911.

3. Fr. Gaudentius Brožek, geb. 11. 6. 1894, Profefß 18. 6. 1922.

4. Fr. Vitus Novák, geb. 31. 7. 1906, Profefß 3. 5. 1927.

5. Fr. Cosmas Berka, geb. 12. 1. 1909, Profefß 19. 5. 1929.

6. Fr. Damian Berka, geb. 11. 10. 1910, Profesß 19. 5. 1929.
7. Fr. Norbert Tureček, geb. 31. 10. 1906, Profesß 12. 3. 1935.
8. Fr. Gerhard Majella Brož, geb. 23. 1. 1900, Profesß 12. 3. 1935.
9. Fr. Simeon Stary, geb. 4. 10. 1906, Profesß 10. 2. 1937.
10. Fr. Martin Peter, geb. 28. 8. 1891, Profesß 28. 9. 1938.
11. Fr. Columban Feltl, geb. 29. 8. 1914, Profesß 12. 3. 1940.

Zur Abtei Emmaus gehörte die Pfarrei Trebešiče mit 3 Filialkirchen. Das einfache Priorat Lubin in Polen ist ihr unterworfen.

IV. Abtei St. Peter und Paul zu Raigern (Mähren)

Das Kloster wurde 1048 als Propstei von Břevnov aus gegründet, 1782 wurde es dem Bischof von Brünn unterstellt, 1813 zur Abtei erhoben. Dadurch löste es sich vollständig von Břevnov und Braunau.

Abt:

Seiner Gnaden, der Hochwürdigste Herr
Prälat VENCESLAUS POKORNY

2. Assistenzabt der Slawischen Kongregation, geb. 7. 3. 1894, Profesß 10. 2. 1918, Priesterweihe 5. 7. 1918, Abtwahl 7. 8. 1947, Abtweihe 28. 9. 1947.
2. Prior: P. Karl Musil, geb. 21. 3. 1880, Profesß 21. 3. 1904, Priesterweihe 26. 7. 1904.
3. P. Josef Holzmann, geb. 4. 6. 1878, Profesß 21. 3. 1904, Priesterweihe 26. 7. 1904.
4. P. Adalbert Horák, geb. 15. 12. 1881, Profesß 24. 6. 1907, Priesterweihe 14. 7. 1907.
5. P. Johannes Nepomuk Kopaček, geb. 8. 8. 1888, Profesß 8. 12. 1912, Priesterweihe 24. 8. 1912.
6. P. Cyrill Krejčí, geb. 10. 3. 1907, Profesß 26. 8. 1931, Priesterweihe 1. 4. 1933.
7. P. Prokop Vostál, geb. 26. 1. 1909, Profesß 20. 11. 1938, Priesterweihe 10. 4. 1939.
8. P. Benedikt Maly, geb. 13. 8. 1906, Profesß 24. 11. 1941, Priesterweihe 27. 7. 1937.
9. P. Petrus Unger, geb. 17. 7. 1914, Profesß 25. 10. 1942, Priesterweihe 15. 11. 1942.
10. P. Methodius Jedlička, geb. 15. 2. 1918, Profesß 9. 9. 1945, Priesterweihe 21. 10. 1945.

Zur Abtei gehören 4 inkorporierte Pfarreien mit 3 Filialkirchen.

V. Konventualpriorat St. Benedikt zu Maribor (Jugoslawien)

Das Kloster ist eine Gründung der Abtei St. Paul im Lavanttal (Kärnten), die Stiftungsurkunde ist auf den 15. 10. 1938 datiert worden. Im Jahr 1940

wurde es als selbständiges Konventualpriorat konstituiert, im Juni 1948 nach Opatija (Istrien) verlegt⁶¹.

Konventualprior:
Der Hochwürdigste Herr
P. MARTIN KIRGIN

Geb. 14. 10. 1908, Profesß 11. 11. 1939, Priesterweihe 29. 6. 1934.

Chornovize:

Fr. Benedikt Celegin, geb. 18. 7. 1927, Einkleidung Aug. 1947.

Laienmönch:

Fr. Reinhold Toman, geb. 16. 8. 1903, Profesß 26. 12. 1924 (später unter dem Ordensnamen „Bernhard“ Chormönch und am 25. 3. 1955 zum Priester geweiht).

VI. Das einfache Priorat zu Unserer Lieben Frau zu Lubin (Polen)

Das Kloster wurde um 1070 gegründet, 1834 aber aufgelöst. 1923 wurde es von der Abtei Emmaus restauriert und blieb von ihr daher kirchenrechtlich abhängig.

1. Prior: P. Bernhard Walczak, geb. 15. 7. 1914, Profesß 29. 6. 1940, Priesterweihe 22. 8. 1943.

2. P. Clemens Dabrowski, geb. 30. 3. 1875, Profesß 19. 3. 1911, Priesterweihe 22. 8. 1903.

3. P. Andreas Wystrychowski, geb. 23. 2. 1912, Profesß 8. 12. 1932, Priesterweihe 6. 6. 1937.

4. P. Paulus Nyczak, geb. 22. 7. 1904, Profesß 29. 6. 1940, Priesterweihe 16. 7. 1944.

Kleriker:

Fr. Maurus Czebely, geb. 29. 11. 1920, Profesß 28. 10. 1945.

Laienmönche:

1. Fr. Vinzenz Gappa, geb. 25. 3. 1891, Profesß 3. 5. 1927.

2. Fr. Ceslaus Zaremba, geb. 16. 4. 1904, Profesß 25. 7. 1931.

3. Fr. Mauritius Bialk, geb. 21. 2. 1909, Profesß 18. 10. 1931.

4. Fr. Thaddaeus Stelmaszak, geb. 14. 2. 1902, Profesß 15. 1. 1933.

[VII.] Die Abtei Braunau in Rohr (Niederbayern)

Nach der Restituierung des Konventes der Abtei Braunau in Rohr gehörte das Kloster zunächst keiner Kongregation an. Um jedoch den Abt am Generalkapitel der Benediktinerkonföderation von 1947 teilnehmen lassen zu können, erklärte Praeses Maurus im Einvernehmen mit den tschechischen Äbten, die

⁶¹ Siehe Anm. 44.

Abtei sei auf Grund ihrer Geschichte eo ipso Teil der Kongregation vom Heiligen Adalbert⁶². 1969 unterstellte sich der Konvent direkt dem Abt Primas.

Abt:

Seiner Gnaden, Der Hochwürdigste Herr
Landesprälat Dr. phil. DOMINICUS PROKOP

59. Abt von Braunau und 1. Abt in Rohr, Erster Infulierter Landesprälat von Böhmen, Vater-Abt des Erzklosters Břevnov und der Abtei Raigern, Propst von Wahlstadt und Prior von Politz, Gymnasialprofessor.

2. Subprior: P. Romuald Schweidler, Gymnasiallehrer i. R.
3. P. Christin Franz, Personaldechant, Pfarrer i. R.
4. P. Theophil Hermann, Pfarrer in der Diözese Würzburg.
5. P. Emeran Selinger, Konsistorialrat, Pfarrvikar von Rohr.
6. P. Bonifaz Burkard, wegen Erkrankung in Regensburg.
7. P. Beda Menzel, Dr. phil., vorübergehend Flüchtlingsseelsorger der Diözese Passau, Direktor des Gymnasiums Rohr.
8. P. Anselm Geisler, Gymnasiallehrer.
9. P. Maurus Klein, weilt wegen Erkrankung außerhalb des Klosters.
10. P. Winfried Riedel, Novizenmeister der Abtei Fiecht in Österreich.
11. P. Hildebrand Riedel, Benefiziat auf Schloß Wildenberg.
12. P. Angelus Chmelarz, Zellerar.
13. P. Virgil Kinzel, Kaplan von Rohr, Kantor.
14. P. Marcellus Witte, Gastmeister, Chordirektor und Organist, Kantor, Kücheninspektor.
15. P. Roman Utz, Zellerar und Hausinspektor, Rektor des Internates, Gymnasiallehrer.
16. P. Ignaz Riedel, wegen Erkrankung in Niederaltaich.
17. P. Otto Kaasch, in der Abtei Lambach in Österreich.
18. P. Michael Langer, Student der Philologie in München.
19. P. Justin Schütz, Spiritual in Ursberg.
20. P. Constantin Mach, Student der Musikwissenschaft in München.
21. P. Basil Urbaschek, Pfarrer in der Diözese Meißen.

In Rohr weilt:

P. Hraban Miller, aus dem Erzkloster Břevnov, Sekretär des Abtes, Gymnasiallehrer, Intentionar.

Zum Konvent gehören außerdem:

- a) P. Edmund Hanusch, Subprior des Klosters in Braunau.
- b) P. Vinzenz Maiwald, in Kloster Braunau.

⁶² Vgl. Anm. 49.

- c) P. Theobald Birke, Pfarrer von Deutsch-Wernersdorf.
- d) P. Odo Hlawatschke, Pfarrer von Märzdorf.

Kleriker:

- 1. Fr. Raphael Nießner, Student der Theologie.
- 2. Fr. Heinrich Geyer, Student der Theologie.

Chornovize:

Fr. Adalbert Bittner, geb. 4. 7. 1929 in Braunau, Einkleidung im Oktober 1947.

Laienmönche:

- 1. Fr. Christoph Guber, Ökonom.
- 2. Fr. Caspar Roßmanith, Schreiner.
- 3. Fr. Melchior Färber, Hausmeister.

Der Abtei in Rohr ist die Pfarrei Rohr in widerruflicher Weise zur Pastoring überlassen, 1947 wurde ein Gymnasium mit einem Internat errichtet.

Ausblicke

Hatten der Anschluß des Sudetenlandes an Hitlerdeutschland und die Anexion der Tschechei der forcierten Erwachseneneseelsorge und engagierten Jugendarbeit einen Riegel vorgeschoben, so förderte das Kriegsende doch wieder die religiöse Gesinnung der Bevölkerung. Nachdem sich die Öffentlichkeit durch die Kriegsjahre hindurch den Benediktinern von Braunau gegenüber abweisend oder distanziert verhalten hatte, wandte man sich ihnen seit 1944 wieder zu und suchte in den Wirren des Umsturzes von 1945 Schutz bei der Abtei. Ein ansehnlicher Prozentsatz hatte der Kirche offen oder wenigstens insgeheim die Treue gehalten. Jetzt schien es, als würde der pastoralen Arbeit der zwanziger und dreißiger Jahre nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches, nach einem mehrjährigen Intervall antikirchlicher Agitation doch noch der nachträgliche Erfolg beschieden, da wurde Ende Mai 1945 von der Prager Regierung die Ausweisung der Deutschen verfügt. Die Benediktiner, selbst von der Vertreibung betroffen, leisteten umfangreiche Hilfe, nicht nur in Braunau selbst, wo Abt und Konvent gefährdeten Landsleuten zur Seite standen, sondern vor allem auch von Rohr in Niederbayern aus, wo sie ein Zentrum für die vertriebenen Braunauer bildeten, sie von hier aus sammelten und durch den „Braunauer Rundbrief“, durch Korrespondenzen, die Organisation regionaler Treffen und größerer Zusammenkünfte in Rohr sowie durch Beratung in praktischen Angelegenheiten förderten und zusammenhielten. Die Abtei in Rohr wurde neben dem Sudetendeutschen Priesterhilfswerk in Königstein im Taunus ein Mittelpunkt für die Vertriebenen des Sudetenlandes und des deutschen Ostens überhaupt. Die tschechischen Äbte, voran Prälat Anastaz Opasek, waren zu gleicher Zeit bestrebt, Braunau als religiöses Zentrum für das nunmehr tschechische Nordostböhmen zu erhalten und ihre Klöster als Ausgangspunkte

eines regen kirchlich-kulturellen Lebens für Böhmen und Mähren zu gestalten. War ihnen in der Protektoratszeit eine größere Breitenwirkung nicht möglich gewesen — Emmaus war 1941 aufgelöst, einzelne Patres waren inhaftiert und an die Front gesandt worden —, so hoffte man jetzt, zusammen mit der nationalen auch eine religiöse Erneuerung durchführen zu können, wofür nicht zuletzt die jahrhundertelange Geschichte des Erzklosters Břevnov sprach. Der kommunistische Umsturz von 1948 und die Auflösung der tschechischen Klöster von 1950 machten diese Hoffnungen zunichte. Der Abtei Braunau in Rohr kommt es nun als der einzigen existenten Abtei aus dem böhmisch-mährischen Raum zu, auch die Tradition der untergegangenen Klöster zu wahren.

QUELLEN UND LITERATUR

a. Archivalische Quellen

BISCHBERG/Obfr., Privatbibliothek Dr. Meissner

Zeugnisse über die Teilnahme am Religionsunterricht, ausgestellt vom Dekanalamt Braunau, vom 11. 7. 1941 und vom 14. 7. 1943. Ablichtungen im HKA.

FORCHHEIM, Archiv des Heimatkreises Braunau/Sudeten

Meissner, Erhard: Allgemeine Ministranten- und Gottesdienstordnung der Dekanalkirche Braunau (1944—1946), zusammengestellt nach einzelnen Ministrantenordnungen. Bamberg 1972.

Schütz, Justin: Gottesdienste und Seelsorge in Braunau (1939—1943), zusammengestellt auf Grund der Seelsorgstätigkeit als Oberkaplan der Dekanalkirche Braunau/Sudeten. Ursberg 1974.

ROHR, Archiv der Abtei Braunau in Rohr/Ndb.

Necrologium der Abtei Břevnov-Braunau, handschriftliche Abschrift des Braunauer Originals, angefertigt von P. Konstantin Mach (Braunau 1946). Wird seither laufend ergänzt.

ROM, Archivio Primaziale di S. Anselmo

Cassetta Maribor:

Stiftungsurkunde des Klosters Maribor, 15. 10. 1938,

Vollmacht der Religiosenkongregation, 8. 1. 1940,

Errichtungsurkunde für das Kloster Maribor, 1. 8. 1940,

Eingabe betreffs Übertragung des Klosters nach Opatija, 2. 5. 1948.

Congressi degli Abati:

Congresso degli Abati, 9.—16. Sept. 1947, Protocollum,

Congresso degli Abati, 21. 9. — 1. 10. 1970, Protocollum.

Dekrete der Religiosenkongregation:

Colloquium confidenziale inter Em.mum Vincentium Cardinalem La Puma, Praefectum Sacrae Congregationis Religiosorum et infrascriptos Abbates (l'Abate Primate Fidele de Stotzingen e l'Abate Ignatio Staub di Einsiedeln, Visitatore) die 13. Januarii 1939, Nr. 9322/838.

Rescript der Religiosenkongregation Nr. 11563/69 vom 17. 5. 1969: Unterstellung der Abtei Braunau in Rohr unter den Abt Primas.

Dekret der Religiosenkongregation Nr. 375/58 vom 10. 12. 1959: Unterstellung des Priorats Lubin unter das Konventualpriorat Tyniey (Polen) und die belgische Kongregation.

Cassetta Rohr:

Prokop, Dominik: Zur Geschichte der Benediktinerabtei Braunau in Rohr und ihres Abtes, Additum zum Resignationsgesuch (Rohr/Ndb. 1968).

Resignationsgesuch des Abtes Dominik Prokop vom 27. 12. 1968, Relationen des Abt Primas und Rescripte der Religiosenkongregation unter Nr. 11563/69 (siehe oben!).

b. Gedruckte Quellen

Kirchliche Gesänge nebst einem Gebetsanhang. Hrsg. von den Katecheten zu Braunau. Braunau 1912.

SS. Patriarchae Benedicti familiae confoederatae, Catalogus Monasteriorum OSB (St. Anselmo Roma). Ausgaben der Jahre: 1920, 1950, 1955, 1965, 1970.

Proprium Abbatiae Braunensis. Braunau 1939.

Catalogus Cleri Archidioeceseos Pragensis. Prag 1948.

Gotteslob, für den Gemeindegottesdienst. Hrsg. von Dominik Prokop. Braunau 1941.

Catalogus Religiosorum sub regula S. P. Benedicti in Archisterio Břevnovensi et Monasterio Braunaviensi atque extra eadem militantium, Familia Břevnoveno-Braunaviensis OSPB. (Abtei Břevnov-Braunau) Ausgaben der Jahre: 1867, 1881.

c. Literatur

Eppinger, Heinrich: Chordirektor Heribert Schröter. Das Braunauer Land, heimatkundliche Zeitschrift. Reihe 1, Folge 44 (Rohr 1963) 217 f.

Hemmerle, Josef: Mission und Klöster der bayerischen Benediktiner in Böhmen. In: Beiträge zur Tausendjahrfeier des Bistums Prag. Bd. 2. München 1972, S. 20 ff.

Hemmerle, Rudolf: Die Benediktiner. Ein Beitrag zur Geschichte des Ordens in den Sudetenländern. In: Ein Leben — Drei Epochen. Festschrift für Hans Schütz. Hrsg. von Horst Glassl und Otfrid Pustejovski im Auftrag der Ackermann-Gemeinde. München 1971, S. 122 ff.

Herrmann, Hugo: Der Bericht der zur Sperrung der protestantischen Kirche nach Braunau abgeordneten Commissare. Das Braunauer Land, heimatkundliche Zeitschrift. Neue Reihe, Folge 4 (Rohr 1973) 26 ff.

Hlawatschke, Odo: Benediktiner, die auf der Pfarrei Deutsch-Wernersdorf gewirkt haben. Das Braunauer Land, heimatkundliche Zeitschrift. Reihe 1, Folge 75 (Rohr 1968) 468 ff.

Huber, Augustinus Kurt: Deutsche katholische Jugendbewegung in der ČSR. In: Ein Leben — Drei Epochen. Festschrift für Hans Schütz. München 1971, S. 299 ff.

Kinzel, Virgil: Die Abtei Braunau in Rohr. In: Bayerns Assunta. Hrsg. von der Abtei der Benediktiner zu Rohr in Niederbayern. Rohr 1973, S. 90 ff.

Knittel, Richard / Rosenberg, Richard: Die Gemeinden der Gerichtsbezirke Braunau und Wekelsdorf. In: Das Braunauer Land. Ein Heimatbuch. Hrsg. vom Heimatkreis Braunau/Sudetenland e. V. Forchheim 1971, S. 335 ff.

Meissner, Erhard: Die Braunauer Oberschule für Jungen. In: Das Braunauer Land, heimatkundliche Zeitschrift. Neue Reihe, Folge 6 und 7 (Rohr 1974) 42 ff. und 50 ff.

Menzel, Beda Franz: Abt Franz Stephan Rautenstrauch von Břevnov-Braunau. Königstein 1969 (Veröffentlichungen des Königsteiner Instituts für Kirchen- und Geistesgeschichte der Sudetenländer e. V. 5).

Prokop, Dominik: Die Benediktiner in der Vertreibung. In: 1000 Jahre St. Gunther. Festschrift zum Jahre 1955. Hrsg. von Emmanuel Heufelder. Köln 1955, S. 72 ff.

Reiß: Karl: Das deutsche Generalvikariat in Westböhmen 1938—1945. In: Kirche, Recht und Land. Festschrift für Weihbischof Prof. Dr. Adolf Kindermann. Königstein 1969, S. 228 ff.

Tölg, Herbert: Die Stadt Braunau. In: Das Braunauer Land. Ein Heimatbuch. Forchheim 1971, S. 315 ff.

Utz, Maria: Der Religionsunterricht an Braunauer Schulen (1939—1945). In: Das Braunauer Land, heimatkundliche Zeitschrift. Neue Reihe, Folge 8 (Rohr 1974) 58 f.

— Die Entwicklung in der Tschechoslowakei seit 1945. Staatsbürgerliche Informationen. Hrsg. von der Bundeszentrale für Heimatdienst. Folge 89. Bonn, Sept./Okt. 1960.

— Heimat und Staat. Hrsg. von der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit. Nr. 2. München 1968.

d. Abkürzungen

APR Archivio Primaziale di S. Anselmo Roma

Fr. Frater

HKA Archiv des Heimatkreises Braunau/Sudetenland e. V. in Forchheim/Oberfranken

OSB Ordinis Sancti Benedicti

P. Pater

KÖNIGINHOF AN DER ELBE IN URKUNDEN UND
URKUNDLICHEN BERICHTEN AUS DEM
XIV. JAHRHUNDERT

Von Rudolf M. Wlaschek

Königliche Städte in Nordostböhmen

Im äußersten Nordosten von Böhmen liegen drei Städte, die sich einstmals königlich nennen durften, Jermer (Jaroměř), Königinhof (Dvůr Králové nad Labem) und Trautenau (Trutnov). Alle anderen, wie z. B. Arnau (Hostinné), Braunau (Broumov), Hohenelbe (Vrchlabí), Praußnitz (Brusnice) usw. blieben im Schutz- oder Untertanverhältnis zu einer weltlichen oder geistlichen Macht.

Königliche Städte, die mit besonderem Stolz diesen Namen trugen, waren solche, die auf dem Boden, der dem König gehörte, entstanden oder von diesem erworben worden waren und — bis auf wenige besonders privilegierte — dem vom Herrscher ernannten königlichen Unterkämmerer unterstanden. Obwohl die Stellung der königlichen Städte im Laufe der Jahrhunderte jeweils mit der Ohnmacht eines Landesherrn stieg bzw. mit der Stärkung seiner Macht sank, trugen sie doch zu allen Zeiten wesentlich zum Aufbau und zur Blüte des Landes bei.

In einer Urkunde vom 5. Oktober 1307¹ nehmen König Albrecht I. und sein Sohn Friedrich, Herzog von Österreich, die Bürger der ostböhmischen Städte Grecz (Grätz, Königgrätz), Jermer, Chrudim, Mutha (Hohenmauth) und Policz in ihre besondere Obhut. In den drei am 5. Juni 1337² von König Johann erlassenen Machtbriefen wird unter den dreißig königlichen Städten von Böhmen „Jaromir“ als einzige von den drei nordostböhmischen genannt. In der Majestas Carolina (1348)³ zählen sowohl Jermer als auch Königinhof und Trautenau zu den verpfändbaren königlichen Städten. Nicht eruierbar ist, ob Königinhof und Trautenau nach Aufforderung Karls IV. an die Bürger der königlichen Städte vom Juni 1350⁴, die Nachfolge auf den Königsthron für seinen erstgeborenen Sohn Wenzel anzuerkennen, mit einem Huldigungsbrief geantwortet haben. Unter den noch erhaltenen Huldigungsschreiben von zwölf königlichen Städten befindet sich auch nur wieder ein solches von Jermer. Und noch ein weiterer Machtbrief des Königs an die königlichen Städte ist für Königinhof und Trautenau nicht erhalten geblieben. Es handelt sich um eine Bestätigung Wenzels IV. vom

¹ Č e l a k o v s k ý, Jaromír: Codex juris municipalis Regni Bohemiae II. Privilegia královských měst venkovských v království Českém z let 1225 až 1419. Prag 1895, II 83, S. 148 ff. (zitiert: CJM).

² CJM II 199, S. 321 ff.

³ J i r e č e k, H.: Codex juris bohemicus (zitiert: CJB) II 2, S. 115.

⁴ CJM II 304, S. 446 ff.

20. Oktober 1372⁵, daß das Erbgut der Bürger bei Nichtvorhandensein direkter Erben an ihre nächsten Anverwandten falle. Jermer hatte auch diese Bestätigung erhalten.

An Jermer führte die große Handelsstraße vorbei, die Prag über Grätz, über die Pässe des dichten Grenzwaldes, über das Tor von Nachod und das Glatzer Land mit Breslau und Krakau verband. Aus dieser Ortslage heraus ergab sich schon eine engere Anbindung von Jermer an Königgrätz und eine stärkere Orientierung an Innerböhmen.

Königinhof und Trautenau waren zunächst zwei rivalisierende Städte. Im 14. Jahrhundert fiel jedoch die Entscheidung zugunsten von Trautenau, als das für die nördliche Region nach deutschem Recht eingesetzte Burggrafnamt seinen Sitz in Trautenau erhielt.

Die Stadtgeschichte von Königinhof

Das Geschehen in der Stadt Königinhof an der Elbe wurde zu verschiedenen Zeiten in Stadtbüchern, Chroniken, Stadtgeschichten und Berichten festgehalten. Aus der ursprünglich slawischen Ansiedlung an der Elbe „Chwogno“ oder „Chwojno“ wurde in der großen deutschen Kolonisationswelle vor 1300 das Städtchen „Curia“, auch „Curia juxta Albeam sita“, d. h. Hof an der Elbe gelegen, für das die Tschechen die Bezeichnung „Dwür“ hatten. Der erste Nachweis über Hof stammt aus dem Jahre 1270 — „Gotfridus de Curia“ —⁶. Kurz vor dem Ausbruch der Hussitenkriege wurde von einem Stadtschreiber ein Stadtbuch deutsch begonnen⁷, dann jedoch tschechisch fortgeführt, weil Königinhof, das bis dahin in der Mehrheit von deutschen Handwerkern und Kaufleuten bewohnt war, in den Hussitenkriegen ganz tschechisch wurde. 1456 wurde ein Gedenkbuch und 1584 das Pechbuch, das bis zum Jahre 1620 alle Verbrechen, Vergehen und sonstigen Begebenheiten festhält, begonnen. Die erste erhaltene vollständige Geschichte der Stadt hat C. J. von Bienenberg verfaßt⁸. Sie ist im Jahre 1782 in Prag erschienen und weist im Anhang Texte von dreißig für Königinhof wichtige Urkunden aus. Wenn in dem Werk auch der Geist des 18. Jahrhunderts durchklingt und es da und dort an historischem Kritizismus fehlt, so darf man diese Stadtgeschichte doch als eine hervorragende Quelle bezeichnen, aus der noch die gegenwärtige Forschung schöpft. Als besonders erwähnenswert darf wohl die Liebe des Autors zu seinem Lande hervorgehoben werden. So sagt er u. a., daß er mit diesem Buch einen „Beytrag zur vaterländischen Geschichte“ leisten will.

Im Gegensatz zu Bienenberg fällt Viták, der Chronist des 19. Jahrhunderts,

⁵ CJM II 497, S. 667.

⁶ Erben, K. J. / Emler, J.: Regesta diplomatica necnon epistolaria Bohemiae. Prag 1853, IV 1826, S. 728 (zitiert: RE).

⁷ Das sogenannte Pergamentbuch von 1417, das immer wieder, und zwar bis 1823, weitergeführt wurde.

⁸ Bienenberg, C. J. von: Versuch einer kurzgefaßten Geschichte der Stadt Königinhof, Worinnen XXX Urkunden enthalten sind. Prag 1782.

mit seiner Stadtgeschichte aus dem Jahre 1867⁹ ganz in romantische Schwärmerien und nationalistische Lobhudeleien. Das gilt vor allem, wenn er Hanka und dessen erdichtete Königinhofer Handschrift erwähnt. Selbst tschechische Historiker messen diesem Werk keinen geschichtswissenschaftlichen Wert bei.

Wertvolle Studien über die Vergangenheit von Königinhof und seinem Umland stammen aus der Feder des bekannten tschechischen Geschichtsforschers J. V. Šimák¹⁰ und von Tomáš Halík¹¹, dem ehemaligen Direktor des Königinhofer Gymnasiums. Schließlich haben in der neuesten Zeit Vladimír Wolf¹², Antonín Hejna¹³ und Jan Kuběnka¹⁴ wichtige Beiträge zur Stadtgeschichte veröffentlicht. Zu vermerken bleibt noch, daß sich verschiedene in der Bundesrepublik erschienene Abhandlungen, insbesondere von Josef Mühlberger und Alois Tippelt¹⁵, mit Königinhof, seiner Geschichte, seiner Struktur und seinem Umland befassen.

Wenn Königinhof auch keine Persönlichkeiten hervorgebracht hat, die die Welt veränderten, so sei hier doch auf zwei bedeutende Gestalten aus unmittelbarer Nachbarschaft hingewiesen, die weit über NO-Böhmen hinaus bekannt geworden sind: Albrecht Waldstein, gen. Wallenstein, der große Heerführer des Dreißigjährigen Krieges, der in Hermanitz geboren wurde, und Franz Anton Graf Sporck, der fortschrittliche Geist der Aufklärung, der in Kukus eine berühmt gewordene Kunststätte schuf.

Urkundliche Quellen

Es soll nicht Zweck dieser Abhandlung sein, eine weitere Stadtgeschichte niederzuschreiben, sondern allein verschiedene Quellen des Mittelalters zusammenzufassen und den Inhalt kurz zu erläutern. Angeführt werden im folgenden nur Urkunden aus dem 14. Jahrhundert, weil diese für die Geschichte der Stadt Königinhof besonders wichtig erscheinen. Von den ältesten Urkunden besitzt die Stadt keine, da diese den wiederholten großen Stadtbränden der Jahre 1345, 1450 und 1699 zum Opfer gefallen oder durch Kriegseinwirkungen verloren gegangen sind. Die noch vorhandenen jüngeren Königinhof betreffenden Urkunden und urkundlichen Berichte befinden sich, zum Teil auch nur in Abschrift, in den

⁹ Viták, Antonín Konst.: Dějiny královského věnného města Dvora Králové nad Labem [Die Geschichte d. kgl. Leibgedingstadt Königinhof]. Prag 1867.

¹⁰ Šimák, J. V.: Počátky Dvora Králové nad Labem [Die Anfänge von Königinhof]. ČSPSC 44 (1936) 7—15. — Ders.: Příběhy krajiny královédvorské do husitských válek [Begebenheiten im Gebiet von Königinhof bis zu den Hussitenkriegen]. Pod Zvičinou (1932/33) 33—39.

¹¹ Halík, Tomáš: Dějiny Dvora Králové nad Labem [Die Geschichte von Königinhof]. Königinhof 1926.

¹² Wolf, Vladimír: Počátky Dvora Králové n. L. a Hostinného [Die Anfänge von Königinhof u. Arnau]. Sborník Krkonoše - Podkrkonoší 1 (1963) 16—23.

¹³ Hejna, Antonín: Severovýchodní Čechy do poloviny třináctého století [Nordostböhmen bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts]. Trautenau 1960.

¹⁴ Kuběnka, Jan: Zahlreiche Studien über Königinhof in: Krkonošská pravda, Trautenau in: Zpravodaj, mistopisné komise ČSAV, Prag und in: Vlastivědná práce Trutnovska in den Jahren 1963 bis 1971.

¹⁵ Mühlberger, Josef / Tippelt, Alois: Verschiedene Veröffentlichungen über Königinhof in: Riesengebirgsheimat. Kempten 1951—1971.

Archiven der Stadt oder anderer böhmischer Städte, oder in den zentralen Archiven des Landes.

Die erste Urkunde aus dem 14. Jahrhundert, in der Königinhof erwähnt wird, ist eine Trautenauer Schenkungsurkunde des Johann von Wartenberg für das Kloster Zderas vom 14. April 1313¹⁶. Darin wird der „Judex de Curia Apecco“, also der Richter Apecco aus Hof, als Zeuge genannt. Nach Lippert¹⁷ wird durch diese Urkunde der Nachweis erbracht, daß die Aussetzung der Stadt „zum Hof zu deutschem Recht am Beginne des 14. Jahrhunderts schon vollzogen war“.

Die nächste Urkunde vom 10. Januar 1316¹⁸ soll in ihrem vollen Text angeführt werden, weil der Inhalt dieser Urkunde wiederholt falsch wiedergegeben worden ist und sie außerdem eine besondere Bedeutung für die Herrschaft Gradlitz (Hradisť nad Labem, Choustníkovo Hradišťe) insofern hat, als sie ältester Nachweis über das Vorhandensein dieser Herrschaft ist. Es darf angenommen werden, daß zur Herrschaft Gradlitz um diese Zeit schon neben dem Dorf Gradlitz auch die Dörfer Rettendorf (Kocbeře), Wölsdorf (Vlčkovice) und Wihnan (Vyňnanov) gehört haben, wofür allerdings die Bestätigung erst hundert Jahre später in der Hoflehntafel¹⁹ erbracht wird. Die genannte Urkunde beginnt: „Ego Potho de Turgow . . .“ und lautet in der deutschen Übersetzung etwa so: „Ich, Botho von Turgau, wünsche allen kundzutun, daß ich dem durchlauchten und vornehmen Fürsten, Herrn Johann, König von Böhmen und Polen, Grafen von Luxemburg, versprochen habe und verspreche, mit meinen Burgen Gradlitz und Arnau (cum munitionibus Hradisť et Arnaw) ewig ergeben zu sein und zu dienen gegen alle Völker, selbst zu meinem Schaden, was ich durch Eid bestätigt habe, und er hat mir dafür 300 Mark Prager Groschen königlicher Prägung versprochen. Dafür und für die Schäden, die ich mit 40 bewaffneten Männern in seinen Diensten erleiden werde, hat er mir sein Städtchen (oppidum) Hoff mit Rittern, Vasallen und Bewohnern, die zu diesem Städtchen sowie zur Stadt (ad civitatem) Trautenau gehören, ausgenommen die Stadt selbst und die dortige Burg und die Jäger, die nach Trautenau und Hof gehören, verpfändet. Ich dagegen verspreche, wie schon erwähnt, daß ich, sobald mir meine 300 Mark und die eventuellen Schäden vom König selbst oder von seiner Seite ersetzt werden, auf die aufgeführten Verpfändungen verzichten und diese ihm, seinen Erben oder seinen Nachfolgern, den böhmischen Königen, ohne jede Widerrede, Ausnutzung, Ausrede und jeden Zurückbehalt abtreten werde. Als Beweis dafür habe ich diese Urkunde durch Anhängen meines Siegels bestätigt.“

Gegeben zu Prag, den 10. Januar, im Jahre des Herrn 1316.“

Den Bürgern der Städte Trautenau und Königinhof, den vornehmen Rittern, den Lehensleuten und Bewohnern des gesamten Gebietes von Trautenau und Königinhof bestätigt König Johann in der zu Paris am 13. Januar 1340 ausge-

¹⁶ Dobner, P. *Gelasius: Monumenta historica Bohemiae nusquam antehac edita* I. Prag 1764, 6 S. 236 und RE III 133, S. 56.

¹⁷ Lippert, Julius: *Sozialgeschichte Böhmens*. Bd. 1. Prag-Wien-Leipzig 1896, S. 266.

¹⁸ RE III 294, S. 118 und CJM III 99, S. 173.

¹⁹ Friedrich, Gustav: *Desky dvorské, VIII Druhá kniha pŕhonná [Hoflehntafel VIII Zweite Ladungsquation]*. Prag 1954, S. 388.

fertigten Privileg-Urkunde²⁰, daß die Gerichtsfälle wie schon zu alten Zeiten nach Reichs- oder deutschem Recht (*jure Imperiali et theodali*) zu behandeln seien. Der König untersagt zugleich schärfstens seinen Beamten, das alte böhmische Recht anzuwenden. Dieses Privileg wurde am 2. Dezember 1398²¹ von König Wenzel IV. durch einen Machtbrief bestätigt. Von König Johann sei noch der Machtbrief aus dem Jahre 1346²² erwähnt, der nach dem großen Stadtbrand von 1345 die Stadt von allen außerordentlichen Gaben, bis auf die gemeine Steuer in Höhe von 25 Schock Prager Groschen jährlich, befreite. Eine Bestätigung erfolgte ebenfalls von Wenzel IV. am 2. Dezember 1398²³.

In der nächsten Urkunde des Johannes, von Gottes Gnaden Herzog von Kärnten (*Johannes dei Gracia Dux Karinthie . . .*), die von Kaiser Karl IV. am 8. Juli 1349²⁴ in Boppard bestätigt wurde, wird Peter (*Pesco*) Krabitz von Weytmül mit dem Burggrafnamt die Gerichtsbarkeit für das Gebiet Trautenau, das sogenannte Landgericht und das Forstgericht (*judicium provinciale quod lantgericht dicitur et forestariam siluarum*) zugeteilt. Nach einer weiteren Urkunde Karls IV. vom 23. Oktober 1365²⁵ erhält er von den Fürsten von Opeln, Wladislaw und Bolko, 10 000 Schock Prager Groschen und verpfändet dagegen die Städte Trautenau und Königinhof. Im Text der Verpfändung heißt es wörtlich „. . . seczen in zu einem pfande dafür vnser stette Truttenow vnd den Hoff vnd Scheczler die Burg mit allen iren zugehorungen, mit zinsen, steuern, geschossen, leuten, manschaften, bergwerken, puschen, welden, vischereyen, wassern, wassernleuffen, wisen, felden, ekern vnd allen andern herschafften vnd nuzen . . .“

In der Folge finden wir eine Reihe kirchenurkundlicher Eintragungen, in denen Königinhof genannt wird, und zwar in den *Libri confirmationum* (LC)²⁶ und den *Libri erectionum* (LE)²⁷. In den erstgenannten Büchern (LC) sind Eintragungen über die Einsetzung und Bestätigung in kirchliche Benefizien der Erzdiözese Prag erfaßt. Die fünf Bücher der LE beinhalten Urkunden über Schenkungen an Kirchen und Klöster, Errichtungen von Kirchen und Altären, Stiftungen von Messen, Ausstattungen mit Pfründen usw. Bis auf einzelne in deutscher und tschechischer sind alle Schriftstücke in lateinischer Sprache verfaßt.

Die erste Nachricht über die Einsetzung eines Pfarrers (*plebanus* — Leut-

²⁰ RE IV 760, S. 301 und CJM II 216, S. 340 ff. In den RE wird diese Urkunde unter dem Datum 13. Januar, im CJM aber unter dem 27. Januar erwähnt. Diese Differenz kann daraus resultieren, daß den Autoren zwei verschiedene Kopien — aus der Lobkowitz-Bibliothek oder aus dem Trautenauer Archiv — zur Verfügung gestanden haben.

²¹ Bienenberg, Urk. VII und CJM II 713, S. 918 ff.

²² CJM II 253, S. 387 und Bienenberg, Urk. III.

²³ CJM II 714, S. 920 ff.

²⁴ CJB II 3, S. 26 und Pelzel, K.: *Summa cancellariae Caroli IV*, Karl der Vierte, Urkundenbuch Nr. C XXVII.

²⁵ Brandt: *Codex Moraviae IX*, S. 300 und CJM II 420, S. 607.

²⁶ Tingl, F. A. / Emler, J.: *Libri confirmationum ad beneficia ecclesiastica Pragensium per archidioecesim nunc vice typis editus*. Prag 1867, I—VIII/LC.

²⁷ Borový, Clemens: *Libri erectionum archidioecesis Pragensis, saeculo XIV. et XV.* Prag 1875, I—V/LE.

priester) namens Strzyco entnehmen wir unter dem Datum vom 7. Juli 1357 den LC²⁸ und am 14. Januar 1359²⁹ daselbst, daß der Pfarrer von Curia in Choczleriuilla (Ketzelsdorf) die Einführung eines neuen Pfarrers vornahm. Zwei urkundliche Berichte des 14. Jahrhunderts aus den LC dürften noch von Interesse sein. An erster Stelle sei die Eintragung vom 24. Februar 1360³⁰ erwähnt, nach der auf Vorschlag wohlhabender Bürger „Nicolaus de Trebnicz“ in Königinhof als Priester eingesetzt und seine Stelle mit 5 Mark Prager Groschen dotiert wurde. Der Vollstrecker dieser Einsetzung war der Pfarrer aus Altenbuch (de Antiquo Fago).

Aus der zweiten am 19. Oktober 1360³¹ gefertigten Niederschrift erfahren wir, daß „Nicolaus de Komutaw“ als Nachfolger des verstorbenen Pfarrers Strzyco vom Pfarrer aus Ketzelsdorf in die vakante Pfarrstelle an der Königinhofener Kirche eingeführt wurde (ad ecclesiam in Curia per mortem Striezconis plebani vacantem fuit institutus. Executor plebanus de Koczlersdorf).

Im gleichen Jahr verzeichnen wir in den LE unter dem Datum 20. Januar eine Eintragung über die Errichtung eines Altares in der Pfarrkirche zu Königinhof³² (Erectio altaris in E^a parochiali in Curia). Königinhof muß aber wohl zu diesem Zeitpunkt noch eine kleine Stadt gewesen sein, worauf die Bemerkung „... in Curia civitate dicta Howeleyns“ hinweist. „Howeley“ heißt hochdeutsch „Höflin“. Auf diese Urkunde verweisen wiederholt Schwarz³³ und Lippert³⁴, weil die darin aufgeführten Namen Königinhofener Ratsherren, Schöffen und Richter wichtig für die Namenforschung sind und wertvolle Auskünfte über die Volkstumsverhältnisse der Stadt geben. Schwarz führt in seiner Volkstumsgeschichte S. 325 bei dieser Urkunde das Jahr 1359 an, in den LE I 31, S. 20 nennt Borový aber das Jahr 1360. Auch Wolf erwähnt im Sborník diese Urkunde irrtümlich unter dem Jahr 1359.

Königinhof hatte um jene Zeit einen deutschen Patrizierkern. Einzelne Namen dieser Urkunde und der LC-Eintragung I, S. 117 deuten jedoch darauf hin, daß sich auch Tschechen unter den Geschworenen und Ratsherren befunden haben. Diese nationale Durchsetzung mag auch darin mitbegründet sein, daß sowohl deutsche Kolonistendörfer als auch ältere tschechische Dörfer an die Stadt heranreichten.

Neben dieser Tatsache scheint folgende etymologische Untersuchung angebracht zu sein. Schwarz schreibt, daß im Rate 1359, 1390 und noch 1417 die deutschen Namen vorherrschen, daß aber z. B. der im Jahre 1359 erwähnte Name Henslinus dc. Wlczko auf Volkstumsmischung schließen läßt. Wörtlich fährt er fort: „Wenn ein Schöffe in dieser Urkunde Nic. Nete filius heißt, so

²⁸ LC I, S. 27.

²⁹ LC I, S. 82.

³⁰ LC I, S. 117.

³¹ LC I, S. 132.

³² LE I 31, S. 20.

³³ Schwarz, Ernst: Zur Namensforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern. Reichenberg 1923. — Ders.: Volkstumsgeschichte der Sudetenländer. München 1965.

³⁴ Siehe Anm. 17.

wird gleichzeitig gesagt: *Agnes domina, que cum amore Neta nominabatur*. Da Neta im Tschech. eine Koseform zu Agnes ist, ist es möglich, daß tschech. Einfluß vorliegt.“ Dieser Auslegung soll nicht widersprochen werden. Doch sei zunächst einmal der volle richtige Wortlaut aus den LE wiedergegeben: „*Nicolaus Necae filius*“ und „. . . et D. Agnes, quae cum amore Neca nominabatur.“ Darüber hinaus aber dürften die Satzteile, die von Schwarz leider nicht weiter untersucht worden sind, „. . . utpote Nicolaus et Katherina Putri quondam Necae piae recordationis . . .“ und aus den LC „. . . Ketherine quondam Nethe . . .“ nicht unbedeutend für die Namenforschung und die Siedlungsgeschichte sein. Neta mag im Tschechischen eine Koseform von Agnes sein, aber Nethe ist eine deutsche Koseform von Katharina. Noch heute wird am Niederrhein in der älteren Generation Katharina „Nettche“ oder „Nettchen“ gerufen. Nach Wrede³⁵ sind Nett, Netta, Nettche Koseformen zu Katharina. Diese Namensdeutung läßt vermuten, daß Nethe Putrus (?) oder deren Vorfahren vom Niederrhein kamen, Königinhof also u. a. auch vom Niederrhein aus mitbesiedelt wurde. Diese Theorie dürfte noch durch den Familiennamen Paff erhärtet werden. In den oben angeführten LC heißt es „*Johannis dicti Phaff*“, in den LE „*Johannes dc. Phaff*“ und „*Johannes Pfaff*“. Im Grenzgebiet zu den Niederlanden gibt es zahlreiche Namen, die vom gleichen Stamm abgeleitet sind, so z. B. Pfaff, Paff, Paffen. Es dürfe also nicht auszuschließen sein, daß niederrheinische Tuchmacher und Kaufleute am Aufbau der Stadt mitbeteiligt waren. Zur endgültigen Klärung und Bestätigung dieser Auffassung müßten allerdings weitere ältere Quellen, auch aus dem Gebiet zwischen Rhein und Maas, erschlossen werden.

Bürger von Königinhof stifteten 1390 eine Ewig-Messe, die mit einem jährlichen Zins von acht Schock Groschen ausgestattet wurde. (*Apud E^{am} parochialem in Curia missa perpetua erigitur et censu 8 Sexg^{rum} dotatur*). Diese Stiftung bedurfte einer Genehmigung durch den Lehensherrn. Nach dem Tode Boleslaws IV., des Herzogs von Schweidnitz, war dessen Ehefrau Agnes Herrin über Königinhof geworden. Sie bewilligte am 4. Mai 1390³⁶ die Ewigmesse. Die in deutscher Sprache (in *wlgari theotunico*) verfaßte Urkunde lautet:

„Wir Agnes ., herzoginn yn Slez, frauwe von Furstinberg zur Sweidnicz vnd zum Jauwor, bekennen offnlich mit disem brieve, das fur vns komen sint Petir Muhmenson vnd Albrecht melczer, scheppfen vnd burger zum Hofe, vnd haben bekant von des richters wegen vnd von iren vnd irer mittescheppfen vnd von der ganczen gemeynde wegen doselbinst, wie das sye yn der stat nomen doselbinst geld bey en gehabt haben, das zu selegerethe gegeben was, dorumb sye ouch mit rate irer eldisten vnd der ganczen gemeynde doselbinst vor eczlichen jaren gekouft haben das dorff Reynoldishayn gelegen yn der manschaft zu Trowthenow vnd auch andere czinse, die die stat doselbinst zum Hofe vfzuheben hat, vnd bothen vns yn der egnanten stat namen zum Hofe, da wir en gunnen vnd veleuben wolden, daz sie acht schok geldes jarlichs vnd ewigen czinses zu eynem ewigen selegerethe vnd zu eyner ewigen frumessen yn der

³⁵ W r e d e, Adam: Neuer Kölnischer Sprachschatz. Bd. 2. Köln 1958, S. 227.

³⁶ LE III 471, S. 324.

pfarrkirchen doselbinst zum Hofe ewiglich zu halden dem pfarrer doselbinst vnd allen seynen nachkommen pfarrern doselbinst an jener vorgekouften czinse vnd gutis stat yn vnd vff derselbe stat zum Hofe vnd vff alle ire czinse, reuche (renthe?), gulde vnd geniezze vorschreiben vnd vormachen mochten. Dez haben wir angesahen ire mogliche bethe vnd sunderlich gots lon vnd haben sulchen wechsil gegunst, erlobet vnd bestetigit, gunnen, erloben vnd bestetigen en auch mit kraft dicz briefs; sunderlich gunnen wir, daz dieselben acht schok geldis jarlichs vnd ewigis czinses vff der stat zum Hofe von erwerdigen yn gote vater vnd herren dem erzbischoffe zu Prage, unserm besundern gunner, alz selegerethis recht ist, bestetigit werde, versigilt zu eynem urkunde mit vnserm anhingendem ingesigile. Gegeben zur Sweidnicz noch Crists gebort dreyzenhundert jar, dornoch yn dem newczigisten jare am nehsten dinstage noch dem sontage, alz man singet Quasimodogeniti. Des sint gezeugen vnser getruwen her Henrich von Czirnen, ritter Conrad Magos, Dytrich Debischko, her Johannes Kolmas, vnser landschreyber, vnd her Niclas Lubschicz, unsir hofschreiber.“

Sowohl für die Besiedlungsgeschichte als auch für die Ortsnamenforschung des Gebietes von Königinhof erhalten wir aus dieser Urkunde bemerkenswerte Angaben. Da heißt es, daß das Dorf Reynoldishayn, das in der Mannschaft von Trautenau liegt, bereits vor etlichen Jahren gekauft worden war. Das bedeutet, daß Reynoldishayn-Rennzahn, um diese Ortschaft handelt es sich hier, bereits zur Zeit der großen deutschen Kolonisationswelle vor 1300 entstanden sein dürfte und wahrscheinlich nach dem Lokator Reynold (Reinhold) benannt worden ist.

Zur Zeit des auslaufenden 14. Jahrhunderts hatte Trautenau schon seine politische Vormachtstellung für die gesamte Region (omagio trutnoviense) gefestigt. Umso bedeutungsvoller war für Königinhof seine Führungsposition im kirchlichen Bereich. Königinhof war Sitz eines Dekanates geworden, zu dem 27 Kirchen u. a. aus Gradlitz, Altenbuch, Pilnikau, Arnau, ja sogar aus Trautenau, gehörten. Dies geht aus einem Codex des Prager Erzbischofs Johann von Genzenstein, oder Jenstein, von 1384 hervor³⁷. Die Vormachtstellung, die die Kirche zu jener Zeit innehatte, erbrachte natürlich auch der Stadt bis zur Besetzung durch die Hussiten etliche Vorteile.

Als letzte wichtige urkundliche Mitteilung des 14. Jahrhunderts darf wohl das Dekret König Wenzels IV. aus dem Jahre 1399³⁸ angesehen werden, nach dem er seiner Gemahlin Sophie Hof (aber auch Trautenau) als Leibgeding verschrieb. Eine Bestätigung hierfür finden wir in der Urkunde vom 10. September 1412³⁹.

Von nun an trug die Stadt Hof den Namen „Curia Reginae“, d. h. Hof der Königin, Königinhof.

³⁷ T o m e k, Václav Vladivoy: Registra decimarum papalium. Prag 1873, S. 96. — B a l b í n, Bohuslav: Miscellanea historica regni Bohemiae, 1683.

³⁸ Siehe Anm. 17.

³⁹ CJM II 854, S. 1152 ff.

TÄTIGKEITSBERICHT

des Collegium Carolinum für 1974

Trotz außerordentlicher Knappheit an Finanzierungsmitteln konnte das Collegium Carolinum im Berichtsjahr seine übernommene Aufgabe, wissenschaftliche Erkenntnisse über die böhmischen Länder zu entwickeln, zu vertiefen und in Publikationen darzubieten sowie die bundesdeutsche Forschung über die böhmischen Länder zu fördern und zu koordinieren, wiederum voll erfüllen.

Wie jedes Jahr bildete die vom 28. November bis 1. Dezember unter dem Generalthema „Die parlamentarisch-demokratische Struktur der Ersten Tschechoslowakischen Republik“ in Bad Wiessee veranstaltete *Jahrestagung* einen Höhepunkt der Institutsarbeit.

Die diesjährige Tagung suchte den Gegenstand der beiden letzten Tagungen über „Die ‚Burg‘, einflußreiche politische Kräfte um Masaryk und Beneš“ fortzuführen und weitere wichtige Aufschlüsse über das innere Gefüge und den Mechanismus des jungen Staates, über innere und äußere Probleme, Gegensätze und Traditionen zu gewinnen, damit über das bislang vorwiegend spurenhafte Wissen hinaus ein realistisches, d. h. historisch wahres und allseits gerechtes Urteil ermöglicht werde.

„Die sozioökonomische Entwicklung der ČSR und deren politische Folgen“ untersuchte Prof. Georg H. Kosta (Univ. Frankfurt/M.). Die böhmischen Länder hätten zwei Drittel der Produktion Österreich-Ungarns aufgebracht und mit diesem Vorsprung vor den anderen Nachfolgestaaten bis 1929 ein relativ steiles Wachstum und eine gute Position im internationalen Vergleich erzielt. Neben einem in hohem Maß auf die Außenwirtschaft bezogenen Staatsinterventionismus sei allerdings festzustellen, daß für eine Besserung der Wirtschaftsstrukturen im Lande überhaupt nichts geschehen sei. Dies habe zur Verschärfung der großen Wirtschaftskrise nach 1929 in den Regionen und bei den Nationalitäten geführt.

In seinem Referat „Massenorganisationen und parlamentarische Demokratie“ ging Mr. Jackson Shaw (Univ. Saarbrücken) auf die Entwicklung der großen Verbände, auf ihre Wandlung von internationalen zu nationalen Organisationen in der Zeit vor 1918 ein. Im einzelnen befaßte er sich mit den Lehrerverbänden, mit dem elitär-individualistisch geprägten Legionärsverband, mit den Turn- und Sportorganisationen, insbesondere mit dem vom Staat bevorzugten und im tschechischen Staatsvolk besonders integrierend wirkenden „Sokol“-Verband und schließlich mit den Gewerkschaften, die zu 73 % sozialdemokratisch ausgerichtet waren. Alle diese Organisationen seien in erster Linie Träger von Klasseninteressen gewesen, die vielfältige Aufspaltung habe dem Staat wenig gedient.

Über „Die kommunistische Partei der Tschechoslowakei in der Ersten tschechoslowakischen Republik 1918—1938“ sprach Dr. Wolf Oschlies (Bundesinstitut für ostwissenschaftliche Studien, Köln). Die Wurzeln der KPTsch lagen in der Sowjetunion bzw. im revolutionären Rußland. Der starke bolschewistische Einfluß auf die tschechoslowakische Partei ließ deren Geschichte zu einem ständigen Kampf gegen Häretiker, intellektuelle und nationale Kreise in der Partei selbst, und für die Richtlinien aus Moskau ausarten. Da sich die KPTsch als berufsrevolutionärer Fremdkörper in der ČSR vom Volke isolierte, blieb ihre Position — trotz der starken sozialistischen Neigungen in der Bevölkerung — in der tschechoslowakischen Gesellschaft im ganzen schwach. Nach 1945 war die tschechoslowakische KP — mit Ausnahme der Dubček-Ära — die immobile und konservativste aller osteuropäischen kommunistischen Parteien.

Der „Verfassungsstruktur der ČSR und der slowakischen Frage“ galt der Vortrag von Prof. Dr. Jörg K. Hoensch (Univ. Saarbrücken). In der Verfassung von 1920 war der einheitsstaatliche Charakter der Tschechoslowakei als der politischen Heimat des einheitlichen „tschechoslowakischen Staatsvolkes“ festgeschrieben worden, nachdem die Vorstellung von einer Einheit der Tschechen und Slowaken seit einigen Jahren unwidersprochen Verbreitung gefunden hatte. Hierin aber lag, wie der Vortragende zeigte, jener Konflikt verborgen, an dem die Erste Tschechoslowakei im Zusammenwirken eines großen Teiles ihres Staatsvolkes, d. h. der Mehrheit der Slowaken, mit den nationalen Minderheiten und mit der Revisionspolitik der Nachbarmächte zerbrechen sollte. Das zwanzigjährige Ringen der Slowaken um eine stärkere Berücksichtigung der nationalen Autonomie im Rahmen eines tschechisch-slowakischen Staatsverbandes endete 1939 zum Nachteil der Betroffenen.

Über „Der neue Staat und die bürokratische Kontinuität. Die Entwicklung der Verwaltung 1918—1938“ sprach Univ. Doz. Dr. Helmut Slapnicka (Univ. Graz). Nach Gründung der neuen Republik waren zunächst vorläufig die alten Gesetze in Kraft geblieben, die österreichischen in den böhmischen Ländern, die ungarischen in der Slowakei und in Karpatenrußland. Die beabsichtigte Rechtsunifizierung brachte schließlich die Erkenntnis, daß die bisherige Ordnung solche Vorzüge aufweise, die eine Ausweitung des Geltungsbereiches altösterreichischer Vorschriften nach verschiedenen Korrekturen, Verbesserungen und Anpassungen über den ganzen Staat geboten sein ließen. Nach 18 Jahren (1938) ruhten zwei Drittel aller tschechoslowakischen Normen auf altösterreichischem Recht, mehr als in der Republik Österreich selbst.

Prof. Dr. Friedrich Prinz (Univ. Saarbrücken) sprach über „Literatur und Kunst zwischen Staatsbejahung, Gesellschaftskritik und Internationalismus“, ein Schlüsselthema, denn Literatur und Patriotismus nahmen bei den Völkern Ostmitteleuropas schon lange eine hervorragende Stellung ein. Am Beispiel vieler bedeutender Schriftsteller zeigte der Vortragende den allmählich umgreifenden Wandel vom vorzüglich „patriotischen Wesen“ des Schriftstellers, von der „literarischen Staatsbejahung“ nach der Gründung der Republik zum literarischen Kosmopolitismus und weiter zur internationalen Sozialkritik. Literatur und Kunst erlangten neue pädagogische Funktionen, man distanzierte sich von den

dominierenden Vorstellungen der nationalen Repräsentanten, gelangte zu moralischer Selbstkritik und erkannte Konflikte zwischen ideologischen und künstlerischen Zielen. Lehrer standen hier wie früher als Gewissen und Ansporner der Nation an vorderster Stelle.

Mit den „Tschechischen Konservativen — Mentalität und Politik“ befaßte sich H. Oswald Kostrba-Skalicky (Wien). Man vermutet üblicherweise den Konservatismus im Bereich der Kirchen, der Finanzwelt, des Großgrundbesitzes. Das treffe aber für die tschechische Gesellschaft nicht zu. Am ehesten könne konservatives Denken bei der alttschechischen Partei Palackýs und Riegers gefunden werden, welche territorialen Gegebenheiten Priorität eingeräumt habe, aber nach fünfzehnjähriger parlamentarischer Abstinenz Ende des vorigen Jahrhunderts bereits von den Jungtschechen und deren moderneren Vorstellungen überflügelt worden sei. Für die Erste Tschechoslowakei zeige es sich, daß die sogenannten konservativen Kreise eigentlich Elemente mit liberaler Vergangenheit seien, die eine ahistorische Haltung eingenommen und einem ziemlich prinzipienlosen Praktizismus gehuldigt hätten.

„Tschechen und Russen — die slawische Idee in der ČSR 1918—1938“ war das Thema von Prof. Dr. Hans Lemberg (Univ. Düsseldorf). Die Bezeichnungen „Slawische Idee“, „Slawischer Gedanke“ oder „Slawische Ideologie“ seien dem heute nicht mehr verwendbaren Begriff „Panslawismus“, der für ein Feindbild stehe, vorzuziehen. Tschechen und Slowaken, die sich als westliche Staats- und Kulturnationen fühlen, hätten schon vor dem Ersten Weltkrieg mit Ausnahme bestimmter kleiner Kreise von der romantisch verklärten Vorstellung einer gemeinlawischen Kultur- und Schicksalsgemeinschaft abgelassen. Friedensvertragssystem und der Eindruck von der Revolution in Rußland seien einer Ostorientierung sowieso hinderlich gewesen. Russophilie gab es nur in wenigen Intellektuellenzirkeln.

Der Vortrag von H. Norbert Linz „Die Binnenstruktur der deutschen Parteien im ersten Jahrzehnt der ČSR“ bot Einblicke in die politische Welt der Sudetendeutschen zu Beginn der ČSR. Manche Parteien waren schon vor 1914 gegründet worden (Sozialdemokraten, Nationalsozialisten, Christlichsoziale, Agrarier), sie verfügten daher über einen Apparat, der sich nur von der Wiener Zentrale lösen mußte. Andere wurden neu gegründet, wie die Gewerbetarbei, die Nationalpartei u. a. Im ganzen gab es 7 größere und 10 Splitterparteien für 1,7 Millionen deutsche Wähler, das waren 15 % der gesamten Wählerschaft im Staate. Gegen 10 % der gesamten deutschen Bevölkerung waren politisch organisiert.

Auf Grund seines Studiums der Berichte der Prager deutschen Gesandten seit 1919 sprach Universitätsdoz. Dr. Stephan Dolezel (Univ. Marburg/L.) über die Beziehungen zwischen „Prag und Berlin 1918—1929“. Der Vortragende hob hervor, daß die Reichsregierung in den Jahren 1918/1919 keine Konzeption für eine Neuordnung im böhmisch-mährischen Raum hatte. Der deutsche Generalkonsul in Prag bemühte sich ohne Auftrag unmittelbar nach dem Umsturz 1918 um Akkreditierung durch die neue tschechoslowakische Regierung. Gegenüber der deutschen Bevölkerung der Tschechoslowakei gingen die Diplomaten aus

Berlin auf eine gewisse Distanz, die Beziehungen zwischen den Staaten waren allein ihr Geschäft.

Ein ähnliches Thema behandelte H. Rainer Franke (Univ. Saarbrücken) in seinem Referat „Die ČSR in der politischen Meinung Englands“. Die englische Politik, die sich schon früh für eine Revision der Friedensvertragsbestimmungen bereit hielt, stand dem neuen Staat kritisch gegenüber, eine Einstellung, welche besonders in den dreißiger Jahren an Entschiedenheit zunahm, wie aus den zahlreichen Zitaten englischer Diplomaten, die der Referent vortrug, deutlich hervorgeht.

Zahlreiche Diskussionsbeiträge führten die einzelnen Themen weiter und ergänzten in anregender Weise die Behandlung des Generalthemas durch die Vortragenden.

Als Ergänzung der in der Teilnehmerzahl kleinzuhaltenden Arbeitstagung wurden in *Vorträgen* Einzelfragen zu Problemen der böhmischen Länder und der ČSSR behandelt und diskutiert. So sprachen

- am 14. 2. Dr. Hannes Stekl (Wien) über „Lebensformen des böhmischen Adels im Vormärz“,
- am 28. 2. Prof. Robert A. Kann (USA) über „Die Frage der Einheit der östlichen Länder der Habsburger Monarchie“,
- am 21. 5. Norbert Linz (Erlangen) über „Der Bund der Landwirte in der ČSR. Strukturprobleme einer im Aufbau befindlichen Partei“,
- am 28. 5. Dr. Eila Hassenpflug (München) über „Böhmen und die böhmischen Stände zur Zeit der Landesherrschaft Karl Albrechts (1741/43)“,
- am 20. 6. Prof. Jerzy Hauptmann (USA) über „Die Rolle des vereinten Europa in der Welt aus amerikanischer Sicht“,
- am 23. 7. Dr. Martin K. Bachstein (München) über „Edvard Beneš. Bemerkungen zu seinem Geschichtsbild“.

Um darüber hinaus weitere Kreise mit den Problemen der böhmischen Länder bekannt zu machen, hielten die Vorstandsmitglieder zu verschiedenen Anlässen einschlägige Vorträge. Daneben nahmen die Mitglieder und hauptamtlichen wissenschaftlichen Mitarbeiter des Collegium Carolinum an Veranstaltungen und Tagungen anderer Organisationen teil und vertieften dabei wechselseitige Beziehungen.

Das bislang bedeutsamste Unternehmen des Collegium Carolinum, das von Prof. Dr. Bosl herausgegebene vierbändige *Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder*, konnte abgeschlossen werden. 1974 erschien die letzte Doppellieferung des Bandes II, der „Die böhmischen Länder von der Hochblüte der Ständeherrschaft bis zum Erwachen eines modernen Nationalbewußtseins“ beinhaltet und einen Umfang von 716 Seiten hat. Der Band ist in folgende Hauptabschnitte gegliedert:

Heribert Sturm: Die alte Reichspfandschaft Eger und ihre Stellung in der Geschichte der böhmischen Länder.

- A. Das Egerland bis zur Verpfändung 1322.
- B. Das Egerland als Pfand bei der Krone Böhmens.

Karl Richter: Die böhmischen Länder von 1471—1740.

- A. Der böhmische Ständestaat im Zeitalter der deutschen Reformation (1471—1611)
- B. Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft in Vorweißbergischer Zeit
- C. Die Erhebung der böhmischen Stände und deren Folgen
- D. Die böhmischen Länder im Zeitalter absoluter Herrschermacht (1628—1740)
- E. Wirtschaft, Gesellschaft und Staat in den böhmischen Ländern vom Dreißigjährigen Krieg bis zum späten Absolutismus
- F. Kirche, Gesellschaft und Staat, Kultur und Bildung im Barock- und Aufklärungszeitalter (1627—1790).

Gerhard Hanke: Das Zeitalter des Zentralismus (1740—1848).

- A. Die Zeit des aufgeklärten Absolutismus (1740—1790)
- B. Die Zeit der Revolutions- und Befreiungskriege (1790—1815)
- C. Die Zeit des Vormärz (1815—1848).

Personenregister, Sachregister, geographisches Register.

Dem aktuellen Informationsbedürfnis dienen die vom Koordinationsausschuß der deutschen Ostinstitute geplanten *Länderberichte*. Der vom Collegium Carolinum in Redaktion übernommene Länderbericht ČSSR liegt in seinen druckreifen Manuskripten weitgehend vor. Sein Erscheinen ist für 1975 geplant.

Die *biographische Sammlung* zur Geschichte der böhmischen Länder wurde weiter ergänzt und wissenschaftlich aufbereitet. Darüber hinaus konnte die erste Lieferung (A—Be) des auf zwei Bände mit 18 Lieferungen abgestellten *Biographischen Lexikons zur Geschichte der böhmischen Länder* fertiggestellt und die zweite Lieferung weitgehend erarbeitet werden. Das Biographische Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder ergänzt das Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder und ist auf ca. 10 000 Kurzbiographien mit Angaben über die weiterführende Literatur abgestellt.

Planmäßig weitergeführt wurden die unter der Aufsicht des von Prof. Dr. Schwarz geführten Wörterbuch-Ausschusses und unter der Leitung von Frau Dr. Wolf-Beranek sowie von Herrn Dr. Horst Kühnel stehenden Arbeiten am *Sudetendeutschen Mundartwörterbuch*.

Außer den genannten Forschungsarbeiten wurden u. a. folgende *weitere Forschungsvorhaben* über Fragen der böhmischen Länder materiell und fachlich beratend gefördert:

1. Die gesellschaftliche Bedeutung der Sozialpolitik Joseph Maria Baernreithers,
2. Die sudetendeutsche Frage in den internationalen Beziehungen 1918—1945,

3. Die deutschen Parteien in der Ersten Tschechoslowakischen Republik und ihr Verhalten zum Staat 1918—1926,
4. Zur Verfassungsgeschichte und der Entwicklung der politischen Verwaltung in der Tschechoslowakei (1918—1939),
5. Der Exemptionsstreit zwischen den Äbten von Braunau und dem Prager Erzbischof,
6. Die sudetendeutsche Arbeiterbewegung,
7. Englands Haltung gegenüber der ČSR zwischen 1918 und 1938.

Von diesen geförderten *Arbeiten* konnten im Berichtsjahr *abgeschlossen* werden:

1. Dr. P. Beda Menzel: Der Exemptionsstreit zwischen den Äbten von Braunau und dem Prager Erzbischof.
2. Dr. Ladislav Lipscher: Zur Verfassungsgeschichte und Entwicklung der politischen Verwaltung in der Tschechoslowakei (1918—1938).

Einen erheblichen Arbeitsaufwand erforderten die *wissenschaftlichen Beratungen* bei Forschungen über die böhmischen Länder, die *Erteilung von Gutachten und Auskünften* an öffentliche Stellen und an Private und die Begutachtung von Arbeiten über die böhmischen Länder.

Entsprechend der Aufgabe des Collegium Carolinum, neue Erkenntnisse über die böhmischen Länder in Publikationen darzubieten, konnten zahlreiche eigene Arbeiten, sowie vom Collegium Carolinum geförderte Arbeiten, inzwischen abgeschlossen und zum Druck gegeben werden.

Im Berichtsjahr wurden folgende *Publikationen* fertiggestellt:

1. Die beiden letzten Lieferungen von Band 2 des Handbuches der Geschichte der böhmischen Länder.
2. Biographisches Lexikon zur Geschichte der böhmischen Länder. Band 1, Lieferung 1 (A—Be).
3. Lebensbilder zur Geschichte der böhmischen Länder. Band 1 mit 307 Seiten und folgendem Inhalt:
Karl Richter: Adalbert Bischof von Prag — Ernst Schwarz: Johann von Neumarkt — Ferdinand Seibt: Peter Chelčický — Gustav Korkisch: Karl von Žerotín — Karl Michael Komma: Franz Benda — Ders.: Georg Benda — Peter Burian: Leopold Hasner Ritter von Artha — Friedrich Prinz: Hans Kudlich — Franz Machilek: Jaroslav Goll — Gustav Otruba: Emil Ritter von Škoda — Christoph Stölzl: Viktor Adler — Widmar Hader: Leo Fall.
4. Bohemia-Jahrbuch Band 15 (1974), zugleich Festschrift zum 70. Geburtstag von Dr. Heribert Sturm, mit 532 Seiten und folgendem Inhalt: K. Bosl: Das Problem der Repräsentation im spätmittelalterlichen Deutschland. Ständebewegung, Ständegesellschaft, Ständestaat. — F. Seibt: Böhmisches Geschichte im europäischen Vergleich — E. Lemberg: Zum Selbstverständnis und Rollenbewußtsein der Tschechen. Nationale Ideologien zwischen Ost und West —

E. Schwarz: Die vorkeltischen Indogermanen in Böhmen — E. Hassenpflug: Die böhmische Adelsnation als Repräsentantin des Königreiches Böhmen von der Inkraftsetzung der Verneuertten Landesordnung bis zum Regierungsantritt Maria Theresias — R. v. Procházka: Militaria Bohemica — J. Hemmerle: Der Übergang der Egrischen Enklave Redwitz an Bayern — Ch. Stözl: Zur Geschichte der böhmischen Juden in der Epoche des modernen Nationalismus. Teil 2 — H. Slapnicka: Die deutschen Vorlesungen an der Preßburger Rechtsakademie in der Mitte des 19. Jahrhunderts — H. Bachmann: Riegers Memoire an Napoleon III. aus dem Jahre 1869 — K. Richter: Gesellschafts- und kulturpolitische Ansichten über Lage und Aufgabe der Deutschen Böhmens um die Jahrhundertwende — L. Lipscher: Die Landesverfassung. Vereinheitlichung der politischen Verwaltung in der Tschechoslowakei — F. G. Campbell: The Castle, Jaroslav Preiss, and the Živnostenská Bank — F. Prinz: Jaksch und Beneš im Londoner Exil und die Frage der Aussiedlung der Sudetendeutschen — W. Ziegler: Die Verhältnisse im bayerischen Sudetenland im Jahre 1940 nach Regensburger SD-Berichten — H. Wolf-Beranek: Nomenklatur und Gerätschaften der bäuerlichen Buttererzeugung in den Sudetenländern — St. J. Kirschbaum: Kontinuität und politischer Wechsel in der Tschechoslowakei 1968 — K. Möckl: Die Haupttrends westdeutscher Gesellschaftsentwicklung und ihre Bedeutung für die ostdeutschen Heimatvertriebenen. — Buchbesprechungen — Zusammenfassungen der Abhandlungen in englischer und französischer Sprache — Personenregister — Stichwortregister.

5. Die „Burg“. Einflußreiche politische Kräfte um Masaryk und Beneš. Band 2. Vorträge der Tagung des Collegium Carolinum in Bad Wiessee vom 22. bis 25. November 1973, mit 218 Seiten, Personenregister für Band 1 und 2, sowie folgendem Inhalt: K. Bosl: Zwischenbilanz — H. Slapnicka: Die Rechtsstellung des Staatspräsidenten der Republik nach der Verfassungsurkunde und in der politischen Wirklichkeit — J. K. Hoensch: Die „Burg“ und das außenpolitische Kalkül — M. Alexander: Die „Burg“ und die Deutschen — Ch. Stözl: Die „Burg“ und die Juden — J. Firt: Die „Burg“ und die Zeitschrift „Přítomnost“ — K. Wessely: „Burg“ und Banken — O. Kostřba-Skalický: Die „Burg“ und der Adel. Revolution und Tradition — A. K. Huber: Die „Burg“ und die Kirchen — K. Bosl: Der Burgkreis. Leitende Figuren, Minoritäten, gesellschaftlichwirtschaftliche Kräfte (Zusammenfassung).
6. Rudolf Turek: Böhmen im Morgengrauen der Geschichte. Aus dem Tschechischen übersetzt von Kurt Maria Ruda. 255 Seiten.
7. Martin K. Bachstein: Wenzel Jaksch und die sudetendeutsche Sozialdemokratie (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 29). 306 Seiten.
8. Reinhard J. Wolny: Die josephinische Toleranz mit besonderer Berücksichtigung ihres geistlichen Wegbereiters Johann Leopold Hay (Wissenschaftliche Materialien und Beiträge zur Geschichte und Landeskunde der böhmischen Länder, Band 15). 164 Seiten.

Im Druck befinden sich:

1. Gustav Korkisch: Geschichte des Schönhengstgäues. Teil 2 (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Band 31),
2. Bohumil Frei: Staat und Kirche in der Tschechoslowakei vom Februar-Umsturz bis zum „Prager Frühling“. Restliche 3 Teile (Wissenschaftliche Materialien und Beiträge zur Geschichte und Landeskunde der böhmischen Länder, Band 13/I bis 13/III),
3. Detlev Brandes: Die Tschechen unter deutschem Protektorat. Teil 2: Besatzungspolitik, Kollaboration und Widerstand im Protektorat Böhmen und Mähren von Heydrichs Tod bis zum Prager Aufstand (1942—1945),
4. Inge Kuller: Die Erschließung der böhmisch-mährischen Höhe (Wissenschaftliche Materialien und Beiträge zur Geschichte und Landeskunde der böhmischen Länder, Band 18),
5. Barbara Schmid-Egger: Klerus und Politik in Böhmen um 1900 (Wissenschaftliche Materialien und Beiträge zur Geschichte und Landeskunde der böhmischen Länder, Band 21),
6. Max Türp: Die Entwicklung des Kohlenbergbaues im Braunkohlenrevier Teplitz-Brüx-Komotau (Wissenschaftliche Materialien und Beiträge zur Geschichte und Landeskunde der böhmischen Länder, Band 22).

Die *Beachtung der Veröffentlichungen des Collegium Carolinum* verstärkte sich weiter. Die Publikationen fanden ihre Anerkennung in den durchgehend anerkannten Rezensionen der internationalen Fachorgane, in einem verstärkten Heranziehen in Forschung und Lehre, aber auch in einem steigenden Bücherabsatz, wobei das Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder begrifflicherweise die Spitze einnimmt.

Auch die Aufgabe des Collegium Carolinum, die Forschungen über die böhmischen Länder in der Bundesrepublik Deutschland zu koordinieren, wurde voll erfüllt. Der *Koordination der bundesdeutschen Forschung über die böhmischen Länder* dient vor allem auch der regelmäßige Kontakt mit den einschlägigen Wissenschaftlern des In- und Auslandes, sowohl des universitären als auch des Institutsbereiches. Das Collegium Carolinum gehört dem Koordinationsausschuß deutscher Osteuropa-Institute, der Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen und dem Forschungsinstitut für den Donauraum, Wien, an.

Es ist mit 27 Forschungsinstitutionen der Bundesrepublik Deutschland sowie 16 westlichen und 20 östlichen ausländischen Forschungseinrichtungen im Publikationsaustausch.

Die *Bibliothek* erhöhte im Jahre 1974 ihren Bestand an Büchern und Landkarten um 2 316 auf 53 795 Bände.

Unter den Neuzugängen ist die nachgelassene Bibliothek des verstorbenen tschechoslowakischen Diplomaten der 2. Weltkriegszeit von Szalatnay-Stacho zu erwähnen. Einige wertvolle Zeitschriftenjahrgänge aus der Zwischen- und unmittelbaren Nachkriegszeit deutscher und tschechischer Provenienz konnten ebenfalls erworben werden.

Die Institutsarbeit war im Berichtsjahr durch die Finanzmittelknappheit sehr stark behindert. Das wiederum sehr erfolgreiche Jahresergebnis konnte nur durch eine weitblickende Forschungsplanung des ersten Vorsitzenden, durch wirtschaftlichsten Einsatz der Finanzmittel, durch rationellste Arbeitsweise und durch starken persönlichen Einsatz des Schatzmeisters und der Mitarbeiter erzielt werden.

Dem Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen und dem Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus sei aufrichtig für ihr stetes Bemühen gedankt, dem Collegium Carolinum im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten die benötigten finanziellen Mittel bereitzustellen.

BUCHBESPRECHUNGEN

Helge Gerndt / Georg R. Schroubek (Hrsg.), Dona Ethnologica. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Leopold Kretzenbacher zum 60. Geburtstag.

München 1973, 391 S.

Ein Gelehrter, der in Bescheidenheit und unter Wahrung seiner Liebenswürdigkeit das Ansinnen von sich gewiesen hat, zu seinem 60. Geburtstag eine Festschrift in Empfang zu nehmen, hat die etwas ängstliche Frage nach dem „Wozu“ einer Festschrift aufgeworfen. Er hat selbst die Antwort auf diese Frage gegeben und seine Bedenken zu rechtfertigen versucht. Eine Festschrift soll nichts von Jubiläumswang, Schönrederei oder gar Heuchelei an sich tragen, sollte nicht unübersehbares Zeichen des bevorstehenden Abtretens sein, sondern eine Gabe, die den Wortsinn des „Donum“ noch voll in sich trägt. Und das sei heute vielfach nicht mehr der Fall.

Bestätigung des Werkes und Dankbarkeit gegen den Jubilar, dabei aber kritische Ergänzung und Weiterführung in aller Ehrfurcht dem Vorgefundenen gegenüber sind in dem Wort „donum“ enthalten. „Dona Ethnologica“ benennt sich die Festgabe für Professor L. Kretzenbacher, gestaltet von Freunden, Kollegen und Schülern des Jubilars.

Noch ehe die einzelnen Beiträge der Festschrift gewürdigt werden können, soll gesagt sein, daß das stattliche Buch, herausgegeben vom Südost-Institut München, die Anforderungen erfüllt hat, die das Wort „donum“ stellen kann.

Aus insgesamt 37 Beiträgen setzt sich die Festschrift zusammen. Sie spiegeln die fundierte Basis, auf der Prof. Kretzenbachers Werk zur vergleichenden Volkskunde gewachsen ist. Südosteuropa und sein Volkstum nimmt erwartungsgemäß einen breiten Raum ein; einzelne Studien greifen aber ebenso in den ostpreußisch-baltischen wie in den irisch-keltischen oder den russischen Raum aus. Damit wird das Werk des Jubilars auf horizontaler Ebene bestens ergänzt oder erläutert, in jedem Falle aber bestätigt.

Einige Arbeiten jedoch übersteigen die Horizontalebene der vergleichenden Volkskunde, tendieren in andere Fachbereiche hinein, suchen nach neuen Methoden oder Fragestellungen und ergänzen somit das Werk Kretzenbachers in der Vertikale.

Ihnen soll in dieser Rezension auch der Vorzug gegeben werden, ohne daß damit den anderen Gratulanten und ihrem „donum“ irgendein Abbruch geschehen soll.

Da ist der Beitrag von H. Trümpy zu nennen, der „energetische“ Gesichtspunkte methodisch in die Volkskunde zu integrieren sucht. Er geht davon aus, daß Sprache als Energieia, dynamisch Wirkendes aufzufassen und damit vom

festgewordenen Ergon abzuheben sei, das eine genetische Betrachtung volkskundlicher Phänomene vielfach ausschließe. Ein interessanter Ansatz für methodisch neue Wege in der Volkskunde!

Eine Warnung enthält der Aufsatz von L. Schmidt, der die Feststellung trifft, daß Volksüberlieferungen in Kulturen verschiedenen Aufbaues nicht isoliert gesehen werden dürften, weil ihnen weitgehend ein gleiches inneres Weltgefühl zugrunde liege. Der Bericht von K. D. Sievers, der den Versuch unternimmt, einen vergleichenden Standpunkt von historischer Volkskunde und Sozialgeschichte zu bestimmen, scheint diesen Ansatz von L. Schmidt aufzunehmen. Dem Sozialen kommt damit der Stellenwert zu, den L. Kretzenbacher ihm immer beigemessen hat, nämlich der der sozialen Anklage, die sich vielfältig niederschlagen kann. Versuchte K. D. Sievers noch eine Standortbestimmung von Volkskunde und Sozialgeschichte, so schlägt K. Bosl in seiner Fallstudie „Der Kleine Mann — Die Kleinen Leute“ eine echte Brücke von der Gesellschaftsgeschichte zur Volkskunde. Der „Kleine Mann“, Nachfahre des „Armen Mannes“ der Feudalzeit, wird gezeigt als ein wesentlicher Träger und Bewahrer von Volkstum, Loyalität und Brauchtum. Sie sind der Raum, in dem er sein zur „Sozialanklage“ verdichtetes Leben ausleben und damit bewältigen kann.

I. Weber-Kellermann führt in ihrer Untersuchung die Familienstruktur und den sozialen Wandel in einem rumänischen Dorf vor. W. Brückner greift die aktuelle Gegenwartsfrage nach Volksfrömmigkeit und Zukunft der Religion auf.

Mihai Pop beschäftigt sich mit dem rumänischen Volkslied als Konsumgut — ein Problem, das auch die gegenwärtige deutsche Volksliedpflege berühren müßte. Es gäbe ihr manchen Ansatzpunkt zur Selbstkritik in einer oft allzu sicheren Unbekümmertheit. Den Bogen zur modernen, soziologisch orientierten Gesellschaftsgeschichte schlägt der wichtige Beitrag von J. Matl, der ethisch-soziale Wertvorstellungen in Volkserzählungen auf die real-sozialen Lebensgrundlagen hin befragt. Er bestätigt damit von der historischen Volkskunde her ein Ergebnis der Gegenwartssoziologie, daß nämlich in der Volksüberlieferung kollektive Erfahrungen von Lebensgemeinschaften lebendig gehalten werden.

Die übrigen Beiträge der Kretzenbacher-Festschrift, die in dieser Besprechung nicht eigens hervorgehoben wurden, sollten erst nach der Lektüre dieser für den methodischen Neuansatz wichtigen Arbeiten gelesen werden. Sie bieten dann nämlich eine Reihe von Belegen für die theoretisch oder nur an wenigen konkreten Fällen aufweisbaren neuen Ergebnisse und bilden somit eine wertvolle, ja notwendige Ergänzung.

Den Herausgebern der Festschrift ist am Schluß dafür zu danken, daß sie diese Fülle von theoretischen Anregungen mit dem entsprechenden konkreten Material, an dem diese ihre erste Anwendung finden können, in solch gelungener Weise zu verbinden wußten.

Augsburg

Hermann Hörger

Kontakte und Grenzen. Probleme der Volks-, Kultur- und Sozialforschung. Festschrift für Gerhard Heilfurth zum 60. Geburtstag. Hrsg. von seinen Mitarbeitern.

Verlag Otto Schwartz & Co., Göttingen 1969, XVIII, 568 S., 1 Porträtfoto des Jubilars, 80 Abb. auf 32 Kunstdrucktafeln, Textabb., Ln. DM 80.—

Gerhard Heilfurth, Ordinarius für Volkskunde an der Universität Marburg und viele Jahre Präsident der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, ist einer jener Vertreter seines Faches, deren forschendes Interesse sich nicht mit den volksculturellen Erscheinungen des deutschen Sprachgebietes allein begnügt. Erste kulturwissenschaftliche Arbeiten über das heimische (Sächsische) Erzgebirge brachten ihn frühzeitig zur Montanvolkskunde und von da aus notwendig zum Blick über die Landes- und Sprachgrenzen hinaus — nicht nur, aber doch besonders auf das benachbarte Böhmen, dessen im alten Bergbau führende Rolle keiner Erinnerung bedarf. „*Mitteleuropäische Volksforschung*“ war daher schon in seiner Benennung programmatisch angedeutete Arbeitsschwerpunkt von Heilfurths Marburger Universitätsinstitut. Dem kam, außer seinem montanwissenschaftlichen Spezialinteresse, auch Heilfurths stets und mit Nachdruck vertretene Überzeugung entgegen, die traditionelle Volkskunde sei jener Disziplin engstens verwandt, die von den Angelsachsen „*cultural*“ und/oder „*social anthropology*“ genannt wird und die nach dem Gemeinmenschlichen mehr fragt als nach dem Nur-Nationalen (wenn sich freilich das Humanum auch erst im Regionalen konkretisiert bzw. aus ihm abzuleiten ist).

Soviel mindestens war über das Profil des Empfängers dieser Festschrift zu bemerken nötig, denn es erklärt das thematische Konzept ihrer Herausgeber, die internationale Zusammensetzung der Mitarbeiter und die inhaltlichen Akzente, nach denen sich die Mehrzahl der Beiträge zwanglos zu einigen Gruppen zusammenfassen ließe. Es ist nicht möglich, alle 47 Festschriftaufsätze aus dem deutschen Sprachraum (BRD, DDR, Österreich, Schweiz) sowie aus Frankreich, Jugoslawien, Kanada, Rumänien, Schweden, der Tschechoslowakei, der Sowjetunion, aus Ungarn und den Vereinigten Staaten aufzuzählen. Hier kann nur (kurz) auf jene Beiträge eingegangen werden, die von bohemistischem Interesse sind.

Oldřich Sirovátka, Brunn, spürt „Deutsch-tschechische(n) Beziehungen in der Volksdichtung“ nach (S. 87—92), wobei er von der Bergmannssage ausgeht, die in beiden Ethnien gleiche Motive und ähnliche Typen aufweist. In der Berggeistvorstellung haben die sächsisch-böhmischen, schlesisch-polnischen und slowakischen Montangebiete eine regionalcharakteristische Sonderform ausgebildet, die sich von dem Glauben an einen unterirdischen Bergdämon anderer Bergbaugebiete deutlich absetzt. Aber auch andere Gattungen der Volksdichtung wandern, teils durch literarische, teils durch personale Vermittlung von Handwerkern, Händlern, Wandersängern, umherziehenden Schulgehilfen, sonstigem fahrendem Volk und natürlich auch von Bergleuten. Besondere Bedeutung kommt bei diesem Austauschprozeß den ehemaligen deutschen Enklaven und überhaupt der ausgedehnten Kontaktzone beiderseits der Sprachgrenze zu, in

der zweisprachige Sänger und Erzähler ihre spezifische Begabung entfalten konnten. Man wird Sirovátka uneingeschränkt beistimmen, wenn er einer noch eingehenderen Erforschung dieses interethnischen kulturellen Austauschs das Wort redet, ihn als den „Prozeß einer ständigen Symbiose“ der benachbarten Nationen interpretiert und ihn nicht in die „schematische Polarität ‚Einfluß — Rezeption‘“ gepreßt sehen möchte. — Ein konkretes Beispiel für die Wanderung volkstümlicher Dichtungsformen steuert *Franz Kirnbauer*, Wien, durch die Mitteilung eines „Perksspruchs“ aus Kuttenberg in der Fassung von 1548 bei („Ein alter Bergspruch aus Kuttenberg (Kutná Hora)“, S. 481—485, Abb.). — Ist die Rolle des Bergmanns als Traditionsträger des berufsständisch geprägten Volksliedes bzw. der Volkssage schwerlich zu überschätzen, so war er doch auch auf dem Gebiet der manuellen Volkskunst gern eigenschöpferisch tätig. Die Kunstfertigkeit der Erzgebirgler ist berühmt. *Ester Plicková*, Bratislava („Das Montanwesen von Banská Štiavnica als Quelle und Gegenstand volkskünstlerischen Schaffens“, S. 509—519, Abb.), referiert über das bildende Schaffen der Bergleute von Banská Štiavnica (Schemnitz), einer bestimmten Region in der Slowakei also, doch unter Heranziehung von Vergleichsmaterial aus anderen Gebieten und in der Absicht, „den spezifischen Anteil und den besonderen Beitrag jeder einzelnen ethnischen Gruppe an der Entwicklung und Bereicherung der Formen dieser eigenartigen Kultur zu definieren, die [. . .] aus der Arbeitswelt des Bergmannes emporgewachsen ist“. — Zurück nach Böhmen führt der Beitrag von *Georg W. Schenk*, Prag, über „Bergmannstracht, bergmännische Aufzüge und Bergparaden im Příbramer Erzbergbaurevier in Böhmen gegen Ende des 19. Jahrhunderts“ (S. 487—507, Abb.). Mehr Standes- als Berufskleidung, mehr Zeichen des Selbstwertgefühls und Mittel der Selbstdarstellung als Gegenstand des nützlichen Gebrauchs, ist die Bergmannstracht Ausdruck eines in solcher Ausprägung nur mit jenem der Seeleute und der Militärs vergleichbaren berufsständischen Pathos, und Ähnliches gilt von den spezifischen Bergparaden und Häuerumzügen, wie wir sie z. B. auch aus Iglau kennen. Die beigegebenen Porträtfotografien aus der Zeit gegen 1900 illustrieren das eindrucksvoll. — Wir vertauschen das bergmännische mit dem bäuerlichen Milieu bei der Lektüre des für die Kenntnis dörflichen Gemeinschaftslebens und seiner Dynamik bedeutsamen Beitrages von *Karel Fojtík*, Brünn, über „Die Inhalts- und Funktionswandlungen der Gevatterschaft in Böhmen, Mähren und Schlesien vom 14. bis zum 20. Jahrhundert“ (S. 337—343), und gelangen dann in die großstädtische Sphäre, aus der *Olga Skalníková*, Prag, in einem thematisch wie methodisch gleich interessanten Beitrag berichtet: „Die Nachbarschaft in Prager Mietshäusern am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts“ (S. 345—352). Sie zeigt, wie das im agrarischen Bereich als Beziehungsprinzip dörflicher Familien entwickelte Nachbarschaftswesen im Zuge der Verstädterung in die (Groß-)Stadt übertragen und welchen Adaptionsformen es dabei unterworfen wurde. Im Vergleich zu ähnlichen Untersuchungen in anderen Gebieten erweisen sich die hier schlüssig erarbeiteten Prager Verhältnisse als im wesentlichen allgemeingültig. — Nennen wir noch abschließend einen ikonographischen Beitrag von *Richard Jeřábek*, Brünn („Der Ursprung einer volkstümli-

chen Darstellung der Hl. Dreifaltigkeit. Von einem siebenbürgischen Hinterglasbild bis zu P. P. Rubens“, S. 279—288), und die höchst anregende, nachdenkliche Studie von *Vladimír Karbusický*, Prag/Neuß, über „Primär-kulturelle Erscheinungen in der Industriegesellschaft“ (S. 165—174). — Eine Werkbibliographie des Jubilars über die Jahre 1932 bis 1969 (315 Nummern!) bildet den Beschluß dieses überaus gehaltvollen Sammelbandes.

München

Georg R. Schroubek

Bausteine zur Geschichte Österreichs. Heinrich Benedikt zum 80. Geburtstag am 30. Dezember 1966.

Hermann Böhlau Nachfolger, Wien 1966, 342 S. (Archiv für österreichische Geschichte 125).

Rezensenten von Festschriften wissen oft eine schwierige Aufgabe zu beklagen: wie soll man die bunte Palette zu einem Bild fügen, wie in wenigen Zeilen nicht nur eine Anschauung vom Ganzen, sondern auch einen Eindruck von einzelnen Beiträgen geben? Die Festschrift zum 80. Geburtstag von Heinrich Benedikt, zugleich eigentlich auch als Band 125 des Archivs für österreichische Geschichte ein Jubiläumsband eigener Art, läßt aber tatsächlich einen einheitlichen Zug erkennen. Ist es die Schulrichtung, ist es ein allgemeiner Orientierungstrend der österreichischen Historiographie? Das sollte wohl einer weitergespannten Analyse überlassen bleiben. Jedenfalls fußen die meisten der Beiträge auf Quellen von Memoirencharakter und fast alle richten sich auf biographische Details. Natürlich behält dabei das Mittelalter die größte Nähe zur Staatssphäre, wenn dynastische Verbindungen beleuchtet werden. Das gilt von dem instruktiven Beitrag Heinrich Fichtenaus über „Akkon, Zypern und das Lösegeld für Richard Löwenherz“, wo bisher unbekannte Bindungen der Babenberger an den östlichen Mittelmeerraum deutlich werden. Das gilt auch von Erich Zöllners interessantem Bericht über eine projektierte babenbergisch-englische Eheverbindung 1225, ein Schlaglicht zugleich auf die Heiratsdiplomatie der Zeit, auch auf die böhmische, die selbst die Stauer in ihre Fäden spinnt. Ohnedies gediehen die Dinge später noch einmal zu böhmischen Belangen, als nämlich Přemysl Ottokar II. jene beklagenswerte Margarete, die Witwe des unglücklichen Staufens Heinrich VII., heiratete, auch das wieder in politischer Spekulation und zum ungunsten Ende. Leo Santifaller bleibt mit der kommentierten Edition von vier Originalurkunden des Papstes Innozenz III. für das Zisterzienserstift Lilienfeld abseits vom individuellen Bezug jener Bausteine, aber Alphons Lhotsky ist ihm wieder besonders nahe mit seinem Griff nach dem „Anekdotischen in spätmittelalterlichen Geschichtswerken Österreichs“ — sozusagen ein Griff nach der allgemein verfolgten Quellengattung im Stilgebrauch des Chronisten. Dicta, facta und consilia werden herausgestellt, als das sachliche Substrat des Anekdotischen, und die Proben belegen ein entsprechendes Interesse, das man freilich weder auf Österreich, wo es Lhotsky ohnehin vornehmlich bei Thomas Ebendorfer erfragte, noch auf das

Spätmittelalter beschränken dürfte. Wie anekdotenreich sind doch etwa die Höflingsgeschichten eines Walter Map aus dem englischen 12. Jahrhundert! Aber Lhotsky hat recht, insgesamt verdient jene biographische Betrachtungsweise in der Chronistik noch zusammenfassende Untersuchungen. Der Chinabericht eines Tiroler Missionars (Günther Hamann), ein biographischer Abriss aus dem Leben des Leo Wilhelm von Kaunitz (Grete Klingenberg), ein Beitrag von Hugo Hantsch über den Reichsvizekanzler Friedrich Karl von Schönborn, zugleich aufschlußreich für die Wiederbelebung barocker Reichspolitik, folgen wieder der Fragestellung nach Biographie und Memoiren, während Ernst Menhofer mit seinem Bericht vom ersten österreichischen Reiseführer des Thomas Nuget eine periphere Quellengattung anspricht, die besonders für das 18. Jahrhundert aber noch durchaus Memoirencharakter besitzt. „Bild und Gegenbild Kaiser Ferdinands I. von Österreich“ entwirft Hanns Leo Mikoletzky, als Beitrag zu politischer Biographie aus der Erinnerung von Zeitgenossen, während Richard Georg Plaschka die Bahn individueller Fragestellung verläßt und in den größeren Bereich sogenannter Mentalitätsforschung einführt. Er sucht die Entstehung des Prager Slawenkongresses auf Wiener Boden, den zündenden Funken nämlich in einer sozusagen allslawischen Versammlung beim „Sperl“ im April 1848, ein Treffpunkt mit gelegentlichem Massenbesuch, der schon lange von der Wiener Polizei observiert wurde. Helmut Rumppler führt mit den „Geheimnissen des sächsischen Kabinetts“ des Grafen Vitztum von Eckstädt zur nationalpolitischen Publizistik 1866. Adam Wandruszka behandelt Karl Moerings Tagebücher, Walter Goldinger die Erinnerungen des Grafen Kielmannsegg und Erika Weinzierl-Fischer vermittelt die biographisch wie historisch interessanten Reiseerinnerungen des Prinzen Aloys Liechtenstein nach Frankreich 1871. Dabei zeichnet sie mit gewandter Feder ein Jugendbild jenes geistreichen und später bedeutenden österreichischen Sozialpolitikers.

Friedrich Engel-Janosi geht den Friedensaktionen der Hofrätin Szeps Zuckerkandl 1917 nach, während Reinhold Lorenz mit zwei vorzüglichen Beispielen in die geistige Umgebung des letzten Kaisers führt. Es handelt sich um den Arabisten Alois Musil und um den in späteren Jahrzehnten weltberühmten Anthropologen Wilhelm Schmidt, um einen Tschechen und einen Westfalen also, die, beide Geistliche, ein Bild vervollständigen, das Lorenz zuvor mit einer ganzen Reihe bedeutender Gelehrtennamen um Kaiser Karl schon angerissen hatte. Auch dieser Beitrag darf sicher das besondere Interesse des Bohemisten beanspruchen. Wolfdieter Bihl erreicht die zeitlichen Grenzen der alten Monarchie mit einer der letzten militärischen Aktionen um die Krim 1918. Hans Kramer bietet persönliche Erinnerungen an Rom und das Istituto Storico Austriaco 1930—1933 und Gerald Stourzh schildert Einzelheiten aus den Anfängen der Regierungen Renner und Fiegl im ersten Nachkriegswinter 1945/46 aus alliierten Dokumenten. Friedrich Engel-Janosi hatte im Vorwort von „verborgenen Quellen“ gesprochen, von Benedikts „induktiver Methode, von Einzelheiten auszugehen . . . und sie dann in große Zusammenhänge zu stellen“. Tatsächlich folgt der Band insgesamt diesem Weg. Aber mehr noch: in 19 Beiträgen überwiegt eindrucksvoll das Bestreben, das historische Individuum

aus seiner Welt zu erfassen, vornehmlich sogar durch seine Selbstäußerung. Man ist gewohnt, die feine Kunst der Persönlichkeitsanalyse ohnehin als ein besonderes Metier österreichischer Historiographie zu betrachten. Man wird, im Medium der Memoiren, das auch als den besonderen Beitrag dieser „Bausteine“ bezeichnen können.

Bochum

Ferdinand Seibt

András Kubinyi, Die Anfänge Ofens. (Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen, Reihe I: Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens 60).

Verlag Duncker & Humblot, Berlin 1972, 111 S.

Erfreulicherweise wird hier eine Arbeit vorgelegt, deren Thematik der mitteleuropäischen Städteforschung noch recht unbekannt ist, schon allein wegen der sprachlichen Schwierigkeiten, die sich ergeben, wenn man die ungarische Forschung überblicken will. Dem Verfasser, Leiter des Historischen Museums der Stadt Budapest, ist es gelungen, nicht nur — wie der Titel sagt — die Anfänge Ofens darzulegen, sondern im Grunde doch weitgehend die ganze mittelalterliche Strukturierung der ungarischen Metropole als Problemgeschichte auf rund 100 Seiten vorzuführen. Das war umso schwieriger, als durch die Türkenkriege das Stadtarchiv zerstört worden ist. Der Verfasser war daher besonders für die Frühzeit auch auf archäologische Zeugnisse angewiesen. Die Fülle von Problemen wird schon durch die Kapitelüberschriften deutlich: die verschiedenen präurbanen Siedlungen im Bereich des heutigen Budapest und deren zum Teil recht komplizierte Namenswandlungen, die Probleme der Gründung der Stadt Ofen, Topographie und Verfassungstopographie der Stadt (Kirchen, Klöster, Hospitäler, Märkte, Furten und Häfen, königliche Burgen, Münze, Gassennetz, Grenzstreitigkeiten usw.), Verfassung, Privilegien und Siegel der Stadt Ofen, Zölle, Wirtschaft und soziale Schichtung, schließlich das Hauptstadtproblem.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, über die Ergebnisse dieser überaus gedrängten und nicht immer leicht zu lesenden Arbeit zu referieren. Ich darf nur einige Punkte herausgreifen und zur weiteren Diskussion auf Vergleichsbasis anregen. So wurde beispielsweise die präurbane Siedlung Altofen (ung. und lat. Buda) von den Deutschen „Eczelburg“ genannt. Dahinter steht offensichtlich eine Vorstellungswelt, die Bewußtseinstraditionen bis zur Völkerwanderungszeit knüpft. Darüber hätte man gerne noch einige Auskünfte erhalten. Da „Buda vetus“ auf dem Boden des römischen Legionslagers entstand und das ehemalige Amphitheater im 9./10. Jahrhundert zur Burg des Fürsten Kurszán umgewandelt worden sein soll, wird man an ähnliche „Umfunktionierungen“ wie etwa in Trier erinnert. Amphitheater und Thermen waren meist ideale Refugien. Läßt sich über die spätere Verwendung dieses Amphitheaters etwas sagen?

Überaus aufschlußreich ist die Übertragung der Goldenen Bulle von Pest (1244), das vor dem Mongoleneinfall als magna et ditissima Theutonica villa (1241) bezeichnet wird, an die neue aufstrebende Stadt Ofen. Ebenso aufschlußreich sind die beachtlichen königlichen Positionen in dieser Stadt (2 Schlösser bzw. Burgen — Palatium-Kammerhof), aber auch schon in den älteren präurbanen Siedlungen. Dazu kommen die Personengruppen, die einen Sonderstatus haben und dem König direkt unterstellt sind: die tavernarii, die Fischer und Fährleute (und wohl auch Schiffer) als königliche conditionarii, die Inhaber der Fleischbänke in der Burg, die königlichen Schmiede-Dienstleute mit eigener Siedlung usw. Mir scheint, daß diese Gruppen verfassungsmäßig den Kammerhandwerkern zur Seite gestellt werden können, wie sie etwa in den Trierer und Straßburger Quellen deutlich werden. Dies umso mehr, als einige dieser Dienstleutegruppen Ofens quellenmäßig eindeutig dem königlichen Kammerhof zugeordnet sind.

Dazu kommt das Phänomen der vielfältigen „nationalen“ Herkunft der Stadtbevölkerung: zahlreiche Deutsche (und zwar zweierlei Rechts und verschiedener Herkunft), Ungarn, Slawen, mohammedanische Kaufleutesiedlung (schon 1218), Juden, Armenier, latini. Die Führungsschicht scheint weitgehend aus Deutschen des österreichischen Nachbarraums bestanden zu haben.

Bei aller Verschiedenheit der ungarischen städtischen Verfassungsstrukturen von denen Mitteleuropas scheint mir doch ein fruchtbarer Vergleich in verschiedener Hinsicht möglich zu sein. Ein knapper chronologischer Überblick der frühen Entwicklung Ofens als Anhang, aber auch eine kurze Skizze der Geschichte der Nachbarstadt Pest wären dem Außenstehenden zum besseren und rascheren Erfassen der komplizierten Materie dienlich gewesen. Desgleichen hätte man noch eingehendere Kartenskizzen zur notwendigen Illustration der topographischen Situation gewünscht.

Es bleibt zu hoffen, daß das überaus anregende und informative Bändchen zu Diskussionen und stadtgeschichtlichen Vergleichen herausfordert.

München

Wilhelm Störmer

Stadt und Stadtherr im 14. Jahrhundert. Entwicklungen und Funktionen. Hrsg. von Wilhelm Rausch im Auftrag des Österreichischen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung.

Linz 1972, 400 S. (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 2).

Daß die Ernte stadtgeschichtlicher Forschung nicht nur in offiziellen akademischen Veranstaltungen eingebracht wird, sondern auch bei Symposien und Tagungen, denen zwar nicht der amtliche Segen, wohl aber die Institutionalisierung fehlt, beweist die vom Österreichischen Arbeitskreis für Stadtgeschichte im Oktober 1971 in Linz durchgeführte Vortrags- und Diskussionsreihe zum Thema „*Stadt und Stadtherr im 14. Jahrhundert. Entwicklungen und Funktionen*“. Ihre Beiträge und Resultate werden in einem umfangreichen, von Wil-

helm Rausch besorgten, *Walter Schlesinger* gewidmeten Bande mitgeteilt, der ein Gelenkstück sein soll zwischen den ersten (1963 publizierten) Aktivitäten des Arbeitskreises und seinen nicht nur thematisch konzipierten zukünftigen Unternehmungen.

Abgesehen von dem Festvortrag *Hans Patzes* „Die Bildung der landesherrlichen Residenzen im Reich während des 14. Jahrhunderts“, in dem die Gründe für den Übergang von der Reisherrschaft zur zentralen, eine hauptstädtische Residenz voraussetzenden Verwaltungsherrschaft dargelegt und durch eindrucksvolle Beispiele illustriert werden, gilt das Regionalprinzip, auch dann, wenn nur einzelne Städte (Schaffhausen, Tübingen, Wien) angesprochen werden, weil das Einmalige der urbanen Ausformung stets vor dem Hintergrund des mit der Stadt korrespondierenden politischen bzw. wirtschaftlichen Raumes erfolgt.

Die norddeutschen Städtelandschaften sind vertreten durch den bislang wenig beachteten meißnisch-lausitzischen Raum, der zwar keine Erstrangigkeit besitzt, aber dennoch wichtige, z. T. übertragbare Aussagen zuläßt oder zum Vergleich herausfordert (*Karlheinz Blaschke*, Städte und Stadtherrn im meißnisch-lausitzischen Raum während des 14. Jahrhunderts), die süddeutschen durch fränkische (*Johannes Bischoff*, Die Stadtherrschaft des 14. Jahrhunderts im ostfränkischen Städtedreieck Nürnberg—Bamberg—Coburg—Bayreuth), schwäbische (*Jürgen Sydow*, Tübingen und seine Stadtherren als Beispiel der Entwicklung in einer südwestdeutschen Territorialstadt; *Karl Mommsen*, Schaffhausen unter österreichischer Pfandschaft; *Horst Rabe*, Stadt und Stadtherrschaft im 14. Jahrhundert. Die schwäbischen Reichsstädte), bayerische (*Wilhelm Störmer*, Stadt und Stadtherr im wittelsbachischen Altbayern des 14. Jahrhunderts), österreichische, steiermärkische und Kärntner Beispiele (*Peter Csendes*, Stadtherr und bürgerliche Führungsschicht im Wien des 14. Jahrhunderts; *Karl Gutkas*, Das Städtewesen der österreichischen Donauländer und der Steiermark im 14. Jahrhundert; *Wilhelm Neumann*, Landesfürst, Stadtherren und Städte Kärntens im 14. Jahrhundert). Eine Sonderstellung — in geographischer sowohl als auch wirtschafts-, gesellschafts- und verfassungsgeschichtlicher Hinsicht — nehmen die böhmischen, polnischen und ungarischen Städte ein. Jiří Kejř (Organisation und Verwaltung des königlichen Städtewesens in Böhmen zur Zeit der Luxemburger) stellt die zentralistische, zum Teil dirigistische Städtepolitik in Böhmen als einem territorialstaatlichen Gebilde dar, das durch seine geographische Geschlossenheit die Tendenz zum Flächenstaat begünstigte, die herrschende, aus einem Raum mit hochentwickelter Urbanität stammende Dynastie zum Ausbau ihrer überkommenen Position in den königlichen Städten geradezu einlud. Es ist das Verdienst von *Wojciech M. Bartel*, in seinem Referat „Stadt und Staat in Polen im 14. Jahrhundert“ auf eine Städtelandschaft aufmerksam gemacht zu haben, deren Genese lange Zeit ausschließlich — entsprechend der sog. kolonialen Theorie — durch die Lokation zu deutschem Recht unter Vernachlässigung der präurbanen bzw. frühurbanen Substanzen erklärt wurde. Durch *Erik Fügedi* (Die Ausbreitung der städtischen Lebensform — Ungarns oppida im 14. Jahrhundert) und *András Kubinyi* (Der ungarische König und seine Städte im 14. und am Beginn des 15. Jahrhunderts) wird mit Ungarn ein

Raum vorgestellt, dessen spätmittelalterliches Städtewesen entscheidend geprägt war durch den Gegensatz der reichsständischen civitates muratae und der von Bauern bewohnten grundherrschaftlichen oppida, unbefestigten Minderstädten, denen zivilisatorische, kaum aber politische Wirkungen von Urbanität zu danken sind.

Die thematische Begrenzung der Studien auf das Verhältnis von Stadt und Stadtherrschaft, den Umfang kommunaler Autonomie und die Formen des lokalen Dominiums ist nicht nur geboten durch den Grundsatz wissenschaftlicher Ökonomie, der sich schwer begrenzbaren Nebenabsichten verschließen muß, sondern auch durch das methodische Prinzip des Vergleichs, das Gegensätze, Ähnlichkeiten, Übereinstimmungen sichtbar machen soll. Überdies: durch den unterschiedlichen Status der Stadtherrschaften — von der patrimonialen bis zur königlichen Gewalt —, die unterschiedliche Rolle der Städte in den historisch-politischen Systemen, die wechselnde Auffassung der Stadtherrschaft von lokalem Dominium — von direkter Beherrschung, wie sie sich in den luxemburgischen Städten Böhmens und den königlichen Städten Ungarns zeigt — bis zur Ausübung von Macht durch Delegation von Macht in wittelsbachischen Territorialstädten und schwäbischen Reichsstädten, durch die sehr differenzierte gesellschaftliche und wirtschaftliche Verfaßtheit der einzelnen Städte und Städtegruppen, durch Identifizierung der städtischen Führungsschichten mit den Absichten der Stadtherrschaft, oppositionelle, mitunter sozialrevolutionäre Strömungen, unterschiedliches Autonomiestreben der Bürger und ihrer Repräsentationen, die Einwirkungen oft schwer zu bestimmender endogener und exogener Kräfte, des unterschweligen Staus beispielsweise der kleinbürgerlichen und quasiproletarischen Schichten in den böhmischen Königsstädten, der Verkehrsbehinderungen und wirtschaftlichen Blockaden durch konkurrierende Nachbarn etc. erhält der Untersuchungsbereich ohnehin eine außerordentliche Dimension und Vielschichtigkeit.

Die Festlegung des Untersuchungszeitraumes auf das 14. Jahrhundert ist so willkürlich nicht, wie es zunächst scheinen möchte. Nicht nur, weil der erste, 1963 erschienene Band der Reihe die mitteleuropäischen Städte des 12. und 13. Jahrhunderts behandelt, sondern auch, weil das Trecento für die westlichen Städte ein Zeitraum der inneren Ausformung, der verfassungsrechtlichen Differenzierung war, ein Zeitraum, in dem einzelne Städte und Städtegruppen (die großen wittelsbachischen Territorialstädte in Bayern etwa) zu überraschender politischer Bedeutung aufsteigen konnten, während er für die östlichen Länder die Urbanisierungsphase im eigentlichen Sinne erst einleitete oder fortsetzte. Dazu kommt, daß mit der Wahl eines Jahrhunderts als Besprechungszeitraum — worauf Walter Schlesinger in seiner Einleitung zur Schlußdiskussion hingewiesen hat — alle hinter den gängigen historischen Periodisierungen lauernden Gefahren ausgeschaltet sind, eine tabula rasa gegeben ist ohne dispositions of mind und dergleichen, schließlich, daß das Abstecken eines Säkulums die Beachtung der vorausgehenden und nachfolgenden Zeit keineswegs ausschließt. In seinem ersten Teil fordert der Untertitel von Vortragsreihe und Publikation „Entwicklungen und Funktionen“ zum Einbinden in den größeren

geschichtlichen Zusammenhang und zur genetischen Betrachtungsweise geradezu heraus, während der zweite Teil mehr auf das Überindividuelle, Grundsätzliche und Allgemeine zielt. Ihm wurde z. B. Rechnung getragen durch Karlheinz Blaschke, der auf die Rolle der meißnisch-lausitzischen Städte als Großburgen hingewiesen hat, auf ihren mit Privilegien honorierten Beitrag zur fiskalischen Liquidität („Privilegien für Steuern“), durch Jiří Kejř, der die böhmischen Städte der Luxemburger als eine besondere, dem zum Frondieren aufgelegten Adel entgegenwirkende ständische Kraft erklärte, durch Wilhelm Störmer, der die periphere Lage wittelsbachischer Städte von einem territorialstaatlich motivierten Expansions- bzw. Defensionsprinzip ableitete, durch Wilhelm Neumann, der die politischen, militärischen und wirtschaftlichen Funktionen der Kärntner Städte unter den Krummstäben von Salzburg, Gurk und Bamberg sowie unter dem habsburgischen Herzogshut differenziert darstellte. Eines der besonders glücklichen Beispiele für das wünschenswerte Junktim von ereignisgeschichtlicher Fundierung und funktionaler bzw. strukturalistischer Betrachtungsweise ist die Untersuchung von Horst Rabe über die schwäbischen Reichsstädte, in der die konkrete geschichtliche Verfaßtheit einzelner Kommunen und die Bemühung um begriffliche Klärung einander niemals im Wege stehen.

Der vorliegende Band ist wertvoll durch seine Ergebnisse und seine Anregungen, thematische, methodische, perspektivische. Er ist Dokumentation, indem er neben den (durch wissenschaftliche Apparate bereicherten) Referaten die Diskussionen im Wortlaut wiedergibt. Er ist ein internationaler Forschungsbericht, auch da, wo er nicht — wie durch den Beitrag *Herbert Knittlers* „Stadtgeschichtsforschung in Österreich. Entwicklung, Aufgaben, Probleme“ — auf Situation und Selbstverständnis der Disziplin Stadtgeschichte und ihre Bedeutung für weitergehende interdisciplinary studies direkt eingeht.

Grünwald

Hubert Freilinger

Alexander Patschovsky, Die Anfänge einer ständigen Inquisition in Böhmen. Ein Prager Inquisitoren-Handbuch aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin-New York 1975, 319 S., Ln. DM 80,— (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters 3).

Mit dem im Untertitel angesprochenen Inquisitoren-Handbuch der Handschrift Wolfenbüttel 311 Helmst. ist dem Verfasser eine lange Zeit vermißte Quelle untergekommen, mit deren Hilfe er eine Reihe bisher fraglos angenommener Auffassungen zur böhmischen Ketzer-, näherhin „Waldenser“-Geschichte ernstlich in Frage stellt.

Von Matthias Flacius Illyricus geht die auf einem Mißverständnis — bedingt durch die Quellenlage! — beruhende und somit irrige Meinung aus, Böhmen und auch Polen seien im 13./14. Jahrhundert Waldenser-Zentren gewesen; nach der Lektüre dieses Buches muß diese Auffassung grundlegend revidiert werden.

Zunächst untersucht Patschovsky die Handschrift des Handbuches selbst und

weist in ihr eindeutig Auszüge aus französischen Inquisitionshandbüchern nach, die vor allem die Straßburger Franziskaner, Beginen und Begarden betreffen; darunter mischen sich Stücke böhmischer Provenienz. Mit bewundernswertem Spürsinn lokalisiert Patschovsky die einzelnen Textfragmente nach Herkunft und Entstehungszeit.

Das Handbuch erweist sich somit als eine Gebrauchssammlung von Inquisitionsverfahren aus der Zeit von 1318 bis etwa 1350; die Wolfenbütteler Handschrift ist eine Abschrift dieser Sammlung und wurde lange Zeit als selbständiges Werk aus einem Guß angesehen.

Aus der Sammlung des Handbuches greift Patschovsky nur jene Stücke zur historischen Auswertung heraus, deren Prager Herkunft er nachweisen konnte.

Es werden sieben in Böhmen tätige Inquisitoren vorgeführt, vier aus dem Dominikaner-, zwei aus dem Franziskanerorden und ein vom Prager Bischof eingesetzter Weltpriester; die übrigen sechs waren vom Papst eingesetzt.

Mit dem einzigen vom Prager Bischof Johann v. Draschitz noch vor 1318 bestellten Inquisitor (Mag. Thomas Blasii de Praga) — seit 1318 ist die Inquisition eine ständige Einrichtung in Böhmen — gelingt dem Verfasser der Nachweis, daß die bischöfliche Inquisition früher als bisher angenommen in Böhmen hat Fuß fassen können.

Nicht ganz überzeugend und auch etwas zu dünn belegt, versucht Patschovsky von hier aus die vermeintliche Klischeevorstellung eines angeblichen Kampfes des Bischofs Johann v. Draschitz gegen die Dominikanerinquisitoren zu entkräften.

Vollends bestreitet er, daß hinter diesen Auseinandersetzungen eine Konfrontation von päpstlicher und bischöflicher Gewalt gesehen werden dürfe.

Demgegenüber bleibt aber doch Tatsache das Übergewicht von sechs päpstlichen gegen einen bischöflichen Inquisitor im Handbuch und die Amtsenthebung Bischof Johanns unter Johannes XXII. wegen zu großer Nachgiebigkeit gegen Ketzer, auch wenn Intrigen gegen den Bischof dabei eine große Rolle gespielt haben.

Mit der Begründung, daß die Einsetzung ständiger Inquisitoren den gesamten Herrschaftsraum König Johanns von Böhmen betroffen hätten und nicht nur das Bistum Prag, ist m. E. das vermeintliche Klischee, wie Patschovsky es nennt, nicht vollends abgebaut oder berichtigt.

Auch die Auseinandersetzungen der Prager Bürgerschaft mit der neuen Einrichtung, die mit dem Mord am Dominikanerinquisitor Johann von Schwenkenfeld 1341 ihren Höhepunkt erreichen, nur auf den Widerstand der Pfarrgeistlichkeit gegen die Bettelorden und den Ketzerstreit lediglich als einen Kompetenzstreit in rebus fidei sehen zu wollen, trifft nicht voll ins Schwarze. Sicherlich wurde die Inquisition als geistliche Rechtsinstitution als ein Fremdkörper im böhmischen Rechtsleben empfunden, zumal sie auch in andere Bereiche außerhalb des Glaubens übergreif; der daraus entstehenden Rechtsunsicherheit aber soviel Kraft zuzuschreiben, daß aus ihr die Rebellion gegen die Inquisition zu erklären sei, ist doch etwas unwahrscheinlich. Naheliegender ist der Schluß auf den Urheber der Rechtsunsicherheit, die dessen neues Institut hervorruft und das ist letztlich doch der Papst.

Es ist nicht ganz gerechtfertigt, F. Seibt u. a., die zu ähnlichen Folgerungen kommen und hinter den verbissenen Auseinandersetzungen eben doch die Konfrontation bischöflicher und päpstlicher Gewalt sehen, mit dem Schlagwort „Klischee“ abzutun.

Von besonderem Vorzug am Buch Patschovskys ist der vollständige Abdruck aller Stücke des Handbuchs, die Böhmen betreffen, u. a. eine böhmische Häretikerliste und die beiden Schreiben, die die Kontroverse zwischen Bischof Johann von Draschitz und Papst Johannes XXII. betreffen: nämlich den Schutzbrief des Bischofs für den als Ketzler angeklagten Richardin von Pavia und das päpstliche Suspensionsschreiben, das den Bischof seines Amtes entsetzt.

Damit kann sich der Leser selber ein Urteil in diesem Streit bilden.

Ein Inhaltsverzeichnis aller einzelnen Stücke der Wolfenbütteler Handschrift und ein Wortverzeichnis aller wichtigen Begriffe und Wendungen zum Handbuch-Text erhöhen den Wert der Studie.

Patschovskys Arbeit verdient somit volle Anerkennung; sie ist eine wichtige Ergänzung und Fortsetzung seines 1968 erschienenen „Passer Anonymus“.

Augsburg

Hermann Hörger

Emil Franzel, Die Habsburger — Gestalt und Schicksal eines Geschlechts.

Ackermann-Gemeinde, 3. Auflage, München 1973, 233 S.

Der bekannte Publizist, Historiker und Romanschriftsteller Emil Franzel hat mit seiner volkstümlich gehaltenen Darstellung die Literatur über die „casa de Austria“ in anerkannter Weise bereichert. Die modernen wissenschaftlichen Arbeiten über das Herrschergeschlecht aus der Feder Alphons Lhotskys, Adam Wandruszkas u. a. m. wurden oftmals sachgemäß herangezogen. Die Fähigkeit des Verfassers, hervorragende Charakterzüge einzelner Persönlichkeiten des Erzhauses (besonders der Franz-Joseph-Zeit) herauszuarbeiten, vermag sicherlich viele Leser anzusprechen. Das letztlich tragische Schicksal der großen europäischen Dynastie wird mit innerer Anteilnahme geschildert. Unter der populär gehaltenen Habsburg-Literatur (Wilhelm Knappich; Edition Rencontre Lausanne u. a. m.) nimmt das Buch einen hervorragenden Platz ein. Das Vorwort stammt von Dr. Otto Habsburg-Lothringen.

Fürth/Bay.

Harald Bachmann

Alphons Lhotsky, Das Zeitalter des Hauses Österreich. Die ersten Jahre der Regierung Ferdinands I. in Österreich (1520—1527).

Böhlau-Verlag, Wien 1971, 232 S., 1 Taf., brosch.

Als Mitte der fünfziger Jahre die Österreichische Akademie der Wissenschaften auf Antrag der damals unter der Leitung von A. Lhotsky (1903—1968) stehenden Kommission für die Geschichte Österreichs beschloß, die österreichi-

sche Geschichte von Alfons Huber und Oswald Redlich aus den Jahren 1885—1938 in neuer Fassung herauszugeben, übernahm Lhotsky selbst die Bearbeitung des der Geschichte Österreichs unter Ferdinand I. gewidmeten Bandes. Er beabsichtigte damit zugleich ein Modell für die weiteren Teile zu liefern. Infolge anderer auf ihn zukommender Verpflichtungen blieb das Manuskript unvollendet. Als Lhotsky später die Geschichte Österreichs von A. Huber für die Jahre 1281—1385 neu bearbeitete, gab er dem (1967 erschienenen) Werk eine gegenüber dem unvollendeten Teil weitgehend straffer gefaßte Form; das ältere Manuskript gedachte er bei Gelegenheit zu überarbeiten und fortzuführen, kam jedoch nicht mehr dazu. Drei Jahre nach seinem Tod erschien auf Antrag der damals von Hugo Hantsch geleiteten Kommission für die Geschichte Österreichs das Manuskript Lhotskys in der Veröffentlichungsreihe dieser Institution nach Durchsicht durch Hantsch selbst in unveränderter Form als Band 4 im Druck. Hantsch betont in einer Vorbemerkung, daß es „an und für sich wahrhaftig nicht dieser posthumen Edition eines unvollständigen Manuskriptes (bedurft hätte), um den hohen Rang, den Lhotsky in der österreichischen Geschichte einnimmt, zu untermauern, hat er ja wissenschaftliche Leistungen vollbracht, die seine einzigartigen Kenntnisse, seine bis in kleinste Einzelheiten gehende Akribie und seine gewaltige Arbeitsleistung bezeugen. Aber es wäre doch schade gewesen, wenn dieses wertvolle Fragment einer großgedachten Arbeit unbeachtet geblieben wäre“ (S. 7).

Der erste Abschnitt der vorliegenden Teildarstellung der Casa de Austria in dem nach ihr benannten Jahrhundert bietet eine umfassende Zusammenschau der damals wirkenden Kräfte. Über den in den Titel aufgenommenen Begriff „Haus Österreich“, seinen Inhalt und die damit verbundenen Probleme hat Lhotsky schon in einem 1946 zur 950-Jahrfeier des Namens Österreich gehaltenen und 1956 im Druck erschienenen Festvortrag „Was heißt ‚Haus Österreich‘?“ Rechenschaft abgelegt; dieser zum Verständnis seiner Konzeption in dem Werk über die Zeit Ferdinands I. in Österreich aufschlußreiche Beitrag ist nun auch in der von Hans Wagner und Heinrich Koller herausgegebenen Sammlung von Aufsätzen und Vorträgen Lhotskys greifbar (Bd. 1, 1970, S. 344—364).

Im zweiten Abschnitt seiner österreichischen Geschichte unter Ferdinand I. läßt Lhotsky die drohende Gefahr einer Halbierung der Erblande und deren Abwendung sowie den spezifischen Anteil Österreichs bei der Neugestaltung Mitteleuropas in der kritischen Zeit vom Tod Maximilians I. bis nach der Schlacht bei Mohács plastisch hervortreten. In der Darstellung der Erwerbung Böhmens und der ungarischen Randgebiete hebt Lhotsky hervor, daß Ferdinand unter allen Umständen Österreich als die Basis seiner Herrschaft anzusehen gewillt war, ebenso wie auch Karl V., und daß die neuerworbenen Länder in Ferdinands Augen dem Erzherzogtum als untergeordnet erachtet wurden (S. 200, 216). Als Ferdinand die Kronen Böhmens und Ungarns einigermaßen gesichert schienen, wandte er sich zu Ende des Jahres 1526 energisch der von ihm von Anfang an als wichtig erkannten, aber wegen der politischen Ereignisse zunächst zurückgestellten Neuordnung der Verwaltung zu. Das Ergebnis dieser Bemühungen war die Hofstaatsordnung vom 1. Januar 1527, die künftighin die

Grundlage der österreichischen Zentralverwaltung bildete. Lhotsky gedachte diese Ordnung — wie aus der Überschrift hervorgeht — in den Mittelpunkt des dritten Abschnittes seiner Arbeit zu stellen, der jedoch schon nach wenigen Seiten abbricht.

Obgleich die vorliegende Arbeit nur ein Entwurf und noch dazu ein Fragment ist, weist sie doch schon in dieser Form weitgehend die Vorzüge der abgeschlossenen Veröffentlichungen Lhotskys auf: die souveräne Beherrschung des Stoffes und die bestechende sprachliche Gestalt. Über der Fülle der dargebotenen Fakten sind stets die großen Linien der Entwicklung erkennbar. Immer wieder läßt Lhotsky die Quellen selbst ausführlich zu Wort kommen. Wenn auch — bedingt durch die länger zurückliegende Abfassungszeit — manche Positionen überholt sind (z. B. zum Hussitismus in Böhmen S. 53 f. oder zu den Ursachen des Bauernkriegs S. 149 f.), so fällt dies gegenüber der Vielzahl origineller Einsichten und Aspekte nicht ins Gewicht und wird durch den Kundigen ohne weiteres in Kauf genommen werden.

Den Hinweisen auf die seit 1956 erschienene Literatur am Schluß hätten sich noch die Arbeiten von Hans Puchta, *Die habsburgische Herrschaft in Württemberg 1520—1534* (Diss. München, Fotodruck, 1967), und Josef Janáček, *České dějiny. Doba předbřlohorská* [Böhmische Geschichte. Die vorweißbergische Zeit], Buch I: 1526—1547, Teil I (Prag 1968), anfügen lassen. — Zu korrigieren sind S. 54 Anm. 144, der tschechische Titel des Werkes von Hrejsa (nicht Hrejša) und S. 199 Wilhelm Švikovský in Wilhelm Švihovský.

Erlangen-Nürnberg

Franz Machilek

Antonín Škarka, Fridrich Bridel — Nový a neznámý [F. B — Neu und unbekannt]. *Acta Universitatis Carolinae philologica. Monographia XIX.*

Universita Karlova, Prag 1969, 226 S., brosch. Kčs. 20,—.

Die tschechische Geschichts- und Literaturwissenschaft ist dabei, einen „Kontinent“ zu entdecken, nämlich die eigene Barockliteratur und damit jene Epoche, die seit der nationalen Wiedererweckung des 19. Jahrhunderts als „temno“, als „Finsternis“ und „Dunkel“ ideologisch abgewertet worden ist. So will der Autor der vorliegenden Monographie ohne „konfessionelle oder vulgär-atheistische“ Vorurteile das Leben und die Wirksamkeit des böhmischen Jesuiten Bridel (1619—1680) darstellen und bringt hierzu neue und aufschlußreiche Materialien, unter anderem (S. 25 ff.) die offizielle lateinische Ordensbiographie Bridels (Elogium P. Friderici Bridelii, Kuttenbergae in obsequio pestiferorum in Domino defuncti). Seine tschechischen Dichtungen und Schriften stehen naturgemäß im Mittelpunkt des Interesses, manifestiert sich doch gerade in ihnen die Kontinuität und Weiterentwicklung der tschechischen Sprache auch nach der Schlacht auf dem Weißen Berge. Hierzu gehören auch Übersetzungen ins Tschechische, etwa des „Diurnum Divini amoris“ des slowakischen Jesuiten Johannes Nádasi.

Mit Recht betont übrigens der Autor, daß man auch Gestalten wie Komen-ský stärker als bisher im Kontext der Barockliteratur und nicht nur als Pädagoge behandeln müsse. Die Untersuchung ist als Vorarbeit zu einer biographischen Würdigung gedacht und stellt einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte des barocken Böhmen dar.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Holm Sundhausen, Der Einfluß der Herderschen Ideen auf die Nationsbildung bei den Völkern der Habsburger Monarchie.

R. Oldenbourg Verlag, München 1973, 191 S. (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 27).

Herder und die Slawen ist ein Thema, das beinahe unergründlich zu sein scheint. Dieses Thema beschränkt sich nicht nur auf die Geschichtsschreibung, sondern spielt auch eine bedeutende Rolle in den kulturellen Beziehungen und in der Politik zwischen dem deutschen Sprachraum und den Völkern östlich davon.

Die vorliegende Arbeit spürt dem Einfluß des Herderschen Gedankengutes bei den nichtdeutschen Völkern des Habsburger Reiches nach. Selbst dieses Thema wäre für eine gründliche Untersuchung noch zu weitmaschig, daher beschränkt sich der Vf. in seinen Forschungen auf die Rezeption der Herderschen Ideen bei den Madjaren, Slowaken, Tschechen und Südslawen. Da es sehr schwer ist, selbst hier die Fülle des Quellenmaterials zu erfassen, versucht der Vf. durch geschickte Auswahl ein Schema für die Rezeption der Herderschen Ideen an einzelnen Beispielen zu erarbeiten. Darüber hinaus bemüht er sich, die Rolle der Kulturbeziehungen bei der Nationswerdung zu ergründen.

Ausgangspunkt für die Darstellung ist eine Beschreibung der kulturellen Beziehungen des deutschsprachigen Raumes zu Südosteuropa seit dem 10. Jahrhundert. Hierbei mußte viel gerafft und das Wesentliche markant dargestellt werden. Für das Thema besonders wichtig ist die Ausbreitung der deutschen Sprache nach Südosteuropa, die unter Joseph II. einen gewissen Höhepunkt erreichte. Daneben hebt der Vf. das wachsende Interesse besonders der Gelehrten im deutschsprachigen Raum seit dem 18. Jahrhundert hervor. Neben Herder waren es Klopstock, Goethe, A. v. Humboldt, Jacob Grimm u. a., die großes Interesse für Südosteuropa und seine Vielvölkerwelt zeigten. Von diesen Persönlichkeiten übte Herder ohne Zweifel den nachhaltigsten Einfluß auf Südosteuropa aus.

Der Vf. wendet sich aber in diesem Zusammenhang gegen eine Überbetonung des Herderschen Einflusses bei der Nationswerdung der südosteuropäischen Völker. Er kann beweisen, daß Gedankengänge Herders bei den einzelnen Völkern schon bekannt waren, und daß die Nationswerdung größtenteils ein Sichselbst-bewußt-werden der einzelnen Völker war. Herder hatte dazu nur zusätzliche Impulse geliefert.

Im einzelnen analysiert der Vf. Herders Staatsbegriff, der von natürlichen Gemeinschaften ausgeht und im Gegensatz dazu die Willensgemeinschaften sieht. Für die Gemeinschaftsbildung war bei Herder die Sprache von besonderer Bedeutung. Dazu kamen noch andere natürliche Faktoren wie Familie, Sippe und Ahnenkult.

Der Vf. geht auch auf die Problematik der Herderschen Geschichtsphilosophie ein, wo versucht wird, den göttlichen Entwicklungsplan in der Welt mit menschlicher Eigenverantwortung dialektisch in Beziehung zu setzen. Ein wichtiges Kapitel befaßt sich mit dem Herderschen Strukturmodell der Nation und seiner Problematik. So wie Herder die Nation verstand und definierte, als eine Gemeinschaft von Sprache und Kultur, das war dem Vf. zu ungenau. Denn auch zu einer solchen Gemeinschaft gehörte man nicht „sui generis“, sondern man mußte ein Bekenntnis dazu ablegen. Der Vf. sieht die Nationswerdung nicht nur in der Rezeption von Herders Modell, als Kultur- und Sprachgemeinschaft, also als Bekenntnis des einzelnen zur Gruppe, sondern auch als konkret erfahrenen Druck von außen, der aus ökonomischem und sozialem Interessengegensatz resultierte. Mit derartigen Denkansätzen versucht der Vf. Impulse zu geben, um das Herdersche Modell, das bisher in der Geschichtsschreibung über den Nationalismus dominierend war, zu überwinden. Im folgenden behandelt der Vf. das viel beschriebene Kapitel Herder und die slawischen Völker. Dabei wird Herders Interesse für Rußland und das slawische Volkslied besonders gewürdigt. Danach folgt eine ausführliche Beschreibung des Herderschen Einflusses bei verschiedenen Völkern der Habsburger Monarchie. An erster Stelle werden die Madjaren behandelt, die als Nation mit einer ausgeprägten staatlichen Tradition eine Sonderstellung gegenüber dem Herderschen Gedankengut einnehmen. Bei den Slowaken fehlte diese Rückbesinnung auf eine staatliche Tradition. Bei den Südslawen und bei den Tschechen war sie längst nicht so ausgeprägt wie bei den Madjaren. In Ungarn komplizierten sich die Verhältnisse noch dadurch, daß die Staatsnation, die Madjaren, sobald sie den Herderschen Nationsbegriff übernommen hatten, eine Minderheit im Lande darstellten, und durch Madjarisierung versuchen mußten, die Mehrheit im Lande zu erhalten.

Im ganzen gesehen ist die vorliegende Arbeit für die Nationalismusforschung ein wertvoller Denkansatz, der alte überlieferte Modelle untersucht und neue Erkenntnisse auf dem Gebiet der Wirtschaftsgeschichte hinzufügt und damit die Unzulänglichkeit der bisherigen, einseitig auf Ideengeschichte ausgerichteten Geschichtsforschung aufdeckt. Wichtig vor allem ist die Feststellung des Vf.s, daß die Auswirkungen von Herders Ideen bei den ostmitteleuropäischen Völkern längst nicht so bedeutend waren, wie in der deutschen Forschung immer behauptet wurde.

München

Horst Glassl

Carl Göllner, Die siebenbürgische Militärgrenze. Ein Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1762—1851.

R. Oldenbourg Verlag, München 1974, 264 S. (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 28).

Zur allgemeinen Geschichte der siebenbürgischen Militärgrenze gibt es u. a. auch neuere gründliche Untersuchungen. Daher wendet sich der Vf. der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dieser Verwaltungseinheit zu. Sein Interesse gilt dem Leben der Grenzer mit seinen wirtschaftlichen und sozialen Konflikten. Um die Umstände zu verdeutlichen, die zur Einführung der Grenzorganisation führten, bemüht sich der Vf., der zu den namhaften siebenbürgischen Landeshistorikern gehört, Land und Landesverwaltung eingehend zu beschreiben und die innenpolitischen Kräfteverhältnisse darzustellen. Neben den drei landständischen Nationen, die im Landtag von Siebenbürgen vertreten waren, wird auf die Mehrheit der Siebenbürger, die Walachen, hingewiesen, die keine Vertretung unter den Ständen hatten. Die Einrichtung der siebenbürgischen Militärgrenze erfolgte aufgrund einer kaiserlichen Resolution vom 13. Oktober 1761. Diese Resolution hatte zwar nicht die Zustimmung der Landstände gefunden, aber dennoch haben einflußreiche ungarische Adelige wie G. Bethlen und A. Nemes die Monarchin in ihrem Entschluß bestärkt.

Der zweite Abschnitt des Buches befaßt sich dann mit dem eigentlichen Thema der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Grenzer im 18. Jahrhundert. Gerade die sozialen Verhältnisse in Siebenbürgen waren sehr beklagenswert. Durch die Gründung der Militärgrenze sollten Reformen leichter durchsetzbar sein. Doch auch die Reformvorschläge der neuen lokalen Behörden konnten nicht durchgesetzt werden. Im wirtschaftlichen Bereich widmet sich der Vf. Ackerbau und Viehzucht als dem wichtigsten Zweig. Durch die ungleiche Verteilung des Bodens war die Masse der bäuerlichen Bevölkerung mit zu wenig Land ausgestattet. Die neue Verwaltung in den Militärgrenzdistrikten versuchte eine weitere Zerstückelung des Bodens durch Erbteilung zu verhindern.

Ein Großteil der walachischen Bevölkerung in der Militärgrenze beschäftigte sich mit Viehzucht. Sie waren die Nachkommen der walachischen Wanderhirten. Bei ihrer Sesshaftwerdung hatten sie Schwierigkeiten, geeignete Weideplätze zu erhalten, wenn sie nicht ungarischen Adligen hörig werden wollten. Auch nach der Gründung der Militärgrenze waren ungarische Adelige nicht bereit, für die Viehzüchter geeignete Weideplätze zu verpachten.

Als Wehrbauern beschäftigten sich die Grenzer mit Wachdienst an der Grenze. Dafür mußten sie entlohnt werden. Eine Ausstattung der Grenzbevölkerung mit genügend Land scheiterte an den sozialwirtschaftlichen Gegebenheiten in Siebenbürgen.

Die plötzliche und überstürzte Errichtung der Militärgrenze führte beim Fiskus zu großen Mindereinnahmen. Bereits im Jahre 1763 wurde daher das Steuersystem nach merkantilistischen Methoden umgestaltet. Hauptsteuer wurde die Kopftaxe, welche die Grenzer, da die Abgabe für sie zu hoch angesetzt wurde, nicht bezahlen konnten. Das führte dazu, daß bei den Grenzern kein

gleichmäßiges Steuermaß angesetzt werden konnte. Die Grenzer wurden teilweise härter besteuert als diejenigen, die ihre Steuern an die Provinzbehörden zahlen mußten. Diese schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse führten zu Umsiedlungen meist leibeigener Bauern an die Grenze. Es war beinahe unmöglich, von den Gutsbesitzern die Entlassung der Bauern aus der Hörigkeit zu erreichen. Ebenso schwierig war es, die neu geschaffene Justizverwaltung gegenüber den Provinzialgerichten durchzusetzen.

Ein wichtiges Kapitel bildeten die religiösen Verhältnisse in der Militärgrenze. Der Vf. kommt aufgrund seiner Archivistudien in Siebenbürgen zu der Feststellung, daß die Anweisungen der Wiener Behörden in Fragen der Akatholiken nicht beachtet wurden. Begünstigt wurden ohne Zweifel unter den Rumänen die Angehörigen der unierten Kirche gegenüber den Orthodoxen. Dadurch erscheint die vielgerühmte josephinische Toleranz längst nicht mehr in dem positiven Licht, in welchem sie von den Historikern dargestellt wurde, die nur die Wiener Zentralarchive benutzten.

Die schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse führten zur Massenflucht der Grenzer in die Moldau und Walachei, in den Machtbereich der Hohen Pforte, wo sie von den Hospodaren freundlich aufgenommen wurden.

Der dritte Abschnitt der Darstellung geht auf die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse an der Grenze in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein. Zunächst war es der hohe Blutzoll, den die Napoleonischen Kriege forderten und der die Entwicklung in der Grenze beeinträchtigte. Auch der wirtschaftliche Aufschwung in der Landwirtschaft wirkte sich in der Grenze negativ aus, da die Grenzer diese Produkte teurer kaufen mußten. Die Darstellung schließt mit der Auflösung der Militärgrenze in Siebenbürgen im Zuge der Revolution von 1848 und zwar im Jahre 1851. Für Göllner sind es die sozialen Spannungen, aber auch die nationalen Gegensätze, welche die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 in der Militärgrenze auslösten.

Der Wert dieser wichtigen Darstellung wird noch erhöht durch einen reichen Dokumentenanhang (S. 126—256): Es sind bedeutende Schriftstücke aus den siebenbürgischen Landesarchiven, die für die meisten Historiker schwierig zu erreichen sind. Daneben hat der Vf. auch die großen Zentralarchive in Wien und Budapest benutzt, so daß seine Darstellung ausgewogen ist, und damit einen wichtigen Baustein für die Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts darstellt.

München

Horst Glassl

Die Habsburgermonarchie 1848—1918. Im Auftrage d. Kommission f. d. Gesch. d. österreichisch-ungarischen Monarchie (1848—1918) hrsg. von Adam Wandruszka und Peter Urbanitsch. Bd. 1: Die wirtschaftliche Entwicklung. Hrsg. von Alois Brusatti.

Verlag der Oesterreich. Akademie der Wissenschaften. Wien 1973, XIX und 666 S., Leinen DM 115,—.

Lange bevor es schick war, auf der Nostalgiewelle zu reiten, hat es der österreichische Historiker deutschböhmischer Herkunft, *Hugo Hantsch*, als eine Le-

bensaufgabe betrachtet, den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie seit 1848 eine gerechte Würdigung widerfahren zu lassen, die von sentimentaler Verklärung wie von Entstellungen gleich weit entfernt sein sollte, die Österreich-Ungarn in der jungen Zeitgeschichtsschreibung der Nachfolgestaaten erfahren hatte. Dieses Werk, eine Gemeinschaftsleistung vieler kompetenter Historiker aus West und Ost, ist nunmehr im Entstehen begriffen und der 1. Band, die wirtschaftliche Entwicklung behandelnd, liegt im stattlichen Umfang von 666 Seiten vor. Man darf getrost von einem geglückten Anfang des weitläufigen Gesamtunternehmens sprechen, denn es handelt sich um ein erschöpfendes Compendium der ökonomischen Entwicklung einer in sich geschlossenen Epoche, das keinen Vergleich mit entsprechenden Arbeiten für andere Länder zu scheuen braucht. Im Gegensatz zu entsprechenden deutschen Arbeiten über die wilhelminische Ära — man denke an die Arbeiten H. U. Wehlers und anderer — sind die sozialpolitischen und ideologischen Implikationen der Wirtschaft kaum behandelt, dies dürfte — sicherlich nicht zum Schaden des Werkes — den folgenden Bänden vorbehalten sein.

Das Werk gliedert sich in folgende Großkapitel: 1. Die Stellung der Habsburgermonarchie in der Weltwirtschaft (*Nachum Th. Gross*), 2. Leitlinien der österreichischen Wirtschaftspolitik (*Herbert Matis*), 3. Die österreichische Finanzpolitik (*Josef Wysocki*), 4. Österreichs industrielle Entwicklung (*Herbert Matis, Karl Bachinger*), 5. Quantitative Aspekte der Industrialisierung in Cisleithanien (*Richard L. Rudolph*), 6. Das österreichische Unternehmertum (*Josef Mentschl*), 7. Das Verkehrswesen (*Karl Bachinger*), 8. Währung und Banken in Cisleithanien (*Eduard März, Karl Socher*), 9. Der Binnenhandel und seine Organisation. Der Fremdenverkehr (*Ferdinand Tremel*), 10. Die landwirtschaftliche Entwicklung (*Karl Dinklage*), 11. Ungarns wirtschaftliche Entwicklung 1849—1918 (*Iván T. Berend, György Ránki*), 12. Die wirtschaftliche Entwicklung von Bosnien-Herzegowina (*Kurt Wessely*), 13. Die sogenannte gemeinsame Wirtschaftspolitik in Österreich-Ungarn (*Ákos Paulinyi*); Anhang. Die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften und der Wirtschaftsgeschichte (*Alois Brusatti*).

Um zum kritischen Teil dieser Besprechung zu kommen, so ist zuerst festzustellen, daß der Großteil der Beiträge zwar mit Recht die Gesamtentwicklung der Monarchie im Auge hat, daß dabei aber vielfach die enormen Schwierigkeiten, die sich aus dem recht unterschiedlichen Entwicklungsgrad der einzelnen Kronländer, Königreiche und Provinzen ergaben, mehr als billig in den Hintergrund treten, und damit wenigstens zum Teil die Möglichkeit vertan wurde, die zentralen Existenzprobleme des Staates nach der wirtschaftlichen Seite hin voll auszuleuchten. Im Falle Ungarns ist der m. E. entscheidende Gesichtspunkt zentrifugaler Wirtschaftskräfte voll gewürdigt worden, — und insofern folgt hier das Werk gleichsam dem vorgegebenen Muster der dualistischen Staatskonstruktion. Den Dualismus seit 1867 zu berücksichtigen, ist völlig legitim, schließlich vollzieht sich das weitere Schicksal der Habsburgermonarchie im Zeichen der dualistischen Staatskonstruktion, aber es fragt sich, ob eine realistische Analyse der Wirtschaftskräfte sich damit begnügen darf, den Dualismus als pattern der Darstellung schlichtweg zu übernehmen und lediglich noch

ein ziemlich isoliert dastehendes Kapitel über Bosnien und die Herzegowina einzuschieben? Mit anderen Worten: Kann im Zeitalter des blühenden Nationalismus, der ja sowohl ökonomische Hintergründe wie Folgen hatte, die Entwicklung der böhmischen Kronländer einfach unter dem Aspekt „Cisleithanien“ subsummiert werden und geht nicht, wenn man dies tut, ein wesentlicher Zug der Entwicklung dabei verloren?

Daß es so etwas wie tschechische Autarkiebestrebungen gegenüber Wien gerade auch auf wirtschaftlichem Gebiet gegeben hat, ist bekannt; daß das tschechische und deutsche Bürgertum der böhmischen Länder jeweils auf anderen wirtschaftlichen Grundlagen beruhte, gehört ebenfalls zu den gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnissen. Wenn man solche in Parallele zu Ungarn stehenden Tendenzen unter dem Generalnenner „Cisleithanien“ subsummiert, verzeichnet man m. E. die Entwicklung in der westlichen Reichshälfte in entscheidenden Punkten und begibt sich obendrein, bewußt oder unbewußt, ins Schlepptau der damaligen K. u. K.-Staatsideologie des Dualismus, für den die gravierenden Probleme der tschechischen Wirtschaft und des tschechischen Wirtschaftsnationalismus offiziell kaum existierten. Schlägt man beispielsweise unter dem Stichwort „*Zivnostenská banka pro Čechy a Moravie*“ nach, so wird man erstaunt sein, wie wenig Fundiertes und Konkretes über dieses Hauptinstrument des tschechischen Wirtschaftsnationalismus gesagt wird; und an der einzigen Stelle, die hierzu etwas vermerkt, geschieht dies mit der fatal falschen Feststellung (S. 334), dieses Geldinstitut habe sich zum eindrucksvollsten Symbol der wirtschaftlichen Emanzipationsbestrebungen der „*tschechischen Minorität*“ (gesperrt vom Rez.) entwickelt. Die Tschechen waren in der Donaumonarchie keine „Minorität“, nicht einmal nach der gewaltsamen dualistischen Staatsideologie, geschweige denn in der politisch-wirtschaftlichen Realität und in ihrem Selbstverständnis.

Überhaupt wäre es ratsam gewesen — und damit ist ein zweiter Ansatzpunkt der Kritik angesprochen —, in viel stärkerem Maße als dies geschehen ist, die Flut wichtiger tschechischer Publikationen zur Wirtschafts- und Sozialentwicklung heranzuziehen, die seit 1948 unter marxistischem Aspekt erschienen sind (etwa die Arbeiten von *Jaroslav Purš*), oder man hätte zumindest deren materielle (wenn auch nicht ideologische) Rezeption im „Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder“ (Hrsg. *Karl Bosl*) berücksichtigen müssen; immerhin liegt der hier einschlägige Band III seit 1968 (!) vor. Das gilt auch für die Nichtverarbeitung anderer wichtiger Publikationen des Collegium Carolinum. So kann man etwa über die Wirtschaftspolitik des Neoabsolutismus nicht schreiben, ohne das Buch von *Christoph Stölzl* (die Ära Bach in Böhmen, 1971) zur Kenntnis zu nehmen, denn Stölzl kann bündig nachweisen, daß die Wirtschafts- und Sozialpolitik dieser Epoche trotz guter Ansätze geradezu kläglich an den bereits entfesselten Kräften des Manchesterliberalismus scheiterte. Die Reihe der Versäumnisse dieser Art ließe sich beliebig fortsetzen, doch bleibt zu hoffen, daß in dem geplanten Bande über die Gesellschaftsentwicklung der Monarchie diese Mängel ganz oder teilweise durch Berücksichtigung der Sonderentwicklungen auch in der westlichen Reichshälfte wieder wettgemacht wer-

den können. Denn, um es nochmals allgemein zu formulieren: Das Schicksal des Gesamtstaates hing mindestens ebenso an der Entscheidung der Tschechen wie der Ungarn, denn schließlich waren die Tschechen bis zum Ersten Weltkrieg neben den Deutschen die wichtigste, wirtschaftlich, sozial und politisch am weitesten fortgeschrittene Nation der westlichen Reichshälfte. Der Sammelbegriff „Cisleithanien“, ohnehin nur eine abstruse Verlegenheitsbezeichnung der dualistischen Staatskonstrukteure, verschleiert die wirklichen Lebensfragen des Habsburgerreiches eher als daß er sie klären hilft; dies gilt für den ökonomischen Bereich ebenso wie für alle anderen Gebiete der staatlichen und gesellschaftlichen Entwicklung.

Insgesamt jedoch kann man, ungeachtet der vorausgegangenen kritischen Anmerkungen, den Herausgebern und Verfassern dieses Bandes nur dankbar sein, da im allgemeinen gute Arbeit geleistet wurde und damit eine Fülle von Informationen bereitgestellt ist, von deren jede weitere Forschung über die Donaumonarchie auszugehen haben wird. Man darf auf die nachfolgenden Bände mit Recht gespannt sein.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Ludwig von Gogolák, Beiträge zur Geschichte des slowakischen Volkes III. Zwischen den Revolutionen (1848—1919).

Verlag R. Oldenbourg, München 1972, 193 S. (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 26).

Eine gründliche Forschungsarbeit über die Völker Transleithaniens, deren Entwicklung zur modernen Nation erst dem 19. und 20. Jahrhundert vorbehalten blieb, zählt zu den wichtigen und vordringlichen Aufgaben der Historiographie. Im nunmehr vorliegenden 3. Band schließt der Vf. sein Lebenswerk über die Geschichte der Slowaken mit einer kenntnisreichen und sehr beachtenswerten Leistung im Stile der ideengeschichtlichen Interpretation ab. Seine Untersuchung stellt in breitem Referat den Aufstieg der slowakischen Nation vor, die aus kleinen Anfängen während des Vormärz in der Revolutionsepoche 1848/49 ihren Aufschwung nahm und die schweren Zeiten des Neoabsolutismus überdauerte. Aus der Vielzahl der politischen Bestrebungen hebt der Vf. die maßgebenden ideologisch orientierten Gruppierungen bei den Slowaken hervor und konfrontiert sie mit ihren Antagonisten im national aufstrebenden Magyarentum. Die führenden Persönlichkeiten der Revolutionsära 1848/49 werden im einzelnen genau charakterisiert; besonderes Interesse verdient das tragische Schicksal des Grafen Johann Mailáth. Der Batsche Neoabsolutismus brachte Ungarn die Ära der tschechischen Beamten im slowakischen Volksgebiet, so daß der Aufstieg slowakischer Funktionäre stark behindert wurde. Die bürokratische Überschichtung des Slowakentums durch tschechische Beamte hatte ideologische Konsequenzen: Die fremdsprachigen Beamten dachten nicht daran, die ungarische oder slowakische Sprache zu erlernen, wie schon Julius Miskolczy

betont hat. Sie blieben auch später Teil einer volksfremden Oberschicht. Ein besonders wichtiges Kapitel widmete der Vf. der Persönlichkeit L'udovít Štúrs, dessen tragisches Ende bis heute nicht geklärt ist. Das Hinscheiden des führenden Erneuerers der slowakischen Nation blieb fast ohne Resonanz beim eigenen Volk. Während der Ära des Ausgleichs (1867) verschwand die slowakische Frage gänzlich aus der offiziellen Diskussion, und schließlich konstituierte das von Franz Deák und Baron Josef Eötvös erarbeitete Nationalitätengesetz nur eine „einheitliche und unteilbare magyarische Nation“ als Staatsvolk. In den achtziger Jahren entwickelte sich auf der neugeschaffenen Gesetzesgrundlage die verhängnisvolle Magyarisierungspolitik, der die Slowaken mit der Zipser Petition und durch die Gründung der Matica Slovenská entgegentraten. Da im Nationalitätengesetz (G. A. 44 von 1868) das Bekenntnis zu einer Nationalität lediglich als persönliche Eigenschaft angesprochen wird, dazu Vereins- und Sprachenrechte, blieb es der Auslegung der Verwaltung überlassen, inwieweit slowakische Vereine staatsfeindlicher Einstellung verdächtig seien oder nicht. Großslowakische Sympathien und Russophilie galten als Hauptvorwürfe, die Politiker wie etwa Viliam Pauliny-Tóth zum Überwechseln in die Halbillegalität veranlaßten. Seit Béla Grünwalds Agitation trat die Magyarisierungspolitik in voller Schärfe gegen die slowakische Bewegung auf und inspirierte die Regierung Koloman Tiszas mit dem elitären Kultur- und Machtbewußtsein der ungarischen Rasse. Es ist daher begreiflich, daß die Slowaken besonders nach 1880 in kraftvoller Gegenaktion Verbündete innerhalb und außerhalb Transleithaniens zur Rettung ihres Volkstums suchten. Die slowakischen Führungsgruppen bemühten sich schon seit langem um Anschluß an die tschechischen Parteien, doch erst 1896 kam es in Prag zur Gründung der Československá Jednota. Thomas G. Masaryk hatte als fortschrittlicher Politiker und weitblickender Organisator hierfür bereits während seiner ersten Prager Professorenjahre Schützenhilfe geleistet und das Bündnis mit den Slowaken vorbereitet. Er tat dies in konsequenter Ablehnung der Ansicht Ladislav Riegers, der — noch beherrscht von der Agitation um das böhmische Staatsrecht — einer Zusammenarbeit mit der ungarischen Unabhängigkeitspartei den Vorzug gegeben hatte. Der Aufstieg der slowakischen Politik gelang 1895 auf dem Budapester Kongreß, der auch den Zusammenschluß der Nationalitäten Ungarns gegen die Magyarisierung propagierte. Die führenden Persönlichkeiten des Slowakentums traten während der neunziger Jahre in ihre staatsmännische Karriere ein: Der spätere tschechoslowakische Ministerpräsident Milan Hodža und Pfarrer Andrej Hlinka, der Führer der Slowakischen Volkspartei. Hodža hatte, wie Vf. herausarbeitet, Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten, die von Erzherzog Franz Ferdinand eine Reformpolitik zur Umgestaltung der Donaumonarchie erwarteten. Nach 1910 trat auch Hodža für die tschechoslowakische revolutionäre Agitation ein und spielte in den kritischen Jahren um 1914 eine hervorragende Rolle in der slowakischen Maffia. Am 30. Oktober 1918 schloß sich die Slowakische Nationalpartei bei der Versammlung des Nationalrates in Turčianský Svätý Martin der neugegründeten Tschechoslowakei an. Ohne Widerstand brach die magyarische Herrschaft, deren Nationalitätenpolitik die Do-

naumonarchie in der westlichen Welt aufs schwerste diskreditiert hatte, im alten Nordungarn zusammen. Der Vf. hält die Vorgänge bei der Anschlußdeklaration der Slowaken an den neuen Staat für ungeklärt.

Wie schon ausgeführt, erfaßt die Arbeit Gogoláks die ideengeschichtliche Entwicklung des slowakischen Nationalismus. Trotz gelegentlicher Hinweise auf die soziale Schichtung wird der gesellschaftsgeschichtliche Aspekt nur selten gestreift, obwohl der Vf. im Anhang auf die Statistik des Slowakentums eingeht. Sicherlich geben seine Erläuterungen zum Problem des „schwebenden Volkstums“ manchen Hinweis. Auf die Beurteilung wirtschaftsgeschichtlicher Probleme, wie sie in der modernen ungarischen Fachliteratur vor allem erörtert werden, ist die Arbeit nicht angelegt. Als Leitfaden für eine Ideengeschichte des slowakischen Nationalismus wird sie gewiß willkommene Aufnahme finden.

Fürth/Bay.

Harald Bachmann

Adalbert Toth, Parteien und Reichstagswahlen in Ungarn 1848—1892.

Verlag R. Oldenbourg, München 1973, 383 S., Ln. DM 70.— (Südosteuropäische Arbeiten 70).

Die Erforschung der Parteigeschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie gehört seit langem zu den Desideraten der Historiographie und dies um so mehr, da die sozialgeschichtlich orientierten Untersuchungsmethoden in bedeutendem Maß auf die Struktur der Unterschichten und deren Repräsentation in Wahlrecht und Volksvertretung eingestellt sind. Die Arbeit Toths, eine Dissertation aus der Schule Werner Conzes, stellt einen ersten — wohl gelungenen — Versuch dar, die Parteibildung im Königreich Ungarn seit 1848 (von 1867 bis 1892 im Rahmen Transleithaniens) auf Grundlage ihrer Organisationsformen ab ovo zu verfolgen. Die methodischen Anregungen Theodor Schieders und vor allem Thomas Nipperdeys haben die Forschungsprinzipien und Zielsetzungen der sehr aufschlußreichen Dissertation fühlbar beeinflusst. — Der Vf. stützt sich zunächst auf genaue Untersuchungen zur Quellenlage. Es ist ihm gelungen, sämtliche Protokolle der drei ersten Reichstage (1848/49, 1861, 1865/68) heranzuziehen und auch in der folgenden konstitutionellen Ära sämtliche Wahlvorgänge und Mandatsträger bis 1892 zu eruieren. Parallel laufen seine Untersuchungen zur Frage der Tendenzen, die das ungarische Parteiensystem und die Parteiengeschichte des Landes mit dem europäischen Westen verbinden. Besonders auffällig wirkt die Tatsache, daß die freie Entwicklung der ungarischen ständischen Selbstverwaltung — wie in England — nie vom König eingeschränkt werden konnte. Die ungarische Gentry betrachtete die einzelnen Komitate daher stets als kleine Adelsrepubliken. Hinsichtlich der politischen Tendenzen im Parteiensystem Ungarns stellt der Vf. in seinen wahlsoziologisch orientierten Recherchen eine ganz deutliche Trennung in Rechts und Links fest, wie sie auch in Frankreich in der géographie electorale erarbeitet wurde. Mit vollem Recht weist er darauf hin, daß im vorindustriell or-

ganisierten Ungarn „tendance à gauche“ eine ganz andere Bedeutung hatte als im industriell weiter entwickelten Westen. Hervorzuheben wäre auch das Kapitel, in dem die politische Willensbildung der nationalen Minderheiten im Reiche der Stephanskronen, die Parteientwicklung bei den Siebenbürger Deutschen, den Slowaken, Serben sowie Rumänen, eine recht ausführliche Behandlung erfährt. Die scharf oppositionelle Einstellung der nationalen Minderheiten gegenüber den magyarischen Regierungsparteien hatte zur Folge, daß die Minoritäten während der ersten Jahrzehnte der Franz-Josef-Ära nur zeitweise parlamentarische Fraktionen bilden konnten. Außerparlamentarische Vereinstätigkeit und politische Kooperation mit den führenden magyarischen Gesinnungsparteien beherrschten die Bühne. In einem größeren Abschnitt arbeitet der Vf. die regionale parlamentarische Willensbildung in den einzelnen Landschaften Transleithaniens heraus und stützt sich dabei auf sorgfältige statistische und strukturelle Untersuchungen. In der Schlußbetrachtung wird auf die permanenten Zielsetzungen der staatsrechtlichen Partei Ungarns hingewiesen, auf die „Vollständigkeit des ungarischen Lebens“, wie sie immer wieder propagiert wurde. Die alte Forderung nach einer nationalen ungarischen Armee erscheint wieder, der Kaiser Franz Joseph schließlich im Armeebefehl von Chlopy widersprach. Vf. muß zugeben, daß die staatspolitische Mentalität der Ungarn nicht frei von Intransigenz war. Auch führt er das Ende des alten ungarischen Staates nach dem Ersten Weltkrieg auf die mangelnde Anpassung des magyarischen Volkskörpers an die Idee und Realität des modernen Nationalstaates zurück. Die gründliche Arbeit wird, phänomenologisch betrachtet, einen wichtigen Beitrag für die Erforschung der inneren Geschichte der Doppelmonarchie liefern, deren Strukturkrise mehr und mehr vom Streben nach einem magyarischen Nationalstaat in Transleithanien beeinflusst wurde.

Fürth/Bay.

Harald Bachmann

Diethild Harrington-Müller, Der Fortschrittsklub im Abgeordnetenhaus des österreichischen Reichsrats 1873—1910.

Verlag Hermann Böhlau Nachf. Wien-Köln-Graz 1972, 195 S., brosch. (Studien z. Geschichte d. Österreichisch-Ungarischen Monarchie 11).

Die vorliegende Studie behandelt ein Thema, das über die Problematik des Liberalismus in Österreich hinausgehend Interesse beanspruchen darf, untersucht sie doch die Organisation und Arbeitsweise einer politischen Gruppierung unter den Bedingungen eines Klassenwahlrechts. Die Verfasserin vermag sehr einleuchtend darzulegen, daß auch in Österreich der Begriff der Partei noch sehr unscharf ist und jener organisatorischen Festigkeit ermangelt, die den heutigen politischen Parteien eignet; ebenso wird klar, daß das Klassenwahlrecht mit dazu beitrug, den Abgeordneten eine größere Flexibilität im praktischen politischen Handeln zu sichern, wohingehend bekanntlich voll demokratisierte Parteien mehr dazu neigen, ihre Mandatsträger stärker an die Parteibasis zu binden, — bis hin zu der heute vertretenen extremen Forderung des imperativen Mandats.

Waren die Liberalen des „Fortschrittsklubs“ in dieser Hinsicht besser daran, so wirkte sich derselbe Tatbestand — die relativ große politische Manövrierfähigkeit der einzelnen Abgeordneten — insofern wieder negativ aus, als er die Willensbildung innerhalb der Fraktion (falls man von einer solchen überhaupt sprechen kann) erschwerte oder gar unmöglich machte. Dies zeigte sich sehr deutlich bei politischen Kernfragen, die in den letzten Jahrzehnten der Monarchie immer wieder auf der Tagesordnung standen: Nationalismus, Antisemitismus, soziale Fragen etc. Besonders nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts fand sich der Fortschrittsklub in einem völlig geänderten politischen Kontext, der seine Rückwirkungen auf das Parteiverhalten selbst haben mußte. Die liberalen Forderungen waren weitgehend erfüllt und der Versuch des „jüngeren Fortschrittsklubs“, stärker als bisher auf die nationalen Belange umzuschalten, mußte schon deshalb mißlingen, weil hier die nationaldemokratischen Parteien der verschiedensten Couleurs und Nationen schon aus strukturellen Gründen (kleinbürgerlich-chauvinistisches Wählerpotential!) hier in der Vorhand waren.

Überhaupt wird man sich fragen müssen — und die Autorin ist sich dieser Problematik sehr wohl bewußt — ob es angängig ist, den „Fortschrittsklub“ der 70er Jahre mit dem der 90er Jahre und dem Jahrzehnt nach der Jahrhundertwende zusammen als eine politische Einheit zu betrachten. Die Identität der Bezeichnung scheint eher irreführend. Hier macht schon die Tatsache stutzig, daß nach der Prosopographie der jeweiligen Mitglieder im jüngeren Klub ein starkes Überwiegen der Abgeordneten aus den böhmischen Ländern festzustellen ist, während im älteren Klub in etwa von einem Gleichgewicht mit den Abgeordneten aus den Alpenländern gesprochen werden kann. In diesem Zusammenhang muß auch die Frage gestellt werden, ob sich nicht ein klareres und schlüssigeres Bild des Fortschrittsklubs ergeben hätte, wenn die Herkunft der Abgeordneten aus Brennpunkten des Nationalitätenkampfes stärker berücksichtigt worden wäre.

Ungeachtet dieser Fragen stellt die Arbeit einen wesentlichen Beitrag zur Parteiengeschichte der Donaumonarchie dar. Klarheit und Souveränität der Darstellung verdienen besondere Erwähnung, da dies heute bei wissenschaftlichen Arbeiten leider nicht mehr selbstverständlich ist.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Karl Möckel, Die Prinzregentenzeit. Gesellschaft und Politik während der Ära des Prinzregenten Luitpold in Bayern.

R. Oldenbourg Verlag, München 1972, 607 S. mit 18 Abb., 1 Schaubild und 14 Tabellen.

Seit Karl Bosl im Jahr 1965 in einer anregenden und programmatischen Studie eine Reihe von Gedanken zu einer sozialen und politischen Strukturanalyse Bayerns vor dem Ende der Monarchie vorgetragen hat, gehört die gesellschaftsgeschichtliche Erforschung des 19. Jahrhunderts zu den Schwerpunkten seiner „Schule“ an der Universität München. Dabei geht es letztlich nicht um die Dar-

stellung einzelner sozialer, wirtschaftlicher, kultureller oder politischer Bereiche oder um Faktensammlungen zu Kunst, Bildung, Technik oder Industrie, sondern um die Suche nach dem inneren Zusammenhang der Elemente von Gesellschaft und Staat, um die gesamtgesellschaftlichen und politischen Spannungsverhältnisse, um die Struktur. Der gegenüber manchen Arbeiten der älteren Forschung schwierigere theoretische Ansatz hat zur Folge, daß die praktische Durchführung der Quellenanalyse nicht in jedem Fall überzeugen kann, daß in der Einleitung formulierter Plan und im Hauptteil ausgeführte Darstellung sich nicht immer decken. Wirklich gelungene Strukturanalysen sind eher selten.

Ein hervorragendes Beispiel für eine schlüssige Interpretation der politischen Entwicklung einer Epoche aus ihren sozialen Voraussetzungen ist die anzuzeigende, umfangreiche Dissertation von Karl Möckl. Inhalt und Methode dieser auf breiter Quellenforschung basierenden Arbeit geben ihr eine weit über den bayerisch-landesgeschichtlichen Bereich hinausgehende Bedeutung.

Dadurch, daß der Verfasser die Quellen zur Ära des Prinzregenten Luitpold (1886—1912) anders als bisher befragt, kommt er zu einer, von Bosl 1965 schon angedeuteten Neubewertung dieser allgemein als ruhig und ereignislos eingeschätzten Epoche, bei der neben Kunst und Kultur vor allem die Volkstümlichkeit des Regenten immer wieder als wesentliches Kennzeichen herausgestellt wurde. Möckl charakterisiert die Zeit als „Epoche des Übergangs, der Vermischung, der Unter- und Überlagerung alter und neuer Strukturen, des Verfalls, der verdeckten Krisen, der Herausbildung zukunftsweisender Grundelemente, und eines unauffälligen, allmählichen Wandels im öffentlichen und privaten Leben“ (S. 549).

Der Untertitel des Buches bezeichnet sehr genau den Inhalt. Allerdings durchbricht der Verfasser immer dann den vorgegebenen zeitlichen Rahmen, wenn zur Erläuterung von Gefügeverschiebungen der Blick auf längere Entwicklungslinien notwendig ist, vor allem auf den Gebieten Verfassung, Kirche und Staat, Regierungspraxis. Im einzelnen wird dem „gesellschaftlichen Wandel auf dem Hintergrund der politischen Entscheidungen“ (S. 15) in folgenden Bereichen nachgegangen: Entwicklung der Verfassung, Entstehung neuer politisch-sozialer Gruppierungen (Schwerpunkt ist hier die Bayerische Patriotenpartei, die linksliberale und die sozialdemokratische Bewegung stehen etwas im Hintergrund), Verhältnis der neuen Kräfte zur überkommenen Führungsschicht, Beziehung zwischen Staat und Kirche, Problem der Integration der verschiedenen Bevölkerungsschichten in den Staat, Stellung Bayerns im Deutschen Reich, Wahlrechtsfrage.

Verfassungsgeschichtlicher Ausgangspunkt Möckls ist die wachsende Diskrepanz zwischen Verfassungsnorm und Verfassungswirklichkeit im Bayern des 19. Jahrhunderts: die absolute Betonung des monarchischen Prinzips 1818 erforderte einen so starken König, wie es nicht einmal Ludwig I. gewesen ist. Das verfassungsmäßig unverantwortliche Kabinettssekretariat rückte in den Freiraum und konnte in dem Maße an Macht gewinnen, wie die Regierungsfähigkeit der Herrscher abnahm. Der Leiter dieser Geheimkanzlei wurde zum wichtigsten und mächtigsten Mann in Bayern.

Sozialgeschichtlicher Ausgangspunkt ist die Darstellung der im inneren stark differenzierten, nach unten sich jedoch immer mehr abschließenden bayerischen Führungsschicht, die aus dem rechten Flügel der alten Liberalen, der Bürokratie, dem Offizierkorps, der hohen Geistlichkeit und den Hofkreisen zusammengewachsen war. Dieser sich mit dem Staat identifizierenden und elitären, nationalliberal, kleindeutsch und reichstreu denkenden sowie protestantisch geprägten Gruppe, die eine Regierung trug, die spätestens seit Einsetzung der Regentschaft die Krone für ihre politischen Ziele benützte, trat seit der Politisierung breiter katholischer Kreise im Kulturkampf die unterprivilegierte Mittel- und Unterschicht des Volkes entgegen; wirkungsvollstes Sammelbecken wurde die Bayerische Patriotenpartei, das spätere Bayerische Zentrum. Wegen der Integration des hohen Klerus in die Führungsschicht kann diese Bewegung im Kulturkampf noch keine Erfolge erzielen.

Die Erstarkung des von der steigenden Einsicht in die konfessionelle, wirtschaftliche und politische Bevormundung geprägten Bewußtseins der katholischen Mittel- und Unterschicht wird — nach Möckl — besonders auf dem Bayerischen Katholikentag in München 1889 deutlich, um dessen Zustandekommen sich vor allem Konrad Fischer („Münchener Fremdenblatt“) und Fürst Karl zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg bemüht hatten und bei dem kein bayerischer Kirchenfürst anwesend war. Die Versammlung dokumentiert die Bewegung breiter katholischer Kreise gegen liberales Bürgertum und Bürokratie und gegen deren Machterhaltungsstrategie. (Zu Teilnehmerzahl — Möckl spricht von 12—15 000 —, sozialer Zusammensetzung des Publikums und Verlauf der Versammlungen am 23. September 1889 vgl. auch die Akten der Polizeidirektion München, Staatsarchiv München Pol. Dir. 998, mit dem ausführlichen Bericht des die Versammlung überwachenden Polizeirats, der als Teilnehmerzahl 8 500 angibt.)

Der Volksbewegung parallel lief eine Verschiebung innerhalb von Partei und Fraktion, wobei der linke Zentrumsflügel allmählich in die Führungsstellen einrückte und dabei die stark an die Ministerialpolitik gebundenen Kräfte verdrängte (Rittler, Bucher, Preysing, Hertling). Eine besondere Rolle an der Basis wird dem niederen Klerus („rote Kapläne“) zugesprochen.

Die sich verstärkenden Angriffe von unten beantwortete die Führungsschicht mit weiterer Ideologisierung ihrer staatstragenden Funktion. Eine substantielle Schwächung konnte dadurch nicht verhindert werden, vielmehr wurde diese durch unklare Entscheidungsstrukturen im Regierungsapparat und durch oligarchische Verfälschungen noch vermehrt. Um für die in Bayern schwindende Machtbasis einen Ausgleich zu schaffen, war eine Annäherung an Berlin unvermeidlich. Nach 1890 kann so von einem bayerischen Partikularismus auf Regierungsebene keine Rede sein; nur in der Mittel- und Unterschicht läßt sich Reichsverdrossenheit nachweisen.

Ausführlich geht Möckl in diesem Zusammenhang auf die Auseinandersetzungen um die Reform der Militärstrafgerichtsordnung in den 90er Jahren ein. Inkonsequenz und Nachgiebigkeit der bayerischen Regierung gegenüber den auf militärischem Sektor besonders starken unitarisch-zentralistischen Tenden-

zen Preußen-Deutschlands werden an diesem Beispiel ebenso deutlich wie die politische Einflußlosigkeit der Mittel- und Unterschichten. Obgleich nämlich Prinzregent, Landtag und eine breite öffentliche Meinung für die Beibehaltung der liberalen und fortschrittlichen bayerischen Militärstrafgerichtsordnung von 1869 eintreten, konnte Preußen 1898 seine reaktionär-militärischen Vorstellungen voll verwirklichen und außerdem durch die Nichtachtung formellen bayerischen Reservatrechts die Grundlagen des föderalistischen Staates verletzen.

Wie sehr sich die Dinge gewandelt hatten wird deutlich, wenn man z. B. das Verhalten der bayerischen Regierung bei den Auseinandersetzungen mit Preußen Anfang der 70er Jahre um die Einführung einer neuen Ehrengerichtsverordnung für Offiziere mit den Vorgängen 1890—1898 vergleicht. Gelang es damals dem verantwortlichen Kriegsminister (Pranckh) mit unnachgiebiger Härte aus föderalistischem Selbstbewußtsein heraus fortschrittliche bayerische Einrichtungen nicht nur zu bewahren, sondern sogar auf das Reich zu übertragen, so tritt 1898 gerade der bayerische Kriegsminister (Asch) für die Übernahme der preußischen Vorstellungen ein. Dem nationalliberalen, stark an Preußen orientierten bayerischen Offizierkorps kommt in diesem Zusammenhang eine wichtige Bedeutung zu. Bewußtseinssoziologisch betrachtet war dieses Offizierkorps ja bereits über die gesellschaftliche Oberschicht Bayerns hinausgewachsen.

Der politische Kampf der oppositionellen Gruppierungen in Bayern erreichte 1899 mit dem pragmatischen Wahlbündnis zwischen den seit 1893 im Landtag vertretenen Sozialdemokraten und dem Zentrum einen überraschenden Höhepunkt. 1906 wurde, auch durch die klug ausgleichende Politik Podewils, die Wahlrechtsreform möglich. Für den Verfasser kommt dieses Gesetz 10 Jahre zu spät und stärkt durch das relative Mehrheitswahlrecht den Aufstieg des aristokratisch-hochklerikal-konservativen Flügels im Zentrum. Hier ist zu fragen, ob diese Auswirkung einer Demokratisierung nicht eher darauf hinweist, daß dem linken Zentrumsflügel eine eigentliche Massenbasis fehlte. Richtig ist zweifellos, daß die Integration der führenden Konservativen in die Oberschicht gelungen war und sich mit dem Regierungsantritt des Hochkonservativen Hertling 1912 die politisch-gesellschaftlichen Gegensätze wieder verschärften. Die weitere Entwicklung läuft m. E. nicht ganz so geradlinig auf die Revolution zu, wie Möckl es formuliert (S. 558). Vielleicht sollte man besser von sozialen Dispositionen der Revolution von 1918 sprechen.

Möckls Arbeit, die durch ein umfangreiches Literaturverzeichnis, sorgfältig zusammengestellte Register und 18 Karikaturen aus Zeitschriften bzw. bislang unveröffentlichte Porträt- und Gruppenskizzen von Fritz August von Kaulbach ergänzt wird und mit einer sehr guten Zusammenfassung (S. 549—559) schließt, ist ein vorbildliches Beispiel für eine gesellschaftsgeschichtliche Darstellung: Quellenmaterial wird weder zum Beweis an die Geschichte herangetragen, noch werden die Akten lediglich narrativ wiedergegeben, sondern die scharfsinnigen Schlußfolgerungen des Verfassers ergeben sich überzeugend aus der kritischen Analyse der geschichtlichen Dokumente.

Brünn, Olmütz, Preßburg — drei Universitätsjubiläen

Universitas Brunensis 1919—1969. Edidit Universitas Purkyniana Brunensis. Editionem curaverunt O. Borůvka, F. Hejl, J. Macůrek, J. Sajner.

Brünn 1969, 423 S., Aufl. 1200 Expl.

Dějiny university v Brně [Geschichte der Universität in Brünn]. Universita J. E. Purkyně v Brně, 1969. Autoorenkollektiv: M. Bednaříková, F. X. Halas, F. Jordán, Z. Konečný, F. Mainuš, J. Mlýnský.

Brünn 1969, 429 S., 14 S. Bildbeil., Aufl. 1200 Expl.

Pätdesiat rokov univerzity Komenského [50 Jahre Comenius-Universität]. Red. Prof. PhDr. B. Varsík DrSc.

Preßburg 1969, 632 S., 48 S. Bildbeil., Aufl. 1200 Expl.

Kapitoly z dějin Olomoucké university 1573—1973 [Kapitel aus der Geschichte der Olmützer Universität 1573—1973]. Red. J. Navrátil.

Ostrau 1973, 371 S., Aufl. 3000 Expl.

1918 gehörte zu den ersten Aufgaben, zu deren Verwirklichung die Nachfolgestaaten der Donaumonarchie schritten, die Errichtung der zu Österreichs Zeiten erfolglos geforderten Universitäten: Jugoslawien errichtete eine Universität mit slowenischer Unterrichtssprache in Laibach, die Tschechoslowakei eine slowakische Universität in Preßburg und eine zweite tschechische Universität in Brünn.

In Preßburg hatte die ungarische Regierung knapp vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges die Elisabeth-Universität mit madjarischer Vorlesungssprache errichtet. Die hier sechs Jahre später vom tschechoslowakischen Staat ins Leben gerufene Comenius-Universität vermeidet bewußt nicht nur jede personelle Anknüpfung, sondern beruht auch auf anderen rechtlichen Grundlagen: ihrer Organisation, ihrer Studien- und Prüfungsordnung wurde das österreichische Hochschulrecht zugrundegelegt.

Die Preßburger Festschrift, die eine lediglich fünfzigjährige Geschichte zu überblicken hat, ist, abgesehen von der Darstellung des Hochschulstudiums in der Slowakei in der Vorkriegszeit, rein fachlich gegliedert: medizinische, juristische, philosophische, naturwissenschaftliche, pharmazeutische, pädagogische Fakultät und Fakultät für körperliche Erziehung. Während die ersten drei Fakultäten auf die Gründungszeit zurückgehen, ist die naturwissenschaftliche Fakultät erst 1940 errichtet worden, bei den drei übrigen Fakultäten handelt es sich um Neugründungen der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg; die pädagogische Fakultät befindet sich seit 1966 in Tyrnau (Trnava).

Bei einem Teil der Berichte handelt es sich um Kollektivarbeiten, andere Fakultäten haben Bearbeiter für alle an ihnen vertretenen Fächer und für den gesamten Zeitraum gefunden. Prof. Varsík, in dessen Händen die Gesamtdredaktion lag, ist auch der Verfasser des geschichtlichen Überblicks über das Hochschulstudium in der Slowakei vor dem Jahre 1919.

Die Festschrift läßt die personellen und finanziellen Schwierigkeiten der Zwischenkriegszeit deutlich erkennen. Die nationalen Spannungen — tschechische Vorlesungen der meist tschechischen Professoren vor slowakischen Studenten — finden kaum Erwähnung. Die Jahre des Zweiten Weltkrieges, während des Bestehens der Slowakischen Republik, in der die Bezeichnung „Comenius-Universität“ durch „Slowakische Universität“ ersetzt war, werden nur kurz gestreift. Die behutsamen Andeutungen über die Jahre nach 1948 mit ihrer „Assistentokratie“, den Experimenten nach chinesischem Muster und den Säuberungen des Lehrkörpers — die Rechtsfakultät verfügte eine Zeitlang über keinen einzigen Professor, die Vorlesungen wurden ausschließlich von Dozenten und Assistenten gehalten — haben inzwischen zu einer Kritik durch die Fakultät geführt, die die Darstellung der Periode des Aufbaues des Sozialismus als nihilistisch bezeichnet hat (Právny obzor 1974, S. 200).

Gleichfalls dem 50jährigen Bestehen sind die beiden Festschriften der Brüner Universität gewidmet, die 1919 zur Würdigung der Verdienste des ersten Präsidenten der Republik auf wissenschaftlichem und pädagogischem Gebiet und in Anerkennung seiner Verdienste um ihre Entstehung“ als Masaryk-Universität errichtet wurde, heute aber den Namen des tschechischen Naturwissenschaftlers Purkyně trägt. Beide Bände unterschieden sich in Anlage und Zielsetzung: Der fremdsprachige, für ausländische Leser berechnete Band gibt unter fast völligem Verzicht auf die Erörterung organisatorischer und pädagogischer Fragen eine Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen Brüner Professoren und ihrer Bedeutung im internationalen wissenschaftlichen Leben, die die Brüner Universität über das Niveau einer Provinzuniversität hervorhob und zu einer ernsten Konkurrentin der Prager Schwesteruniversität werden ließ. Dies gelingt besonders eindrucksvoll für die „Brüner rechts- und wirtschaftswissenschaftliche Schule“ und ihre philosophischen Grundlagen (Kubeš, Bulín) und für die Pflege der Historiographie (Dřmal, Macůrek, Hejl). Dem internationalen Leserkreis entsprechend, an den sich das Buch wendet, sind die Beiträge teils in englischer Sprache (naturwissenschaftliche und medizinische Fakultät, Philosophie, klassische Philologie), teils französisch (Geschichtswissenschaften, Kunst), russisch (Slawistik, pädagogische Fakultät) oder deutsch (westeuropäische Philologie, juristische Fakultät, pharmazeutische Fakultät) abgefaßt.

Demgegenüber ist der tschechische, allerdings auch mit einem 15seitigen französischen Resümee ausgestattete Band chronologisch aufgebaut. Auf einen Überblick über die mährischen Vorläufer der Brüner Universität, der die alte Rivalität zwischen Brünn und Olmütz erkennen läßt, folgt eine eingehende Darstellung der Bemühungen um die Errichtung einer zweiten tschechischen Universität, die dadurch systematisch vorbereitet wurde, daß zwischen 1908 und 1914 an der Prager tschechischen Universität 52 Habilitationen erfolgten. Im dritten Kapitel wird die Entwicklung der Masaryk-Universität von ihrer Gründung — Gründungsrektor war der Finanzwissenschaftler Karel Engliš — bis zur Schließung der tschechischen Hochschulen im Protektorat und im 4. Kapitel die Geschichte der Universität seit dem Zweiten Weltkrieg dargeboten. Hier überwiegt die Darstellung der organisatorischen und administrativen Maß-

nahmen, des pädagogischen Wirkens und der Bedeutung der Universität für das kulturelle und öffentliche Leben des Landes.

War nach dem Ersten Weltkrieg durch die damaligen Sparmaßnahmen der Regierung, aber auch durch die Angst vor einer Überproduktion an Intelligenz vor allem der Fortbestand der philosophischen Fakultät gefährdet, so war es nach dem Zweiten Weltkrieg der Mangel an politisch zuverlässigen Professoren, der zur Schließung der juristischen Fakultät führte, und das Streben, die Ausbildung der Lehrer aller Kategorien an pädagogische Hochschulen zu verlegen, der die vorübergehende Abtrennung der eben erst errichteten pädagogischen Fakultät zur Folge hatte. 1939 hat die Vertreibung der tschechischen Professoren aus der Slowakei zu einer Vermehrung des Lehrkörpers um 16 ehemalige Professoren der Preßburger Universität geführt, 1945 verringerte sich ihr Stand durch die Ausschließung wegen Kollaboration und weitere drei Jahre später durch Suspendierungen und Entzug der *venia legendi*. Von der Säuberung unter den Hörern wurden 1948 45 % der Rechtshörer, 28 % der Studenten an der philosophischen, 27 % der Hörer an der naturwissenschaftlichen Fakultät und 21 % der Medizinstudenten betroffen. Mit 3 472 Hörern erreichte die Universität ihren Höchststand vor dem Zweiten Weltkrieg, im Studienjahr 1947/48 waren es 7 100, 1960/61 nur noch 2 668, 1966/67 aber wieder 4 475.

Der 400. Jahrestag der Gründung und gleichzeitig der 200. Jahrestag der Umwandlung der ursprünglichen Jesuitenschule in Olmütz in eine weltliche Hochschule war Anlaß für das Erscheinen eines von einem zahlreichen Mitarbeiterkollektiv unter der Redaktion von Dozent Dr. Jan Navrátil CSc herausgegebenen geschichtlichen Überblicks. Die Aufhebung der Olmützer Universität in den zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ihre Wiedererrichtung nach dem Zweiten Weltkrieg führt notwendigerweise zu einer Zweiteilung der Arbeit in einen der alten Universität (1573—1873) und einen der Palacký-Universität (1946—1972) gewidmeten Teil.

Der erste, rund 100 Seiten umfassende Teil gibt einen durch zahlreiche Reproduktionen bereicherten Überblick über die Entwicklung der Hochschulorganisation und eine nach Wissensbereichen gegliederte Darstellung (unter Ausklammerung der Theologie) bis zur Schließung der philosophischen Fakultät im Jahre 1851, der juristischen Fakultät im Jahre 1856 und des medizinisch-chirurgischen Studiums mit Ablauf des Studienjahres 1873/74. Hier erfährt der Leser kaum mehr, als aus den Arbeiten d'Elverts und Trapls bekannt ist.

Wesentlich mehr Platz ist der nicht viel mehr als ein Vierteljahrhundert umfassenden Geschichte der heutigen Palacký-Universität eingeräumt, die, wie die Präambel zum Errichtungsgesetz betont, zur Wiedergutmachung der „feindlichen Akte der österreichischen Regierungen gegen die altehrwürdige Olmützer Universität“ 1946 als vollständige Universität mit vier Fakultäten wiedererrichtet wurde. Die vorgesehene juristische Fakultät trat allerdings nie ins Leben, die theologische Fakultät wurde 1950 geschlossen (ihre kurzfristige Wiedererrichtung 1968 vollzog sich außerhalb des Universitätsverbandes). Nach Errichtung einer pädagogischen Hochschule wurde 1955 auch die philosophische

Fakultät geschlossen, so daß die Palacký-Universität eine Zeitlang nur aus der medizinischen Fakultät bestand. Nach Verschmelzung beider Olmützer Hochschulen, 1958, bestand eine gesellschaftswissenschaftliche (später wieder als philosophisch bezeichnete) und eine naturwissenschaftliche Fakultät, seit 1964 auch eine pädagogische Fakultät. Dieser organisatorische Zickzackkurs erschwert naturgemäß eine übersichtliche Darstellung der einzelnen Disziplinen.

Eine Zäsur in der personellen Entwicklung stellen die Jahre 1969/70 mit ihren Säuberungsaktionen dar, von denen insbesondere die philosophische Fakultät betroffen wurde, die als das „Zentrum der Rechtskreise“ bezeichnet wird und an der eine Reihe von Resolutionen zur Unterstützung progressiver Kräfte beschlossen wurde. Die Lehrstühle für Marxismus-Leninismus, von denen gesagt wird, daß sie ihrer Sendung untreu geworden seien, wurden beseitigt und alle Mitarbeiter entlassen.

Die vier Bände stellen nicht nur einen sehr wesentlichen Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte dar, sondern bieten auch eine Fülle bisher unerschlossenen biographischen Materials. So enthält die Brüner Festschrift ein Verzeichnis der Akademischen Senate und Wissenschaftsräte, der Institute und ihrer Vorstände, ein nach Fakultäten gegliedertes Verzeichnis der Professoren und Dozenten der Jahre 1919—1968 und schließlich die Liste der während der Protektoratszeit hingerichteten oder umgekommenen 58 Lehrer, Hörer und Bediensteten der Universität. Das 88 Seiten umfassende Personenverzeichnis der Olmützer Festschrift enthält die Liste der Rektoren, Dekane, Direktoren und Professoren, getrennt für den Zeitraum bis 1773, für die Jahre 1774—1946 und seit diesem Jahre, und zwar jeweils unter Angabe des Geburtstages und Geburtsortes, ihres Fachgebietes und der Zeit ihres Wirkens an der Olmützer Universität bzw. dem Lyzeum, der theologischen Fakultät oder der medizinisch-chirurgischen Lehranstalt. Der Preßburger Festschrift fehlt leider ein Personenverzeichnis.

Linz

Helmut Slapnicka

Rudolf Urban, Die Tschechoslowakische Hussitische Kirche.

Verlag J. G. Herder-Institut, Marburg/Lahn 1973, VIII, 327 S., 4 Karten, 3 Bildtafeln (Marburger Ostforschungen im Auftrage des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates 34).

Die tschechoslowakische Nationalkirche oder, wie sie sich seit 1971 nennt, die tschechoslowakische hussitische Kirche ist in konfessionskundlicher und theologischer Hinsicht schwer einzuordnen, da verschiedene, zum Teil stark divergierende Motive zu ihrer Gründung geführt haben. Von der Reformbewegung innerhalb des römischen Katholizismus ausgehend reicht die Skala theologischer Orientierungsversuche vom Interesse für die altkirchliche, in den orthodoxen Kirchen lebende Tradition über die Erinnerung an hussitisches Erbe bis hin zu innerhalb des römischen Katholizismus ausgehend, reicht die Skala theologischer Probleme in den ersten Jahren der Konsolidierung gegenüber nationalen und politischen Erwägungen in den Hintergrund. Im Bestreben, eine von Rom mehr

oder weniger unabhängige Kirche ins Leben zu rufen mit einem Patriarchen an der Spitze, orientierten sich die Wortführer der Reformbewegung zunächst an dem Modell der östlichen Orthodoxie, die aus einer Gemeinschaft autonomer und autokephaler Kirchen besteht, unter denen die slawischen Kirchen wiederum einen hervorragenden Platz einnehmen. Im Sinne der romantischen Kyrillo-methodäischen Idee hätte sich eine tschechoslowakische gut in die Reihe dieser ebenfalls stark national geprägten Kirchen eingefügt, zumal die Slawenmission der beiden Brüder aus Thessaloniki von ihrem Boden ausgegangen war. Um eine wirkliche Vereinigung mit der Orthodoxie zu erreichen, fehlte es jedoch den Initiatoren an Kenntnissen von deren Wesen. Ihre Vorstellungen von der Lehre, vom Gottesdienst und vom Kirchenrecht waren weithin mit der orthodoxen Überlieferung schlechterdings unvereinbar, denn eine Wurzel der nationalkirchlichen Bewegung ist im sogenannten Modernismus der Jahrhundertwende zu suchen. Eine gewisse Unklarheit in der Theologie ließ alle Versuche, Anschluß an den Altkatholizismus einerseits oder den Protestantismus andererseits zu finden, schnell scheitern. Erst in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ist unter der Führung des modernen Theologen Zdeněk Trtík eine Konsolidierung in der theologischen Aussage, die eine Abkehr von einem liberalen, unitarischen Christentum und die Hinwendung zu einem Kirchentypus reformatorischer Prägung darstellt, zu beobachten. Sie findet in der Hinzufügung des Wortes „Hussitisch“ zum Namen ihren deutlichen Ausdruck. Die Aufnahme in den Weltkirchenrat 1964 und der Austritt aus dem unitarisch orientierten Weltbund für religiöse Freiheit (International Association for Religious Freedom) 1969 zeigen, daß hier eine Wende stattgefunden hat. Wenn diese Kirche auch kaum eine Ausstrahlung über Böhmen hinaus gehabt hat, schon in Mähren hatte sie weniger Anklang gefunden und in der Slowakei blieb sie ohne Bedeutung, so verdient sie als Erscheinung des religiösen und nationalen Lebens Interesse. In der letzten, neu bearbeiteten Auflage der bekannten Konfessionskunde von K. Algermissen wird sie bemerkenswerterweise nur flüchtig erwähnt und nicht mehr eigens behandelt.

In dem vorliegenden Werk stellt nun Rudolf Urban, Mitarbeiter des Herder-Instituts in Marburg und guter Kenner der Tschechoslowakei, die Entstehung und Entwicklung dieser Kirche bis in die jüngste Vergangenheit hinein dar. Es geht auf die Dissertation des Verf. zurück, die 1938 in Leipzig unter dem etwas weitläufigen Titel „Die slawisch-nationalkirchlichen Bestrebungen in der Tschechoslowakei mit besonderer Berücksichtigung der tschechoslowakischen und der orthodoxen Kirche“ in den von R. Trautmann herausgegebenen Slawisch-baltischen Quellen und Forschungen als Heft IX erschienen war. Wenn der Aufbau des Werkes im großen und ganzen gleichgeblieben ist, so weist die Neuausgabe beträchtliche Änderungen und Ergänzungen auf, so daß sie mehr als nur eine zweite Auflage ist. Einige Abschnitte wurden umgestellt, längere im vollen Wortlaut zitierte Dokumente aus der Darstellung herausgenommen und zu einem dokumentarischen Anhang, der die Jahre 1918—1968 umfaßt, zusammengestellt, wodurch die Übersichtlichkeit und Lesbarkeit des Ganzen nur gewonnen hat. Einige mehr zeitbedingte, inzwischen überholte oder in ihrer

Härte kaum noch haltbare Urteile sind aufgegeben worden. Neu ist vor allem die Schilderung des Geschickes der Kirche während des Zweiten Weltkriegs und in den Nachkriegsjahren. Aber auch in die Darstellung der ersten Jahrzehnte von 1918—1938 wurde neues Material eingearbeitet. Der Verf. stützte sich dabei in der Hauptsache auf Zeitschriften und Periodika, von denen manche sicher nur mit großer Mühe zu erhalten waren, Archive dürften aus verschiedenen Gründen kaum zugänglich sein. Die Quellen selber kommen ausgiebig zu Wort, im Druck deutlich von Darstellung und Deutung abgehoben. In sieben Kapiteln wird der Gang der Entwicklung von den ersten Anfängen der Reformbewegung bis zu den letzten Ereignissen im Jahr 1972 verfolgt. Die Aktivitäten der einzelnen Wortführer und späteren Patriarchen sowie die Abfolge der sogenannten Kirchenkonzilien bilden den chronologischen Rahmen dafür. Im 4. Kapitel wird gleichsam wie in einem Exkurs der konservative Seitrieb der Reformbewegung, die orthodoxe Kirche in der Tschechoslowakei, geschildert. Für Religionssoziologen bringt das 8. Kapitel über „die organisatorische und zahlenmäßige Entwicklung der Tschechoslowakischen Kirche“ eine Fülle von gut belegtem, aufschlußreichem Material, wohingegen das 9. Kapitel ganz den „theologisch-weltanschaulichen Grundlagen“ gewidmet ist. Die „Beziehungen“ zum Staat, zu anderen Kirchen und zur Ökumene sind der Inhalt des letzten, 10. Kapitels.

Betrachtet man den Ausgangspunkt der tschechischen Reformbewegung, so fühlt man sich in manchem *mutatis mutandis* an Erscheinungen innerhalb des heutigen Katholizismus erinnert, neben den berechtigten Forderungen nach sinnvollen Reformen auf den Gebieten des Gottesdienstes und des Kirchenrechts machten sich Auflösungstendenzen innerhalb der überkommenen Kirchlichkeit und rationalistische Aushöhlung und Umdeutung theologischer Begriffe bemerkbar. Nach und nach gewannen die Revolutionäre die Oberhand über die Reformwilligen, die sich entweder enttäuscht zurückzogen und der alten Kirche unterwarfen oder, wie die Gruppe um Matěj Pavlík, dem späteren ersten tschechischen orthodoxen Bischof, Aufnahme in die Ostkirche fanden. Er war vom liberalen zum konservativen Flügel übergewechselt, nachdem er die ostkirchliche Tradition kennengelernt hatte. Zunächst schien auch er keine klaren Vorstellungen von ihr gehabt zu haben, wenn er glaubte, die Frage der Wiederverheiratung verwitweter Priester könne binnen Jahresfrist auf einem ökumenischen Konzil gelöst werden. Diese Frage ist bis heute offen und ein Konzil der gesamten Orthodoxie ist nach einigen Plänen wieder in weite Ferne gerückt. Eine Vereinigung mit der orthodoxen Kirche konnte es nur auf der Grundlage vorbehaltloser Anerkennung ihrer Lehre geben, ein Verhandeln über Kompromisse war von vornherein ausgeschlossen. Bischof Gorazd erkannte dies und trennte sich von der radikalen Gruppe, die nun ihren eigenen Weg beschritt. Irreführend war dabei die Beibehaltung theologischer Begriffe, die neu interpretiert oder mit einem neuen Sinn unterlegt wurden, um die Gläubigen nicht von Anfang an abzuschrecken. Im Vollzug des Gottesdienstes schienen sie konservativer zu sein als in der Lehre. Einerseits wird der Opfercharakter der Eucharistie gelehrt, andererseits wird der Altar Opfertisch genannt. Offiziell

verzichtete man auf die apostolische Sukzession, behielt aber eine Art Hierarchie mit einem Patriarchen an der Spitze bei, ja, man suchte gültige Weihen zu erlangen. Dabei schreckte man nicht vor einem fragwürdigen Weg zurück, indem sich der Patriarch Procházka und Bischof Stejskal insgeheim von einem „episcopus vagans“ unklarer Herkunft, Louis C. Winnaert, die Weihe erteilen ließen. Der eigentliche Gründer der tschechoslowakischen Kirche Karel Farský versteht die traditionelle Christologie offensichtlich falsch, wenn er ihr unterstellt, sie lehre zwei Personen in Jesus Christus, wo ausdrücklich von der Zwei-Naturenlehre die Rede ist (S. 246). Bemerkenswert ist auch die Parallele zu Lehren der Deutschen Christen, auf welche der Verf. hinweist (S. 131, 148, 271).

Der Verf. weiß seine Urteile gut zu untermauern, wenn er auch in manchen Fragen zu pragmatisch vorgeht, z. B. in der Erklärung der Motive von Priestern für ihre Konversionen. Auch die Bedeutung der serbischen Kirche sieht er nicht ganz richtig. Ihr Engagement in der Tschechoslowakei hatte sicher auch missionarische Motive und ging von korrekten kirchenrechtlichen Vorstellungen aus, da sie Rechtsnachfolgerin des dalmatinischen Bistums war, zu dessen Jurisdiktion die orthodoxen Gemeinden auf dem Gebiet der späteren Tschechoslowakei gehört hatten. Auch in den theologischen Begriffen fehlt ihm bisweilen eine gewisse Prägnanz. Zwischen den ökumenischen Konzilien und Landessynoden ist zu unterscheiden. Einige der letzteren haben im orthodoxen Kirchenrecht zwar kanonische Geltung erlangt, in der Regel aber haben sie nur lokale Bedeutung. Es spricht daher für eine sektiererische Selbstüberschätzung, wenn die Tschechoslowakische Kirche ihre Synode mit den alten Konzilien vergleichen will (S. 118). Irreführend ist weiterhin der Ausdruck autokephal für die durch Usurpation und unter Hintansetzung aller Tradition erreichte Selbständigkeit (S. 135). Sie erinnert an die Art und Weise, auf welche sich die ukrainische orthodoxe Kirche zu emanzipieren suchte, als sie sich durch Handauflegung von Priestern und Laien einen Metropoliten „selbst weihte“. Die Autokephalie wird in der Regel von der Mutterkirche verliehen und von den anderen Kirchen durch Anerkennung bestätigt. Mit diesem Schritt hat sich die Tschechoslowakische Kirche selbst isoliert. Unter Exorzismen versteht man die Beschwörung dämonischer Mächte bei der Taufe, aber keine Ansprachen an die Täuflinge (S. 49). In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß schon früher, nach einem Rituale Romanum für die Erzdiözese Prag von 1872 zu urteilen, die Fragen an Paten und Verlobte in der Volkssprache, deutsch oder tschechisch, wiederholt werden durften. In diesem Falle war das Zugeständnis der Ritenkongregation (besser als Rituskongregation) nicht gerade groß! Im allgemeinen werden von den orthodoxen Kirchen nicht nur die anglikanischen, sondern auch die katholischen Weihen anerkannt (S. 105).

Zum 4. Kapitel seien einige Ergänzungen gestattet, wenngleich die Geschichte der Tschechoslowakischen Kirche davon nicht oder höchstens nur ganz am Rande berührt wird. Dem Verf. ist es geglückt, die äußerst verworrenen Verhältnisse in der Ostslowakei und der Karpatoukraine klar darzustellen. Drei orthodoxe Jurisdiktionen, Konstantinopel, das serbische Patriarchat und die russische Auslandskirche, befahdeten sich gegenseitig und betrieben Proselytismus auf Kosten der griechisch-katholischen Kirche.

Es ist nicht immer leicht, die Familiennamen orthodoxer Bischöfe zu ermitteln, um Verwechslungen vorzubeugen.

Ebenso ist es umstritten, ob man die Namen nach der wissenschaftlichen Transliteration, in der griechischen oder der deutschen Form wiedergeben soll. Der Einheitlichkeit halber sollte man sich für eine der drei genannten Möglichkeiten entscheiden. Folgende Namen seien ergänzt oder richtiggestellt: Patriarch Dimitrije (Pavlović), Hieromonarch Bogolep (Cerkovnikov), Venjamin (Fedčenko) (er trat übrigens nach dem Krieg zum Moskauer Patriarchat über), Damaskin (Grdanički), Irinej (Ćirić), Serafim von Prizren-Zlatovo (Jovanović). Der zur russischen Auslandskirche gehörende Archimandrit Maksimenko hieß Vitalij, nicht Vasilis (S. 110). Ein weiterer serbischer Bischof, der in der Karpatoukraine wirkte, war der spätere Metropolit von Skoplje Josif (Cvijović). Bischof Aleksij (Dechterov), Alexander (Viktor Mychalyč), Erzbischof Dorotej (Filipp) (geb. 20. 10. 1913 in der Karpatoukraine). Unklar bleibt, wer die beiden Metropoliten Amassie (?) und Germanos, die Konstantinopel zu Verhandlungen in die Tschechoslowakei geschickt hat, waren (S. 109). Es handelt sich offenbar um den damaligen Exarchen für Zentraleuropa, Sitz in Wien, Germanos (Karavangelis) mit dem Titel eines Metropoliten von Amasia und um den in der Ökumenischen Bewegung aktiven Metropolit Germanos (Strinopoulos), Erzbischof von Thyatira mit Sitz in London.

An neuerer Literatur zu diesem Thema seien hier nachgetragen: Atanasij V. Pekar: *Narysy istoriji cerkvy Zakarpattja*. Rom 1967; Peter Hauptmann: *Die orthodoxe Kirche auf ihren Wegen ins tschechische Volkstum*. Kirche im Osten 11 (1968) 38—64. Sehr viel neues, bisher unbekanntes Material dürfte die römische Dissertation des Herausgebers von „Hlas pravosláví“, Dr. Jaroslav Šuvarský, die er unter dem Titel „Matěj Pavlík Gorazd, první český pravoslavný biskup (1879—1942)“ vorgelegt hatte, zutage fördern. Die ersten Kapitel davon wurden bereits in der genannten tschechischen Zeitschrift mit eigener Pagnation abgedruckt. Inzwischen hat man jedoch die weitere Veröffentlichung ohne Angabe von Gründen unterbrochen. Schon aus den ersten Seiten geht hervor, daß dem Verfasser eine Fülle von Dokumenten zur Verfügung stand, die dem westlichen Forscher unzugänglich sein dürften. Für die kyrillo-methodäische Ideologie kennzeichnend ist eine kleine 1946 in Třebíč erschienene Schrift von J. Leixner mit dem programmatischen, fast anachronistisch anmutenden Titel „Nejlepší cesta k sjednocení Slovanstva“, womit der Übertritt zur Orthodoxie gemeint war.

Es würde zu weit führen, alle neueren Arbeiten aufzuführen, die zu diesem Thema, kyrillo-methodäisches Erbe und Kontakte der Hussiten zur Ostkirche, geschrieben wurden. Im wesentlichen würde sich an den Aussagen des Verf. nach ihrer Einarbeitung nichts ändern.

Auch heute noch wird die orthodoxe Kirche in der Tschechoslowakei vom Patriarchat Konstantinopel nur als autonom angesehen, wie aus dem Kalender der Kirche von Griechenland für das Jahr 1975 zu ersehen ist (S. 113).

Die seit 1968 wieder offiziell bestehende griechisch-katholische Kirche wird durch innere Auseinandersetzungen zwischen Slowaken und Ukrainern erschüt-

tert. Um einer Slowakisierung und Latinisierung zu entgehen, sind manche ehemals unierte Gemeinden orthodox geblieben. Die nationalistisch gefärbten Streitigkeiten spiegeln sich in einer von der Carpathian Alliance in New York 1971 herausgegebenen Broschüre „The Tragedy of the Greek Catholic Church in Czechoslovakia“ wider.

Unter den Kontakten, welche die Tschechoslowakische Hussitische Kirche zu anderen Kirchen herzustellen sucht, wäre vielleicht noch das Glückwunschtelegramm von Dr. Miroslav Novák an Patriarch Maksim von Bulgarien aus Anlaß von dessen Wahl zu erwähnen. Zur Übersetzung slawischer kirchenrechtlicher Termini sei kurz angemerkt, daß „Archierejischer Sabor“ (S. 294), „saborische Kirche“ (S. 300) und „sabormäßig“ nicht ohne erläuternden Kommentar stehen bleiben können. Das erste wäre mit Bischofsversammlung wiederzugeben, das zweite entspricht der slawischen Übersetzung des griechischen katholikē und ist schwer zu übersetzen, weil eine ganze Lehre von der „sobornost“ dahintersteht. Mit dem dritten Terminus ist eine kollegiale, jedoch bischöfliche Verfassung gemeint. Im Glaubensbekenntnis (S. 305) müßte es besser „wahrer Gott vom wahren Gott“ sowie „er wird wiederkommen in Herrlichkeit“ lauten, „rechter Gott“ und „Ruhm“ passen im Deutschen nicht so gut in den Zusammenhang.

Diese Hinweise und Anmerkungen können und wollen auf gar keine Weise den Wert dieses objektiv und mit großer Akribie geschriebenen Werkes in Frage stellen. Für Kirchenhistoriker und Religionssoziologen ist es ein wichtiges Standard- und zugleich auch Nachschlagewerk, zumal über die beiden zahlenmäßig nicht sehr starken, um ihre Existenz kämpfenden Kirchen in der Tschechoslowakei in den gängigen Hilfsmitteln wenig zu finden ist. Ein ausführliches Literaturverzeichnis sowie das Personen- und Sachregister erhöhen den Informationswert, während die Anschaulichkeit durch die Beigabe von Landkarten über die Verbreitung der Tschechoslowakischen Kirche und die Bilder der Patriarchen dieser Kirche gefördert wird.

München

Hans-Joachim Härtel

Master of Spies. The Memoirs of General Frantisek Moravec. Vorwort J. C. Masterman (englisch).

Verlag The Bodley Head, London-Sydney-Toronto 1975, 252 S., £ 3.50.

Neun Jahre nach dem Tod des 1966 in Washington verstorbenen ehemaligen Chefs des tschechoslowakischen militärischen Nachrichtendienstes (1937—1945), des Generals František Moravec, bringt nun seine Tochter, Hanni Moravec-Disher, seine Memoiren heraus. Sie fußen auf den gleich nach der Flucht im Jahre 1948 gemachten Notizen, auf Fachaufsätzen, Tonbandaussagen, und vor allem auf dem Gedächtnis des Generals. Offizielle Dokumente wurden nicht verwendet, weshalb es auch kaum Notizen oder Quellenangaben gibt. Diese Arbeitsweise gibt allerdings Raum für Fehlerquellen, wie sie auch im Vorwort J. C. Masterman selbst akzeptiert.

Das Buch ist in 22 in sich abgeschlossene Kapitel gegliedert, setzt mit den eigentlichen Berichten ab der Kommandierung von Moravec zum militärischen Nachrichtendienst 1934 ein und endet mit der politischen Machtübernahme der Tschechoslowakei im Februar 1948 durch die KPTsch und, damit verbunden, der Flucht von Moravec nach Westen. Nachdem vieles von dem Dargestellten bereits von anderen Autoren verarbeitet wurde, soll hier nur auf einige besondere Beiträge hingewiesen werden, in denen gerade die Aussage des für den militärischen Nachrichtendienst Verantwortlichen ein gewisses Gewicht hat oder er neue Gesichtspunkte aufwirft. Wesentlich Neues wird nur in wenigen Abschnitten ausgesagt. Die wichtigste Aussage betrifft den Anteil von Edvard Beneš am Attentat auf den stellvertretenden Reichsprotektor Reinhard Heydrich. Allen früheren Spekulationen und Darstellungen wird damit der Boden entzogen, denn Moravec sagt eindeutig aus, daß Beneš als Oberkommandierender ihm den Befehl zu diesem Attentat gegeben habe. Im Gegensatz dazu steht vor allem die Aussage des szt. Anklägers im Prozeß gegen K. H. Frank, Dr. Jaroslav Drábek (Proměny, New York Nr. 1/1972, S. 118). Doch bereits K. L. Feierabend hat in seinem Memoirenbändchen auf die Mitwirkung Benešs am Attentat auf Heydrich und auf dessen Schuldanteil an den Folgen hingewiesen. Die mehrfachen Aussagen über die Rolle des bedeutenden tschechoslowakischen Agenten „A-54“ (Paul Thümmel) beweisen zugleich, daß sich die Bedeutung des von Moravec vor und während des Zweiten Weltkrieges geleiteten Nachrichtendienstes in allererster Linie auf die Meldungen dieses aus Dresden stammenden führenden Mitarbeiters der deutschen Abwehr stützte. Er hatte sich 1937 selbst angeboten, arbeitete erst für Geld, doch kamen später auch andere Motive dazu, verriet alle ihm zugänglichen Staatsgeheimnisse, vor allem die deutschen Angriffspläne gegen Ost und West, wurde schließlich überführt und endete kurz vor Kriegsende in Theresienstadt. Ohne Thümmel hätten Moravec' Dienste und Beneš im Exil kaum eine größere Rolle als die anderen, politisch unbedeutenden Emigrantengruppen in London gespielt. Die erstklassigen Nachrichten dieses Agenten, „auf dessen Wort Armeen sich in Marsch setzten“, waren, wie selbst Moravec bekennt, von „unbezahlbarem Wert“. Nur einmal verfügte der tschechoslowakische Nachrichtendienst über einen Spion von Format, den deutschen Luftwaffenoffizier Salm, der für einige Mio RM alle wesentlichen Staatsgeheimnisse der im Aufbau befindlichen deutschen Luftwaffe 1936/37 als „A-52“ an die Tschechoslowakei verkaufte (S. 59). Moravec' Aussagen über die Aktivitäten feindlicher Nachrichtendienste in der Vorkriegs-tschechoslowakei sind schwach. Von Interesse sind andererseits die verschiedenen Grade der Zusammenarbeit mit den französischen, englischen und sowjetischen Nachrichtendiensten. Das besonders gute Zusammenspiel mit den Engländern ermöglichte dann im März 1939, einen Tag vor der Proklamierung des Protektorats, die Überführung der wichtigsten Nachrichtenleute und der erforderlichen Unterlagen nach England. In politischer Hinsicht macht Moravec — vielleicht gehandikapt durch seine frühere Legionärseigenschaft im Ersten Weltkrieg — kaum Aussagen von einiger Bedeutung, dazu noch allzusehr den rein tschechischen Standpunkt hervorkehrend. Eine Ausnahme bildet eigentlich nur

sein Standpunkt zu den Sowjets, denen gegenüber er — anders als sein Chef Beneš — immer einen reservierten Standpunkt einnahm. In der Beurteilung der Sowjets, vor allem ihrer politischen Ziele, wird ein gewaltiger Gegensatz zwischen Moravec und Beneš sichtbar. Die Blindheit Benešs führte dann auch den Staat in die völlige Abhängigkeit von der UdSSR: „Als Beneš nun zum zweiten Male (März 1945 — d. V.) nach Moskau ging, hatten sich die Bedingungen schon völlig verändert. Er ging nun seinem unvermeidlichen Schicksal entgegen, das er sich selbst und seinem Volk durch seine Entscheidung bereitet hatte, indem er sein Vertrauen in die sowjetischen Führer setzte . . .“ (S. 245).

In Zusammenhang mit Lidice und den Folgen der „Heydrichiade“ kommt der Feststellung große Aussagekraft zu, daß Beneš infolge des enttäuschenden Widerstandes der Tschechen zuhause an einen großen Schlag dachte, um den in London ständig zu hörenden Vorwürfen bezüglich der tschechischen Inaktivität im Protektorat und des Kollaborantentums entgegenwirken zu können. So wurde der Plan geboren, Heydrich zu töten. Mit den technischen Problemen dieser Angelegenheit mußten sich dann Moravec und andere befassen. Doch Beneš gab den Auftrag zu dieser Aktion und ließ sich auch nicht durch Vorhaltungen wegen der Folgen davon abbringen. Vom Attentatsvorhaben wußten aber nur Beneš, Moravec, der Stellvertreter von Moravec, Obstlt. Strankmüller und der Nachrichtenoffizier Fryč. Selbst der Exil-Verteidigungsminister Ingr hatte keine Ahnung von dieser Sondermission (S. 210). Der Retributions-Prozeß gegen K. H. Frank erscheint damit in einem völlig neuen Licht. Spätere Gerüchte, daß das tschechische Exil mit diesem Attentat nur sowjetischen Plänen zuvorkommen wollte, werden von Moravec nicht bestätigt. Moravec bezeichnet die Durchführung des Heydrich-Attentates als seine wichtigste Aufgabe in seinem Berufsleben und ist „stolz“ auf sie, trotz der nachfolgenden Opfer (S. 224).

Im „Meister der Spione“ wird zwar nach wie vor behauptet, daß die Mobilisierung des Jahres 1938 aufgrund deutscher Truppenbewegungen erfolgte (S. 127), doch wurde diese Behauptung bereits im ersten Band der Erinnerungen des kürzlich abgewählten ČSSR-Staatspräsidenten Svoboda (Cestami života, Prag 1971, S. 79) widerlegt.

Verwunderlich ist, daß Moravec über einige gerade ihm bekannte Ereignisse nicht berichtet, so etwa über den sog. „Zenkl-Putsch“, der für den 5. Oktober 1938 geplant war, oder über das Funkspiel der Prager Gestapo mit ihm in London, da die deutschen Stellen durch die Verhaftung von Vl. Krajina in den Besitz des Funkschlüssels gekommen waren und mehrere Fallschirmspringer „umkehrten“. Auch findet sich nie eine Erwähnung beruflicher Mißgeschicke, wie sie u. a. in dem Dokumentenband über die tschechoslowakische Außenpolitik 1939—1943, der 1966 in Prag herauskam, im Dokument Nr. 249 zu lesen sind, wo J. Smutný dem General Moravec den Vorwurf macht, in unverantwortlicher Weise Fallschirmagenten ins Protektorat zu schicken, ohne sie entsprechend vorzubereiten. Gerne hätte man auch etwas über die erste „berufliche“ Tätigkeit kurz nach 1948 in der BRD gehört, worüber M. Pánek, der durch 17 Jahre ČS(S)R-Agent im Westen war, 1970 berichtete.

In bezug auf die politische und persönliche Beurteilung von Präsident Hácha und andere Protektoratsrepräsentanten macht es sich Moravec allzu leicht. Daß der tschechische Oberst Mašín seine Hand beim Anschlag auf Hitler im November 1939 in München im Spiel gehabt haben soll, wurde bisher noch von keiner Seite bestätigt (S. 177). Wie andere Behauptungen klingt auch die Schilderung der Aussage von Čurda, der der Gestapo den Aufenthalt der Heydrich-Attentäter nur aus Geldgier verraten haben soll, sehr vereinfachend (S. 220). Ob erst tschechische Meldungen an die Sowjets diesen den Sieg bei Stalingrad brachten, bedürfte der Überprüfung (S. 233).

Daß man sich bei einer derartigen Arbeit nicht allein auf das Gedächtnis verlassen kann, zeigen nicht wenige Mängel. So wurden die Heydrich-Attentäter keinesfalls im April 1942 abgesetzt, sondern im Rahmen der Aktion „Antropoid“ bereits Ende Dezember 1941 (S. 216). Auch fußte der Attentatsplan gerade auf der Tatsache, daß Heydrich sich von seiner Wachmannschaft meist nicht begleiten ließ und nicht, wie es Moravec beschreibt. Sowohl die Zahlenangaben über die tschechischen Legionäre des Ersten Weltkrieges wie die über die Stärke der Exileinheiten im Westen im Zweiten Weltkrieg sind überaus stark übertrieben (S. 165). Komotau liegt keinesfalls an der Grenze (S. 81). Bei Gründung der ČSR gab es fünf, nicht vier Landesteile (S. 23). Das Sudetendeutsche Freikorps wurde keinesfalls im Mai 1938, sondern Mitte September 1938 gegründet (S. 126). Den einwandfrei als Mord szt. nachgewiesenen Tod an den beiden SdP-Leuten Böhm und Hofmann vom 21. Mai 1938 in Eger kann man nicht nachträglich anders darstellen (S. 127).

Das Buch wird im westlichen Ausland den Eindruck nicht verfehlen. Wer sich aber schon länger mit der mitteleuropäischen Problematik abgibt, findet zu wenig Neues in den Aussagen eines Mannes, von dem man weit mehr erwartet hätte. Viele der „Rosinen“ sind durch seine Untergebenen, man denke u. a. an Strankmüller, bereits vor Jahren der Öffentlichkeit bekannt geworden. In bezug auf die politische Verantwortung für das Heydrich-Attentat hat aber Moravec eine neue Wegmarke gesetzt und auch in Zusammenhang mit dem Agenten „A-54“ wurde ergänzendes Neues bekannt. Dafür muß man dem Autor dankbar sein.

Marburg/Lahn

Toni Herget

Stosunki Polsko-Niemieckie w historiografii. Część pierwsza: Studia z dziejów historiografii polskiej i niemieckiej, pod redakcją Jerzego Krasuskiego, Gerarda Labudy, Antoniego W. Walczaka [Polnisch-deutsche Beziehungen in der Historiographie. Teil 1: Studien zur Geschichte der polnischen und deutschen Historiographie, hrsg. von Jerzy Krasuski, Gerard Labuda und Antoni W. Walczak].

Institut Zachodni, Poznań 1974, 533 S. (Studium niemcoznawcze Instytutu Zachodniego 25).

Ein bedeutendes Buch gilt es vorzustellen: die vom Westinstitut in Posen (Poznań) herausgegebene Gemeinschaftsarbeit von sieben renomierten polni-

schen Gelehrten, die in umfangreichen, erschöpfenden Beiträgen den Versuch unternahmen, die Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen im Spiegel der Historiographie beider Länder nachzuvollziehen. Bereits 1950 wurde auf einer wissenschaftlichen Konferenz in Breslau (Wrocław) ein erster Ansatz in dieser Richtung unternommen — die damals von Ewa Maleczyńska, Karol Maleczyński, Władysław Czapliński und Kazimierz Piwarski gehaltenen, 1951 unter dem Titel *Historiografia polska wobec problemu polsko-niemieckiego* publizierten Referate hat Herbert Ludat schließlich in deutscher Übersetzung (Polen und Deutschland. Wissenschaftliche Konferenz polnischer Historiker über die deutsch-polnischen Beziehungen in der Vergangenheit. Köln-Graz 1963) herausgebracht. Einen zweiten Anlauf hat das Westinstitut mit der 1963 veröffentlichten Studie *Wschodnia ekspansja Niemiec w Europie środkowej* (Die deutsche Ostexpansion in Mitteleuropa) unternommen, in der es hauptsächlich um eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen des sog. Deutschen Dranges nach Osten ging. Wie weit sich aber die polnische Historiographie von einem vordergründig ausgeschlachteten dialektischen Materialismus entfernt hat und mit welcher Souveränität in Kenntnisstand und Urteil sie sich heute mit diesem so interessanten Fragenkomplex zu beschäftigen weiß, zeigt dieser hier vorliegende Band in eindrucksvoller Weise. Ein zweiter Teil ist in Vorbereitung; dort soll die Darstellung der deutsch-polnischen historiographischen Auseinandersetzung mit einer Konzentration auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Zwischenkriegszeit thematisch bis zur Gegenwart verfolgt werden. Es wäre zu wünschen, daß diese fundierten Studien durch die Vorlage einer deutschen Übersetzung ebenfalls einem breiten Leserkreis erschlossen werden könnten.

In einem kurzen Einleitungskapitel (S. 9—20) zeichnet Jerzy Krasuski die politischen und ideologischen Voraussetzungen der deutschen Geschichtsschreibung zwischen 1830 und 1914 nach und zeigt die z. T. über die Weimarer Republik und das Dritte Reich hinausgreifenden, die Historiographie noch in den Anfangsjahren der Bundesrepublik bestimmenden Konstanten auf, die das Polen-Bild und die Interpretation der deutsch-polnischen Nachbarschaft dominierten. Ungleich gewichtiger ist der Beitrag von Jan Żak über Slawen und Germanen in der polnischen und in der deutschen Vorgeschichte (S. 21—149). Darin werden alle bekannten Funde und die sich auf sie stützenden Theorien einer emotionslosen Wertung unterzogen; die Fragwürdigkeit der aus nationalem Prestige formulierten Thesen über Siedlungsgebiete und Kulturstufen wird aufgezeigt — ohne daß der Autor jedoch eigene Interpretationsversuche anbietet. Der Posener Polyhistor Gerard Labuda untersucht in einem konzentrierten, Zeugnis von der intimen Kenntnis der ganzen Literatur und der modernen Forschungsrichtungen ablegenden Kapitel die Darstellung der Anfänge des polnischen Staates in der deutschen und der polnischen Geschichtsschreibung (S. 150—217). Da den Autoren in beiden Lagern nach 1945 immer wieder unterstellt worden ist, ihre Forschungsergebnisse würden vornehmlich politischen Zwecken bei der Verteidigung der jeweiligen Ausgangspositionen im Grenzstreit dienen, ist Labudas zurückhaltender, dem „Gegner“ durchaus

Anerkennung und Verständnis zollender Aufsatz ein wichtiger Beitrag zur emotionsloseren, stärker wissenschaftsbezogenen Behandlung dieser brisanten Thematik auf beiden Seiten.

Auch die restlichen Beiträge halten dieses hohe Niveau. Zdzisław Kaczmarczyk untersucht die „deutsche“ Ostkolonisation und die Ansiedlung nach deutschem Recht im mittelalterlichen Polen (S. 218—326). Hier haben sich die Standpunkte seit der Zwischenkriegszeit soweit angenähert, daß dem Terminus „deutsch“ nicht ethnische Eigenschaften unterstellt werden und die Ansiedlung nach deutschem Recht eine bedeutsame Binnenkolonisation nicht ausschließt. Der gegenwärtig wohl beste Kenner der polnischen Ordensgeschichte, der Vorsitzende des polnischen Historikerverbandes und Thorner Mediävist Marian Biskup, befaßt sich mit der Rolle des Deutschen Ordens in Polen vom 13.—16. Jahrhundert (S. 327—361). Seine Ausführungen machen deutlich, daß die sozialgeschichtliche Aufarbeitung der Ordensproblematik noch auf sich warten läßt und von polnischer Seite mehr die säkular-staatliche und militärisch-expansive Zielsetzung des Ordens betont wird, während die westdeutsche Historiographie auf die Darstellung seiner zivilisatorischen und missionarischen Aufgaben abhebt. Ein in der polnischen Geschichtsschreibung der letzten Jahre stark ausgeweitetes Forschungsgebiet, das Zeitalter der Reformation und der Gegenreformation, stellt Marceki Kosmann vor (S. 362—409). Hier haben in letzter Zeit vor allem die auf breiter Quellenbasis angesiedelten Studien von Janusz Tazbir und Gottfried Schramm zu einer weitgehenden Annäherung der Standpunkte geführt. In einem wirklich brillanten Essay verfolgt Jerzy Topolski die unterschiedlichen Auffassungen über die polnischen Teilungen (S. 410—515). Gerade dieser Beitrag weist die Zeitbedingtheit der jeweiligen Interpretation und die politische Zielsetzung der Autoren nach — selten waren die Meinungen zu einem immerhin 200 Jahre zurückliegenden Ereignis so kontrovers und so von tagespolitischen Rücksichtnahmen geprägt wie bei diesem Themenkomplex. Auch hier liegen — so bei der Beurteilung der Rolle des letzten Monarchen Stanisław August Poniatowski oder bei der Bewertung der österreichischen Initiativen — trotz der Überfülle an Sekundärliteratur noch keine allseits anerkannten wissenschaftlichen Arbeiten vor, die eine endgültige Bewertung erlauben würden.

Dieser Band bringt insgesamt eine Fülle von Anregungen, die bei aller Striktigkeit mancher Interpretationen eine weiterführende, vertiefende Diskussion verdienen würden. Von deutscher Seite liegt, abgesehen von Klaus Zernacks konziser Würdigung der polnischen Geschichtsschreibung nach 1945 (HZ, Sonderheft 5/1974), keine vergleichbare oder annähernd gehaltvolle Gesamtdarstellung der deutsch-polnischen Beziehungen in der Historiographie beider Länder vor — sie ist auch nicht in Sicht. Es bleibt zu hoffen, daß nach Abschluß eines deutsch-polnischen Kulturabkommens Sachkenner aus beiden Ländern im wissenschaftlichen Gespräch zu einer Klärung der angeschnittenen Probleme und einer Vertiefung der strittigen Sachfragen vordringen können.

Adolf Müller und Bedřich Utitz, Deutschland und die Tschechoslowakei. Zwei Nachbarvölker auf dem Wege der Verständigung. Hrsg. v. Alois Rummel (Bonn-Aktuell 9).

Eurobuch-Verlag August Lutzeyer, Freudenstadt 1972, 209 S., DM 16,80.

Die Autoren, der eine bis zum sowjetischen Einmarsch in die ČSSR (1968) Kandidat der tschechischen historischen Wissenschaften, der andere Leiter der deutschsprachigen Sendungen des tschechischen Rundfunks in Prag, stellen fest: „Es ist beachtlich und für die Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte charakteristisch, wie wenig Deutsche und Tschechoslowaken voneinander wissen; wieviele Umstände — trotz geographischer Nachbarschaft und ähnlicher kultureller Entwicklung — auf beiden Seiten unbekannt sind oder verzerrt in das Bewußtsein beider Völker eingegangen sind, wie viel bis heute noch von ideologischer Propaganda entstellt wird“ (S. 200). Daraus formulierten sie das Arbeitsziel: „In dieser Phase der gegenseitigen Beziehungen einen Überblick der bisherigen Verhältnisse zu geben, möglichst unvoreingenommen die objektiven Tatsachen und subjektiven Motive aufzuzeichnen, die die Beziehungen zwischen Tschechen, Slowaken und Deutschen, bzw. der Tschechoslowakei und Deutschland in der Vergangenheit geformt haben, die auf die Gegenwart ihren Einfluß nehmen und die in der zukünftigen Gestaltung der Beziehungen in Betracht gezogen werden müssen“ (S. 199 f.).

Abgesehen von der interessanten Diskrepanz zwischen dem eigenen Titel und der nunmehr festzustellenden stärkeren Adaption an die Realität ist hier ein zweiter wichtiger Gesichtspunkt zur Beurteilung der Arbeit angesprochen — der Zeitpunkt des Erscheinens vor dem Vertrag Bonn-Prag (Dezember 1973). Deshalb heißt es auch an anderer Stelle ganz präzise: „Die Ostpolitik der Regierung Brandt sucht Entspannung und Zusammenarbeit auch mit dem Osten. Die Verträge von Moskau und Warschau sind für sie wichtige Elemente. Eine Verständigung zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei gehört zu den mitbestimmenden Voraussetzungen für das Gelingen einer solchen Politik. Dieses Buch beschreibt die politischen und geschichtlichen Vorbedingungen“ (S. 8).

Rund ein Drittel der so angelegten Arbeit befaßt sich mit der Entwicklung vornehmlich in und um die ČSR bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, die den Hauptteil der Darstellung bildet, ist dann nach den neuen Realitäten gegliedert: Die Tschechoslowakei und die DDR bzw. die Tschechoslowakei und die BRD (jeweils von der Beendigung des Kriegszustandes bis zu den Beziehungen nach der „Intervention“ 1968). Interessante Trends, Aussagen und Zahlen zu einem trotz zunehmender Wichtigkeit oft übersehenen Bereich sind einem eigenen Abschnitt „Wirtschaftliche Beziehungen beider deutscher Staaten zur Tschechoslowakei“ zu entnehmen. In einem Abschlußkapitel (S. 190—194) mit dem Titel „Tschechoslowakei — Deutschland — Europa“ wird u. a. darauf hingewiesen, daß die starke Ablehnung der Invasion der ČSSR im Jahre 1968 durch Regierung und Öffentlichkeit der Bundesrepublik das Verhältnis wesentlich verbessert habe. Nunmehr sollte auch eine den „Interessen

der Völker“ entsprechende, zukunftsgerichtete „Regelung der Beziehungen“ zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei realisiert werden.

Wenn man die starke zeitpolitische Motivierung der Arbeit über „Deutschland und die Tschechoslowakei“ erkennt, kann man eigentlich das kritische Anspruchsniveau nicht zu hoch stecken. Andererseits haben die Autoren selbst („verzerrt in das Bewußtsein eingegangene Umstände“, „objektive Tatsachen“; siehe oben) Maßstäbe gesetzt, an denen sie sich wohl messen lassen müssen.

Dazu einige Aussagen: „Prag war bereits zur Zeit Karls IV. eine tschechische Stadt und ist es auch nach ihm geblieben“ (S. 8). 1848 zeigte sich auf deutscher Seite sowohl in Frankfurt als auch in Wien nur „reiner Nationalismus“ (S. 13).

Eine flexiblere Formulierung: „Der Beschluß des Völkerbundes über nationale Minderheiten von 1919 . . . wurde zu einer Grundlage der tschechoslowakischen Verfassung und alle Rechte, die in diesem Entwurf vorgesehen waren, wurden auch Bestandteil der tschechoslowakischen Verfassung“ (S. 16). Zum hier gemeinten Minderheitenschutzvertrag zwischen der Tschechoslowakei und den alliierten und assoziierten Mächten vom 10. 9. 1919, dem keine Handlung irgendwelcher Organe der ČSR widersprechen durfte, sagt eine andere Darstellung (Slapnicka, Helmut: „Die böhmischen Länder und die Slowakei“. In: Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder. Bd. 4. Hrsg. v. Karl Bosl. Stuttgart 1970, S. 32): Die Tschechoslowakei „hatte die Bestimmungen des Vertrages wohl in die Verfassungsurkunde eingearbeitet, sie aber hierbei modifiziert und abgeschwächt“.

Eine doch wohl falsche Feststellung: Die Deutschen in der Tschechoslowakei wurden wiederholt aufgefordert, „ihre Vertreter in die verfassunggebende Körperschaft zu entsenden“ (S. 20; gemeint ist die tschechoslowakische Nationalversammlung, die vom 14. 11. 1918 — 29. 2. 1920 auch die tschechoslowakische Verfassung ausarbeitete). Den Nachweis hierfür müssen die Autoren schuldig bleiben. Einstweilen klingt die Feststellung des Mitverfassers der Verfassung Frantisek Weyr (bei Slapnicka, S. 17) viel plausibler: Die Deutschen konnten gar nicht zugezogen werden, da die Bildung der Tschechoslowakei „infolge der ausgesprochen nationalpolitischen Führung des Weltkrieges gegen die deutsche . . . Nation gerichtet war“.

Auch über die neuere Geschichte sind die Autoren nur teilweise informiert: „Die gesamten tschechoslowakischen Verluste bis zum Ende des zweiten Weltkrieges betragen ca. 350 000 Tote. 256—300 000 davon kamen in den Konzentrationslagern um (einzelne Angaben sind unterschiedlich)“ (S. 40, wiederholt auf S. 52). Demgegenüber für Ende 1945: „Tausende deutscher Bürger, besonders die, die als aktive Nationalsozialisten bekannt waren, kamen ums Leben“ (S. 52). Man liest weiter von „Sabotagetätigkeit einiger — nach Art der Partisanen operierender — nazistischer Grüppchen im Grenzgebiet“ (S. 54) im Sommer 1945. Auch wurde angeblich die „tschechoslowakische Forderung (an die Bundesrepublik), das Münchner Abkommen zu annullieren, zum ersten Mal im Gespräch von Außenminister David mit einem Korrespondenten des Bayerischen Rundfunks (12. 6. 1963) angedeutet“ (S. 140).

Diese Ungenauigkeiten (Zahl der tschechoslowakischen Opfer beträchtlich nie-

driger, der sudetendeutschen Opfer beträchtlich höher; angebliche Sabotagetätigkeit 1945 im Zusammenhang mit den Vorgängen in Aussig zu sehen; „Wiederentdeckung“ des Münchner Abkommens bereits durch den sowjetischen Friedensvertragsvorschlag für Deutschland aus dem Jahre 1959) beruhen auf einer eigentümlichen Quellenarbeit. Die Autoren zitieren z. B. Hitler „am 29. November 1939 in München“ wörtlich wie folgt: „Es war mir von allem Anfang an klar, daß ich mich nicht mit dem sudetendeutschen Gebiet begnügen könnte, das war nur eine Teillösung, und deshalb habe ich mich entschlossen, in Böhmen einzumarschieren“ (S. 28).

Das Zitat an sich lautet sachlich auch nur unwesentlich anders: „Vom ersten Augenblick an war mir klar, daß ich mich nicht mit dem Sudetengebiet begnügen könnte. Es war nur eine Teillösung. Der Entschluß zum Einmarsch in Böhmen war gefaßt. Dann kam die Errichtung des Protektorats . . .“ Die Äußerung fiel jedoch am 23. 11. 1939 in Berlin. Das ist auch aus jenen ADAP (Bd. VIII, No. 384, S. 345 ff.) zu entnehmen, die die Autoren laut eigenem Literaturverzeichnis (S. 208) benutzt haben wollen.

Man wird daher die Arbeit von Müller und Utitz, soweit sie historische Tatsachen betrifft, wohl nicht allzu ernst nehmen dürfen. Von ganz anderer Qualität sind aber die politischen Aussagen der Autoren: In ihnen spiegelt sich die Meinung breiter nicht nur tschechischer Kreise der frühen 70er Jahre zur Normalisierung des deutsch-tschechoslowakischen Verhältnisses angesichts der Vertreibung der Sudetendeutschen wider.

In aller Kürze lautet die These der Autoren insgesamt wie folgt: Die „Vertreibung“ der Sudetendeutschen — wie jede Vertreibung — „als gerecht zu bezeichnen . . . ist weder historisch noch menschlich gerechtfertigt. Dasselbe gilt jedoch auch . . . für Absichten, die eine Rückkehr der Vertriebenen in ihre ehemalige Heimat zum Ziel haben“ (S. 67 f.). Denn: Die Sudetendeutschen wollen gar nicht zurück, da sie in der BRD, die sie eingegliedert hat, ihre Heimat sehen (müssen, weil die Rücksiedlungsalternative auf absehbare Zeit den — abgelehnten — Verlust der politischen Freiheit bedeuten würde). Darüber hinaus ist für die jüngere Generation der Tschechoslowaken „der Gedanke einer Rücksiedlung der Deutschen ebenso absurd, . . . wie ein eventueller Versuch die Habsburger Monarchie zu erneuern.“ Schließlich ist das Recht auf Heimat „nicht nur unrealistisch . . . (und) . . . rechtlich fraglich . . . sondern in Konsequenzen nicht ungefährlich für die Regelung anderer Kriegsfolgen“ (S. 67). Deswegen sollte man „die Aussiedlung und ihre Folgen . . . überwinden, um für das künftige Verhältnis zwischen Tschechoslowaken und Deutschen eine neue Ausgangsposition“ (S. 69) zu schaffen.

An dieser Stelle ist nicht der Ort, diese These zu untersuchen. Sie wird jedoch künftigen Historikern einen wichtigen Schlüssel zum Verständnis des politischen Denkens um 1970 bieten.

Vladimír Horský, Prag 1968. *Systemveränderung und Systemverteidigung*. Ernst Klett Verlag Stuttgart — Kösel Verlag München 1975, 534 S., kart. (Studien zur Friedensforschung 14).

Nach einer Flut teils enthusiastischer, teils apologetischer Schriften über die Ära Dubček und ihre Folgen dürfte wohl das hier zu besprechende Werk die erste echte politologische Analyse des gesamten Phänomens sein, sozusagen ein nobler wissenschaftlicher Grabstein für eine heute schon fast mythologische Figur namens „Prager Frühling“. Der Autor beschränkt sich nicht, wie so viele vor ihm, auf Reminiszenzen oder auf seine, zweifellos vorhandenen „insider-informations“, sondern sucht die Fülle des inzwischen vorliegenden Materials kritisch zu durchleuchten. Von einem moderiert neomarxistischen Standpunkt aus kommt der Verfasser zu relativ optimistischen Schlussfolgerungen hinsichtlich der möglichen Umwandlung „autoritärer Systeme“ (sozialistischer Prägung) zu einem erneuerten humanitären sozialistischen System „nachkapitalistischer Gesellschaften“; er geht sogar so weit zu vermuten, daß ein solcher „Systemwandel“, wie er sich 1968 in der Tschechoslowakei vollzogen hat, nur teilweise einen „Wertsystemwandel“ (S. 485) erfordert, mit anderen Worten: Solche Prozesse könnten sich durchaus im gewohnten ideologischen d. h. marxistischen Kontext vollziehen. An diesem Punkte möchte man am ehesten meinen, daß die Grenze zwischen wissenschaftlicher Analyse und „Glaubensfragen“ überschritten ist, doch bedeutet dies nicht unbedingt schon eine Wertminderung der angewandten wissenschaftlichen Arbeitsweise selbst. Eine der interessantesten Thesen des Buches bezieht sich auf die Frage der Erfolgsmöglichkeit gegenüber der militärischen Intervention. Hier glaubt der Verfasser nachweisen zu können, daß der gewaltlose Widerstand nicht an der Faktizität der Okkupation gescheitert sei, sondern daran, daß er auf Verlangen der tschechoslowakischen Parteispitze vorzeitig eingestellt worden sei. Um diese im Grunde wohl nie exakt beweisbare These wird sich wohl die Auseinandersetzung über Horskýs wichtiges Buch künftig drehen; daß es unmöglich ist, auf begrenztem Raum hierzu substantiell Stellung zu beziehen, versteht sich von selbst, denn eine solche Stellungnahme erfordert eine sorgfältige Überprüfung der vom Autor gebotenen empirischen Daten.

In einem Anhang gibt H. einige „Beobachtungssätze zur vorhergehenden Untersuchung“ sowie „Kommentare zu einigen Theorien“ (S. 479 ff.). Während es bei letzteren um die Präzisierung des eigenen Standpunktes, etwa durch Kritik der westlichen Totalitarismustheorien geht, wollen die „Beobachtungssätze“ aus dem begrenzten historisch-empirischen Material der tschechoslowakischen Situation so etwas wie allgemeingültige Erkenntnisse herausdestillieren. Es liegt auf der Hand, daß dies schon aus methodologischen Gründen fragwürdig ist und bestenfalls zu inhaltsarmen Verallgemeinerungen führen kann, die auf jede und damit auf keine Krisensituation passen. Dennoch, insgesamt betrachtet liegt hier ein wertvolles, informationsreiches und politikwissenschaftlich gut untermauertes Buch vor, das wohl auf längere Zeit als eine abschließende Darstellung und Analyse der Prager Ereignisse zu gelten hat.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

SUMMARIES

BONDAGE OF NOBILITY

Karl Bosl

The vast majority of medieval population was unfree — they were bondsmen. The degree of lack of freedom of the bondsmen depended on the power and influence of the head of the familia they belonged to, and varied according to opportunities and rights offered by the respective dominion. Intermarriages and other fluctuation between the familiae became easier and thus more frequent only after the great awakening of the European society in the 11th century. Since the 10/11th century an already privileged class appeared more and more distinctly, which belonged in a dependent personal association to a familia, namely in the first place to the familia of the king and the bishops of the kingdom. The development of the members of this class from „extreme bondage“ to administrative servants and then to lower nobility was principally limited to Germany. Presumably the „noble bondage“ of the administrative servants gained by their services can be understood as the first component of a farreaching social process of emancipation.

ON THE MEANING OF BOHEMIAN HISTORY

Oswald Kostrba-Skalický

The author examines in this article the traditional endeavor of the Czechs to define the „meaning and philosophy“ of their own history, and establishes that these efforts do not correspond to the classic Western attempts by Spengler, Toynbee and others to arrive at a comprehensive interpretation of historical events. The attempts made from Palacký down to present-day Marxist historiography to find an all-embracing „meaning“ for Czech history have not yielded any valid, useful results. Examining the reasons for this failure, the author comes to the conclusion that research should concentrate on specific periods of the Bohemian past — and thus gain corresponding insights into the past that would enable an interpretation of contemporary events — instead of searching for any comprehensive „meaning“. Czechoslovak events of 1938, 1939, 1945, 1948 and 1968 that exercised an important influence on European history are cited as examples.

THE PROBLEM OF TOLERATION IN THE OLD BOHEMIAN STATE

Ferdinand Seibt

With the so-called „age of confessionalism“ in Europe there developed a perception of the need for toleration, for a religious tolerance that could bridge the opposing fronts — simply because political, economic or humane motives urged as much. German historiography has thus far not reflected the fact that these problems of toleration appeared a hundred years before the „age of the Reformation“ in the Bohemian lands, and that there is good reason for dating this age back to Hussitism, because of the meaningful analogies which an examination of the historical problem yields. Following some explanatory remarks on the concept and the historical phenomenon, this article on the problems of toleration in the old Bohemian state presents some examples and views pointing up the basic questions of religious toleration in the context of Bohemian problems, tracing them up to the „Patent of Tolerance“ (1781). The purpose is to stimulate detailed interest in these questions, so that — applying a comparative historical approach — their significance for our picture of confessionalism in Europe may be taken into consideration.

ON THE GENESIS OF THE FRENCH NATION

Friedrich Prinz

The author discusses general and specific problems accompanying the formation of nations, using the example of the transition of the late Carolingian to the Capetian rule. He begins with an analysis of the Capetian sovereign rule, its possible relevant late Carolingian determinant factors, and its correlation to the large principalities. For a long time the Isle de France did not come up to the large territorial principalities with regard to its political structures and social and economic development. Thus the rights of the King beyond this confined sovereign territory were important, especially the control over the church, where the king had the advantage over any prince. Royal episcopates and monasteries interfered with the formation of a comprehensive non-Capetian rule and they were condensation centers for future expansion of the royal power. Besides the components of territorial principalities within the royal power and the elements of Capetian authority beyond the Isle de France those ideological factors may not be disregarded which raised kingship over princes. These factors were: the renewed connection to the Carolingian state traditions and forms of sovereign rule, as well as the importance of the church for the stabilisation of a state consciousness and its growth to a national consciousness.

TRADITIONS IN CURRENT-DAY RESEARCH ON PREHISTORY AND PROTOHISTORY

Helmut Preidel

The tendency to project present-day concepts and ideas — although in simplified form — back onto a thousand-year-old past has long obscured historical insights. This is why the author attempts to identify the concept of „people“ (*Volk*) in the early centuries of the Christian era. Heretofore it has been common to accept the data furnished by ancient authors on the size of population and of the army. These are not, however, sustained by a detailed examination. Thus the struggle between Arminius and Maroboduus, for example, gives us some insight into the „people“ in Maroboduus' empire: the Langobards and the Semnones switched allegiance from Maroboduus to Arminius, but the balance of power was restored when a Cherusci prince *cum manu clientum* went over to Maroboduus' side. But could one single group of followers balance out the forces of two Germanic tribes?

The tribal assemblies described by Tacitus suffice to demonstrate that the warriors of the Germanic tribes numbered not tens of thousands but at the most a few thousand. The author further cites numerous examples to prove that the Germanic tribes did not attack the Romans with „people's armies“ but with individual groups of followers or combined forces of several. In the final part of the article, dealing briefly with the problems of the Langobard campaigns in Italy, the author shows the misinterpretations which have arisen with regard to the appearance of groups of Heruli followers in the early *Völkerwanderung*.

THE DEVELOPMENT OF PHYSICS IN PRAGUE AFTER RUDOLF II.

Jiří Marek

Emperor Rudolph II is known as a patron for scientists and artists; several distinguished natural scientists too worked at his court in Prague. It is supposed that the period of intensive scientific activity in Prague ended with the death of the Emperor.

New results of research showed that, at least during the first half of the seventeenth century, scientific activities in physics were continued in the Bohemian lands. The publications by scientists like Christophor Scheiner, Balthasar Conrad and Ioannes Marcus Marci de Kronland were held in high esteem by contemporaries abroad, as they represented outstanding achievements on a world-wide level.

Marci was basically a polyhistorian. Among his and his colleagues' discoveries those in physical optics deserve special emphasis. This group of physicists (with the inclusion of Johannes Kepler) can be named the „Prague School of Physical Optics“.

HORMAYR AND BOHEMIA: FROM HIS LETTERS TO PALACKÝ

Josef Hemmerle

The rebirth of the Czech nation was furthered at the beginning of the 19th century especially by the Bohemian nobility and a small group of intellectuals. Among these leaders of the national revival were such figures as Dobrovský and Jungmann and, above all, František Palacký, who became the historian of the Czech people. The present contribution attempts to show that the Czech national movement also received outside impulses from the historian and publicist Josef Freiherr von Hormayr, who was active at the time in Vienna and then later on in Munich. This Austrian — one of the most genial figures of the pre-1848 „Vormärz“ period in Austria — entered the service of the Bavarians in 1828 because of his strained personal relationship with Metternich. He is regarded as the most important connecting link between Czech romantic nationalism and German romantic historiography. Hormayr's letters to Dobrovský and Palacký are extant. Those to Palacký which are surveyed here reveal the intensity and degree of lively interest with which this Austrian historian influenced the historiography and scholarly efforts of the Czechs, via the person of Palacký. In his publication organs, especially the *Archiv für Geschichte* and the *Taschenbuch für die vaterländische Geschichte*, Hormayr gave continuing, energetic support to the national and cultural development of the Czech people, thus becoming a spiritual champion of their national aspirations. The letters to Palacký show how much Hormayr did to further understanding in the German-speaking areas for the autonomous national life of the Czech people.

THE LANGUAGE OF PUBLIC ADMINISTRATION AND OF INSTRUCTION IN SLOVAKIA AND THE AUSTRIAN GOVERNMENT

Helmut Slapnicka

The constitution of 4 March 1849 promised the Slovaks equal rights with the other peoples of the Danube monarchy. But their fulfillment was hindered not only by the resistance of the Magyar authorities but also by the lack of unity among the Slovaks themselves on the question of their literary language. While L'udovít Štur created a Slovak literary language, the two leading Slovak philologists, Jan Kollár and P. J. Šafařík, advocated Czech as a common literary language of the Bohemian and Moravian Czechs and the Slovaks. Kollár and Šafařík managed to win the government in Vienna over to their view, and the official newspaper for the Slovaks, *Slovenský noviny*, as well as all official proclamations destined for the Slovaks in Upper Hungary henceforth appeared in Czech. The Ministry of Instruction directed that the language used in the

imperial Official Gazette — in other words, Czech — be the language of instruction at Slovak gymnasiums and that the textbooks issued for the Czech schools also be utilized in the Slovak schools. The neo-absolutist „Czecho-Slovakism“ was a postulate of Austroslavism, which owed its temporary victory over the Slovak literary language to its function as an instrument for containing the Magyar influence.

J. M. BAERNREITHER AS A SOCIAL POLITICIAN IN OLD AUSTRIA

Harald Bachmann

Joseph Maria Baernreither (1845—1925), the son of a Prague industrialist, was one of the prominent social politicians of the Danube monarchy. After studying law in Prague and Heidelberg, he entered the Austrian judiciary and served as a judge in Prague and Reichenberg. The Reichenberg experience acquainted him with the difficult living conditions and poverty of the factory workers in northern Bohemia. In scientific respects, he threw in his lot with the German academic socialists (*Kathedersozialisten*), becoming, in particular, a disciple of Lujo Brentano. In 1875 he was called to the Ministry of Justice in Vienna and advanced to the rank of ministerial vice-secretary. Baernreither entered politics in 1878 as a representative in the Bohemian Diet. During these years he commenced his studies of the English workingmen's associations which were to provide the foundation for his book on these organizations. As a politician, Baernreither's activity focused mainly on extending social legislation. One of his main successes was a law on labor insurance (a provident-fund law). He attempted to improve the draft law on miners' insurance and was actively engaged in the reform of the industrial courts. The establishment of the labor statistics office in the Ministry of Trade (1898) was his doing, as was the labor advisory council. Baernreither served as trade minister in 1898, and as minister without portfolio in 1916—17, he prepared the way for a welfare ministry that could still be set up before 1918.

FROM THE WORK OF THE CZECHOSLOVAK GOVERNMENT-IN-EXILE IN LONDON

Julius Firt

The author of this report was a member of the state council of the Czechoslovak government-in-exile in London during the Second World War. Working closely together with Prime Minister Šrámek and Minister Hubert Ripka, he took part in confidential deliberations and had access to documents that were available only to a few Czechoslovak politicians.

The report is based on the author's wartime diary and his personal experiences, as well as on information provided by friends and acquaintances who were first-hand participants. The heart of the presentation is a discussion, within the context of the international situation, of President Beneš's fundamental ideas and activity which pointed the way. Despite Beneš's initial successes on behalf of the restoration of the pre-Munich republic, the final result was defeat.

The tragic road followed by Beneš is sketched in the most important part of his diplomatic career which began after the first capitulation of 1938 and ended with the second capitulation at the negotiating table in Moscow in 1945. But, as the author shows, the cause of this defeat can be found above all in the irresoluteness and politically naive activity of certain members of the Czechoslovak exile government in London.

LANGUAGE AND SETTLEMENT OF THE NEUHAUS SPRACHZUNGE IN SOUTHERN BOHEMIA

Horst Kühnel

Up to 1945—46, one of the most ancient dialects of the whole Bavarian dialect area was spoken in the Neuhaus *Sprachzunge* [linguistic neck] (NhSZ). The conservative character of the NhSZ is documented not only in phonetic respects but also in vocabulary. Linguistic-geographical connections can be established beyond the immediately neighboring areas as far as southern Moravia, southern Bohemia, and Lower Austria. They clearly show the influence of the *Witigonen* and the bishopric of Passau on southern Bohemia and the NhSZ. Of particular interest are the linguistic-geographical ties with western Bohemia and the Upper Palatinate, which complement the residual north Bavarian phonetic features and prove that during the medieval colonization period, settlers also came from the Upper Palatinate into the NhSZ.

ALL AROUND THE BASKET IN THE SUDETENLAND

Hertha Wolf-Beraneck

The development of such seemingly peripheral material objects of the peasant economy as the basket, whose use goes back to the Germanic era, is by no means an arbitrary one. A cartographic presentation of the material produces some very interesting insights. The use of certain basic types in the Sudeten lands was determined by the facts of settlement history and by tribal membership. Map 3 illustrates the use of winnowing baskets in the Upper German area as opposed to large, tall baskets in Central Germany in the early flailing process. Maps 4 and 5 show how such cultural innovations as the introduction of the potato had a decisive influence on basket-weaving.

An equally important revolution was brought about by the changeover from pasture to stall husbandry, above all with respect to the peasant's work indoors. The tall, large baskets proved no more suitable than the oversized winnowing baskets for the purpose of carrying and pouring in mixed feed, which was making rapid headway because it was easily digestible and nourishing.

The use in agriculture of dossers strapped over the shoulders is shown by Map 7 for Bohemia (except eastern Bohemia). In the remaining Sudeten German areas carrying straps or cloths were used, but these are not dealt with here.

It is interesting that the boundaries shown here are identical with the dialect boundaries. Worth special attention is the fact that eastern south Moravia, whose linguistic topography reveals a strong central German influence, followed the central German area also in this regard.

THE BENEDICTINE ABBEY OF ST. WENZEL AND THE VICARIATE OF BRAUNAU/SUDETEN (1938—1948)

Erhard Meissner

This contribution deals with the ecclesiastical structure of the Braunau region and northeastern Bohemia and shows the possibilities of religious life during those years in which pastoral work was most restricted. The author deliberately goes beyond the narrow framework of the geographical area in question to cover the vicariate's relations with neighboring districts, with the general vicariate of Trautenau and with the diocese of Königgrätz — thus permitting the situation of this district to serve as a model of that existing in other regions. On the other hand, however, the relations of the Benedictine Abbey of St. Wenzel with the other abbeys of Bohemia point to the special status enjoyed by Braunau. They also explain, moreover, why town and monastery, despite the limitations imposed by the facts of geography, could become a cultural and religious center of northeastern Bohemia — and remain one in such trying times. Light is thrown on the behavior of the population vis-à-vis the Church and their changing attitude toward Hitler's „Greater Germany“. It was considered desirable to include in this account the personal lists of the monasteries, since the few available sources make a reconstruction extremely difficult.

RÉSUMÉS

L' „ADELIGE UNFREIHEIT“

Karl Bosl

La forte majorité de la population au Moyen-Age était composée d'hommes serfs. Le grade de dépendance de ces gens dépendait de la puissance et du rang des suzerains, à la familia desquels ils appartenaient et variait selon les chances et droits offerts par le dit suzerain. Ce n'est qu'au 11ème siècle, avec l'éveil de la société européenne que les mariages et changements entre les familiae devinrent plus faciles et plus fréquents. Aux 10ème et 11ème siècles apparut d'une façon de plus en plus marquante une classe déjà plus élevée, personnellement dépendante d'une familia, voire en premier lieu de celle du roi et de celle des évêques de l'empire. Le chemin qui les mena de leur „unfrei en Unfreiheit“ aux ministérials puis aux titres de basse-noblesse se limita essentiellement à l'Allemagne. L' „adelige Unfreiheit“, que les officiers des ministérials avaient obtenue de par leur travail, doit sûrement être considérée et comprise comme le tout début d'un processus d'émancipation profonde.

DU SENS DE L'HISTOIRE DE BOHÊME

Oswald Kostrba-Skalický

L'auteur étudie dans cet exposé les efforts traditionnels tchèques pour définir „le sens et la philosophie“ de leur propre histoire et constate que ces efforts tchèques ne correspondent pas aux essais classiques occidentaux pour une interprétation résumée des événements (Spengler, Toynbee etc . . .). Les essais entrepris, de Palacky à l'historiographie marxiste d'aujourd'hui, pour donner à l'histoire du pays un „sens“ universel n'ont pas donné de résultats valables et utiles. L'exposé examine les raisons de cet échec et en arrive à la conclusion que la recherche devrait se consacrer à des périodes spécifiques de l'histoire de Bohême, afin de permettre une explication des événements actuels par des examens appropriés du passé, au lieu de chercher une interprétation globale. Les événements en ČSR et en ČSSR en 1938, 1939, 1945, 1948 et 1968 qui eurent une influence considérable sur l'histoire européenne, sont cités en exemples.

LE PROBLÈME DE LA TOLÉRANCE DANS LE VIEIL ÉTAT DE BOHÈME

Ferdinand Seibt

En même temps que la soi-disante époque du confessionnalisme en Europe mûrit le besoin de tolérance, de concessions religieuses pour concilier les différends, besoin poussé par des motifs politiques, économiques ou humains. Aucune représentation historique allemande n'a jusqu'à présent révélé que ces problèmes de tolérance apparurent déjà cent ans avant la soi-disante époque de la réformation dans les pays de Bohême; on peut même, avec raison, reporter cette période à celle du hussitisme, car la problématique historique permet de judicieuses analogies. Après quelques explications sur le concept et sur les phénomènes historiques sur des exemples et prises de position, l'exposé sur les problèmes de la tolérance dans le vieil État de Bohême traite les questions fondamentales de la tolérance religieuse dans le contexte des problèmes de Bohême et en donne une vue du développement jusqu' au soi-disant édit de tolérance de 1781. Il veut stimuler la réflexion sur ce domaine de questions pour nous faire finalement mieux saisir, à l'aide de points de vue comparatifs, son importance dans notre compréhension du confessionnalisme en Europe.

LA CRÉATION DE LA NATION FRANÇAISE

Friedrich Prinz

L'auteur étudie les problèmes généraux et particuliers de la formation d'une nation à l'époque transitoire des Carolingiens et Capétiens. Il se base sur une analyse de la domination royale des Capétiens, de ses déterminantes possibles de l'époque Carolingienne finissante et de ses rapports avec les grandes principautés. Vu ses formes d'organisation politico-seigneuriale et son développement social et économique, l'Ile de France fut longtemps derrière les grandes principautés territoriales. C'est pourquoi non seulement les droits du Roi étaient importants au delà de cet étroit domaine seigneurial, mais aussi surtout la domination sur l'Eglise, la royauté étant supérieure à chaque prince. Les évêchés et cloîtres royaux entravèrent la formation d'une domination profondément non-capétienne et furent les noyaux de condensation de l'extension de la future puissance royale. A côté des questions princières et territoriales du pouvoir royal, des éléments de la domination capétienne en dehors des domaines de la couronne, il ne faut pas oublier de mentionner les périodes idéologiques qui placèrent la royauté au dessus des princes. Il ne faut pas non plus oublier le renouement avec la tradition étatique Carolingienne et avec les formes de pouvoir ainsi que le rôle de l'Eglise pour la stabilisation de l'esprit d'état et de son évolution en conscience nationale.

TRADITIONS DANS LA RECHERCHE HISTORIQUE ACTUELLE SUR LA PRÉHISTOIRE ET LA PROTOHISTOIRE

Helmut Preidel

La tendance à reporter des notions et des représentations d'aujourd'hui, même d'une façon simplifiée, à des millénaires assombrir depuis longtemps le jugement historique. C'est pourquoi l'auteur essaie de définir le concept „Volk“ (Peuple) dans les premiers siècles après J.-C. Jusqu'à présent on croyait aux données numériques des auteurs de l'antiquité sur la population et la grandeur des armées, mais elles s'avèrent fausses après des examens approfondis. C'est ainsi que par exemple le combat entre Arminius et Marbod donne à ce sujet les explications suivantes sur le „peuple“ dans le royaume de Marbod: les Langobards et les Semnons allèrent de Marbod à Arminius, mais l'équilibre fut de nouveau rétabli lorsqu'un prince des Chérusques cum manu clientium s'inclina devant Marbod. Est-ce qu'une seule suite pouvait équilibrer la mise en action de deux tribus germaniques? Les tribus germaniques ne comportaient pas dix mille hommes armés, mais au contraire quelques milliers au plus. Ceci fut prouvé avant tout par les réunions populaires décrites par Tacite. De plus l'auteur démontre à l'aide de nombreux exemples que les tribus germaniques n'attaquèrent pas les Romains avec des armées populaires mais au contraire avec des escortes séparées ou réunies en unités. Dans la dernière partie de l'exposé l'auteur explique les fausses interprétations sur l'apparition de bandes d'Hérules dans les migrations des peuples; il étudie aussi brièvement le caractère problématique des migrations des Langobards vers l'Italie.

DU DÉVELOPPEMENT DE LA PHYSIQUE À PRAGUE DANS LES ANNÉES POSTÉRIEURES À L'EMPEREUR RUDOLPH

Jiří Marek

L'empereur Rudolph II fut un grand protecteur des savants et artistes; quelques scientifiques éminents travaillèrent même à sa cour à Prague. On suppose que la période intensive d'activités scientifiques prit fin à la mort de l'empereur.

Les nouvelles études historiques montrent que les travaux de recherches en physique se poursuivirent dans les pays de Bohême au moins pendant la première moitié du 17^{ème} siècle. Les travaux de savants comme Christoph Schreiner, Balthasar Conrad et Ioannes Marcus Marci de Kronland furent hautement appréciés à l'étranger par leurs contemporains, leurs performances ayant atteint un niveau mondial.

Marci était pour sa part un encyclopédiste. Il faut surtout mentionner les découvertes qu'il fait, ainsi que ses collègues, dans le domaine de l'optique physique. Nous pouvons donner à ce groupe de physiciens (en comptant encore Johannes Kepler) le nom de „Prager Schule der physikalischen Optik“ (Ecole d'optique physique de Prague).

HORMAYR ET LA BOHÈME EXTRAITS DE SES LETTRES À PALACKÝ

Josef Hemmerle

La renaissance du peuple tchèque fut soutenue au début du 19^{ème} siècle en particulier par la noblesse de Bohême et un petit groupe d'intellectuels. Parmi ceux qui participèrent à cette renaissance il faut surtout mentionner à côté de Dobrovský et Jungmann, František Palacký, qui devint l'historien du peuple tchèque. L'exposé suivant veut montrer que le mouvement national tchèque fut aussi animé par des auteurs vivant à l'étranger, tels que l'historien et publiciste de Vienne, le baron Josef de Hormayr qui travailla plus tard à Munich. Ce baron autrichien, un des hommes de génie de la période entre 1848, entra au service de la Bavière par suite de ses mauvais rapports personnels avec Metternich. On voit en lui le maillon le plus important entre le nationalisme romantique tchèque et l'historiographie allemande romantique. Les lettres d'Hormayr à Dobrovský et Palacký nous sont restées. L'étude des lettres d'Hormayr à Palacký dévoile nettement l'intense et vif intérêt que cet historien autrichien porta à l'historiographie et aux efforts scientifiques tchèques par l'entremise de Palacký. Dans ses organes de publications, en particulier dans „Archiv für Geschichte“ (Archives historiques) et dans „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte“ (Livre de poche de l'histoire de la patrie) Hormayr s'est toujours fortement engagé pour le développement national et culturel du peuple tchèque. Hormayr devint ainsi le pionnier idéal des intérêts nationaux du peuple tchèque. Comme ses lettres à Palacký le démontrent Hormayr fut le grand animateur et précurseur qui encouragea l'individualisme national du peuple tchèque dans les régions de langue allemande.

LA LANGUE OFFICIELLE ET SCOLAIRE EN SLOVAQUIE ET LE GOUVERNEMENT AUTRICHIEN

Helmut Slapnicka

La constitution du 4 mars 1849 accorda aussi aux Slovaques les mêmes droits d'égalité qu'aux autres peuples des pays de la Monarchie du Danube. Elle fut néanmoins entravée non seulement par la résistance des fonctionnai-

res magyars mais aussi par les divergences d'opinion des Slovaques au sujet de leur langue écrite. D'un côté Ludovit Štur avait créé une langue écrite slovaque, d'un autre côté les deux éminents philologues slovaques, Jan Kollar et P. J. Šafařík, préconisèrent la langue tchèque comme langue écrite commune aux Tchèques de Bohême et Moravie et aux Slovaques. Kollar et Šafařík arrivèrent à convaincre le gouvernement de Vienne si bien que non seulement le journal officiel des Slovaques, le „Slovensky noviny“ mais aussi toutes les annonces officielles destinées aux peuples slovaques de Haute-Hongrie parurent désormais en langue tchèque. Le ministère de l'éducation donna l'ordre aux lycées slovaques d'employer la langue écrite utilisée dans le journal juridique du Reich — à savoir le Tchèque — et de travailler avec les livres scolaires utilisés dans les écoles tchèques. Le „tcheco-slovaquisme“ néo-absolutiste fut un postulat de l'austro-slavisme qui doit sa victoire temporaire sur la langue slovaque à son rôle de modérateur de l'influence magyare.

J. M. BAERNREITHER EN TANT QUE POLITICIEN SOCIAL DANS LA VIEILLE AUTRICHE

Harald Bachmann

Josph Maria Baernreither (1845—1925), fils d'industriels de Prague compta parmi les politiciens sociaux les plus renommés de la Monarchie des Pays du Danube. Après des études de droit à Prague et Heidelberg il entra au service de la magistrature autrichienne et exerça les fonctions de juge à Prague et Reichenberg. A Reichenberg il prit connaissance des conditions de vie difficiles et de la misère des ouvriers d'usine de la Bohême du nord. Au point de vue scientifique il se rallia aux socialistes universitaires („Kathedersozialisten“) de l'Empire Allemand et fut en particulier un disciple de Lujo Brentano. En 1875 il fut nommé au Ministère de la Justice de Vienne et alla jusqu'au rang de vice-secrétaire de ministère. En 1878 Baernreither commença sa carrière politique au parlement de Bohême en tant que député. A cette époque il commença ses recherches sur les unions ouvrières anglaises, qui servirent de base au livre qu'il écrivit sur ces organisations. En tant qu'homme politique, Baernreither travailla en premier lieu à l'élaboration d'une législation sociale des ouvriers („Hilfsskassengesetz“). Il essaya d'améliorer le projet de loi sur l'assurance des ouvriers de mine et travailla aussi à la réforme des tribunaux de commerce. L'institution d'un Bureau des Statistiques du Travail (1898) au Ministère du Commerce fut son oeuvre, ainsi que le Comité Consultatif du Travail. Baernreither remplit les fonctions de Ministre du commerce en 1898 et prépara en 1916/1917, en tant que ministre sans portefeuille, la création d'un Ministère d'aide sociale qui fut formé même avant 1918.

DU TRAVAIL DU GOUVERNEMENT D'EXIL TCHÉCOSLOVAQUE À LONDRES

Julius Firt

L'auteur de cet exposé fut pendant la seconde guerre mondiale membre du Conseil d'État du gouvernement d'exil tchécoslovaque à Londres. En coopération étroite avec le président du Conseil des Ministres, Monsignore Šrámek et le Ministre Hubert Ripka, il prit part aux consultations secrètes et eut accès à des documents que seuls quelques politiciens tchécoslovaques eurent en main.

Le journal de guerre de l'auteur, ses aventures personnelles, les informations recueillies auprès d'amis et relations sont à la base de cet exposé. Les pensées fondamentales et l'activité directive du Président Beneš dans le contexte des événements internationaux forment le noyau de cet exposé. Après de premiers succès pour le rétablissement de la république d'avant Munich, la défaite s'annonce vite à la fin.

Le chemin tragique de Beneš est par la même esquissé: la période la plus importante de sa carrière diplomatique commença après la première capitulation de 1938 et se termina avec la deuxième capitulation à la table de conférence à Moscou en 1945. L'auteur démontre cependant que la cause de cette défaite est dûe avant tout au manque de méthode et à la naïveté politique de certains membres du gouvernement d'exil tchécoslovaque à Londres.

POPULATION ET LANGUE DE L'ENCLAVE LINGUISTIQUE DE NEUHAUS DANS LA BOHÊME DU SUD

Horst Kühnel

L'un des dialectes les plus archaïques de l'ensemble des dialectes bavarois fut encore parlé jusqu'en 1945/46 dans l'enclave linguistique de Neuhaus (NhSZ) en Bohême du sud. Le comportement conservatif de cette enclave linguistique ne se reflète pas seulement dans des sons phonétiques mais aussi dans son vocabulaire. On peut facilement établir des relations géographiques dans le vocabulaire vu le voisinage immédiat de la Bohême du sud, de la Basse-Autriche et aussi de la Haute-Autriche et de la Bavière. Elles laissent clairement transparaître l'influence des Witigons et de l'évêché de Passau en Bohême du sud et dans l'enclave linguistique. Les influences géographiques sur le vocabulaire en Bohême de l'ouest et dans le Haut-Palatinat sont particulièrement intéressantes; elles complètent les rares consonnances de Bavière du nord dans l'enclave linguistique et démontrent que pendant l'époque de colonisation au moyen-âge des colons venus du Haut-Palatinat s'installèrent dans l'enclave linguistique de Neuhaus.

DE L'HISTOIRE DES PANIERS DANS LES SUDÈTES

Hertha Wolf-Berane k

Le développement d'instruments économiques agricoles tels que les paniers, aussi secondaires qu'ils puissent paraître, n'est pas arbitraire. Leur utilisation remonte jusqu'à l'époque germanique. La préparation cartographique du matériel nous a fait faire quelques découvertes. L'utilisation de certains types de base dans les pays des Sudètes variait selon les agglomérations et les moeurs tribales. C'est ainsi que la carte 3 nous montre l'utilisation de paniers plats et courbés (*Schwinge*) dans les régions allemande du nord, alors que les régions du centre utilisent de grands et hauts paniers pour le battage du blé. Les cartes 3 et 4 indiquent que la vannerie fut particulièrement influencée par les nouveautés culturelles comme la découverte de la pomme de terre, par exemple.

Un changement non moins important fut le remplacement du paturage par l'écurie, surtout pour le travail à l'intérieur de la ferme. Les paniers courbés et plats tout comme les grands et hauts paniers s'étaient vite avérés peu pratiques pour transporter et déverser le fourrage mixte qui s'était vite imposé vu sa digestibilité et ses richesses nutritives.

La carte 7 montre l'utilisation en Bohême, à l'exception de la Bohême de l'est de hottes portées sur le dos et maintenues à l'aide de bretelles passées sur les épaules. Dans les autres pays de Bohême on les portait à l'aide de courroies ou de foulards, mais cette sorte n'est pas traitée dans l'exposé.

Il est intéressant de noter que les limites ici indiquées coïncident avec celles des dialectes. Il faut tout particulièrement remarquer que la Moravie du sud-est révèle une forte influence venue d'Allemagne moyenne, non seulement dans son vocabulaire géographique mais aussi dans le domaine ici étudié.

L'ABBAYE BÉNÉDICTINE DE SAINT-WENZEL ET LE VICARIAT DE BRAUNAU/SUDÈTES (1938—1948)

Erhard Meissner

L'exposé traite de la structure ecclésiastique du pays de Braunau et du nord-est de la Bohême et montre les possibilités de la vie religieuse des années pendant lesquelles le travail et l'assistance spirituelle des prêtres furent très réduits. L'auteur dépasse sciemment le cadre étroit de la région géographique donnée et étudie les relations du vicariat avec les circonscriptions voisines, le vicariat général de Trautenau et le diocèse de Königgrätz, si bien que la situation de l'arrondissement sert de modèle à d'autres régions. D'un autre côté la relation entre l'abbaye bénédictine de Saint-Wenzel avec les autres abbayes de Bohême fait ressortir la situation spéciale de Braunau. Mais elle explique aussi pourquoi la ville et le cloître, en dépit du manque d'espace, devinrent et restè-

rent malgré les temps si difficiles un centre culturel et religieux de la Bohême du nord-est. Le comportement de la population envers l'Eglise et son attitude changeante envers la Grande Allemagne d'Hitler deviennent perceptibles. Il s'est avéré recommandable de mentionner les listes de personnel des cloîtres dans l'exposé, car elles sont aujourd'hui très difficiles à reconstruire vu la rareté des documents d'origine.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

| | |
|-----------|---|
| AÖG | Archiv für österreichische Geschichte |
| BohJb | Bohemia. Jahrbuch des Collegium Carolinum |
| ČMorM | Časopis Moravského Musea v Brně |
| ČSPSČ | Časopis společnosti přátel starožitností československých |
| DA | Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters |
| DALV | Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung |
| EZ | Erzgebirgs-Zeitung |
| HdA | Handbuch des deutschen Altertums |
| HZ | Historische Zeitschrift |
| JbGO | Jahrbücher für Geschichte Osteuropas |
| JbODVk | Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde |
| MIÖG | Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung |
| MNExKl | Mitteilungen des Nordböhmischen Exkursions-Klubs |
| MÖStA | Mitteilungen des österreichischen Staatsarchivs |
| MVGDB | Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen |
| OR | Österreichische Rundschau |
| ÖSTW | Österreichisches Staatswörterbuch |
| RH | Revue historique |
| StJb | Stifter-Jahrbuch |
| SZVk | Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde |
| ZfO | Zeitschrift für Ostforschung |
| ZSRG germ | Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte germanische Abteilung |

PERSONENREGISTER

- Abraham, Bischof v. Freising (957—993/94)
16
- Abrahamowicz, David von (* 1843), poln.
Politiker 200
- Adalharde, Geschlecht 66
- Adamira, Bernward (* 1881), OSB 349
- Adler, Victor (1852—1918), österr. soz.-
dem. Politiker 174 f.
- Ænea Sylvio Piccolomini s. Papst Pius II.
- Agnes, Gemahlin Herzog Boleslavs IV. v.
Schweidnitz 363
- Alamannen, germ. Volksstamm 74 f., 84—
86, 91
- Alanen, germ. Volksstamm 88
- Alarich, König d. Sweben (2. H. 5. Jh.) 90
- Albertus Magnus, hl. (1193—1280), Kirchen-
lehrer 23
- Alboin, König d. Langobarden (561—572)
96 f.
- Albrecht I., König v. Österreich (1298—
1308) 357
- Albrecht II., Herzog v. Österreich, König
v. Böhmen u. Ungarn (1437), dt. König
(1438/39) 134
- Alexandrowski, sowjet. Gesandter in Prag
(1938) 249
- Ammianus Marcellinus (ca. 330—395), spät-
lat. Historiker 74 f., 84, 86
- Andrian-Werburg, Viktor Frhr. von (1813—
1858), österr. Politiker 132
- Anjou, Grafen von 55, 59
- Antonius, Marcus (82—30 v. Chr.), Trium-
vir 72 Anm. 10
- Ariovist, germ. Heerführer (Mitte 1. Jh. v.
Chr.) 81 f., 86 f.
- Arminius († 21 n. Chr.), germ. Heerführer
75, 94
- Arnulf v. Kärnten, dt. König (887—899),
Kaiser (896) 17
- Attila, Hunnenkönig (433—453) 90.
- Attlee, Clement Richard, Earl (* 1883),
brit. Staatsmann 224
- Audoin, König d. Langobarden (546—558) 95
- Auersperg, Anton Alexander Graf von, Ps.
Anastasius Grün (1806—1876), österr.
Dichter u. Politiker 132 Anm. 85
- Augustin, Vinzenz Frhr. von (1780—1859),
österr. General 152
- Augustinus, Aurelius, hl. (354—430), Kir-
chenlehrer 41
- Aurelian, röm. Kaiser (270—275) 87
- Babenberger 134
- Bach, Alexander Frhr. von (1813—1893),
österr. Staatsmann 140, 142 f., 148, 151,
153, 159
- Bach, Johann Sebastian (1685—1750), dt.
Komponist 35
- Baernreither, Alfons (19. Jh.) 163
- Baernreither, Georg (19. Jh.) 163
- Baernreither, Joseph Maria (1845—1925),
österr. Politiker, k. k. Minister (1898 u.
1916) 161—201
- Balbín, Bohuslav (1621—1688), SJ, böhm.
Geschichtsschreiber 134
- Barrow, Isaac (1630—1677), engl. Theologe
u. Mathematiker 107
- Bartsch, Georg (* 1885), OSB, Generalpro-
kurator 342, 345, 349
- Bataver, germ. Volksstamm 71, 91
- Bavar, Abt v. Břevnov (1322) 347
- Bayer, Cölestin, Pfarrer v. Merkelsdorf (bis
1945) 329
- Bechyně, Rudolf (1881—1947), tschech. soz.-
dem. Politiker 230, 235—242, 248—250,
260, 262
- Bechyně, Zdeněk, Leutnant (um 1940) 237 f.
- Beck, Anton von (1812—1895), k. k. Hofrat,
Reichsratsabg., Direktor d. Wiener Staats-
druckerei 142 Anm. 17, 144, 155
- Beck, Józef (1894—1944), poln. Politiker,
Außenminister 227
- Bečko, Ján, Mitgl. d. Londoner tschechosl.
Exilregierung 236—238, 242, 248, 262
- Bělina, tschech. Gewerkschaftler im Lon-
doner Exil 236
- Bendix, Fabrikant in Qualisch (um 1944)
329
- Benedek, Ludwig von (1804—1881), ungar.
General 155
- Beneš, Edvard (1884—1948), tschech. Staats-
präsident 33, 212—231, 233—266
- Beneš, Vojta (1878—1952), tschech. Politiker
237
- Berghauer, Johann Thomas (1684—1760),
Prager Kirchenhistoriker 135

- Bergmann, Johannes, Theologiestudent (um 1940) 338
- Berka, Cosmas (* 1909), OSB 349
- Berka, Damian (* 1910), OSB 350
- Berlepsch, Hans (Hermann) Frhr. von (1843—1926), preuß. Handelsminister (1890—1896) 193
- Bernolák, Anton (1762—1813), slowak. Dichter 140 f., 153
- Bethlen, Gabriel (1580—1629), Fürst v. Siebenbürgen (seit 1613) 117
- Bialk, Mauritius (* 1909), poln. Benediktiner 351
- Bidault, Georges (* 1899), frz. Staatsmann 220
- Biliński, Leo Ritter von (1846—1923), österr. Finanzminister 188
- Birke, Theobald Otto (* 1889), OSB 327, 335, 339, 341 Anm. 45, 348, 353
- Biro, Lucian, OSB, Superior von Komarno (um 1950) 345
- Bittner, Adalbert (* 1929), OSB 339, 353
- Blanc, Jean Joseph Louis (1813—1882), frz. Sozialpolitiker 168
- Blumberger, Friedrich (1778—1864), österr. Historiker u. Archivar 134
- Bluntschli, Johann Caspar (1808—1881), Staats- u. Völkerrechtler 163 f.
- Böhmer, Johann Friedrich (1795—1863), dt. Historiker u. Bibliothekar 133—135
- Bogomolow, sowjet. Gesandter bei d. tschech. Exilregierung 229—232, 246, 252 f.
- Bojer, germ. Volksstamm 70 Anm. 2
- Bolanden, Reichsministerialengeschlecht 14, 20
- Boleslaw IV., Herzog v. Schweidnitz (2. H. 14. Jh.) 363
- Bolko, Fürst v. Opeln (um 1365) 361
- Bollstädt, Reichsministerialengeschlecht 23
- Bolzano, Bernard (1781—1848), Philosoph u. Mathematiker 25, 133 Anm. 87, 154
- Bonnet, Georges Étienne (* 1889), frz. Staatsmann 220
- Borek, Vlastimil (Vlasta) (1886—1952), tschech. kommunist. Journalist u. Publizist 259
- Bošdēna, Pfarrer v. Ober-Wernersdorf (um 1940) 330
- Bosoniden, Geschlecht 66
- Brand, Johann Georg (1802—1883), Reichsarchivrat in München (ab 1857) 137
- Brauner, Franz August (1810—1880), tschech. Politiker 153
- Brentano, Lujo (1844—1931), Volkswirt, Univ. Prof. 164—171, 173 f., 192
- Bretfeld-Chlumczansky, Franz Josef Frhr. von (1777—1839), österr. Historiker, Genealoge u. Schriftsteller 116
- Browne, Edward (1644—1708), engl. Arzt 107
- Brož, Gerhard Majella (* 1900), OSB 350
- Brožek, Gaudentius (* 1894), OSB 349
- Brun, Erzbischof v. Lothringen (10. Jh.) 62
- Büchner, Dr., Redemptorist (um 1940) 318 Anm. 12 a
- Burgunder, germ. Volksstamm 88
- Burkard (965—1025), Bischof v. Worms 15
- Burkard, Bonifaz Josef (* 1884), OSB 321, 335, 352
- Cadogan, Sir Alexander (* 1884), engl. Diplomat 216, 222
- Caesar, Gaius Julius (100—44 v. Chr.), röm. Staatsmann u. Feldherr 18, 70 f., 74, 79, 81—83, 86 f.
- Calixt, Georg (1586—1656), luth. Theologe 48
- Calvin, Johann (1509—1564), Reformator 29
- Čaplovič, Ján (* 1904), evang. Theologe, slowak. Literaturhistoriker 237 f.
- 1852), Slawist 125, 129, 146, 150
- Čelakovský, František Ladislav (1799—1852), Slawist 125, 129, 146, 150
- Celegin, Benedikt (* 1927), jugosl. Benediktiner 351
- Černík, Oldřich (* 1923), Partei- u. Regierungsfunktionär d. ČSSR 33
- Chaibonen, germ. Volksstamm 91
- Chalúpka, Samo (1812—1883), slowak. Schriftsteller 139
- Chamberlain, Arthur Neville (1869—1940), brit. Staatsmann 214 f., 217
- Champetier de Ribes, Alexandre (1882—1947), frz. Unterstaatssekretär 220
- Cherf, Johannes (* 1894), OSB, Prior 341, 347
- Cherusker, germ. Volksstamm 75 f., 94
- Chlumecky, Johann Frhr. von (1834—1924), österr. Staatsmann 200
- Chmel, Joseph (1798—1858), österr. Historiker u. Archivar 136
- Chmelarz, Angelus Emil (* 1904), OSB 327 f., 335, 338, 352
- Chnodomar, Alamannenkönig (um 357) 75, 84
- Chotek, Grafen 110, 116
- Chotek, Ferdinand Maria Graf, Erzbischof v. Olmütz (1831—1836) 116 Anm. 23, 130
- Chotek, Rudolf Karl Graf (1783—1868),

- Oberstburggraf v. Prag (1826—1843) 123 f.
- Christian von Prachatitz (1368—1439), Pra-
ger Magister 44
- Churchill, Sir Winston Spencer (1874—
1965), brit. Staatsmann 213, 215, 221,
227 f., 233, 246, 254—256
- Chyla, Gregor (* 1897), OSB 349
- Cimberius, Swebenführer (1. Jh. v. Chr.) 82
- Clanisberg, Benoni von, Sektionschef i.
österreich. Justizministerium (1874) 164
- Claudius II., röm. Kaiser (268—270) 90
- Clementis, Vlado (1902—1952), tschech.
Kulturschaffender u. Politiker 255 f., 260
- Collin, Heinrich Joseph von (1771—1811),
österreich. Schriftsteller 126
- Collin, Matthäus von (1779—1824), österr.
Schriftsteller 126 Anm. 61
- Comenius, Jan Amos s. Komenský
- Conrad, Balhasar (1599—1660), SJ, Prof.
f. Mathematik u. Philosophie 98, 100 f.,
103, 106—108
- Constantius II., röm. Kaiser (337—361) 84, 86
- Cotta, Johann Friedrich von (1764—1832),
Augsburger Buchhändler u. Verleger 135
Anm. 95
- Črkva, Odilo (* 1926), OSB 349
- Čtvrtečka, Bruno, Abt v. Braunau (1887—
1922) 332
- Cyryll (826/27—869), Slawenapostel 118
- Czebely, Maurus (* 1920), poln. Benedik-
tiner 351
- Dabrowski, Clemens (* 1875), poln. Benedi-
ktiner 351
- Daladier, Edouard (* 1884), frz. Politiker,
Ministerpräsident (1938/40) 218
- Dalimil (14. Jh.), böhm. Chronist 151
- David, Josef (* 1884), tschech. Politiker 241,
262
- Descartes, René (1596—1650), frz. Philo-
soph u. Mathematiker 102
- Dexippos, P. Herennius (210—273), Athener
Staatsmann u. Historiker 89 f.
- Dietrichstein, Franz Fürst von (1570—1636),
Kardinal, Bischof v. Olmütz 47
- Dio Cassius (ca. 155—ca. 235), griech. Hi-
storiker 94
- Dipauli, Josef Baron (1844—1905), österr.
Staatsmann 196
- Dobner, Gelasius (1719—1790), Piarist, Hi-
storiker 134 f.
- Dobrovský, Josef (1753—1829), Slawist
111—115, 117—119, 121, 126, 133, 135 f.,
138
- Drechsel, Pankraz, OSB, Personaldechant in
Braunau 332
- Drefßler, Pfarrer v. Starkstadt (1937—1940)
330
- Dršina, Prokop (* 1900), tschech. Politiker
237, 241
- Drusus, Nero Claudius (38—9 v. Chr.), röm.
Feldherr 83
- Dubček, Alexander (* 1921), tschech. Poli-
tiker 33, 37, 344
- Ducháček, Ivo, tschech. Journalist in Paris
(um 1940) 219
- Ebendorfer, Thomas s. Thomas Ebendorfer
- Ebert, Karl Egon Ritter von (1801—1882),
Dichter d. Vormärz 117, 121 f., 130, 135
- Ečer, Josef (* 1951), tschech. Exilpolitiker
237
- Eden, Sir Anthony (* 1897), brit. Staats-
mann 224, 226, 228, 233, 246, 253, 255 f.
- Ehrenwerth, Fritz von, Direktor d. Hütten-
berger Bruderlade (um 1870) 189
- Ekkehard IV. von St. Gallen (ca. 980—
1060), Chronist 17
- Eliáš, Alois (1890—1942), tschech. Politiker
219, 238, 241
- Elisabeth von Landshut (1383—1442), Ge-
mahlin Friedrichs v. Zollern 131
- Engels, Friedrich (1820—1895), dt. Philo-
soph 166, 168 f., 174
- Erben, Ambros Johannes Nepomuk (* 1913),
OSB 316, 326, 336, 338
- Erben, Karel Jaromír (1811—1870), tschech.
Dichter, Archivar 144, 146
- Eudusier, germ. Volksstamm 81 f.
- Eutropius (ca. 320—377), röm. Geschichts-
schreiber 74
- Exner, Adolf (1841—1894), österr. Jurist u.
Prof. in Wien 190
- Fabricius, Johannes (1587—1615), Astro-
nom 99
- Färber, Melchior Hubert (* 1915), OSB 337,
339, 353
- Faltis, Fabrikant in Wekelsdorf (um 1940)
330
- Fanderlik, Josef (1839—1895), Rechtsan-
walt u. mähr. Politiker 200
- Feierabend, Ladislav (1891—1968), tschech.
Politiker 228, 241 f., 260, 262, 266
- Feltl, Columban (* 1914), OSB 350
- Ferdinand I., Kaiser (1556—1564), König
v. Ungarn u. Böhmen (ab 1526) 117, 130,
133

- Ferdinand II., Kaiser (1619—1637) 130
 Ferdinand, Erzherzog v. Österreich (1529—1595), Statthalter in Böhmen (ab 1548) 117
 Fierlinger, Zdeněk (* 1891), tschechosl. Regierungsfunktionär 230, 238, 240 f., 243, 247—253, 256—258, 260 f., 264
 Fischer, Raymund Franz Xaver (1886—1944), OSB, Gymnasialprofessor 334, 337
 Förster, Friedrich Christoph (1791—1868), dt. Historiker, Schriftsteller u. Publizist 119
 Fourier, Charles (1772—1837), frz. Sozialist 168
 Frank, Franz Ferdinand (1875—1942), OSB 316, 326, 337 f.
 Franken, germ. Volksstamm 84, 86, 89, 95
 Franta, Šumavský, Josef (1796—1857), tschech. Schriftsteller 128
 Franz II., röm. Kaiser (1792—1804), als Franz I. Kaiser v. Österreich (1804—1835) 123, 129
 Franz, Joseph I., Kaiser v. Österreich (1848—1916) 139 f., 144 f., 147, 155, 160
 Franz, Christin Florian (* 1880), Pfarrer 327, 333 Anm. 34, 334, 338, 352
 Fraunhofer, Joseph von (1787—1826), dt. Physiker 99
 Freyberg-Eisenberg, Max Prokopp Frhr. von (1789—1851), Münchner Reichsarchivdirektor 115, 131
 Friedel, Wenzel (* 1930), OSB 346
 Friedrich I. Barbarossa, Kaiser (1152—1190) 19 f., 57
 Friedrich II., König v. Sizilien (1212—1250) u. Jerusalem 20
 Friedrich V. († 1632), Kurfürst v. d. Pfalz (1610—1620), König v. Böhmen (1619/20) 131
 Friedrich, Herzog v. Landshut (1375—1393) 131
 Friedrich II., der Schöne, Herzog v. Österreich (1307—1330) 357
 Friedrich I. von Zollern, Kurfürst v. Brandenburg (1417—1440) 131
 Friedrich, Richard, Pfarrer v. Starkstadt (1940—1945/46) 330
 Führich, Josef von (1800—1876), Maler, Prof. in Wien 128 f.
 Galen, Augustin von (* 1870), OSB 349
 Galilei, Galileo (1564—1642), Naturforscher 99, 105 f.
 Gallienus, röm. Kaiser (253/60—268) 89
 Gappa, Vinzenz (* 1891), poln. Benediktiner 351
 Gasser, Karl Frhr. von (1783—1855), bayer. Legationsrat 122
 Geisler, Anselm Erhard (* 1907), OSB 327 f., 335, 338, 352
 Georg von Podiebrad, König v. Böhmen (1458—1471) 45, 47
 Georgios Synkellos († Anf. 9. Jh.), Chronist 89
 Gepiden, germ. Volksstamm 88, 90, 95—97
 Gerhoh (1093/94—1169), Propst v. Reichersberg (ab 1132) 22
 Geringer, Karl Baron (1806—1889), österr. Zivilkommissar für Ungarn 148
 Geyer, Heinrich Ernst (* 1919), OSB 337, 353
 Gibbon, Edward (1737—1794), engl. Geschichtsschreiber 116
 Gindely, Anton (1829—1892), Historiker 163
 Gleispach, Johann Nepomuk Graf (1840—1906), österr. Staatsmann 200
 Gleißner, Benedikt, OSB 339
 Gneist, Rudolf von (1816—1895), preuß. Jurist u. Politiker 172 Anm. 31
 Godegisil († 406), König d. Wandalen 89
 Goethe, Johann Wolfgang von (1749—1832), dt. Dichter 116
 Goten, germ. Volksstamm 89 f., 95
 Gottwald, Klement (1896—1953), tschechosl. Staatsmann 212, 243, 249—251, 258—263, 266
 Gregor von Tours, hl. (540—539/94), Bischof, Geschichtsschreiber 97
 Groß-Hoffinger, Anton Johann (1808—1873), österr. Schriftsteller 136
 Guber, Christoph Karl (* 1903), OSB 337 f., 353
 Guibert von Nogent (1053—1124), OSB, Schriftsteller 66 f.
 Gunderich, König d. Wandalen (406—428) 89
 Gusew, sowjet. Botschafter in London (1945) 256
 Gwuzd, Alexius (* 1915), OSB, Prior v. Břevnov (um 1948) 346
 Habsburger 201
 Hácha, Emil (1872—1945), tschech. Staatspräsident 33, 242, 260
 Händel, Georg Friedrich (1685—1759), Komponist 35
 Häusser, Ludwig (1818—1867), dt. Historiker 163

- Hagen-Münzenberg-Falkensteiner, Reichsministerialengeschlecht 20
- Hainisch, Michael (1858—1940), österr. Politiker 193, 196 f.
- Hála, František (* 1893), tschechosl. Politiker 220, 241 f.
- Halifax, Edward Frederick Lord (1881—1959), brit. Staatsmann 215 f., 221 f., 256
- Hammer-Purgstall, Josef Frhr. von (1774—1856), Orientalist 127
- Hampl, Antonín (1874—1951), tschech. Politiker 236 f., 239
- Hamulják, Martin (1789—1859), slowak. Erwecker u. Aufklärer 144
- Han(e)l, Melchior Balthasar (1627—1689), tschech. Jesuit, lat. Schriftsteller 98, 100, 106
- Hanka, Václav (1791—1861), Bibliothekar, Dichter u. Philologe 115, 117, 125, 128, 151 f., 154, 359
- Hánrich, Franz von (* 1899), slowak. Schriftsteller 142, 147, 149 f.
- Hanthaler, Chrysostomus (1690—1754), österr. Chronist 134
- Hanusch, Edmund Franz (* 1874), OSB 334, 339, 341 Anm. 45, 347, 352
- Harras von Harrasowsky, Philipp von (1833—1890), österr. Justizbeamter 199
- Harriman, William Averell (* 1891), amerik. Politiker 250, 256
- Haruder, germ. Volksstamm 81 f.
- Harvey, William (1578—1657), engl. kgl. Leibarzt u. Professor 104, 106
- Hattala, Martin (1821—1903), Slawist 159
- Haupt, Heinrich (1. H. 12. Jh.), Stammvater der Reichsministerialen von Pappenheim 16
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770—1831), dt. Philosoph 172 Anm. 31
- Heinrich II., Kaiser (1002—1024) 17
- Heinrich III., Kaiser (1039—1056) 15
- Heinrich V., Kaiser (1106—1125) 16, 18
- Heinrich VI., Kaiser (1190—1197) 20
- Heinrich I., König v. Frankreich (1031—1060) 58, 59 Anm. 28, 64
- Heinrich der Löwe (ca. 1129—1195), Herzog v. Sachsen 20
- Hejret, Josef († 1951), tschech. Politiker 231
- Helfert, Josef Alexander Frhr. von (1820—1910), Jurist, Historiker, österr. Staatsmann 149, 154, 158
- Helvetier, germ. Volksstamm 70 f.
- Henlein, Konrad (1898—1945), suddt. Politiker 223
- Herder, Johann Gottfried (1744—1803), dt. Dichter 25, 116, 152
- Hermanarich († zw. 370 u. 376), König d. Ostgoten 90
- Hermann, Theophil Alphons (* 1885), OSB 334, 352
- Hermunduren, germ. Volksstamm 72, 94
- Heruler, germ. Volksstamm 88—91, 94 f.
- Hieronymus, hl. (ca. 347—420), Kirchenlehrer 88, 91
- Hindenburg, Paul von (1847—1934), dt. General u. Reichspräsident 322
- Hinkmar, Erzbischof v. Reims (845—882) 64, 66 f.
- Hirsch, Leander Adolf (* 1916), OSB (bis 1940) 336, 338
- Hitler, Adolf (1889—1945), dt. Politiker u. Reichskanzler 31, 214 f., 217 f., 227 f., 245, 252, 322
- Hlasný, Beda (* 1901), OSB 349
- Hlaváč, Ján, k. k. Hofrat, Generalstaatsanwalt (um 1850) 149 f., 157
- Hlawatschke, Odo Ernst (* 1909), OSB 327 f., 335, 338 f., 348, 353
- Hodinová-Spurná, Anežka (1895—1963), Partei- u. Verbandsfunktionärin d. ČSSR 247
- Hodža, Fedor, slowak. Exilpolitiker in London 242
- Hodža, Michal Miloslav (1811—1870), slowak. Schriftsteller, ev. Theologe 139, 142, 156
- Hodža, Milan (1878—1944), slowak. Politiker 222 f., 235, 239, 241 f.
- Hoeck, Johannes, Abt v. Scheyern (1969) 343
- Höfel, Blasius (1792—1863), österr. Kupferstecher u. Xylograph 124
- Höfler, Constantin von (1811—1897), Historiker 129 f.
- Hohler, Emmerich Thomas (1781—1846), fürstl. Bibliothekar 120
- Hollý, Ján (1785—1849), slowak. Dichter 153
- Holub, Roger (* 1918), OSB 348
- Holub, Václav, tschechosl. Exilpolitiker in London 238
- Holzmann, Josef (* 1878), OSB 350
- Horák, Adalbert (* 1881), OSB 350
- Horký, Josef Edmund (1790—1844), tschech. Historiker 121, 128
- Hornich, Paulus (* 1910), OSB 349
- Hortar, Alamannenkönig (um 358) 85
- Hormayr, Josef Frhr. von (1782—1848), österr. Reichshistoriograph u. Publizist 110—138
- Houdeček, Prokop (* 1882), OSB 318, 328, 338, 346, 348

- Hügel, Klemens Wenzel Frhr. von (1792—1849), Diplomat, Direktor d. Wiener Staatsarchivs 136
- Hugo Capet, König v. Frankreich (987—996) 51, 59, 61, 64
- Hunnen, innerasiat. Reitervolk 88, 90
- Hurban, Josef Miloslav (1817—1888), slowak. Schriftsteller 139, 156
- Hurban-Vajanský, Vladimír (* 1883), tschech. Diplomat 218
- Hurter, Friedrich von (1787—1865), österr. Reichshistoriograph (ab 1846) 136
- Hus, Jan (ca. 1369—1415), böhm. Reformator 42, 134
- Husák, Gustav (* 1913), tschechosl. Staatsmann 33
- Huygens, Christian (1629—1695), niederländ. Mathematiker, Physiker u. Astronom 107
- Hydatius (ca. 394—471), Bischof, Chronist 91
- Ingr, General, Verteidigungsminister d. tschechosl. Exilregierung 219, 260, 266
- Inguiomer, germ. Gefolgschaftsführer (1. Jh. n. Chr.) 75
- Innozenz III., Papst (1198—1216) 42
- Isaac, Graf (10. Jh.) 62
- Italicus, König der Cherusker (ab 47 n. Chr.) 94
- Jagellonen 125
- Jakisch, Lambert Josef (1887—1943), OSB 327, 335, 337 f.
- Jakobellus von Mies (ca. 1373—1429), führend. hussit. Theologe 43
- Jaksch, Wenzel (1896—1966), suddt. soz.-dem. Politiker 223—226, 229, 247
- Jan Přebíram († 1448), hussit. Theologe 43
- Jarolim, Anton (1869—1933), suddt. soz.-dem. Politiker 198 Anm. 117
- Jeanne d'Arc (1312—1431), frz. Nationalheldin 29
- Jedlička, Methodius (* 1918), OSB 350
- Jireček, Hermenegild (1827—1909), tschech. Rechtshistoriker 142
- Jireček, Konstantin Josef (1825—1888), Literaturhistoriker 147, 152
- Johann von Luxemburg, König v. Böhmen (1310—1346) 357, 360 f.
- Johann von Jenstein, Erzbischof v. Prag (1380—1396) 364
- Johann von Pomuk (Nepomuk) (ca. 1345—1393), Generalvikar 122, 133—135
- Johanna v. Bayern (1356—1386), 1. Gemahlin Wenzels IV. 133
- Joseph II., Kaiser (1765—1790) 110, 143
- Jovinus, röm. Reiterführer (um 366) 85
- Julian, röm. Kaiser (355—363) 74, 84 f.
- Jungmann, Josef (1773—1847), tschech. Philologe 111, 114, 141, 152
- Justinian I. (527—565), byzant. Kaiser 90, 95
- Kaasch, Otto Adalbert (* 1906), OSB 320, 336, 352
- Kaděra, Pfarrer v. Starkstadt (bis 1937 u. ab 1945/46) 330
- Kadlík, Franz (1786—1840) tschech. Maler u. Kupferstecher 121 Anm. 42
- Kahler, Gunther, Dechant v. Braunau (bis 1938) 316
- Kaiserstein, Baron von (um 1940) 330
- Kalinin, Michail Iwanowitsch (1875—1946), sowjet. Politiker 253
- Kaltenbaeck, Johann Paul (1804—1861), österr. Publizist u. Archivar 120 Anm. 39, 136
- Kapetinger 51—60, 62—65, 67 f.
- Karl I., der Große, König v. Franken (768—814), röm. Kaiser (ab 800) 41, 56 f., 67, 115
- Karl II., der Kahle, König v. Franken (840—877) 54, 64, 66
- Karl IV., Kaiser (1346—1378) 115, 119 Anm. 37, 348, 357, 361
- Karolinger 11, 51, 61, 63—65
- Katwald, König d. Markomannen (Anf. 1. Jh. n. Chr.) 87
- Kavan, Pavel, tschechosl. Exilpolitiker in London 241
- Kelten, idg. Volksstamm 74 Anm. 14
- Kempfen von Fichtenstamm, Johann Franz Frhr. von (1793—1863), österr. General u. Polizeiminister (1852—1859) 152
- Kennan, George Frost (* 1904), amerik. Diplomat 250
- Kepler, Johannes (1571—1630), Astronom u. Mathematiker 98—100
- Kerschbaum, Alfons Josef (* 1919), OSB 337
- Kersdorf, Heinrich S. Edler von, jüd. Bankier in München (1. H. 19. Jh.) 127 Anm. 64
- Kersdorf, jun. (19. Jh.) 127
19. Jh.) 192
- Kimbern, germ. Volksstamm 73, 81
- Kinner von Löwenthorn, Alois Gottfried, Erzieher am kaiserl. Hof (17. Jh.) 107
- Kinsky, Grafen 110
- Kinzel, Virgil Rudolf (* 1910), OSB, Gymnasialprofessor 313 f., 320—322, 335, 338 f., 343, 352

- Kircher, Athanasius (1601—1680), SJ, Sprachforscher, Kartograph, Naturwissenschaftler u. Musiktheoretiker 106
- Kirgin, Martin (* 1908), jugosl. Benediktiner 351
- Klanč, Majolus (* 1894), OSB 349
- Klar, Alois (1763—1833), Prof. f. Philosophie a. d. Univ. Prag 123
- Klátíl, František, tsched. Journalist u. Exilpolitiker 241
- Klecanda-Kalvoda, Vladimír (1888—1946), tsched. Historiker u. Landesarchivar 235, 237, 241
- Klein, Franz (1854—1926), Jurist, österr. Staatsmann 199 f.
- Klein, Maurus Franz (* 1903), OSB, Gymnasialprofessor 321, 328, 334, 338, 352
- Klement, Methodius (* 1889), OSB 349
- Knoll, Joseph Leonhard (1775—1841), Historiker, Univ. Prof. in Prag 130
- Koch-Sternfeld, Joseph Ernst Ritter von (1778—1866), Topograph u. Univ. Prof. in München 118, 122
- Kochánek, Philipp (* 1912), OSB 347
- Kohout, Benedikt (* 1892), OSB 348
- Kollár, Jan (1793—1852), slowak. Dichter 25, 121, 142, 144, 147, 149—151, 154, 156 f., 159
- Kollert, Wenzel Anton (* 1882), OSB 330, 337
- Kolowrat-Libstejnsky, Grafen 110
- Kolowrat-Libstejnsky, Franz Anton Graf von (1778—1861), österr. Staatsmann 115
- Komenský, Jan Amos (1592—1670), Pädagoge 48, 108
- Konrad II., Kaiser (1024—1039) 15
- Konrad von Beichlingen, Graf († ca. 1103) 19
- Kopaček, Johannes Nepomuk (* 1888), OSB 350
- Kopecký, Václav (1897—1961), Partei- u. Regierungsfunktionär d. ČSSR 259 f.
- Kopitar, Bartholomäus (1780—1844), slowen. Slawist 111, 113
- Kopp, Josef (1827—1907), österr. Rechtsanwalt u. Politiker 200
- Kornejtschuk, stellv. Außenminister d. UdSSR (1943) 257
- Kosina, tsched. Gewerkschaftler im Londoner Exil 236
- Kossuth, Lajos (1802—1894), ungar. Staatsmann 148
- Kotyza, Aloys (1869—1947), Prälat v. Raigern 342 Anm. 47
- Kovařík, Benedikt (* 1902), OSB 349
- Kozáček, Josef, slowak. Kanonikus (Mitte 19. Jh.) 139
- Kozák, Jan Blahoslav (* 1888), tsched. Philosoph u. Theologe 241
- Krabitz von Weitmühl, Peter, Burggraf v. Trautenau (um 1350) 361
- Kraus, Jaroslav, Legationsrat, leitender Beamter d. tschechosl. Informationsdienstes in London (1943) 231, 259
- Krauß, Philipp Frhr. von (1792—1861), österr. Staatsmann 145
- Kreibich, Karl (1883—1966), sudt. kommunist. Politiker 247
- Krejčí, Cyrill (* 1907), OSB 350
- Krieshofer, Friedrich Karl (* 1865), OSB 330, 337
- Krinke, Adalbert, Dechant v. Braunau (bis 1935) 329
- Kříž, Karel, tsched. Journalist u. Exilpolitiker in London 237 f.
- Kronawetter, Ferdinand (1838—1913), österr. Magistratsbeamter u. Politiker 186
- Kubišta, Simon (* 1904), OSB 347
- Kurz, Franz (1771—1843), österr. Historiker 124
- Kuzmány, Karol (1806—1866), slowak. Dichter, Schriftsteller u. Gelehrter 139, 142, 144, 147, 150 f., 153—155, 159
- Lacroix M. de, frz. Diplomat 225 Anm. 11
- Lang, Basil (* 1909), OSB 349
- Langer, Michael Erhard (* 1908), OSB 336, 338, 352
- Langobarden, germ. Volksstamm 75, 90, 94—97.
- Laštovička, Bohuslav (* 1905), Diplomat, Regierungsfunktionär d. ČSSR 262—264
- Latobiker, germ. Volksstamm 70 Anm. 2
- Lath, Pfarrer v. Ober-Wernersdorf (um 1940) 330
- Laudin, Benedikt (* 1877), OSB, erzbischöfl. Notar 346
- Laušman, Bohumil (* 1903), tschechosl. Politiker 228, 236—238, 249, 257, 262, 264
- Lebduschka, Pfarrer v. Qualisch (um 1940) 330
- Lebeda, Theodor Gottfried (1857—1945), OSB, Gymnasialprofessor 334, 337
- Ledebur-Wicheln, Johann Graf (1842—1903), österr. Ackerbauminister (1895—1897) 189
- Leeuwenhoek, Antony van (1632—1723), niederländ. Kaufmann, Liebhaberoptiker u. Biologe 107

- Leibniz, Gottfried Wilhelm Frhr. von (1646—1716), dt. Philosoph 35
- Lenin, Wladimir Iljitsch (1870—1924), sowjet. Staatsmann 213
- Leopold I., Kaiser (1658—1705) 125
- Leopold II., Kaiser (1790—1792) 143
- Lichard, Daniel (1812—1882), slowak. Schriftsteller u. Publizist 139, 142
- Lichner, Ján, slowak. Exilpolitiker 241 f., 262
- Lichtenstein, Alois Prinz von u. zu (1846—1920), österr. Politiker 176
- Lindner, Friedrich Ludwig (1772—1845), Schriftsteller u. bayer. Legationsrat 127
- Lisický, Karel (1893—1966), tschechosl. Diplomat 218
- Livius (59 v. Chr.—17 n. Chr.), röm. Historiker 73
- Lobkowitz, Grafen 118
- Lockhart, Bruce, engl. Diplomat (um 1940) 222, 246
- Lokvenc, Norbert (* 1908), OSB 330, 346, 348
- Lorenz, Pfarrer v. Ober-Wernersdorf (um 1940) 330
- Luden, Heinrich (1780—1847), dt. Historiker u. Politiker 113
- Ludlow, John Malcolm (* 1821), engl. Schriftsteller u. Sozialpolitiker 167 f., 173, 182, 185
- Ludwig I., der Fromme, röm.-dt. Kaiser (814—840) 66
- Ludwig IV., der Bayer, röm.-dt. Kaiser (1314—1347) 130
- Ludwig der Deutsche, ostfränk. König (843—876) 66
- Ludwig I., König v. Bayern (1825—1848) 124 Anm. 50, 127, 128 Anm. 70, 134
- Ludwig V., der Faule, König v. Frankreich (986—987) 64
- Ludwig VI., König v. Frankreich (1108—1137) 58 f., 63, 67
- Ludwig VII., König v. Frankreich (1137—1180) 59, 61
- Ludwig IX., der Heilige, König v. Frankreich (1226—1270) 64
- Ludwig von Mömpelgard, Graf († ca. 1103) 19
- Lürmann, Aldermann Theodor (um 1845) 133
- Lürmann, Johann Theodor († 1889), bayer. Generalkonsul (ab 1846) 133
- Lugier, germ. Volksstamm 72
- Luitpold († 907), Herzog v. Bayern 126
- Luther, Martin (1483—1546), dt. Reformator 29
- Mach, Konstantin Friedrich (* 1915), OSB 318, 320, 326, 336, 338 f., 341 Anm. 45, 352
- Machaček, Alexius (* 1894), OSB 348
- Machek, Antonín (1775—1844), tschech. Porträtist 123—125
- Magnentius, röm. Kaiser (350—353) 84
- Magni, Valerian (Graf Maximilian) (1586—1661), Kontroverstheologe, Philosoph, Diplomat 48
- Mailáth von Székely, György (1786—1861), österr.-ung. Verwaltungsbeamter 149
- Maiski, Iwan Michailowitsch (1884—1975), sowjet. Historiker u. Diplomat 229, 244—246, 251 f., 256
- Maiwald, Vinzenz Fridolin (* 1862), OSB, Gymnasialdirektor 334, 339, 347, 352
- Majer, Václav, tschechosl. Exilpolitiker in London 237 f., 242, 263 f.
- Malpighi, Marcello (1628—1694), ital. Arzt, Anatom u. Physiologe 107
- Maly, Benedikt (* 1906), OSB 350
- Marbod († 41 n. Chr.), König d. Markomanen (9 v. Chr.—19 n. Chr.) 71—73, 75, 83 f., 86 Anm. 50, 87, 94
- Marci (Marek), Johann Markus (1595—1667), Arzt u. Naturwissenschaftler 98, 101—108
- Maria Theresia, Königin v. Ungarn u. Böhmen (1740—1780), Gemahlin Kaiser Franz' I. 49, 143
- Marius von Avenches, Bischof (574—594) 96
- Marius, Gaius (156—86 v. Chr.), röm. Feldherr 73
- Markomannen, germ. Volksstamm 71 f., 75, 81, 83 f., 86 Anm. 50, 87, 94
- Markward von Annweiler († 1202), pfälz. Reichsministeriale 16, 20, 23
- Marx, Karl (1818—1883), dt. Philosoph 166, 168 f.
- Masaryk, Jan (1886—1948), tschechosl. Politiker 219, 228, 241, 246, 248 f., 252, 256, 258, 266
- Masaryk, Tomáš Garrigue (1850—1937), tschech. Philosoph u. Politiker, Staatspräsident d. Tschechoslowakei 25, 30, 181, 239, 241, 243, 264
- Mastný, Vojtěch (* 1874), tschech. Diplomat 257
- Masua, Swebenführer (1. Jh. v. Chr.) 82
- Mataja, Viktor (1857—1934), österr. Nationalökonom u. Sozialpolitiker 196
- Matzner, Anna, Handarbeitslehrerin in Braunau (um 1940) 319

- Maulobatos, Fürst d. Heruler (um 260) 89
 Maximian, röm. Kaiser (286—305) 91
 Mechlis, Lew Sachárowitsch (1889—1953), sowjet. General 266
 Meder, Johann Valentin (1649—1719), dt. Komponist 302
 Mednyánszky, Alois Frhr. von (1784—1844), österr.-ungar. Verwaltungsbeamter u. Schriftsteller 124
 Megerle von Mühlfeld, Johann Georg (1780—1831), Direktor d. Hofkammerarchivs 120
 Meinert, Josef Georg (1775—1844), Prof. f. Ästhetik a. d. Univ. Prag 115
 Melchthal, Erny von, bayer. Hofrat (um 1830) 122
 Menander Protector, Chronist (1. H. 6. Jh.) 96
 Menzel, Beda Franz (* 1904), OSB, Gymnasialdirektor 314, 327, 335, 339, 352
 Merowinger 11
 Method, Slawenapostel, Erzbischof v. Sirmium (870—885) 118
 Metternich, Klemens Lothar Wenzel Fürst von (1773—1859), österr. Außenminister (1809), Staatskanzler (1821—1848) 111, 122, 136 Anm. 97, 138
 Michalička, Wenzel (* 1894), OSB 348
 Mickiewicz, Adam (1798—1855), poln. Dichter 35, 152
 Miklošič, Fran (1813—1891), slowen. Slawist 154
 Mikolajczyk, Stanisław (* 1901), poln. Politiker 233 f.
 Miller, Hraban (* 1907), OSB 326, 339, 346, 352
 Mittrowsky, Anton Friedrich Graf (1770—1842), Präsident d. mähr. Landesguberniums 130
 Mojžisch, Leo (* 1884) OSB, erzbischöfl. Konsistorialrat u. Notar 346
 Molotow, Wjatscheslaw (* 1890), sowjet. Staatsmann 233, 251, 253, 257—259, 262
 Mongolen 115, 131 Anm. 83
 Moravec, František († 1966), Chef d. tschechosl. militär. Nachrichtendienstes (1937—1945) 219
 Muchar, Adalbert (1786—1849), steiermärk. Historiker 118, 122
 Müller, Adam Heinrich Ritter v. Nittersdorff (1779—1829), staatswissenschaftl. Schriftsteller u. Historiker 123, 124 Anm. 50
 Müller, Johannes von (1752—1809), dt. Geschichtsschreiber u. Diplomat 116
 Müller, Johannes, Prof., Subprior v. St. Anselmo in Rom 313
 Mundella, engl. Fabrikant (Ende 19. Jh.) 192
 Musil, Karl (* 1880), OSB, Prior 350
 Mussolini, Benito (1883—1945), ital. Ministerpräsident 218, 220
 Nadásdy, Franz Graf (1801—1883), österr.-ungar. Justizminister (1857—1860) 154
 Nadherny von Borutin, Baron (um 1940) 330
 Napoleon I. Buonaparte (1769—1821), Kaiser d. Franzosen 50, 111, 123, 127
 Nauk, preuß. Regierungsrat (1837) 130 f.
 Nečas, Jaromír (1888—1945), tschech. Politiker 236—238, 240, 248
 Nejedlý, Jan (1776—1834), Slawist 152
 Nejedlý, Zdeněk (1878—1962), tschech. Historiker 25, 256, 264
 Němčík, Clemens Anton (* 1888), OSB 329, 331, 337, 346, 348
 Němcová, Božena (1820—1862), tschech. Schriftsteller 159
 Němec, František (1898—1963), tschech. Gewerkschaftsfunktionär u. Politiker 236—238, 242, 248, 261—263, 265
 Němec, Josef (1805—1879), tschech. Beamter 159
 Nemetter, germ. Volksstamm 81 f.
 Neuwirth, Josef (1839—1895), österr. Nationalökonom, Publizist u. Politiker 195, 197
 Newton, Sir Isaac (1643—1727), engl. Physiker, Mathematiker u. Astronom 104, 107
 Nichols, brit. Diplomat (um 1940) 246
 preuß. Politiker u. Geschichtsforscher 124
 Niebuhr, Barthold Georg (1776—1831), preuß. Politiker u. Geschichtsforscher 124
 Nießner, Raphael Erwin (* 1918), OSB 336, 353
 Nikolaus V., Papst (1447—1455) 44
 Nikolaus, Abt v. Braunau (ab 1420) 347
 Nitsche, Dr., Jurist (um 1895) 200
 Noriker 97
 Nosek, Václav (1892—1955), Bergmann u. Politiker, Gründungsmitglied d. KPTsch 247, 249 f., 261 f.
 Nosse, Pfarrer v. Wekelsdorf (1939—1945/46) 330
 Novák, Vitus (* 1906), OSB 349
 Nyczak, Paulus (* 1904), poln. Benediktiner 351
 Obier, germ. Volksstamm 94
 Odo, Graf v. Paris, westfränk. König (888—898) 57

- Odowakar (433—493), germ. Heerführer 90
- Oettingen-Wallerstein, Ludwig Fürst von (1791—1870), bayer. Staatsmann 127
- Ofner, Julius (1854—1924), Jurist, österr. Politiker 193
- Oldenburg, Henry (1615—1677), Sekretär d. Royal Society 107
- Opasek, Anastaz (* 1913), OSB, Abt v. Břevnov (ab 1947) 326, 339, 341—345, 347, 353
- Osuský, Stefan (* 1889), tschechosl. Diplomat 217—221, 235
- Ottersdorf, Sixt von († 1583), Prager Kanzler u. Chronist 128
- Ottonen 11, 14, 62
- Palacký, František (1798—1876), tschech. Historiker u. Politiker 25, 111—115, 117—119, 121—138, 141, 144, 153, 156
- Paleček, Václav, tschech. Exilpolitiker in London 241
- Palkovský, Břetislav (* 1888), tschech. Rechtsanwalt 250
- Panofka, Heinrich, Berliner Musikschriftsteller (um 1829) 122
- Pappenheim, Reichsministerialengeschlecht 16, 20
- Pappenheim, Gottfried Heinrich Graf zu (1594—1632), Reitergeneral 121
- Pattai, Dr., Jurist (um 1895) 200
- Patton, George (1885—1945), amerik. General 255
- Patzak, Václav (* 1891), tschechosl. Exilpolitiker 237 f., 264
- Paulus Diaconus (ca. 720—797), OSB, langobard. Geschichtsschreiber 95—97
- Paulus Vladimiri von Krakau († 1435), Theologe 42
- Pekař, Josef (1870—1937), tschech. Historiker 25
- Pelzel, Franz Martin (1809—1866), böhm. Landesadvokat, Rechtshistoriker 117
- Pernerstorfer, Engelbert (1850—1918), österr. Politiker u. Schriftsteller 189, 193
- Pernstein, Jaroslav von (1528—1569), böhm. Adeliger 47
- Peroutka, Ferdinand (* 1895), tschech. Publizist, Journalist u. Schriftsteller 259
- Pertz, Georg Heinrich (1795—1876), dt. Historiker 130
- Peter, Martin (* 1891), OSB 350
- Petrušák, Ivan, tschechosl. kommunist. Exilpolitiker 247
- Petruška, Franz (1814—1887), Rechtswissenschaftler 147
- Petsch, P., Redemptorist (um 1940) 318 Anm. 12 a
- Peukiner, germ. Volksstamm 90
- Pfeffel, J. A., Augsburger Verleger (um 1730) 134 Anm. 92
- Pfeiffer, Benedikt (1783—1834), Abt. v. Strahov u. Prager Univ. Prof. 133
- Pfeiffer, Pfarrer v. Qualisch (um 1940) 330
- Philipp I., König v. Frankreich (1060—1108) 57 f.
- Philipp II. August, König v. Frankreich (1180—1223) 59 f., 63
- Philipp, Bankierswitwe in Hannover (um 1833) 128—130
- Philippovich, Eugen Frhr. von (1858—1917), Volkswirtschaftler 178 Anm. 56, 193 f.
- Pícha, Mauritius (Mořic) (1869—1956, Bischof v. Königgrätz (1931—1956) 328
- Pika, Heliodor († 1949), Oberst, Leiter d. tschech. Militärmission in Moskau 248—250
- Pikten, germ. Volksstamm 91
- Pininski, Graf, österr. Jurist u. Politiker (um 1895) 200
- Pius II., Papst (1458—1464) 47
- Plener, Ernst von (1841—1923), österr. Staatsmann 166, 172, 175, 190
- Plutarch von Chaironea (ca. 46—120), griech. Schriftsteller 73
- Pokorny, Venceslaus (* 1894), OSB, Abt (ab 1947) 341, 342 Anm. 47, 345, 350
- Polybios (ca. 205—123 v. Chr.), griech. Geschichtsschreiber 74
- Popp, Richard, Erzdechant v. Trautenau (bis 1945), Apostol. Protonotar 331
- Poseidonios von Apamea (ca. 135—51 v. Chr.), griech. Philosoph u. Historiker 73
- Pouček, Maurus (* 1920), OSB, Diakon 346
- Prause, Alban Julius (* 1887), OSB, Gymnasialprofessor 327, 335, 338
- Prchala, Lev (1892—1963), tschech. Armeegeneral 217, 228, 241
- Přemysl Ottokar II., König v. Böhmen (1253—1278) 134 f.
- Přemysliden 125
- Prochaska, Linus (* 1887), OSB 349
- Procházka, Adolf (* 1869), tschech. Jurist u. Politiker 237, 241, 255
- Prokop v. Caesarea (ca. 500—565), byzantin. Geschichtsschreiber 95
- Prokop, Dominik (* 1890), Abt. v. Braunau (ab 1926) 313 f., 320 f., 324—327, 329 f., 332—334, 338 f., 342 f., 352
- Prosper Tiro (400—455), gall. Chronist 88

- Ptaček, Prokop (* 1911), OSB 349
- Ptolemaios, Claudius (ca. 90—160 n. Chr.), berühmtester Astronom, Geograph u. Mathematiker d. Altertums 94
- Pulszky, Franz Aurel von (1814—1897), ungar. Archäologe u. Politiker 151 Anm. 42, 153 f.
- Pyrrhus II. († 272 v. Chr.), König v. Epirus 72 Anm. 10
- Quaden, germ. Volksstamm 71 f., 86, 88
- Rabstein, Johann von (1420—1473), Probst v. Wyschehrad 39 Anm. 3, 47
- Rabstein, Prokop von († 1472), tschech. Humanist 47
- Radetzky v. Radetz, Joseph Graf (1766—1858), österr. Feldmarschall 140
- Radlinský, Andrej (1817—1879), slowak. kath. Schriftsteller 139, 141 f., 145, 147 f., 159
- Randa, Antonín (1834—1914), tschech. Zivilrechtler 163
- Rando, alamann. Fürst (um 370) 85
- Ranke, Leopold von (1795—1886), Historiker 124
- Rašín, Alois (1867—1923), tschechosl. Staatsmann 235, 239
- Rašín, Ladislav (1900—1945), tschech. Rechtsanwalt, Politiker u. Journalist 237
- Raumer, Friedrich von (1781—1873), dt. Historiker u. Politiker 115, 124
- Rauraker, germ. Volksstamm 70 Anm. 2
- Redlich, Josef (1869—1936), österr. Jurist u. Historiker 161 f., 200
- Reh, Siegfried, Pfarr-Administrator v. Oberadersbach (1943—1945/46) 329
- Reimann, Augustin, Dr., Redemptorist (um 1942) 318 Anm. 12 a
- Reimar von Zweter (ca. 1200—1260), mhd. Spruchdichter 19
- Reinhard zu Thürnfels, Ignaz Frhr. von (1782—1843), Archivar 117
- Reißmüller, Athanas (1913), OSB, Archivdirektor 313, 318, 339, 342, 343 Anm. 54, 345—347
- Reuß, Ministerialengeschlecht 20
- Reuter, S. W., Major (um 1843) 131—133
- Riccioli, Giovanni Battista (1598—1671), SJ, ital. Astronom 100
- Richter, Franz Xaver Joseph (1783—1871), mähr. Historiker u. Archivar 118
- Ridler, Johann Wilhelm (1772—1834), Univ.-Bibliothekar in Wien 120 Anm. 39
- Riedel, Hildebrand Otto (* 1909), OSB 327, 335, 352
- Riedel, Ignaz Richard (* 1912), OSB 327, 336, 352
- Riedel, Winfrid Ernst (* 1904), OSB 328, 335, 338, 352
- Ringel, Ivan (* 1905), OSB 347 f.
- Ripka, Hubert (1895—1958), tschech. Politiker 219 f., 224, 228—237, 241, 248 f., 255, 259 f., 262 f., 266
- Rittersberg, Johann Ritter von (1780—1841), k. k. Hauptmann u. Schriftsteller 117, 121
- Robert II., der Fromme, König v. Frankreich (996—1031) 58, 64
- Robertson, Dennis Holme (* 1890), engl. Nationalökonom 116
- Rodulf († ca. 507), König d. Heruler 90, 95
- Rokycana, Jan (ca. 1397—1471), Hussitenführer 43 f.
- Romanoffs 37
- Roosevelt, Franklin Delano (1882—1945), amerik. Staatsmann, Präsident d. USA (ab 1933) 213, 218, 254, 256
- Rosenberg, Peter IV. von (1462—1523), Landeshauptmann v. Böhmen (bis 1499) 270
- Rosenberg, Thomas († 1939), OSB, Prior in Braunau 338
- Rosenberg, Wok von (1220/30—1262), böhm. Adeliger 269
- Rosenberger, böhm. Adelsgeschlecht 269 f.
- Roßmanith, Kaspar Julius (* 1913), OSB 337, 353
- Rothari, König d. Langobarden (636—652) 95
- Rousseau, Jean-Jacques (1712—1778), frz.-schweiz. Schriftsteller, Kulturkritiker u. Philosoph 35
- Rousseau, General (Mitte 19. Jh.) 156
- Rudolf II., Kaiser (1576—1612) 46, 98, 108
- Rugier, germ. Volksstamm 95
- Rybička, Antonín František (1812—1899), tschech. Historiker 144
- Rýdl, Vitus Franz (1889—1945), OSB 331, 337
- Sachsen, germ. Volksstamm 88, 97
- Šafařík, Pavel Josef (1795—1861), tschechosl. Schriftsteller u. Philologe 114, 121 f., 125, 129, 141, 144, 146, 150 f., 154, 156 f.
- Salier 11, 14—16
- Salm, Grafen 133

- Salm-Reifferscheid-Krautheim, Hugo Franz Graf (1776—1836) 112, 121
- Sargent, Sir Orme, Unterstaatssekretär im brit. Foreign Office (1939) 216
- Sarmaten, germ. Volksstamm 88, 97
- Savigny, Friedrich Karl von (1779—1861), Rechtslehrer u. preuß. Staatsmann 163
- Schaller, Marian (* 1892), OSB, Subprior 349
- Scheiner, Christophor (1575—1650), SJ, dt. Astronom 98—101, 108
- Schenk, Eduard von (1788—1841), bayer. Innenminister (1828—1831) 124 Anm. 50
- Schiller, Friedrich von (1759—1805), dt. Dichter 116
- Schlegel, Friedrich (1772—1829), Schriftsteller, Ästhetiker u. Linguist 123, 124 Anm. 50
- Schmerling, Anton Ritter von (1805—1893), österr. Staatsmann 151
- Schmitt, Ansgar Alfons (* 1910), OSB 327, 335, 338
- Schönburg, Reichsministerialengeschlecht 20
- Schröter, Heribert, OSB, Chordirektor in Braunau 319
- Schroufek, Stanislaus (* 1914), OSB 346, 348
- Schütz, Justin Richard (* 1913), OSB 314, 316 f., 324, 326, 336, 338 f., 352
- Schuselka, Franz (1811—1886), österr. Publizist 136
- Schwanthaler, Ludwig von (1802—1848), Bildhauer 134
- Schwarz, František, tschechosl. Exilpolitiker 228, 241
- Schwarzenberg, Felix Fürst (1800—1852), österr. Staatsmann 142, 149 Anm. 34
- Schweidler, Romuald Maximilian (* 1883), OSB, Gymnasiallehrer 319, 334, 338, 352
- Schweizer, Heinrich, OSB, Chordirektor in Braunau 320
- Sealsfield, Charles, Ps. f. Karl Postl (1793—1864), Schriftsteller 119 Anm. 36
- Sedlaček, Anselm (* 1893), OSB 349
- Seibt, Karl Heinrich (1735—1806), Pädagoge 49
- Selinger, Emeran Alfred (* 1889), OSB, bischöfl. Konsistorialrat 314, 316—319, 324—326, 328, 330, 333 Anm. 34, 335, 339, 341 Anm. 45, 352
- Selinger, Siegmund, Sakristan in Braunau 319
- Selinger, Wilhelm, Pfarrer v. Qualisch (um 1940) 330
- Šembera, Alois Vojtěch (1807—1882), Historiker, Philologe u. Jurist 144, 155
- Semnonen, germ. Volksstamm 72, 75, 94
- Sequaner, germ. Volksstamm 81
- Sidonius Apollinaris (ca. 430—480), Bischof v. Clermont (ab 470) 91
- Sighard von Burghausen, Graf († ca. 1103) 19
- Sigismund, Kaiser (1410—1437), König v. Ungarn u. Böhmen 43, 47, 115, 134
- Sikorski, Władysław (1881—1943), poln. General u. Politiker 227, 229
- Silvester, OSB, Laienmönch (um 1946) 348
- Skiren, germ. Volksstamm 90
- Skoten, germ. Volksstamm 91
- Skyba, Robert (* 1912), OSB 346, 348
- Sladek, Paulus (* 1908), Augustinerchorherr, Dogmatiker 314
- Slávik, Juraj (1890—1969), tschech. Politiker 228, 242, 266
- Slotty, Ludwig (* 1885), OSB 349
- Smetana, Bedřich (1824—1884), tschech. Komponist 264
- Smetánka, Rudolf, Oberst, tschechosl. Exilpolitiker in London 241 f.
- Smutný, Jaromír (* 1892), Legationsrat, Vertrauter Beneš 219, 233, 239 f., 245, 248, 251, 257 f., 262
- Sommaruga, Franz Frhr. von (1780—1860), österr. Unterrichtsminister 146
- Sommernitz, Franz Sales (* 1880) OSB, Gymnasialprofessor 346, 348
- Sophie v. Bayern, 2. Gemahlin Wenzels IV. (1376—1425) 364
- Spengler, Oswald (1888—1936), Geschichtsphilosoph 25
- Spitzer, Josef, Bürgermeister v. Braunau (um 1940) 315
- Sporck, Franz Anton Graf (1662—1738), Literat 359
- Spurný, Gríša, Jindřich, Regierungsfunktionär d. ČSSR, Diplomat 262
- Šrámek, Jan (1870—1956), tschech. Politiker 219 f., 235, 238—242, 245, 248 f., 251, 262, 266
- Šrobár, Vavro (1867—1953), slowak. Politiker 266
- Stadion, Franz Graf (1806—1853), österr. Staatsmann 142, 151
- Stadion-Warthausen, Johann Philipp Graf von (1763—1824), österr. Staatsmann 123
- Stalin, Josef Wissarionowitsch (1879—1953), sowjet. Staatsmann 230, 233 f., 245, 247, 253—255, 257—259, 261 f., 264, 266
- Stańczyk, Johann (* 1886), poln. Politiker 233
- Stary, Simeon (* 1906), OSB 350

- Staufer 14 f., 23
 Stavěl, Cyrill (* 1921), Prior-Administrator v. Emmaus-Nursia (1970) 344, 349
 Stein, Lorenz von (1815—1890), dt. Wirtschaftswissenschaftler u. Soziologe 172 Anm. 31
 Stelmaszak, Thaddaeus (* 1902), poln. Benediktiner 351
 Stentzsch, Johann Frhr. von (1771—1827), Direktor d. Prager Nationaltheaters 116
 Sternberg, Grafen 110, 114
 Sternberg, Caspar Maria Graf (1761—1838), Botaniker 137
 Sternberg, Jaroslav von († 1277), Feldherr 115
 Sternberg-Manderscheid, Franz Joseph Graf von (1763—1830), Oberstlandkämmerer v. Böhmen 124, 126, 137
 Stifft, Andreas Josef Frhr. von (1760—1836), kaiserl. Leibarzt in Wien 130
 Stolz, Jiří (* 1898), tsched. Sozialtheoretiker u. Gewerkschaftler 236 f.
 Stonjek, Stephan Johannes Ev. (1863—1945), OSB 334, 337
 Stopfer, Roman (* 1869), OSB 349
 Stotzingen, Fidelis von, OSB, Abt Primas (um 1947) 342
 Strabo (63 v. Chr.—20 n. Chr.), griech. Geograph 72, 79, 86 Anm. 50, 94
 Stránský, Jaroslav (* 1884), tsched. Politiker 235, 239—241, 260, 262—264, 266
 Štúr, L'udovít (1815—1856), slowak. Schriftsteller 139—141, 155—157
 Sugambres, germ. Volksstamm 82 f.
 Suger (ca. 1081—1151), OSB, Abt v. St. Denis (ab 1122), Reichsverweser (1147—1149) 63, 66 f.
 Suomar, Alamannenkönig (um 358) 84
 Svátek, Josef (1835—1897), tsched. Literaturhistoriker 25
 Švehla, Antonín (1873—1933), tschechosl. Staatsmann 235
 Svoboda, Ludvík (* 1895), tsched. General 250, 256, 264
 Svoboda, Václav Alois (1791—1849), Gymnasiallehrer, Mithrsg. d. Königinhofer Handschrift 117
 Sweben, germ. Volksstamm 81 f., 88, 95, 97
 Sztovszky, Kardinal, Erzbischof v. Gran (um 1854) 147
 Taaffe, Eduard Graf von (1833—1895), österr. Staatsmann, Ministerpräsident (1879—1893) 175, 182 f., 190
 Tacitus, Publius Cornelius (ca. 55—120 n. Chr.), röm. Historiker 70, 74—76, 78 f., 86 f., 94, 97 Anm. 76
 Talleyrand, Charles-Maurice de (1754—1838), frz. Bischof u. Staatsmann 131
 Tatzel, Hugo Johannes (* 1916), OSB 336
 Tenkterer, germ. Volksstamm 82 f.
 Teutonen, germ. Volksstamm 73, 81
 Theoderich der Große, König d. Ostgoten (471/493—526) 85, 90
 Thierry, Augustin (1795—1856), frz. Historiker u. Bibliothekar 124
 Thomas von Aquin (ca. 1225—1274), Kirchenlehrer, Philosoph u. Theologe 41, 44
 Thomas Ebendorfer (1388—1464), Wiener Theologe, Univ.-Prof. u. Diplomat 134 Anm. 92
 Thun-Hohenstein, Franz Fürst (1847—1916), österr. Ministerpräsident (1898/99) 174, 193
 Thun-Hohenstein, Leo Graf von (1811—1888), österr. Staatsmann 132, 140, 142 Anm. 17, 145, 147, 151—156, 158
 Thurn, Heinrich Matthias Graf von (1567—1640), prot. böhm. Ständeführer 117
 Tiberius, röm. Kaiser (14—37) 72 Anm. 10
 Tieck, Ludwig (1773—1853), dt. Dichter u. Übersetzer 116
 Tilly, Johann Tserclaes Graf (1559—1632), Feldherr 116
 Tolde, Notker Ernst (* 1909), OSB (bis 1945) 335, 338
 Toman, Reinhold (* 1903), jugosl. Benediktiner 351
 Tomek, Václav Vladivoj (1818—1905), tsched. Historiker 146
 Totka, Franz (* 1906), OSB 348
 Toynbee, Arnold Joseph (1889—1975), brit. Geschichtsforscher 25
 Triboker, germ. Volksstamm 81 f.
 Tschitschajew, Legationssekretär d. sowjet. Gesandtschaft in London (um 1942) 231—233, 255 f.
 Tulinger, germ. Volksstamm 70 Anm. 2
 Tureček, Norbert (* 1906), OSB 350
 Uhlíř, František (* 1900), tsched. nat.-soz. Politiker 241, 262
 Umanski, sowjet. Diplomat (um 1940) 244
 Unger, Josef (1828—1913), österr. Jurist u. Politiker 200
 Unger, Petrus (* 1914), OSB 350
 Urbanek, Callistus Karl (* 1915), OSB 337, 338

- Urbaschek, Basil Wilhelm (* 1915), OSB 316, 326, 328, 336, 338, 341 Anm. 45, 352
 Usipiter, germ. Volksstamm 82 f.
 Utz, Roman Josef (* 1912), OSB 322, 328, 336, 338 f., 341 Anm. 45, 352
- Vadomar, Alamannenkönig (um 360) 85
 Valášek, slowak. Kaufmann (1. H. 19. Jh.) 140
 Valentinian I., röm. Kaiser (364—375) 84
 Valik, Gaudentius (* 1931), OSB 346
 Való, Jozef (* 1898), Parteifunktionär d. ČSSR 247, 262
 Valter, Placidus (* 1921), OSB 346
 Vangionen, germ. Volksstamm 81 f.
 Vansittart, Lord Robert (* 1881), brit. Diplomat 219 f.
 Veith, Karl, Bibliothekskustos (um 1830) 120 Anm. 39
 Velišek, Bernhard (* 1872), OSB 349
 Velleius Paternulus (19 v. Chr.—35. n. Chr.), röm. Offizier u. Geschichtsschreiber 71 f., 84, 94
 Verdier, Kardinal (um 1935) 220
 Vermandois, Grafen von 62
 Verzich, Maurus (* 1911), OSB, Abt 341—343, 345, 348, 351
 Viboch, Pavel, slowak. Gewerkschaftler u. Exilpolitiker 237 f.
 Viest, Rudolf (1890—1945), slowak. General 219
 Vinařický, Karel Alois (1803—1869), tschech. Schriftsteller 147
 Vit, Adalbert (* 1923), OSB 346
 Vlček, Jaroslav (1860—1930), tschech. Literaturhistoriker 159
 Vlček, Václav, tschech. Beamter (Mitte 19. Jh.) 159
 Vogelsang, Karl Frhr. von (1818—1890), kath. Sozialreformer 175
 Volkmann, Wilhelm Fridolin Ritter von (1821—1877), Philosoph u. Psychologe 163
 Vostál, Prokop (* 1909), OSB 350
 Vrbenský, Bohuslav (1882—1944), Arzt, tschech. soz.-dem. Politiker 259
 Vykoukal, Ernst, OSB, Abt von Emmaus (vor 1945) 341 Anm. 47
- Wacho, König d. Langobarden (ca. 510—540) 95
 Walczak, Bernhard (* 1914), poln. Benediktiner 351
- Waldburg-Zeil, Reichsministerialengeschlecht 20
 Waldstein, Grafen 118, 128
 Wallenstein, Albrecht von (1583—1634), Fürst, kaiserl. Feldherr 116, 118, 359
 Walther von der Vogelweide (ca. 1170—ca. 1230), Minnesänger u. polit. Dichter 18 f., 23
 Wandalen, germ. Volksstamm 88 f.
 Wartenberg, Johann von († 1316), Statthalter v. Mähren 360
 Weakland, Rembert, Abt Primas v. St. Anselmo in Rom (1970) 344
 Welf VI., Herzog v. Bayern (1070—1101) 20
 Welfen, Geschlecht 66
 Welsler, Philippine (1527—1580), Gemahlin Erzherzog Ferdinands 117 f.
 Wenilo, Erzbischof v. Sens (um 858) 66
 Wenzel, dt. König (1378—1400), als König v. Böhmen Wenzel IV. (1378—1419) 115, 119 Anm. 37, 133, 357, 361, 364
 Wenzel, Hieronymus (* 1904), OSB, Prior 349
 Werner III. von Bolanden († 1221/2), Reichstruchseß 23
 Widmann, Max (1812—1895), bayer. Bildhauer 134
 Wieland, Christoph Martin (1733—1813), dt. Dichter 116
 Wikinger, nordgerm. Volksstamm 86, 92, 94
 Wilhelm von Tyrus (1130—nach 1186), Geschichtsschreiber d. Kreuzzüge 42
 Wilhelm, Abt v. Braunau (1922—1926) 332
 Winant, amerik. Diplomat (um 1942) 231
 Windischgrätz, Alfred Fürst zu (1787—1862), österr. Feldmarschall 140, 156
 Winter, Gustav (1889—1943), tschech. Politiker u. Journalist 219, 237
 Witigonen 269
 Witte, Felix, Prediger (um 1940) 318 Anm. 12 a
 Witte, Marcellus Wilhelm (* 1897), OSB 320, 322, 328, 335, 339, 352
 Wittelshöfer, Otto, österr. Politiker (um 1900) 193
 Witzel, Georg (1701—1773), kath. Reformtheologe 48
 Władisław II. Jagiełło, König v. Polen (1386—1434) 125
 Wladislaw, Fürst von Opeln (um 1365) 361
 Wölfelin von Hagenau, Schultheiß (1. H. 13. Jh.) 19
 Wolfram von Eschenbach (ca. 1170—ca. 1220), Dichter 18, 23

- Wolny, Gregor Thomas (1793—1871),
 mähr. Historiker 118
 Wrabetz, österr. Abg. (um 1886) 190
 Wurmbrand-Stuppach, Ladislaus Gundacker
 Reichsgraf von (1838—1901), österr.
 Staatsmann u. Anthropologe 195
 Wystrychowski, Andreas (* 1912), poln. Be-
 nediktiner 351

 Záborský, Jonáš (1812—1876), slowak. Re-
 dakteur 142
 Zallinger, österr. christl.-soz. Politiker 175

 Zaremba, Ceslaus (* 1904), poln. Benedik-
 tiner 351
 Zell, Katharina, geb. Schütz (1497—1562),
 Diakonissin 47 f.
 Zenkl, Petr (* 1884), tschech. Politiker 251,
 261 f.
 Zichy-Vásonykeö, Karl Graf von (1753—
 1826), österr. Minister 123
 Zink, Lubor, tschech. nat.-soz. Exilpolitiker
 241
 Žižka von Trocnov, Jan (ca. 1370—1424),
 Hussitenführer 134
 Zorin, Valerian Alexandrowitsch (* 1902),
 sowjet. Diplomat 256